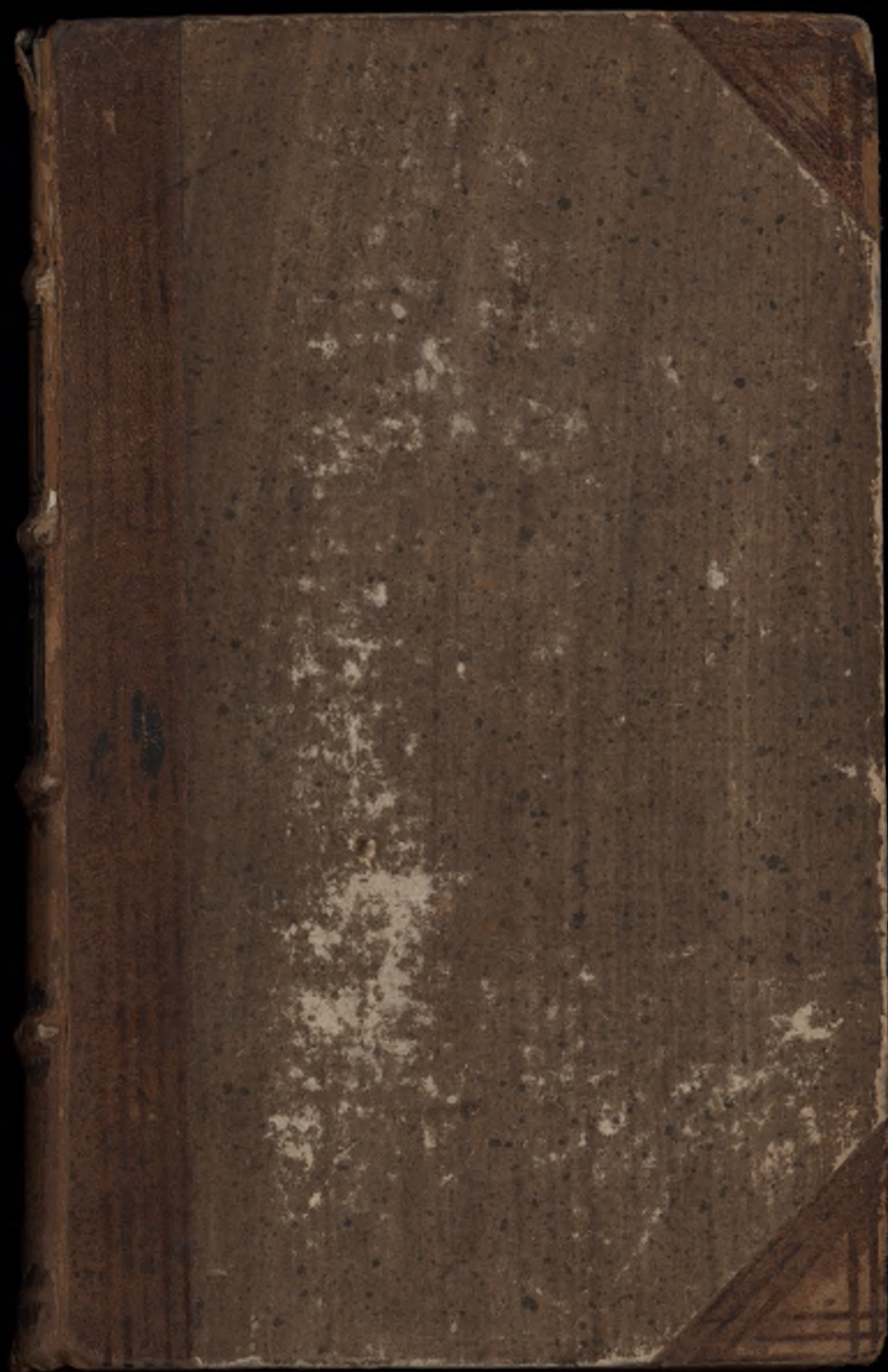




WBP
Opole

KSIEGARNIA
ANTYKWARIAT

DOM
KSIAZKI
DOM

450

528400 F
XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

WIMBP
Opole
2210st

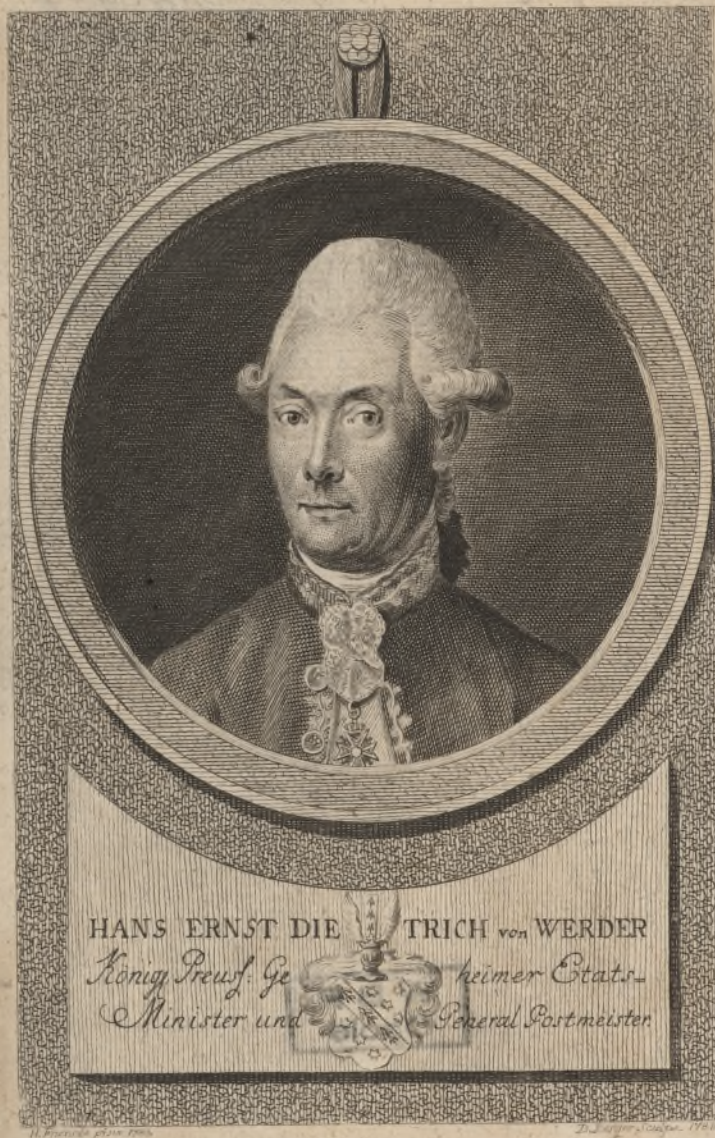
2180st/XXXVII

No 494.

Magistrat
zu Palschew



WBP
Opole



Oekonomisch = technologische
Encyclopädie,
 oder
 allgemeines System
 der
 Stats- Stadt- Haus- und Land- Wirthschaft,
 und der Kunst- Geschichte,
 in alphabetischer Ordnung;

von
D. Johann Georg Krünik,
 der Russisch- Kaiserl. freyen oekonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg
 Mitglied, der kön. preuss. gelehrten Gesellsch. in Frankf. an der Oder Beysitzer,
 der Götting. deutschen Gesellschaft, der Oberlausitzer Bienen-Gesellschaft, und
 der Leipz. oekonom. Soc. Ehren- Mitglied, wie auch der oekonom. patriot.
 Soc. in Schlef. ordentliches Mitglied und Correspondent.



Sieben und dreyßigster Theil,
 von Ker bis Zink.
 Nebst 4 Kupfertafeln auf 1 Bogen.

Mit Königl. Preussischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1786.
 bey Joachim Pauli, Buchhändler.



K. R.

Kerb, Holz, Kerb-Stock, Nieders. Karnstock, Karnstock, Schwed. Karfstock, an einigen Orten Kabisch, L. Bacillus fissus, Teller lignea, Fr. Taille, Ochse, ein noch im gem. Leben übliches schmales dünnes Holz, worein man Kerben schneidet, und welches an statt geschriebener Rechnungen dient, gewisse Posten oder Summen zu merken. Dergleichen Kerb-Hölzer werden noch auf dem Lande mit den Fröhnern, mit den Dreschern, Müllern, im Bergbaue, u. s. f. an statt der schriftlichen Rechnungen gehalten. Es bedienen sich ihrer auch die französischen Bäcker bey dem Verkaufe des Brodes, um die Anzahl der Brode zu rechnen, welche sie auf Borg geben. Der lange Theil des Kerb-Holzes, welchen der Verkäufer behält, heißt Souche; der kleine, welchen der Käufer allezeit mitbringt, échantillon. Etwas auf das Kerbholz schneiden, Fr. marquer sur la taille. Rechnung mit Kerbhölzern führen, Fr. ocher.

Das Kerb-Holz oder der Kerb-Stock, besteht aus zwey langen, schmalen und dünnen Hölzern, deren einer

R/76/75/84

nes von dem andern so gespalten ist, daß, wenn sie zusammengefüget werden, dieselben die alte ganze Figur vorstellen; auf beyde aber werden die Kerben ausgeschnitten, so daß, wenn sie zusammengefüget sind, sie gerade und genau auf und in einander passen, und also weder der Gläubiger, noch der Schuldner, wenn dieselben sich solcher Hölzer bedienen, mehr auf- oder abschneiden kann. Oder, es sind solche ein unter zwey Personen getheilte Stock, welche Theile, wenn sie hernach zusammen gehalten werden, durch die mit einem Messer darein geschnittenen, oder mit einer subtilen Feile eingeseilten Kerben zeigen, was der eine von dem andern empfangen hat, und jener diesem schuldig ist. Jeder Theil behält sodann das seinige in Verwahrung. Wenn der Stock des Gläubigers mit dem Einsatze des Schuldners überein trifft, machen sie einen vollkommenen Beweis aus. Wer ein solches Kerb-Holz verläugnet, wenn der Gegentheil das seinige vorzeigt, ist schuldig, sich deshalb eidlich zu befreyen.

Kerb-Hölzer beweisen eben so viel, als Privat-Schriften (*), wenn nur nicht gar zu unordentlich in einem Kerb-Stock alles zusammen eingeschnitten worden ist, sondern in dem einen die Einnahme, und in dem andern die Ausgabe.

Wenn aus dem Einschnitte eine Falschheit erscheint, ins besondere, wenn in dem einen Kerb-Stock mehr Schnitte sind, als in dem andern, werden sie in keine Achtung gezogen. Doch wird nicht der ganze Kerb-Stock ungültig, sondern nur derjenige Theil, wo die Kerben nicht mit einander passen, weil man sonst das Richtige mit dem Unrichtigen zugleich verwerfen würde.

Selbst die im Gebiete des russischen Gouvernements und ehemahligen Königreiches in Asien, Casan, wohnhaften heidnischen Völker, die Tscheremissen, Tschuwaschen und Botiaken, nehmen bey Schuld-Ver-

(*) *Сарызов*. P. 2. c. 4. d. 7.

Schreibungen zwey Kerb-Stöcke, die sich in einander passen, und schneiden auf dieselben so viel Kreuze oder Striche, als die Summe des Geldes in Griven und Kopeken beträgt. Ein jeder, der Gläubiger und Schuldner, schneidet auf seinem Kerb-Stock zu Ende, wo die Kreuze und Striche aufhören, sein angenommenes Zeichen statt der Handschrift. Die Zeichen sind z. B. γ , Δ , $\downarrow$, λ , π , u. d. gl. wie es einem jeden in den Sinn kommt, dergleichen eines zu wählen, dessen er hernach bey aller Gelegenheit, wo eine Unterschrift nöthig ist, sich zu bedienen pflegt. Darauf werden die Kerb-Stöcke gegen einander ausgewechselt, und sind bey ihnen so gültig, als bey uns die kräftigsten Verschreibungen. Doch geht solches nur in Geld-Summen, die nicht über 10 Rubel sich belaufen, an.

Müllers Samml. russischer Geschichte, 3 B. St. Petersburg. 1758. S. 37 f.

Bei uns werden dergleichen Kerb-Hölzer auf dem Lande gemeinlich mit den Fröhnern gehalten, und ihnen die gethanen Frohn-Tage daran geschnitten. Haben sie nun ihre Dienste völlig verrichtet, so schneidet man, gleichsam an statt der Quittung, die Kerben auf den zusammen gelegten zwey Theilen glatt und gleich aus. Auch thut eine Herrschaft wohl, wenn sie ihrem Beamten oder Verwalter befiehlt, mit den Dreschern auf jeder Tenne ordentliche Kerb-Hölzer zu halten, und bey jedem Aufheben auf der einen Kante die Anzahl der Schocke, auf der andern aber die Scheffel, oder das Maß in Körnern, richtig anzuschneiden, damit sie hernach mit des Beamten Rechnung verglichen, und alle Unterschleife, welche etwa mit unrichtiger Aufschreibung der Aufheben vorkommen möchten, verhütet werden können. Es sollen aber hierzu die Drescher billig eidlich verpflichtet seyn (*).

U 2

Daß

(*) *Sam. Stryck diss. de bacillis fassis*, 1676, c. 3. n. 24. *Hopp. ad* §. 8. J. de excus. tut. vel curat. verb. quamvis,

Daß unsere Vorfahren kluge Köpfe gewesen seyn, beweiset allein der Kerb = Stock. Keine Erfindung ist simpler und größer, als diese. Die Italianer mögen sich mit ihrer Kunst, Buch zu halten, noch so groß dünken: so geht sie doch immer dahin, daß einer den andern zum Schuldner schreiben kann; daß der Mann, welcher borgt, von seines Gläubigers Redlichkeit oder Willkür abhängt, an statt daß bey dem Kerb = Stocke Schuldner und Gläubiger gleiche Versicherung haben, sich beständig controlliren, und einander nicht betriegen können.

Was wird häufiger geschworen, als Eide über Handelsbücher, besonders, nachdem auch so gar Handwerker zugelassen wurden, Buch zu halten, und ihre Rechnungen zu beschwören! Wie mancher Kaufmann hat oft das Seinige verloren, oder dem andern aus Irrthum oder Vorsatz zu viel gethan, nach dem er sich ein oder kein Gewissen daraus gemacht hat, alles dasjenige zu beschwören, was seine Ladens Diener oder Jungen, oder wohl gar eine Frau oder Magd, zu Buche gebracht haben! Wie mancher kostbare Proceß ist nicht darüber geführt worden, ob und wann der Bestärkungs = Eid in solchen Fällen zu zulassen sey! Alles dieses hatten unsere Vorfahren bey dem Kerb = Stocke nicht zu befürchten.

Insgemein glaubt man jetzt, der Kerb = Stock habe nur gebient, um Rechnung über Milch, Bier, Brod und andere Sachen, welche ein gewisses fest stehendes Maß haben, zu führen. Allein dieses ist irrig. Der Kerb = Stock war das älteste Dienst- und Pacht = Register; und nichts ist leichter, als solchen auch bey andern Waren, welche für Geld verkauft werden, einzuführen. Wenn die Kerbe auf einer Seite einen Thaler, auf der andern einen Groschen, und auf der dritten einen Pfennig bedeutet, so kann der Landmann dasjenige, was er täglich und zur Nothdurft gebraucht, völlig darauf verwahren.

Wie wäre es also, wenn wir das Recht einführen, daß künftig alle Krämer und Handwerker, welche außerhalb geschlossenen Orten wohnen, und folglich nur mit Sachen von der höchsten Nothdurft handeln, niemahls zur eidlischen Bestärkung einer Rechnung zugelassen werden sollten? wenn sie angewiesen würden, mit den Landleuten, welchen sie borgen, nicht anders als auf einem Kerb = Stocke zu handeln. Sollte dieses nicht besser seyn, als der eingeschliche-

ne

ne Gerichtes = Gebrauch, nach welchem jeder Mann, der mit Schwefelhölzern handelt, ja so gar jeder Stellmacher, Schmid oder andere Handwerker, sich einen andern zum Schuldner schwören kann.

Hrn. geh. Just. R. M. S. ser's patriot. Phantasien, 2 Th. Berl. 1778, gr. 8. S. 144, f.

Auch bey den Berg = Aemtern wurden in den alten Zeiten, da die Steiger nicht schreiben konnten, dergleichen Kerb = Hölzer gebraucht, die Berg = Kosten daran anzuschneiden, welches der Geschworne verrichten mußte; da denn der Steiger das eine Stück zu sich nahm, das andere aber in dem Berg = Amte liegen blieb; daher die Redens = Art, die Kosten anschneiden, kommt.

In einer andern Bedeutung und Absicht bey dem Bergwerkswesen, ist das Kerb = Holz ein 1 bis 1½ 3. langes, und bis 1 3. breittes, Stückchen Holz, worauf des Berg = Meisters Nahme auch wohl Schlägel und Eisen gebrannt ist. Dieser Kerb = Hölzer bedient sich der Berg = Meister als einer Citation, oder Vorladung. Wenn er dem Berg = Manne ein Kerb = Holz schickt, muß dieser darauf vor ihm oder in dem Berg = Amte erscheinen. Es werden insgemein zweyerley Kerb = Hölzer geführt, weiße und schwarze. Die weißen werden statt der Vorladung gebraucht; die schwarzen aber, wenn der Berg = Meister einen Berg = Arbeiter, oder sonst der Berg = Gerichtbarkeit unterworfenen, mit Gefängniß bestrafen will; denn wenn er demselben ein schwarzes gibt oder schickt, muß er in das Gefängniß gehen.

Bey den Leinwebern, heißen Kerb = Hölzer zwey Hölzer, die über den Schäften des Leinweber = Stuhles an einem Stabe befestigt sind, welcher auf den Armen des Stuhles ruhet. Sie haben nach ihrer Länge verschiedene starke Kerben, in welche die Kloben der Schäfte mit einer Schnurschleife gehängt werden.

Diese Hölzer mit ihren Kerben dienen dazu, die Schäfte höher oder niedriger zu hängen, nach dem die Lage der Kette und ihr Fach es erfordert. Siehe Th. XXXVI, S. 43.

Kerb = Stock, s. den vorhergeh. Artikel.

Kerb = Weh, ein Zufall, welchen das Rindvieh an den Füßen, in der Kerbe oder Spalte zwischen den Klauen bekommt, da dieser Spalt schwillt und wund wird. Ich werde davon unter den Zufällen der Klauen des Rindviehes, im Art. Klauē handeln.

Kerb = Zettel, ausgeschnittener Zettel, L. *Schedula incisa* eine vornehmlich ehemals übliche Art von Urkunden, da man zwei gleichlautende Urkunden auf einander legte, und einerley Kerben darein schnitt, um in streitigen Fällen die ächte Richtigkeit derselben zu beweisen. Oft wurde auch eine einzige Urkunde durch solche Kerb = Schnitte in zwei oder mehrere Theile getheilet, und solche den Parteyen in eben dieser Absicht übergeben. Im mittlern Lat. heißen sie *Chartae dentatae*, *indentatae*, *Dentaturae*, u. s. f.

Man hatte ehemals die Gewohnheit, eine getroffene Verabredung zwey Mahl auf einem Blatte Papier oder Pergament zu schreiben, und solches mit einer Schere in der Mitte nicht gerade durch, sondern schlangenweise, wolkenweise, zahn- oder kerbweise, von einander zu schneiden, wovon jeder der Contrahenten ein Exemplar bekam. Man pflegte auch zuweilen ein Wort in der Mitte durchzustreichen, und alsdann das Blatt durchzuschneiden. Ein solches von einander geschnittenes Blatt hieß eine Certe oder Zerte, ingleichen eine Partite, welche Benennung besonders in Frankreich bekannt ist. Wenn solche Zettel mit den Einschnitten in einander passeten, machten sie, wie die Kerb = Hölzer, einen vollkommenen Beweis desjenigen aus, was darin versprochen oder verabredet war; und derjenige, welcher ein solches Instrument empfangen zu haben

länge

läugnete, mußte solches eidlich erhärten. Daher entstand das Sprichwort: Schwarz auf Weiß scheidet die Leute, wodurch angezeigt wird, daß es weiter keines Streitens bedürfe, wenn jemand den andern durch Vorzeigung einer solchen schriftlichen Urkunde überführen kann; welche Meinung in verschiedenen Statuten von berühmten Städten enthalten ist (*). Heut zu Tage sind die Kerb = Zettel nicht mehr so im Gebrauche, ja in einigen Ländern bey dem Kaufen und Verkaufen gar verboten; doch kann das gedachte Sprichwort auch noch h. z. T. von allen schriftlichen Urkunden, welche auf eine rechtsbeständige Art aufgesetzt sind, verstanden werden.

Kerbats, eine Art schlechter gemahlter persischer Katune, die vornehmlich aus Jeschi und Tachan kommen.

Kerbe, (die) Fr. *Coche* *Cr.* *Entaille* *E.* *entaille*, *H.* *che* eine eingeschnittene, unten spitzig zugehende Vertiefung in einem Körper, besonders wenn sie sich in die Länge erstreckt. Eine Kerbe in etwas machen, schneiden, feilen, häuen. Die Kerbe unten an einem Pfeile, welche in die Sehne paßt. Eine Kerbe in eine Schachrel schneiden, damit der Bindfaden nicht abgleite. In die Kerbe pflöpfen, bey den Gärtnern, das Pflöpfreis in eine in den Stamm gehauene Kerbe befestigen.

Im Nieders. *Karve*, im Dän. *Karv*, im Engl. *Kerf*. Im Oberdeutschen ist es auch männliches Geschlecht, der Kerb, oder der Kerben. In Nieder = Sachsen lautet es auch *Karn*, *Kern*, und *Karte*, und bedeutet alsdann auch ein ausgeschnittenes Stück; ein Kern Säring, ein abgeschnittenes Stück.

Daher **kerben**, überhaupt schneiden, in welcher Bedeutung es veraltet ist, indem in einem Falle dafür in den gemeinen Mund = Arten mit dem vorgesezten

A 4

Zisch:

(*) *Stryck de bacillis fissis*. *Wehner*, in *obst. pract. voc. Kerb* *Hölzer*.

Zisch = Laute noch scherben üblich ist. In engerer Bedeutung, eine Kerbe oder Kerben machen, besonders in den Zusammensetzungen: **Ankerben**, 1. anfangen zu kerben; 2. vermittelt einer Kerbe an etwas bemerkten. **Etwas ankerben**, es an das Kerb = Holz schneiden. **Auskerben**, mit Kerben versehen. **Ausgekerbte Schilde in der Wapenkunst**. **Einkerben**, 1. Kerben in etwas machen; eine Schachtel, einen Fisch einkerben; 2. vermittelt einer Kerbe einzeichnen; eine Schuld einkerben, sie in das Kerb = Holz schneiden. Das einfache ist in dem Mittelworte **gekerbt** am üblichsten, mit Kerben versehen, oder doch solchen Dingen ähnlich. **Gekerbte Blätter**, dergleichen der Kerbel, die Dille, der Fenchel, u. s. f. haben.

Im Nieders. **Karven** und **Karnen**, im Engl. **ceorfan**, im Dän. **karve**, im Schwed. **karwa**, im Lettischen **kerpu**, welche theils verschneiden, abschneiden, bedeuten. Es kam hier von dem im Deutschen veralteten **Karen**, schneiden, ab, welches noch in dem Griech. **καρην** schneiden, in dem Hebr. **קרה**, graben, schreiben, und in unserm **scheren** vorkommt. Siehe auch **Gehren**, im XVI Th. S. 668, der **Karren** 2, im XXXV Th. S. 163, **Karst**, eb. das. S. 201, **Ann**, u. a. m.

Kerben = Maul, s. **See = Zase**.

Kerben = Muschel, **Nieß = Muschel**; s. **Muschel**.

Kerbel, eine Pflanze mit fünf Staubfäden und zwey Staubwegen, wovon diejenige Art, welche in den Gärten gezeuget, in den Küchen gebraucht, und zum Unterschiede von andern Arten, auch **Garten = Kerbel** genannt wird.

Im g. L. wird dieses Wort oft, aber unrichtig, **Körbel** geschrieben und gesprochen. In den monseischen Glossen lautet es **Chervolla**, im Nieders. **Karvel**, im Angels. **Cerfille**, im Engl. **Chervil**, im Franz. **Cerfeuil**, im Böhm. **Kerblik**, im Ital. **Cerfoglio**, **Cerfolio**, im Dän. **Korfwel**, im Schwed. **Kerfwel** und **Kiörfvel**. Entweder aus dem Lat. und Griech. **Chaerophyllum** und **Cerfolium**, weil die zahme Art dieser Pflanze aus Italien zu uns gekommen ist, oder

un-

unmittelbar von **Kerben**, wegen ihrer eingeferbten Blätter, wovon auch der griech. und latein. Name abstammen. Siehe **Garbe** 1, im XVI Th. S. 128, **Ann**.

Kerbel, **Kervel**, **Körbel**, **Körbelkraut**, oder **Körfel**, sind zwar gleichbedeutende Namen; doch hat man damit mehr als Eine Art belegt, welche von den Schriftstellern, unter verschiedenen Gattungen angeführt werden. Man findet bey **Tournefort** und **Andern**, drey nahe verwandte Gattungen, nämlich **Chaerophyllum**, **Scandix**, und **Myrrhis**; und weil die neuern Kräuter = Lehrer in Beybehaltung und Bestimmung derselben nicht mit einander überein kommen, will ich von diesen allen hier zugleich kürzlich handeln. Bey allen dreyen hat die allgemeine Doldo keine Hülle, und die besondere besteht aus vielen Blättchen; auch die Blumenblätter sind bey allen sich selbst nicht ähnlich, sondern von verschiedener Größe, auch findet man gemeinlich in der Mitte der Doldo einige männliche Blumen. Der Haupt = Unterschied nach **Tournefort**, **Ludwig**, und **Andern**, welche diesen folgen, besteht in dem Samen. Es ist derselbe zwar auch bey allen dreyen lang und dünn, bey dem **Scandix** aber ist derselbe gestreift, und mit einem besondern Fortsatz verlängert, daher, im Ganzen betrachtet, viel länger, als bey der **Myrrhis** und dem **Chaerophyllum**; bey diesen ist der Fortsatz zwar auch zugegen, aber viel kürzer; überdies sind die **Myrrhis** = Samen der Länge nach ausgefurcht, bey dem **Chaerophyllum** aber glatt. **Scopoli** hat diese drey Gattungen des **Tournefort** auch beygehalten, und dieselben gleichfalls nach den Samen unterschieden. **Myrrhis** hat lange, mit 5 scharfen rauhen Ecken besetzte Samen; bey dem **Scandix** sind solche lang, oberwärts dünn, und endigen sich in einen geraden Griffel; bey dem **Chaerophyllum** aber glatt, lang, glänzend, und mit dem rückwärts gebogenen Griffel besetzt. **Linne** hat die **Myrrhis** = Gattung ganz ausgerottet, die Arten

unter die beyden andern vertheilt, und diejenigen Dolden-Gewächse, welche eine umgebogene vertiefte Hülle, herzförmige, einwärts gebogene Blumenblätter, und längliche, glatte Samen besitzen, *Orophylum*, diejenigen hingegen, welche eine gestrahlte Krone, oder an den äußern Blümchen größere und gespaltene Blumenblätter, in der Mitte gemeinlich nur männliche Blumen, und pfriemenförmige Samen zeigen, *Scandix* genannt. Diese Unterscheidungs-Zeichen aber haben Hrn. v. Haller nicht deutlich gesehen; daher derselbe vielmehr auf die Samen allein gesehen, und in der neuern Ausgabe der Schweizerischen Pflanzen-Geschichte zwar auch nur zwey Gattungen beibehalten, und der einen, welche den Namen *Cerfolium* führt, schnabelförmige, oder mit einem Fortsatze verlängerte, nicht ausgefurchte, glatte, der andern aber, welche er *Myrrhis* genannt hat, ausgefurchte Samen zugeeignet, und nach diesem Merkmale die Arten ganz anders, als Linné, geordnet hat. Indessen gesteht doch Haller, daß es am besten seyn würde, wenn man diese Gattungen und die Arten derselben alle mit einander vereinigte, indem doch bey einer und der andern Art, insonderheit dem *Chaerophyllo aureo*, zweifelhaft ist, ob dieselbe unter *Scandix*, oder unter *Chaerophyllum* zu rechnen seyn dürfte. Daher auch Cranz alle diese Unterscheidungs-Zeichen gänzlich verworfen, und diese drey Gattungen unter dem Namen *Chaerophyllum* mit einander vereinigt, und den schnabelförmigen, spizig zulaufenden, und mit dem stehen bleibenden Griffel besetzten Samen zum allgemeinen Kennzeichen angenommen hat. Ob ich nun gleich dieser Vereinigung am liebsten beypflichten möchte, will ich doch auch hier Hrn. v. Linné folgen, die Arten nach den zwey Gattungen anführen, die *Myrrhis*-Arten, oder den so genannten *Myrrhen-Kerbel* oder *Möhren-Kümmel* darunter vertheilen, und dessen *Chaerophyllum Kerbel*, *Scandix* aber

Nadel-Kerbel nennen. Zum Kerbel rechnet Linné 8 Arten, von welchen ich folgende bemerke.

1. Der wilde Kerbel, *Kerbel-Kern*, *wilde Myrrhen-Kerbel*, *Myrrhen-Schierling*, *Kälberkern*, *Kälberkropf*, *Ahypocistis*, *Busch-Nödre*, an einigen Orten auch *Schere* genannt, *Myrrhis sylvestris*, *feminibus laevibus* C. B. *Cicuta vulgaris* J. Bauh. Dod. *Chaerophyllum sylvestre perenne*, *cicutae folio* Tourm. *Chaerophyllum* f. *Cerfolium sylvestre perenne*, *feminibus laevibus nigris* Moris. *Chaerophyllum* *feminibus laevibus nigris*, *petiolis rameis aequalibus* Royen. *Chaerophyllum* *feminibus laevibus nigris*, *nervo foliorum subhirsuto* Hall. *Chaerophyllum* *sylvestre*, *caule laevi striato*, *geniculis tumidiusculis* Linn. Fr. *Cicutaire*. Diese Pflanze ist in Obst- und andern Gärten, auch auf Aeckern, Wiesen, in Hecken und an Zäunen in ganz Europa ein sehr gemeines Unkraut, wo es im Apr. und May blühet. Seine Wurzel ist dick, lang, weiß, und von einem scharfen, etwas gewürzhaften Geschmacke. Der dicke, röhrige Stängel ist mit abgesetzten knotigen oder aufgeblasenen Gelenken abgetheilt, gestreift und etwas rauh anzufühlen. Die Blätter sind groß, die untersten zuweilen $\frac{1}{2}$ Elle lang, in vielfache Nester getheilt, gleichsam dreysach gefiedert, und die Blättchen vier- oder fünfsach scharf eingekerbt, glatt, die dickere Rippe aber ist mit Haaren besetzt; zuweilen sind auch die ganzen Blätter haarig. Die Haupt- oder allgemeine Blumen-Dolde hat entweder keine Einwickelung, oder es steht an derselben nur ein einziges Blättchen; die kleinern aber sind mit 5 bis 7 enfförmig zugespizten, etwas rauhen Blätttern umgeben, welche sich mit der Zeit rückwärts biegen, und davon das äußere größer ist, als die übrigen. Die fünf weißen, oft auch röthlichen, Blumenblätter sind ganz, oder nur eingekerbt, und an den Randblümchen von verschiedener Größe. Die glatten, langen, glänz-

zenden und dunkel gefärbten Samen zeigen eine kleine, kaum merkliche Rinne.

Die Pflanze wächst auf den Fleckern unter dem Speiße-Kümmel; von diesem aber ist sie durch ihren besondern Umschlag, welcher aus dreyfaltigen, breitem, flossfederartigen Blättchen besteht, die sich nicht bis an die Basis durchkreuzen, und durch ihre pfriemensförmige Samenkörner leicht zu unterscheiden. Von dem gefleckten Schierlinge unterscheidet sie sich an der mangelnden allgemeinen Hülle, und dem ungefleckten Stängel.

Weil der wilde Kerbel oder Kälverkropf sich in Obst- und Gras-Gärten, und auf Wiesen gar sehr verbreitet, sucht man ihn gern zu vertilgen, und zwar um so mehr, weil, wo derselbe häufig wächst, einen guten fruchtbaren Boden anzeigt, welcher zu andern nützlichen Kräutern angewendet werden kann. Denselben in einem einzigen Jahre zu vertilgen, ist nicht möglich; allein, in einigen Jahren denselben in einem Gras-Garten gänzlich auszurotten, kann mit leichter Mühe und wenigen Kosten bewerkstelliget werden, da er keine kriechende, sondern spindelförmige Wurzel hat, und sich mehr durch den Samen, als durch seine Wurzel, verbreitet. Man lasse daher im Frühlinge, ehe derselbe in Stängelschießt, die großen Pflanzen desselben sorgfältig ausgraben. Dieses kann alsdann leicht geschehen, weil die Wurzeln noch dick und saftig sind, und nicht leicht Haupt-Wurzeln davon in der Erde zurück bleiben. Dadurch wird man schon vielen Platz zu andern nützlichen Kräutern gewinnen, womit man die leeren Plätze besäen kann. Die kleinern Pflanzen lasse man bis zum künftigen Jahre stehen, da man sie denn eben so behandeln kann. Man muß aber vornehmlich dahin sehen, daß keine von den zurück gebliebenen Pflanzen blühe und Samen trage, weil ohne diese Vorsicht alle angewandte Mühe, dieses Unkraut gänzlich auszurotten, vergeblich ist. Man lasse also die Stängel, ehe sie blühen, sorgfältig abschneiden,

da:

damit durch den Samen keine junge Pflanzen weiter erzeugt werden.

Nach J. Röhrne Vorschlag, sticht man im Frühjahre, so bald die Wurzel Kraut hervor getrieben hat, dieselbe, wenn man sie entdeckt, ab, welches einer, der die Schaufel nur einiger Maßen fertig zu führen weiß, ganz leicht bewerkstelligen kann. Man hält nämlich die Schaufel etwas schräger, als wenn man graben will; in dieser Lage sticht man, nahe bey dem Kraute in die Erde, in solcher Richtung, daß das oberste Ende oder die Krone von der Wurzel getroffen und abgestochen wird, welches daran zu erkennen ist, wenn die Schaufel ein wenig vorwärts aufgebogen wird. Auch kann das oberste Ende, über die Krone, mit den Fingern aus der Erde genommen werden, und alsdann ist man seiner Sache gewiß. Das unterste Ende von der Wurzel wächst nicht wieder aus. Man hat auch wohl gesehen, daß einer verschiedene Mal, aber immer etwas tiefer, gestochen hat, um desto gewisser die Wurzel zu treffen, wie es sich denn auch gefunden hat, daß sie an einigen Orten in Stücke zerstoßen gewesen ist. Mit dieser Behandlung wird fortgefahren, bis keine einzige mehr zu finden ist; und sollte sich hin und wieder auch eine kleine Wurzel versteckt haben, so wird solche in dem folgenden Frühjahre auf eben die Art verfolgt.

54 und 63 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1783.

Die Pflanze hat einen niedrigen, fast stinkenden Geruch; und da das Kraut auch ohne dies eine Ähnlichkeit mit den Blättern des gefleckten Schierlings hat, so hat man daher vielleicht geschlossen, daß sie giftig sey, und will angemerkt haben, daß der Genuß der Wurzel, wenn sie im Winter ausgegraben wird, in dem menschlichen Körper Verwirrung der Sinne, tiefen Schlaf, Bangigkeit, Trägheit, Wuth und Berauschung verursacht habe; aber kein einziger Fall in den Geschichtsbüchern der Aerzte beweiset, daß derselbe tödlich gewesen sey.

Myrrhis, species *Cicuta terrestris*, non ita deleteria, vti *Cicuta palustris*, oder, daß der wilde Kerbel, Myrrhen-Schierling, so schädlich nicht sey, als die *Cicuta palustris*, oder der Schierling, s. im 22. Bst. der bresl. Samml. Nov. 1722, S. 575, 589.

Ob gleich diese Pflanze in Kamtschatka eine sehr gewöhnliche Speise, und in Deutschland ein unschädliches Futter für Rindvieh und Schafe ist, so soll doch, wie Gmelin, in seiner Flora Sibirica meldet, die Wurzel den Ochsen in Sibirien tödlich seyn.

Ehrhard versichert, daß die Pflanze ohne Schaden von den Kühen verzehret werde. Hr. Pred. (*) Grassmann erzählt, wie er den Kälberkropf zum Viehfutter nütze, folgender Maßen. „Verständige Landwirthe haben selbst tief einschlagende ausländische Gewächse schon von langen Zeiten her, zu nutzen gesucht. Ich besitze selbst ein Stück Land, so einen sandigen Grund in der Oberfläche und einen lehmigen in der Unterlage hat, welches, wegen der darauf gesetzten Obstbäume, eingeheget ist. Auf selbigen haben meine Vorfahren ein Gewächs, das fast nicht auszureiten ist, herauf gebracht. Man nennt es hier zu Lande Kälberkropf (*Pastinaca sylvestris*). Das Kraut hat eine große Ähnlichkeit mit dem, so der Kummel hervor bringt, nur daß es ein dunkler Grün hat. Wenn man dieses Kraut nicht, sobald es etwa einen Fuß hoch, abhaut, so erhält es, wie der Kummel, einen Stengel, und auch dieser ist, wenn er grün vorgeleget wird, dem Rindvieh noch angenehm und gedeylich. Fängt aber dieser Stengel an bereits Saat zu setzen, so ist er zu hart, und nur noch das daran vorhandene Kraut zum Futter zu gebrauchen. Dieser Stengel wächst öfters einige Ellen hoch. Ich bediene mich dieses Krautes zum Futter für die Kühe, Kälber und Schafe, sehr vortheilhaft, besonders da es zeitiger als das gewöhnliche Gras in die Höhe schlägt, und gewinne, nach dem Umfange dieses Landes, einen ziemlichen Vorrath von Dünger. Wenn ich es aber für nöthig finde, dieses Gewächs mit den Wurzeln auszugraben, so gebrauche letztere zum Futter für die Schweine.

Ich

(*) In seiner Abb. ein Land, in Ermangelung des Düngers, fruchtbar zu machen und fruchtbar zu erhalten, im 2 B. des Strals Magaz. Berl. und Strals. 1772, 8. S. 95, 199. Allein, darin irret Hr. G. daß er diese Pflanze *Pastinaca sylvestris* nennt.

„Ich habe diesen Kälberkropf jährlich 4 bis 5 Mal abhauen können, und weder ich noch meine Vorfahren sind jemahls dahin bedacht gewesen, dieses Land auch nur mit etwas Dünger zu belegen, da es ohne Zweifel noch mehr austragen würde. Auch dieses ist noch anzumerken, daß es sich selbst unter den stärksten Bäumen erhält, und durch andere flache Wurzel schlagende Gras-Arten nicht zurück halten läßt, sondern selbige vielmehr vertreibt. Da es wenigstens über 30 Jahr gestanden, und man keine Abnahme verspüret, so schließe hieraus, daß sich entweder die Wurzeln so lange halten, oder von denen an einigen Orten, nahe an den Stämmen der Bäume, stehen gebliebenen Stengeln die Saat wieder müsse ausgestreuet seyn. Die Saat kommt bereits im Anfange des Augustmonaths zur Reife, und hat ebenfalls eine große Ähnlichkeit mit dem Kummel. Ich finde auch nicht die geringste Spur, daß die Wurzeln von einer großen Kälte hätten sollen Schaden genommen haben.“ Hr. V. empfiehlt diese Pflanze so gar dem koporschen Bauer zum Anbau, und hofft, daß sie daselbst wachsen werde (*).

In Holland macht man aus dem Kraute einen Brenzumschlag wieder den Brand. Die Blumen werden fleißig von den Bienen besucht. Mit den halb geöffneten Blumen wird, wenn sie mit Alaun abgekocht werden, in Schweden gelb gefärbet, und diese Farbe soll besser seyn, als von dem Scharfentkraute. Die Blätter geben eine schöne grüne Farbe.

Im Jun. trifft man auf dem wilden Kerbel kleine Raupen an, die das Kraut rein abfressen, so daß die nackten Stängel da stehen. Diese Käupchen sind nur 6 Lin. lang, und verhältnißmäßig dick. Die Farbe des ganzen Körpers, des Kopfes und der Füße, ist hell- oder grasgrün; doch spielt die Farbe am Kopfe etwas in das Braune. Längst dem Rücken geht eine dunkelgrüne

(*) Diese Vermuthung bestärkt Hr. Hofr. Beckmann, welcher, diese Pflanze einige Mal in Jügermannland wild wachsend gefunden zu haben, im 1 St. des 4 B. seiner physik. Kon. Biblioth. S. 83, versichert.

grüne Linie, und an jeder Seite derselben noch ein anderer breiterer Streifen von gleicher Farbe, herunter, so, daß der Rücken 3 lange Streifen hat. Auf jeder Seite der Mittel-Linie zwischen ihr und den beyden Seiten-Streifen, befinden sich auf jedem Ringe 2 schwarze, nach der Länge des Körpers liegende Puncte. Uebrigens befinden sich auf dem Ringe noch 8 bis 10 dergleichen Puncte, in deren jedem ein kurzes und sehr feines Härchen steckt. Sie haben 16 Füße. Am Ende wird der Leib etwas dünner. Die Lebhaftigkeit dieser Raupen ist außerordentlich groß. So bald sie berührt werden, gehen sie rück- und vorwärts, zerarbeiten sich gewaltig, schlängeln sich so stark und geschwinde hin und her, daß sie von einer Seite zur andern zu springen scheinen, und man kann den Leib wirklich in der Luft schweben sehen. Sie wickeln die zackigen Kerbel-Blätter wie ein Röllchen dergestalt zusammen, daß die untere Blatt-Seite auswendig kommt, welches sie durch ein zartes Gewebe von weißer Seide bewerkstelligen. In der Höhlung der Rolle steckt die Raupe, und naget die Wände ihrer Wohnung ab. Wenn das Blatt aufgezehrt ist, begibt sie sich auf ein anderes, welches sie eben so zusammen rollt. Wenn man diese Rolle nur ein wenig berührt, kriecht sie rücklings schnell heraus, und läßt sich an die Erde herunter; denn sie hat an jedem Ende eine Oeffnung gelassen. Ihre geschwinde Retirade geschieht um der Feinde willen, die ihr nachstellen, worunter die einsam lebenden Wespen die schlimmsten sind, die sie weghohlen, und in ihre Nester tragen.

Bei der Art, wie sie die Blätter zusammen wickeln, hat der kön. schwedische Hof-Marschall, Hr. Baron Degeer eine besondere Bemerkung gemacht. Eine von diesen Raupen that es vor seinen Augen. Erst fest sie sich oben auf das Blatt. Dann spinnt sie viele Fäden, die sie an beyden Seiten anhängt, wie *Reaumur* bey den Blatt-Wicklern und Rollern auf verschiedenen Bäumen gezeigt hat. Nun sind die Kerbel-Blätter sehr schmah, daß die Raupe, wenn sie

sie mitten darauf sitzt, beyde Ränder leicht erreichen kann. Hr. Degeer besondere Bemerkung hierbey besteht also darin, daß die beyden Ränder jedes Mahl, wenn sie einen neuen Faden zog, merklicher zusammen traten, und das Blatt sich immer mehr zusammen wickelte, je mehr neue Fäden an der Seite und über die andern her gesponnen wurden. Zugleich bemerkte derselbe, daß die alten Fäden keine Dienste mehr thaten, wenn ein neuer gezogen wurde, sondern ganz schlaff wurden; bloß der zuletzt gezogene Faden schien das Blatt krumm zu halten. Anfanglich glaubte er, es sey die Schwere des Raupen-Körpers, welcher mit dem Vordertheile beständig auf den Fäden lag, die Ursache von dem geschwunden Krümmen des Blattes, worin die Raupe dasselbe hernach durch einen neu zwischen den schon zusammen gezogenen Rändern des Blattes, gesponnenen Faden erhielt; allein, er wurde mehr gewahr. Unter diesen Umständen wirkt die Raupe nicht bloß durch ihre eigene Schwere, die im Grunde einer solchen Wirkung nicht einmahl fähig ist, sondern sie wendet selbst Kräfte an, das Blatt zusammen zu biegen. Wenn sie nämlich zwischen die beyden Blattränder einen Faden gezogen hat, fasset sie solchen anfangs mit den Vorderfüßen, und zieht ihn, ehe sie den zweyten spinnt, mit den Krallen nach sich. Dieser, vorher in gerader Linie gezogene Faden, macht nun jetzt einen Winkel, welcher entweder stumpfer oder schärfer ist, nach dem die Raupe den Faden stärker oder schwächer zerrt; und da er an jedem Rande hängt, und zwischen denselben straff gespannt ist, so kann er keinen Winkel machen, ohne zugleich beyde Ränder zusammen zu ziehen. Da nun also die Raupe den Faden nach sich zieht, müssen die Ränder nothwendig folgen, und solcher Gestalt macht sie den Anfang des Zusammenwickelns. Hierauf spinnt sie den zweyten Faden, den sie auch an den zusammen gezogenen Rändern anhängt, ohne den ersten, den sie, so lange sie den zweyten spinnt, im Winkel gezogen hält, los zu lassen. Dieser zweyte hält nun das Blatt krumm, welches der erste schon krumm gezogen hatte, und die Raupe läßt diesen leßtern fahren, welcher nun schlaff wird und flattert. Um aber das Blatt noch mehr zusammen zu ziehen, fasset sie den zweyten Faden mit den Vorderfüßen, und zieht ihn eben so, wie den ersten, nach sich; folglich ziehen sich die Ränder noch stärker zusammen, und diese Krümmung wird durch

einen dritten Faden gehalten. Um nun den ganzen Theil des Blattes, welches sie in der Arbeit hat, völlig zusammen zu wickeln, darf sie nur dasselbe Verfahren wiederholen. Die Raupe arbeitet zwar sehr geschwinde; man kann aber dennoch zusehen. Wenn man einen Bindfaden an einem Blatte Papier in gerader Linie befestigt, und solchen auf der Fläche mit dem Finger horizontal zieht, daß er einen Winkel macht, so werden beyde Ränder krumm zusammen treten. Man kann sich dabey das Verfahren der Raupe einiger Maßen vorstellen. Da nun die Raupe fortfährt, neue Fäden an den Rändern anzuhängen, und dabey immer gleiche Vorsicht beobachtet, so muß das Blatt sich in seiner ganzen Breite krümmen. Diese Fäden formiren alsdenn zusammen gleichsam ein zartes Gewebe, welches die Raupe vielleicht noch mit andern Fäden bezieht.

Die Verwandlung dieser Raupe geht sehr schnell vor sich. Die daraus kommenden Schmetterlinge haben gar keine prächtige Farben.

Degeer Abhandlungen zur Geschichte der Insecten, 1 B. 3

Nat. S. 27, fig. und 2 B. 1 Th. S. 294.

Der Naturforscher, 18 St. Halle, 1782, gr. 8. S. 70, f.

2. Der Knollige Kerbel. Myrrhen-Kerbel. Kraut mit dem Schierlingsblatte. Napen-Kerbel, Rüben-Kerbel, volliger Kälberkropf, an einigen Orten auch Erd-Kastanie genannt, im Bayreuthischen und Oestreichischen Beperle, Pimperlein, Pimperlumpimp, Peperle-Kraut, Peperle-Salat, in Pommern, insonderheit im Colbergischen Köpfen-Salat, weil die Wurzel als ein Salat gegessen wird, *Cucuraria odorata bulbosa* J. B. *Myrrhis foetens* Riv. *Myrrhis tuberosa nodosa*, *Coniophyllum Moris.* & *Tourn.* *Myrrhis cicutaria Tabern.* *Chaerophyllum radice turbinata carnos.* Royen. *Bulbocastanum conio-*
phyllum Camerar. *Chaerophyllum bulbosum* caule
glauculis tumido basi hirsuto Linn. wächst in Norwe-
gen, Ungarn, Deutschland, und in der Schweiz, vor-
nehmlich in den Hecken, und in einem schattigen, lo-
ckern und guten Wiesengrunde, und blühet im Jun.
Di. Knollige Wurzel ist im Anfange des Frühlings
fleisch-

fleischicht, und beynahe wie eine Birn oder Steckrübe
gestaltet, und kann alsdenn gespeiset werden; nachher
wird sie länger, und endlich holzig, und stirbt ab. Der
Stängel, welcher bis 6 F. hoch wird, ist, beynahe
seiner ganzen Länge nach, mit gelbrothen oder bräunli-
chen Flecken bezeichnet, an den zwey untern Knoten mit
sehr feinen, weit aus einander stehenden, feinen Haa-
ren besetzt, übrigens aber glatt, und unter den Nesten
und Blättern aufgeschwollen. Die etwas rauchen
Blätter sind dreysach gefiedert, und die Blättchen ge-
meiniglich in 3 lanzenförmige Lappen abgetheilt. Un-
ter der Haupt-Dolde steht ein Blättchen, bey den Ne-
ben-Abtheilungen aber zählt man gemeiniglich 3, auch
5 rückwärts geschlagene Blättchen. Die weißen Blu-
menblätter sind einander nicht völlig ähnlich. Die Sa-
men sind lang, glatt, und haben braune oder schwarze
Furchen. Die Blätter sinken. Die Samen verur-
sachen Schwindel und Kopfschmerzen. Man muß
diese Pflanze nicht mit der im 1. Th. S. 298, beschrie-
benen Erd-Nuß, *Bulbocastanum*, wovon die
Wurzeln gleichfalls als ein Nahrungs-Mittel im Ge-
brauche sind, verwechseln. Von unserer Pflanze ist
die Wurzel auswendig schwärzlich, inwendig weiß, und
im Frühlinge von einem süßen, lieblichen Geschmacke.
Man pflegt sie zu brühen, die Haut abzuziehen, und
mit Salz, Pfeffer, Essig und Oehl, wie einen Salat
zu zurechten. Man ist sie auch gekocht an Kalbfleisch.
Der Same wird um die Zeit, da man Herbst-Rüben
säet, auf eine schattige Stelle gesäet. Die aufgegan-
genen jungen Pflanzen müssen vom Unkraut rein gehalten
werden. Wenn der Stängel getrieben hat, taugt die
Wurzel nicht mehr zum essen. Daß der Genuß dieser
Wurzel schädlich sey, und Kopfschmerzen verursache,
wie Dietrich anführt, ist ungegründet. Diese Art
Kerbel ist, ehe sie Samen trägt, dem rothen Schier-
linge ganz ähnlich, und kann leicht dafür angesehen wer-
den,

den. Franz meldet auch, daß man in Wien aus diesem Kerbel öfters das Schierlings-Extract verfertigt, und damit sich selbst und Andere betrogen habe.

3. Der **Tumel-Kerbel**, **kleiner Kälberkopf**, *Chaerophyllum sylvestre C. B.* *Chaerophyllum caule maculato, geniculis tumidis Royen.* *Chaerophyllum temulum, caule scabro, geniculis tumidis Linn.* wächst in Europa an Fleckern, Wegen und Zäunen, und blühet im May und Jun. Der Stängel ist braun gefleckt, mit steifen Haaren besetzt, und bey den Gelenken aufgeblasen. Die Blätter sind rauch, doppelt gefiedert, und die letzten Lappen stumpf. Die Dolben hängen gemeinlich, ehe die Blumen aufblühen, unzerrwärts. Die Haupt-Dolbe ist kahl, auch zuweilen mit einigen ganz kleinen Blättchen umgeben; bey den Neben-Abtheilungen steht ein Blatt, welches in 6 bis 8 lanzettförmige Einschnitte getheilt ist. An den Rand-Blümchen sind die Blumenblätter von ungleicher Größe und herzförmig. In der Mitte zeigen sich männliche Blumen. Die Samen sind merklich gestreift, und deswegen rechnet Hr. v. Haller auch diese Art, wie die vorige, zu dem Myrrhen-Kerbel. Die Wurzel ist zweijährig. Hr. C. K. Pallas (*) will diesen Kerbel als schädlich für die Menschen befunden haben; in Deutschland ist er es nicht.

4. Der **Berg-Kerbel**, **rauche oder zottige Kerbel**, **Groß Wedendunk**, *Myrrhis palustris Riv.* *Chaerophyllum palustre latifolium, flore albo Benth.* *Chaerophyllum foliolis dissectis, petiolis ramiferis vniuersalibus vtrinque membrana auctis Royen.* *Chaerophyllum hirsutum, caule aequali, foliolis incisis acutis, fructibus biaristatis Linn.* wächst vorzüglich auf den schweizerischen Alpen, wie auch auf den schlesischen

(*) Im 2. Th. seiner Reisen durch versch. Provinzen des russ. Reichs, St. Petersb. 1776.

und andern Gebirgen, kann aber auch bey uns leicht aus Samen erzogen, in einem guten nassen Boden erhalten, und durch Theilung der Wurzel vermehrt werden. Er blühet im May. Die Wurzel ist sehr lang, dick und perennirend. Der hohle Stängel erreicht die Höhe von 3 Fuß, ist in Aeste getheilt, rauch anzufühlen, und bey den Knoten nicht aufgeblasen. Die ästigen, oder dreysach gefiederten Blätter bestehen aus einzeln geschnittenen und spitzigen Blättchen; über den Einschnitten sieht man weiße Tüpfelchen. Bey der Haupt-Dolbe steht nur ein, bey den Neben-Abtheilungen gemeinlich 5, auch 8 rückwärts geschlagene Blättchen. Die Blumen sind weiß, auch rothlich; die Blumenblätter herzförmig und von verschiedener Größe. Die walzenförmige, gestreifte Frucht endigt sich mit 2 geraden, stumpfen Grannen oder Griffeln.

5. Der **gewürzhafte Kerbel**, **Matten-Kerbel**, **Giersch**, **Engelwurz**, **wilde Engelwurz**, *Angelica Podagrariae folio Rivin.* *Chaerophyllum foliolis lanceolato-onatis serratis integris Royen.* *Chaerophyllum aromaticum, caule aequali, foliolis serratis integris, fructibus biaristatis Linn.* wächst im Garten-Lande, auf Wiesen, und an schattigen Orten, und blühet im Jun. und Jul. Die Wurzel ist dauerhaft. Der Stängel ist nicht aufgeblasen. Dieser und die Blattstiele sind mit Haaren besetzt. Die Blätter gleichen dem Giersche (*Argopodium L.*), und sind gefiedert. Die rauchen Blättchen sind ganz, und nur sägesförmig ausgezackt. Wenige Blumen sind Zwitter, die meisten hingegen männliches Geschlechtes. Die Frucht ist, wie bey der vorhergehenden Art, mit den beyden langen Griffeln besetzt. Die Pflanze trägt wenig Samen. Sie hat zuweilen einen angenehmen gewürzhafte Fenchel-Geschmack. Hr. Gleditsch empfiehlt diese, wie auch die vorhergehende Art, bey der Stalk-Fütterung.

6. Der goldgelbe Kerbel, *Chaerophyllum aureum* caule aequo, foliis incis, seminibus coloratis sulcatis muricis *Lin.* wächst in der Schweiz, auch in einigen Gegenden Deutschlands. Die holzige Wurzel ist perennirend. Der Stängel erreicht ungefähr 3 F. Höhe, ist gestreift, eckig, unterwärts rauh, am übrigen Theile mit röthlichen Flecken bezeichnet, und in viele Zweige abgetheilt. Die Blätter sind bläßgrün, rauh, doppelt gefiedert, und die Blättchen gemeiniglich in 2 Lappen zerschnitten. Die ganze Dolde ist nicht groß; die allgemeine Hülle fehlt ganz, oder besteht nur aus einem Blättchen, die besondere aber aus 5 und mehrern, welche am Rande weißlich sind, und sich mit der Zeit zurück schlagen. Die weißröthlichen Blumenblätter sind am Rande ungleich und herzförmig, bey den innern einander ähnlich. Männliche Blüthen mischen sich unter die Weiblichen. Die Samen sind gelb, eigentlich nicht gefurchet, doch mit drey erhabenen Linien durchzogen. Die Pflanze hat einen gewürzhaften Geruch.

7. Der gemeine Garten-Kerbel, *Chaerophyllum officinarum*, *Chaerophyllum sativum* C. B. *Chaerephyllon* J. B. *Gingidium* Fuchf. *Scandix Cerefolium*, *seminibus nitidis ovato subularis*, *umbellis sessilibus lateralibus* *Lin.* Fr. *Cerfeuil ordinaire*. oder *commun*. wächst in den mittägigern Theilen Europens auf Aeckern wild, wird aber in den Küchengärten als ein Salat-Kraut und zu manchem andern Küchengebrauch gezogen. Die jährige, kegelförmige, kleine, weiße, faserige Wurzel treibt zeitig im Frühlinge zarte, hellgrüne, tief eingeschnittene, dem Schierlinge ähnliche, aber kleinere und dünnere Blätter, und nachher den gestreiften, bläßröthlichen Stängel, welcher 1 bis 2 E. Höhe erreicht, in viele Zweige verbreitet, und mit vielen Blättern besetzt ist. Die ganze Pflanze ist glatt und ohne Haare.

Ge

Gemeiniglich treiben aus einem und demselben Orte 2 Zweige, und nur 1 Blatt. Die Stängel-Blätter sind dreyfach gefiedert, die Blättchen tief eingeschnitten, und die Lappen lanzenförmig. Die Dolden stehen mehr seitwärts an den Zweigen, als auf den Enden derselben. Die Haupt-Dolde hat keine Hülle; bey den Neben-Abtheilungen findet man 1 oder 2 röthliche Blättchen. Die Blumen sitzen auf den obersten Aesten, und bestehen aus 5 weißen, ungleichen, herzförmigen, in einem Ringe herum stehenden Blättern, und eben so viel weißen Staubgefäßen, nebst einem Kelche, welcher zu 2 Samen wird, welche länglich, auf der einen Seite gewölbt, auf der andern platt, glatt, wenn sie reif geworden, schwärzlich, dem Schnabel eines kleinen Vogels ähnlich, und süß aromatisch sind.

Die Pflanze wächst leicht aus dem Samen, welchen man in einen sonnenreichen, etwas feuchten und wohl gedüngten Boden (*) säet. Man verfährt damit eben so, wie mit der Petersilie. Je öfter er geschnitten wird, desto später schießt er in Samen. So bald alsdann der Same und die Stängel roth und schwärzlich zu werden anfangen, müssen die Samen-Stängel ausgezogen, zusammen gebunden, und an freyer Luft aufgehängt werden. Der Same reifet alsdann nach, und wird, wenn es ganz durre ist, ausgeklopft, bleibt auch 4 Jahr, und wenn er nicht eher, als wenn er gesät werden soll, abgeklopft wird, noch länger zum Aufgehen gut. Man hat daher nicht nöthig, ihn alle Jahre zum Samen stehen zu lassen, weil dabey vieles ausfällt, welches hernach hervor wächst, und das Land verunreinigt. Wenn er im Frühlinge und Sommer gesät wird, geht er noch in demselben Jahre im Samen; wird er aber im Herbst gesät, so geht er erst

B 4

im

(*) *Caerofolium desiderat agrum laetum, humidum, stercoreatum.*
Pallad. L. 3, Tit. 24.

im folgenden Frühlinge in die Höhe. Wenn man ihn also das ganze Jahr durch zu haben verlangt, muß man ihn, vom Febr. an, bis in den Aug. oder Sept., alle 4 Wochen aufs neue säen; verlangt man ihn aber nur zum Gebrauch im Herbst und Frühlinge, so ist eine Ausfaat im Aug. oder Sept. hinreichend, weil er alsdann bald aufgeht, und vom Oct. bis in den März oder April brauchbar ist. Er kann entweder über ein ganzes Beet, oder in 6 bis 8 Zoll weit von einander entfernte flache Furchen gesät werden. In beyden Fällen bleibt er unverpflanzt stehen, und bedarf keiner weitrn Wartung, als der Reinsaltung vom Unkraut.

Das Kraut hat einen gelinden scharfen Geschmack, und einen etwas süßen, fenchelartigen Geruch, welcher von seinem wesentlichen Oehle, welches bey der Destillation mit Wasser, doch nur in geringer Menge mit übergeht, herzuühren scheint. Es enthält auch ein scharf schmeckendes Salz, welches aber doch, wieder die Meinung des Geoffroy und Anderer, sich vom Salpeter unterscheidet; denn es verpufft nicht.

Bei der von Geoffroy angestellten chemischen Untersuchung, sind von 5 lb Kerbelkraut-Blättern und Stielen, welche aus dem Dampfbade destilliert wurden, 2 lb 11 Unzen klarer, wie Kerbelkraut riechender und schmeckender, etwas salziger und kaum merklich saurer Liquor; 1 lb 7 u. 6 Qu. 60 Gran offenbar saurer, hernach herber Liquor, übergegangen. Die in dem Kolben übrig gebliebene und getrocknete Masse hat 12 u. gewogen, welche, nachdem sie aus einer Retorte destilliert wurden, 1 u. 5 Qu. 58 Gr. braunrothen, brenzlich riechenden, offenbar sauern, etwas salzigen, herben, und kaum merklich alkalisch urinösen Liquor; 3 Qu. 24 Gr. braunen und mit häufigem flüchtigen urinösen Salze begabten Liquor; 10 Gr. festes flüchtiges urinöses Salz, nebst 1 u. 6 Qu. dickes Oehl wie ein Syrupp, gaben. Die in der Retorte übrig gebliebene schwarze Masse hat 4 u. 3 Qu. 36 Gr. gewogen, welche, nachdem sie 15 Stunden lang in einem Schmelztiegel calcinirt worden, 1 u. 7 Qu. 60 Gr. weißgraue Asche zurück ließ,

wor-

woraus durch das Auslaugen 6 Qu. 46 Gr. fireß alkalisches Salz gezogen wurden. Der Verlust der Theile hat in den Destillationen 4 u. 6 Qu. 28 Gr., in der Calcination aber 2 u. 3 Qu. 48 Gr. betragen.

Man hat bemerkt, daß da, wo Kerbel gesät wird, sich keine Ameisen finden. Man würde also diejenigen Beete, welche man vor Ameisen ins besondre bewahren will, vielleicht nicht ohne Nutzen mit Kerbel einsäen können.

Man pflegt das junge Kerbel-Kraut mit Butter zu speisen, oder dasselbe unter andern zum Kräuter-Salat mit zu nehmen, den alten Kerbel aber unter die Kohl-Kräuter und Gemüse zu mengen, oder ihn auch allein zum Hühner- oder Lamm-Fleisch zu kochen, um durch seine gelinde Schärfe den Geschmack des weichlichen Fleisches zu erhöhen, oder auch gesunde Kräuter-Suppen davon zu zureichen.

Eine Kerbel-Suppe, wird wie Petersilien-Suppe gemacht. Nachdem nämlich der Kerbel klein gehackt worden ist, thut man ihn in kochendes Wasser; wenn die eingelegten Semmelbrocken erweicht sind, nimmt man sie mit einem Löffel heraus, querlet einige Eyer daran, und thut die Semmelbrocken wieder dazu. Man kann diese Suppe aber etwas verändern, wenn man geröstete Semmelscheiben in eine Schüssel legt, und die Suppe darüber gießt. Einige nehmen auch nur Eydotter, und lassen das Eyweiß weg. Will man nicht Eyer daran querlen, so werden verlorne Eyer dazu genommen.

Man pflegt auch Kerbel-Kuchen, und Kerbel-Torten zu backen.

Eine Kerbel-Torte zu backen, zieht man 1½ Viertel Pfund Mandeln ab, und hackt sie klein; hierauf liefert man gutes Kerbelkraut sauber aus, wäscht und hackt es klein, röstet es ein wenig in Butter, rührt es unter die Mandeln, gießt 4 Maßel gute Milch dazu, schlägt 6 Eyer darein, thut geriebene Semmel, ½ Pf. Zucker und etwas Salz daran, schüttet sodann alles in einen Diegel, und rührt es beständig über dem Feuer, bis es kalt geworden ist. Hernach verfertigt man einen süßen Butter-Teig in einen Torten-

Model, legt die Hülle darauf, setzt die Torte in den Ofen, und läßt sie backen.

Das Kerbel-Kraut sowohl, als auch der ausgepreßte Saft, ist, wegen seiner zertheilenden, reinigenden und urintreibenden Kraft, als Arzenei berühmt. Man hat das Kraut wieder verstopfte Gefäße: Drüsen heilsam befunden, und der ausgepreßte Saft hat, mit Krebs-Suppe, wieder die Verstopfung der Eingeweide Hülfe geschafft. Das Kraut ist wieder Engbrüstigkeit und schleichende Fieber, und der Saft, entweder so bloß, oder mit Brühe oder Ziegen-Milch vermischt, wieder die Schwindsucht dienlich. Andere empfehlen wieder diese Krankheit, das Kraut mit Molken zu kochen, diese durchzußeihen, und alle Morgen bis zu 1 Pfund getrunken, oder den ausgepreßten Saft so lange zu kochen, bis er die Dicke eines Extractes erhalten hat, und hiervon, den Tag über, 2 Loth zu nehmen, welches in Schweden häufig gebraucht wird. Was Geoffroy behauptet, daß es nämlich denen, die den Husten und das Blutspeien haben, schädlich sey, verdient eine fernere Untersuchung. Verhärtungen in den Brüsten, hat er oft, durch das häufig in Suppen gegessene Kraut, und durch angebrachten, aus diesem Kraute und dem Lein-Samen bestehenden Brey-Umschlag zertheilt. Blutgeschwüre, Aderkröpfe der Samen-Gefäße, Ausschläge am After und Mastdarme, wie auch Scropheln, wenn nämlich diese Zufälle von der goldenen Ader entstanden waren, hat man durch Brühen aus diesem Kraute zertheilt. Gegen Krankheiten der Haut, wird der ausgepreßte Saft mit Molken, als das wirksamste Mittel angegeben; insonderheit ist wieder den flechtenartigen Ausschlag an den Händen, der innerlich gebrauchte Saft, mit einem verdünnten Wasch-Wasser aus einem Bley-Mittel, äußerlich angewandt, sehr heilsam. Wieder die Wassersucht, in der es mit dem Urine die Lymphe ausgeleert hat, wird der ausgepreßte Saft

täg:

täglich zu 2 Unzen mit weißem Weine, genommen, und mehrere Tage lang gebraucht, von Riverius als sehr wirksam empfohlen; welches Geoffroy bestätigt hat, der für ein specifisches Mittel hält, wenn man 12 Unzen des ausgepreßten Saftes, mit 1 Quent gereinigten Salpeter, und 2 Unzen Syrup der fünf eröffnenden Wurzeln vermischt, diese Mischung in 4 Theile theilt, und alle 4 Stunden 1 Theil nehmen läßt.

Außerlich angewandt, ist das Kraut ein gar herrliches Mittel in Zertheilung der von stockender Milch in den Brüsten der Wöchnerinnen, die nicht selbst säugen, entstandenen Knoten, hauptsächlich in Verbindung mit Erlen-Blättern. In dieser Absicht zertheilt man das frische Kraut, macht es auf einem Teller heiß, so daß es fast zu Brey wird, und legt es auf die Brüste, welches man einige Mal im Tage wiederholt. Als noch wirksamer wird es, in Verbindung mit dem gefleckten Schierlinge, auch wieder Gicht-Knoten gerühmt. Die Schmerzen bey der goldenen Ader werden durch ein Sälbchen, welches aus dem ausgepreßten Saft und aus Baumöl besteht, gelindert; zu welcher Absicht auch der Dampf, den man von einem Decocte dieses Krautes, mit Milch, an den After gehen läßt, dienlich ist. Auch bey dem Wespen-Stiche ist der Saft ein unfehlbares Mittel. Wieder den unterdrückten Urin, schafft ein Brey-Umschlag aus diesem Kraute Hülfe.

Man hat in den Apotheken das destillierte Wasser von dem Kerbel-Kraute.

Die bekanntesten von denjenigen Arten, welche Linne unter Scandix, oder Nadel-Kerbel, anführt, sind folgende.

1. Lang geschnäbelter glatter Nadel-Kerbel, Schnabel-Kerbel, Strachel-Kerbel, Sechel-Kamm, Sechelfraut, Schnabelfraut, Nadelmöhre,

re, Schnabelmöhre, Venusstiel, Scandix seminis rostrato, vulgaris C.B. & Tourn. Scandix Pecten Veneris, seminum rostro longissimo Linn. Fr. Aiguille de Berger, Peigne de Venus, wächst in einigen Gegenden Deutschlands unter dem Getreide, und ist ein Sommer-Gewächs, welches auch in den Sommer-Monathen blühet. Der schwache, ästige Stängel erreicht selten die Höhe eines Fußes. Die Blätter sind etwas rauch, lang, in Verhältniß schmahl, und verschiedentlich gesiedert; die Blättchen zart zerschnitten, und zuletzt in 2 oder 3 schmalle lanzettförmige Lappen getheilt. Die Dolde unterscheidet sich merklich von allen übrigen, und besteht aus wenigen, auch wohl nur 2 Haupt-Strahlen, und auch diese tragen wenig Blumen. Die allgemeine Hülle fehlt ganz; die besondere aber besteht aus 5 bis 7 breiten Blättchen. Die weißen Blumenblätter sind an den äußern Blüthen ganz, und einander gar nicht ähnlich; das äussere davon ist viel größer. Die inwendig stehenden Blumen zeigen mehr Ähnlichkeit, von welchen auch einige nur männliche sind. Die Frucht ist unterwärts etwas gestreift, übrigen aber ganz glatt, und endigt sich mit einem vorzüglich langen Schnabel oder Fortsaze. Die ältern Aerzte bedienten sich dieser Pflanze als eines urintreibenden Mittels; kräftigere haben sie ganz außer Gebrauch gesetzt.

2. Wohlriechender gefürchter Nadel-Kerbel, Anieß-Kerbel, römischer oder spanischer Kerbel; Myrrhis Dod. Cerefolium hispanicum L. Myrrhis offic. Myrrhis sativa Camer. Myrrhis iralica Quörond. Myrrhis maior, L. Cicutaria odorata C.B. Myrrhis magno semine, longo, sulcato J.B. Scandix odorata, feminibus folcaris angularis L. Fr. Cerfeuil musqué, oder anise, Cerfeuil d'Espagne, Cicutaire odorante, Persil d'asne de Lobel, wächst auf den alvernischen Alpen, und in dem venetianischen Gebirge, auch in der Schweiz hin und wieder wild. Die ganze

ganze Pflanze riecht stark nach Anieß oder Fenchel. Die Wurzel ist lang, und geht tief in die Erde. Die Blätter sind vielfach gesiedert und in Zweige abgetheilt, rauch, ganz weich anzufühlen, und weißlich; die letzten Blättchen oder Lappen derselben eysförmig und spitzig eingekerbt. Die allgemeine Hülle besteht gemeiniglich nur aus 1, die besondere aber aus 5 weißlichen, großen Blättern. Die Blumen zeigen sich den Sommer über, und sind insgesamt weiß; die äussern sind Zwitter, und an diesen die Blumenblätter herzförmig; das äusserste davon aber ist viel größer. Die inwärts gestellten Blumen sind gemeiniglich männliche, und ihre Blätter zwar auch eingekerbt, aber fast von einerley Größe. Die Samen sind von der Länge und Größe eines Haserkornes, glänzend, schwarzbraun, mit 3 erhabenen Linien und 3 Furchen bezeichnet. Diese Pflanze läßt sich süßlich in Gärten, in einem lockern, feuchten und schattigen Boden unterhalten, verträgt aber nicht viel Hitze. Man säet ihn im März. Nach 5 bis 6 Wochen keimt er hervor. Sodann verpflanzt man ihn in ein fettes, und, wo möglich, feuchtes Erdreich, 2 F. aus einander, wo er einige Jahre stehen bleibt; nachher vermehrt man ihn entweder durch Zertheilung der alten Stöcke, oder durch den Samen, den er aber erst vom zweyten Sommer an bringt.

Die ganze Pflanze enthält viel Oehl, und viel wesentliches Salz. Sie hat nicht nur alle Eigenschaften unsers Garten-Kerbels, was den Gebrauch in der Küche und zur Medicin betrifft, sondern sie besitzt auch noch besondere Kräfte. Man hält das Kraut mit Recht für ein incidirendes und lösendes Brust-Mittel. Die im Schatten getrockneten, und wie Toback gerauchten Blätter, sind Engbrüstigen zuträglich. Man versetzt auch wieder eben diese Krankheit ein Hydromel, indem man die Wurzel mit Wasser und Honig kocht, welches einen häufigen Auswurf aus der Brust befördert.

derf. Das Extract dieser Pflanze gibt man den Kindern wieder die Epilepsie. Nach des Majus Versicherung, ist der auf die Wurzel gegossene Wein, innerlich genommen, ein vortreffliches Präservativ in Pestzeiten, und dient auch wieder die Zufälle, welche zuweilen auf den Biß der Spinnen erfolgen. Sm. Paull bediente sich des Decoctes dieser Wurzel mit Wasser, in allen solchen Krankheiten, wo er Malignität vermuthete. Eben dieses Decoct befördert die monatliche Reinigung, und ist in der von dem Ausbleiben derselben entstehenden Gelbsucht heilsam. Hr. Prof. Gleditsch empfiehlt die Pflanze, sowohl wegen der Arzenei-Kräfte, als auch wegen der Eigenschaft, die sie hat, das Vieh zu nähren, und die Milch stark zu vermehren, wie auch, daß dieselbe schon im April bey der Stall-Fütterung gemisset werden könnte. Die Bienen lieben und besuchen die Blumen, wie den Fenchel. Wenn man die Blätter dieser Pflanze mit Garten-Melde kocht, erhält diese einen weit angenehmeren, dem Dille fast ähnlichen, Geschmack. Die Köche wissen davon guten Gebrauch zu machen. Am gewöhnlichsten ist ihre Anwendung zum Salat. Aus den Samen kann man, durch einen Zusatz von Salz, ein Oehl gewinnen, welches dem Anis-Oehle gleich kommt.

3. Knotiger, rauher Nadel-Kerbel, *Scandix nodosa*, *feminibus subcylindricis hispidis*, *caule hispido*, *gerculis tumidis* Linn. Das eigentliche Vaterland dieser jährigen Pflanze ist Sicilien; sie ist aber in den botanischen Gärten fast einheimisch geworden, und wächst häufig von dem ausgefallenen Samen von selbst hervor. Der ästige Stängel ist bläulich angelaufen, mit borstigen Haaren besetzt, und unter den Knoten stark aufgeschwollen. Die Blätter sind gefiedert; die Blättchen stehen weit aus einander, und sind federartig zerschnitten und ausgezähnt. Den Blättern gegen über entstehen die Zweige, welche sich entweder

neue verlängern, oder mit einer Dolden endigen. Die Haupt-Dolde ist drespaltig, und mit feiner Hülle umgeben; die besondere besteht aus 5 bis 8 Blüthen, und ist mit eben so vielen Blättern umgeben. Die lange Frucht ist an beyden Enden etwas dünn, borstig und gestreift.

4. Blattstängeliges Nadel-Kerbel mit borstigen Samen, *Eseis Kerbel*, *Eseis-Petersilie*, *Kletten-Kerbel* (*), *Myrrhis sylvestris*, *feminibus asperis* C. B. *Scandix feminibus hispidis* Royen. *Caucalis folio chaerophylli* Riv. *Scandix Anthriscos*, *feminibus ovatis hispidis*, *corollis vnaformibus*, *caule laevi* Linn. Fr. Anrisque. wächst in ganz Europa auf Dämmen, auch hin und wieder an Zäunen, und blüht im May. Der schwache Stängel erreicht 1 bis 2 F. Höhe. Die Blattstängel sind wollig; die Blätter etwas rauch, drespach gefiedert, und die letzten Lappen lanzettförmig, ganz, oder eingekerbt. Die Haupt-Dolde ist klein, und die besondere besteht aus 4 oder 5 Blüthen. Die allgemeine Hülle fehlt; die besondere besteht aus 4 oder 5 lanzettförmigen Blättern. Die Blumen sind insgesamt zwittrig; die Blumenblätter einander nicht ähnlich und weiß; die Samen geschnäbelt und borstig.

5. Schädlicher Kerbel, *Scandix infesta*, *femine exteriore hispido*, *umbellulis confertissimis hemisphaericis* L. Dieses Sommer-Gewächs findet sich häufig in Aegypten, und gleicht in seinen Blättern dem gemeinen Garten-Kerbel. Sein Stängel ist rauh, hat keine Knoten an den Gelenken, und wächst aufrecht, und, wenigstens ausserhalb seinem Vaterlande, kaum 1 F. hoch. Die Blumen-Dolde zertheilt sich in 5 kleinere, welche gedrängt beisammen stehen, und die

(*) Die Benennung Kletten-Kerbel, führt auch die Feld-Klette, *Caucalis* Linn. s. im Art. Klette.

Gestalt einer halben Kugel, und unter sich eine Hülle von 7 spitzigen und gerade aus stehenden Blättchen haben; an dieser Dolde sind die äußern Blumen größer, als diejenigen, welche nach der Mitte zu stehen; von allen zusammen hinterlassen in jeder kleinen Dolde nur ungefähr 6 Blumen vollkommene Samen. Die Blättchen ihrer Krone sind ausgeschnitten, und kürzer als die Staubfäden, welche röhrlche Staubbeutel tragen. Jede fruchtbare Blume hinterläßt 2 Samen, welche wie ein Schuster-Pfriemen zugespitzt sind; von diesen hat derjenige, welcher nach innen zu steht, eine rauhe Oberfläche, der äußere aber ist mit Stacheln besetzt, welche aus Gelenken zusammen gesetzt sind.

Nur der Bernabine, den Böga, Ymag und Forskäl diesem Gewächse belegen, lassen vermuthen, daß es schädliche, vielleicht auch giftige Eigenschaften besitze. Dieser Muthmaßung scheint zwar zu widersprechen, daß Forskäl es nicht unter die schädlichen Gewächse Aegyptens zählt; so lange wir indessen keine Zeugnisse und Erfahrungen seiner Unschädlichkeit haben, ist es sicherer, dasselbe unter die giftigen, als unter die unschädlichen zu rechnen.

- Kerbel, (Anieß) f. oben, S. 28.
 — — (Berg-) f. oben, S. 20.
 — — (Fels-) f. oben, S. 31.
 — — (Garten-) f. oben, S. 22.
 — — (gewürzhafter) f. oben, S. 21.
 — — (goldgelber) f. oben, S. 22.
 — — (Kraut-) f. Erdrach, im XI Th. S. 299.
 — — (Kletten) f. oben, S. 31.
 — — (Knolliger) f. oben, S. 18.
 — — (Matten-) f. oben, S. 21.
 — — (Myrrhen-) f. oben, S. 11.
 — — (Nadel) f. oben, S. 27.
 — — (Napen-) f. oben, S. 18.
 — — (raucher) f. oben, S. 20.

Kerbel,

- Kerbel, (römischer) f. oben, S. 28.
 — — (Rüben-) f. oben, S. 18.
 — — (schädlicher) f. oben, S. 31.
 — — (Schnabel-) f. oben, S. 27.
 — — (spanischer) f. oben, S. 28.
 — — (Stachel-) f. oben, S. 27.
 — — (Tauben-) f. Erdrach, im XI Th. S. 299.
 — — (Tummel-) f. oben, S. 20.
 — — (wilder) f. oben, S. 11.
 — — (wohlriechender) f. oben, S. 28.

Kerbel: Kern, f. oben, S. 11.

Kerbel Kohl, ein Kohl mit gefärbten Blättern, der gleichen der grüne Kohl ist; Kräuter Kohl.

Kerbel Suppe, f. oben, S. 25.

Kerbel Torte, f. oben, S. 25.

Kerbita, Ananas lyuluetris Brasiliana; f. Th. II, S. 42.

Kerker, ein nur in den höhern Schreib: Art der Hoch: Deutschen übliches Wort, ein Gefängniß, besonders ein öffentliches Gefängniß für Mißthäter, zu bezeichnen; in welchem Verstande es in der deutschen Bibel häufig vorkommt. Siehe: Gefängniß.

Von dem Dtsch. Kerker, bey dem Rottel Char: char, im Niederf. ehem. Kerker. Aus dem Lat. Carcer, so wie dieses aus dem Griech. *Karneros*.

Kerker: Fieber, f. Th. XVI, S. 598, fgg.

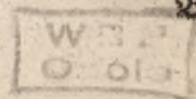
Kerker: Meister, der Vorgesetzte eines Kerkers, der Aufseher über die Gefangenen, in der höhern Schreib: Art; im g. L. der Stockmeister.

Kerl, (der) Diminut. das Kerlchen, ein sehr altes Wort, welches ehemals eine jede Person männlichen Geschlechtes, in engerer Bedeutung aber theils einen tapfern, starken Mann, theils aber auch einen Ehemann, bedeutete. In allen diesen Fällen ist es in der anständigen Sprech: Art veraltet, weil es vermuthlich durch den langen Gebrauch einen verächtlichen Neben:

Oek. Enc. XXXVII Th.

E

Der



Begriff bekommen hat, und daher nur noch in der niedrigen, höchstens niedrig-vertraulichen Sprech-Art, am häufigsten aber von geringen Personen gebraucht wird. Ein braver Kerl, ein herzhafter, muthiger Mann. Er ist ein ehrlicher Kerl. Ein liederlicher Kerl. Die niedersächsischen Bauern sind starke Kerle. In der niedrigen Sprech-Art, und mit einem verächtlichen Nebenbegriffe, auch ein Liebhaber. Imgleichen ein Bedienter.

Im Niederf. Keerl, im Dän. und Schwed. Karl. Bey dem Dittfried ist Karl ein Ehemann. Ane charilis mireslaf, heißt bey dem Rottker ohne des Mannes Beyschlaf. Bey dem Stryker ist Cherling, sowohl ein Fürst, als ein Held. Das Wallis. Carl, Angelf. Ceorl, Engl. Churl, und Ital. Carlonia, bedeuten einen Bauer, einen Menschen geringen Standes, im Gegensatz eines Eorl, eines Adligen. Dagegen im Engl. Carle, und im Dän. Karle, oft für ein jedes Ding männliches Geschlechtes, selbst für die männliche Endung — er gebraucht wird. So ist im Engl. Carle-Car, ein Vater, Carle-Hempe, männlicher Hauf, und im Dän. Agerkarl, ein Bucherer. Bey diesen verschiedenen und zum Theil sehr alten Nebenbegriffen, bleibt die erste eigentliche Bedeutung dieses alten Wortes ungewiß. Ihre glaubt nicht unwahrscheinlich, daß es mit dem Lat. Vir einerley sey, weil man sehr viele Beispiele hat, daß die Gaumen- und Blase-Laute in einander übergehen. Der eigenthümliche männliche Tauf-Nahme Carl, welcher nach dem Muster des Lat. Carolus nunmehr durchgängig mit einem C geschrieben wird, ist eben dieses Wort, und zwar in der Bedeutung eines tapfern Mannes.

Wenn: in einigen niedersächsischen Gegenden Keerl, einen verschnittenen Mann, einen Castraten bedeutet, so stammt es zunächst von dem alten Keren, schneiden, verschnneiden, her. Siehe Kerben und Kapaun.

Kerlich, (das) ein nur in einigen Gegenden, z. B. der Lausitz, bekanntes Wort, kleines, klein gehauenes Holz zu bezeichnen.

Entweder von dem Wend. Ker, Kehr, ein Strauch, Strauchholz; s. Gerte; oder gleichfalls von dem alten Keren, schneiden, hauen. Siehe Kerben und Scheren.

Kermes, (der oder das) ein Name, welchen die unächte Cochenille, oder die rothen an den Früchten und Wurzeln mancher Gewächse befindlichen Schild-Läuse führen, welche in der Färbekunst und Malerern gebraucht werden. Von dem polnischen Kermes, oder denjenigen Schild-Läusen, welche in Polen von den Wurzeln des Knauels, *Scleranthus perennis* Linn. gesammelt werden, werde ich im Art. Knauel handeln. In engerer Bedeutung sind diejenigen Schild-Läuse unter dem Nahmen Kermes bekannt, welche sich in kleinen runden Beeren oder Nestern, welche daher Kermes-Beeren, Carmesin-Beeren, Scharlach-Beeren, oder Scharlach-Körner, Fr. Grana Chermes, s. Kermes, s. tinctorum, Fr. Graine d'écarlate, Graine de Kermès oder Vermillon, heißen, an einer Art Eichen in den warmen Ländern, befinden, und sowohl zur Färbung des Franz-Scharlaches, Kermes-Scharlaches, oder venetianischen Scharlaches, (s. unter Scharlach,) als auch in den Apotheken zu dem Kermes-Zucker und andern Präparaten gebraucht werden. Der Name ist das arabische Kermes, oder mit dem Artikel Alkermes, welchen dieses Insect, besonders dasjenige, welches unter dem Nahmen der ächten Cochenille (s. Th. VIII. S. 199, fgg.) bekannt ist, in den Morgenländern führt. Die ausländischen Wörter Carmin, Carmesin, u. s. f. stammen gleichfalls daher. Das mineralische Kermes, welches ein rothes Pulver ist, welches sich niederschlägt, wenn man Spießglanz mit Alcahest oder Wasser kocht, und welches auch Rarthäuser-Pulver genannt wird, (s. im XXXV Th. S. 231, f.) führt diesen Nahmen wegen der Ähnlichkeit seiner Farbe mit der Farbe des vegetabilischen Kermes, oder der Kermes-Beeren.

Der Kermes, das *Coccum* der Alten (*), ist ein kleines Insect, dessen Geschlecht beyh. Müller, Vestk. und Böde Schild: Laus heißt, und welches Linné folgender Maßen bezeichnet: *Rostrum pectorale; abdomen postice rotundum; alae II. erectae masculis; feminae apterae Fabric.* Syst. Entomol. p. 742: *Coccus*, *Os seris vaginaque pectoralibus, antennae filiformes*, d. h. ein Geschlecht mit fadenförmigen Fühlhörnern; einem Saug-: Stachel auf der Brust; das Weibchen ungeflügelt, und mit einem Schilde bedeckt. Diese Weibchen setzen sich, wenn sie trüchtig sind, da sie dann einer kleinen runden weißlichen Beere zum Theil nicht unähnlich sehen, an die Bäume oder Pflanzen fest; die Eyer schließen innerhalb des Körpers aus, und indessen, daß die Mutter stirbt, kriechen die jungen durch die hintere Spalte des Schildes hervor. Die Männchen sehen vor ihrer Verwandlung den Weibchen nicht unähnlich; hernach aber bekommen sie Flügel, und zwey lange Schwanz: Borsten. Man zählt von diesem Geschlechte bereits 41 Arten. Hierunter sind etwa 3 oder 4 als nützlich, und insbesondere zur Farbe brauchbar, bekannt, von welchen der spanische Kermes unter die vorzüglichsten gehört, welcher beyh. Linné *Coccus ilicis* f. *quercus cocciferae*, sonst auch *Cochenille de Provence* (wiewohl diese Insecten auch in Spanien, Italien, Sicilien, Griechenland und der Levante, gefunden werden,) heißt. Es ist der *Coccus baphica* der Griechen, und der *Vermiculus* oder das *Coccum infectarium* der Römer. Es ist dasjenige, womit die Alten ihren Zeugen die schöne ächte Farbe zu geben pflegten, welche sie *coccinus*, *coccineus* und *coccus* nannten, und die von dem Purpur der Phönicier verschieden war, welche Farbe zuerst von einem Schalen: Fische, *Murex*, kam. Als man aber mit der Zeit die Purpur: und andere Farben weit leicht-

(*) *Plin. Hist. nat. L. 16, c. 3.*

ter mit der Kermes verfertigen konnte, wurde der *Murex* wegen der Kosten vernachlässigt, und die Kermes dagegen eingeführt. Diese, welche eine stärkere und lebhaftere Farbe gab, wurde überall angenommen, und behauptete Jahrhunderte hindurch ihren Ruf, bis zur Entdeckung von Amerika. Dieses ist aus den vielen alten Tapeten, Damast und sammetenen Ueberzügen, die noch hin und wieder in den Stifts: Kirchen aufgehoben werden, und ihren ersten Glanz und Schein behalten haben, augenscheinlich. Dieses war die Farbe, welche man Carmesin nennet. Da die Kermes, seit der Einführung der *Cochenille* aus Amerika, sehr vernachlässigt worden war, gab das kön. spanische Handels: Collegium oder Directorium in Madrid (*Re. Junta de Comercio*), welches auf die aus diesem kostbaren Producte ferner zu ziehenden Vortheile sein Augenmerk richtete, vor einigen Jahren dem General: Director der spanischen Färbereyen, Don Juan Pablo Canals, Befehl, von dem Zustande dieses Productes Nachricht zu ertheilen. Dieser setzte eine eigene Schrift unter folg. Titelauf: *Memoria que de orden della Real Junta de comercio y Moneda, se da al publico sobre la grana Kermes de España.* Por Don Juan Pablo Canals y Marti. Madrid, 1768. aus welchen Dellon (*) einen Auszug geliefert hat.

Unter Ludwig XIV., führten Aegidius und Johann Gobelin, im J. 1667, unter Colbert's Begünstigung, zuerst das Geheimniß, die Wolle schön hochroth oder

C 3

schar:

(*) *Travels through Spain, with a view to illustrate the natural history and physical Geography of that kingdom, in a series of Letters, including the most interesting subjects contained in the Memoirs of Don Guillermo Bowler, and other spanish writers etc. by John Talbot Dillon. Lond. 1780. gr. 4.*

D. übers. u. d. L. Joh. Talbot Dillon Reise durch Spanien 2c. aus dem Engl. übers. und mit den übrigen Nachrichten des Hrn. Bowles vermehrt, Lpz. 1782, gr. 8. 2 Theile.

scharlach zu färben, in Frankreich ein. Diese Farbe, welche nach der Erfinder Rahmen genannt wurde, war hauptsächlich von der Kermes genommen. In Holland war dieses bereits lange vorher im Gebrauch gewesen; man konnte hier alte, damit gefärbte Tapeten von mehr als 200 Jahren, welche völlig ihre schöne Farbe so lange erhalten hatten, aufweisen. Nachdem aber die Cochenille aus Amerika gebracht, und in den Färbereien eingeführt wurde, kam die Kermes in Abnahme, so wie es vorhin, erwähnter Massen, mit der Purpurschnecke gegangen war, worüber Colbert, in seinem allg. Unterrichte für die Färber in Frankreich im J. 1671, besondere Klage führt. Unvermerkt wurde die Kermes gänzlich abgeschafft, und die Cochenille nicht nur in Wolle, sondern auch in Seide gebraucht. Diese neue Art kam allenthalben in Gang, ausser in Venedig und Persien für Scharlach, und in andern Gegenden des Orients für Carmesin.

Die alten hielten die Kermes für eine Gall-Nuß oder Gall-Apfel, wegen ihrer Größe und Figur, indem sie nicht größer als eine Wachholder-Beere, rund, glatt, glänzend und schwärzlich, mit einem aschfarbenen Staube, ist. Man findet sie in Spanien auf der kleinen Stein-Eiche, zwischen den Winkeln, welche die Zweige unter sich, oder auch mit dem Laube machen. Es ist die kleinste Art der Eichen, und dieselbe, welche Casp. Bauhin und andere Botaniker, *Ilex aculeata cocciglandifera* nennen. Joh. Bauhin nennt sie *Ilex coccigera*; Sauvages: *Quercus foliis ovatis dentatospinosis, glandibus sessilibus*; und Linné: *Quercus coccifera, foliis ovatis indivisis, spinoso dentatis, utrinque glabris*; im Deutschen der Kermes-Baum, die Kermes-Eiche, der Scharlach-Baum, die Scharlach-Eiche; Fr. Chêne vert, Garouille.

In

In Spanien wird diese Eiche *Colecoxa* genannt, von dem Lat. *Coleculum*, oder *Cusculum* (*); auch *Carrasca*, von dem arab. Worte *Yxquerlat*, woraus hernach durch eine weichere Aussprache *Esclara* geworden ist.

Zu Uzes in Languedoc heißt sie *Avan*; und zu Montpellier soll sie *Availles* genannt werden, wofern letzteres nicht etwa ein corruptirtes Wort, statt *Avan d'Uzes* seyn möchte.

Dieser Baum, welcher 2 bis 3 F. hoch wird, wächst auf steinigten Hügeln, in Spanien, Provence, Languedoc und längst der mittelländischen Küste; wie auch in Galatien, Armenien, Syrien und Persien, wo man zuerst Gebrauch davon machte. Dioscorides sagt, daß er häufig in Armenien wachse, und, ohne andere Deter nahmbast zu machen, spricht er: der dort wachsende sey besser, als der in Spanien, welches beweiset, wie hoch er zu der Zeit geschätzt worden sey. Dieses bestätigt auch Plinius, welcher, wenn er von dem bey Merida in Estremadura wachsenden redet, hinzu setzt: *Coccum Galaciae rubens granum aut circa Emeritam Lusitaniae in maxima laude est*, L. 9, c. 41. Daher auch die Römer, nach eben diesem Schriftsteller (L. 16, c. 8) die Spanier nöthigten, ihren Tribut in Kermes abzutragen.

Joseph Moya, ein catalonischer Schriftsteller des 17ten Jahrh., gab unter dem angenommenen Rahmen

C 4

Phesio

(*) Nach dem Plinius stammt das Wort *Cusculum* von einem griech. Worte her, welches so viel bedeutet, als die Auswüchse abschneiden, welches hier in Ansehung des Kermes geschieht. Clusius, in rarior. aliquot stirpium per Hispanias observatar. historia, Antwerp. 1576, sagt: *Hispanis maior frutex, qui glandem fert, Carrasca dicitur; qui vero coccum gignit, Colecoxa*. Die Färber nennen sie noch Kermes; oder Scharlach; Körner, weil sie solche für ein Samenkorn halten, obgleich der arabische Name kleine Würmer bedeutet. Der Erzbischof von Toledo, Roderich, welcher seine Geschichte von Spanien 1243 endigte, hat das lat. Wort *Scarlaturum* erfunden, diese Farbe auszudrücken. Tunc comes Petrus Alfarii indutus scarlato & insidens equo albo etc. S. Roa, Toletani de reb. hispanicis, L. 7, c. 1.

Phesio Mayo, einen Tractat heraus, *Ramillet de tinturas* genannt, welchen er der Stadt Barcelona zuschrieb. Er sagt darin: Die Kermes ist in ganz Spanien gemein, vornehmlich in dem Theile von Aragonien, welcher an Catalonien gränzt, in Valencia, und in dem Bisthume Badajoz in Estremadura, so wie auch in Setimbre in Portugal, wo die beste ist, welche der Kermes in Galatien und Armenien gleich kommt. Dem Heller zu Folge, findet sie sich in den Wäldern von Bauvens, Vendemon und Narbonne, häufiger aber in Spanien, in der Gegend von Alicante und Valencia. Aber nach Canale ist sie nicht nur in Valencia im Ueberflus, sondern auch in Murcia, Jaca, Cordova, Sevilien, Estremadura, la Mancha, Serranias de Cuenca, und an andern Orten.

In Xirona und Terra de Melles, ist eine Gegend, de la Graia, wo die Einwohner von Valencia zuerst anfangen, die Kermes zu sammeln, deren Beispiel ganz Spanien folgte. Einige Jahre hat sie den Einwohnern von Xirona 30000 Pesos (5000 Pfund Sterl.) eingebracht. Im J. 1758 gingen von dieser Stadt, von Keller, Buffot, Castilla, Ibi, Libi, Uhl, Santa Faz, Muchiamel und St. Juan de la Huerta de Alicante, mehr als 1000 Menschen aus, Kermes zu sammeln, welche nachher nach Alicante gebracht, daselbst zur Ausfuhr in Fässer geschüttet, und vornehmlich nach Genua und Livorno verschifft wurde, von dannen sie weiter nach Tunis ging. In eben demselben Jahre wurden 300 Arroben (*) Kermes um Xirona gesammelt: die Arrobe wurde für 24 Pesos (Thaler) verkauft, 6 pro Cent Impost und Unkosten bis an Bord mit einbegriffen. In dem Königreiche Sevilien wird die Kermes öffent-

(*) Eine Arrobe hält 23 Pfund spanisch, welche 25 und drey Viertel Pf. hamb. oder 24 und fünf Achtel Pf. lein. Gewicht ausmachen.

lich zum Verkauf ausgestellt, und gemeinlich von den Benachbarten gekauft, welche sie wieder an die Kaufleute in Cadix zur Ausfuhr verhandeln.

Die Eiche, worauf die Kermes-Beeren erzeugt werden, ist ein kleiner ästiger Strauch. Die Wurzel verbreitet sich weit, und ist, nach Verschiedenheit des Erdbodens, mit einer schwarzen oder rothen Rinde bedeckt. Die Rinde der Aeste ist weißlich oder aschgrau. Die Blätter sind auf beyden Flächen glänzend, länglich rund, ganz, am Rande ausgezackt, stachelig, und überhaupt der Stech-Palme (*Aquilifolium*) ähnlich. Ausser der ordentlichen Frucht, welche in einer länglich runden glatten Nuß besteht, findet sich auf diesem Strauche auch die Kermes-Beere. Die Rinde der Wurzel, welche die Franzosen *Rusque* nennen, wird in Frankreich zum Färben der Leder gebraucht, und es werden diese damit schwarz gefärbet. Das Holz lästet sich spalten, ist dauerhaft, und taugt zu Geschirren.

Die Alten hatten von dem Ursprunge und der Beschaffenheit der Kermes sehr unrichtige Begriffe. Einige sehen sie für eine Frucht an, ohne von dem Balme, der sie hervor bringt, eine rechte Kenntniß zu haben; Andere halten sie für einen Auswuchs, welcher durch den Stich einer besondern Fliege verursacht wird, gleich den Gall-Äpfeln, die auf den Eichen gefunden werden. Dieser Meinung war *Tournefort*. Graf *Marfigli*, und D. *Nissolle* (*), ein Arzt zu Montpellier, machten Versuche und Beobachtungen um zu weitem Entdeckungen zu gelangen; es glückte ihnen aber nicht völlig. Zwen andere Aerzte in Air in Provence, D. *Emeric* und D. *Garidel* legten sich um diese Zeit mit

(*) *Dissertation botanique sur l'origine & la nature de Kermes*, par M. Nissolle, st. in den *Memoir. de l'Acad. de Par.* v. 3. 1714, S. 434 — 442; und lat. u. d. E. *Diss. botanica de origine & natura Kermes*, im *Append. ad Act. phys. med. Acad. N. C.* Vol. III. S. 49 — 56.

bessern Erfolge darauf; denn sie entdeckten endlich, daß die Kermes nichts anders, als der Körper eines in einem Kerne, einer Beere oder Hülse, nach dem Laufe der Natur verwandelten Insectes ist, dessen Geschichte ich jetzt erzählen werde.

Der Fortgang dieser Verwandlung muß zu drey verschiedenen Zeiten betrachtet werden. In dem ersten Zeitpunkte, zu Anfange des März, sieht man ein kleines Thier, nicht viel größer als ein Hirsekorn, kaum fähig zu kriechen, sich an die Zweige des Baumes hängen, wo es sich fest setzt und bald unbeweglich wird. Um diese Zeit wächst es am meisten, schwillt auf, und gedeihet von der Nahrung, die es allmählich an sich zieht. Dieser Stand der Ruhe scheint die forschenden Beobachter hintergangen zu haben, weil es alsdann einem Auswuchse der Baumrinde gleicht. Während diesem Zeitpunkte seines Wachsthumes, ist es mit einer Art feiner Wolle oder Daunen überzogen, die sich wie ein Netz über seinen ganzen Körper erstreckt, und an der Rinde anhängt. Seine Gestalt ist gewölbt, rund, und wie ein kleiner Floh. Da, wo es von diesem weichen Gewande nicht ganz verdeckt wird, sieht man einige helle goldfarbene Flecken und Streifen, die über den Körper von einer Seite zur andern laufen, durchschimmern. In der zweiten Periode, im April, ist es völlig ausgewachsen; nun ist es rund, und so groß als eine Erbse; es hat mehr Stärke erlangt, und die Wolle hat sich in Staub verwandelt; es scheint nichts, als eine Hülse oder Kapsel, voll eines röthlichen Saftes, einem verfärbten Blute nicht ungleich, zu seyn. Die dritte Periode fällt zu Ende des Mayes, zuweilen etwas früher oder später, nach der Wärme der Luft. Die Hülse oder Schale ist voll kleiner blutrother Eyer, noch kleiner als Mohr-Same; diese sitzen ordentlich neben einander unter dem Bauche des Insectes, und werden allmählich in das Nest von Wolle gelegt, das seinen Körper be-

deckt,

deckt, den es nach Maßgabe der Zahl der Eyer zurück legt. Wenn dieses Werk vollendet ist, stirbt es bald, doch bleibt das todte Insect noch in seiner Stellung am Baume fest, und leistet seiner Nachkommenschaft fernere Dienste, indem es sie vor der unfreundlichen Witterung, oder den Angriffen eines Feindes, beschützt. In guten Jahren vermehren sie sich ungemein, und haben 1800 bis 2000 Eyer (*), welche dieselbe Anzahl von Thierchen hervor bringen. Auch die Alten wußten schon, daß diese sich schnell in Insecten verwandeln. Plinius (**) sagt ausdrücklich: *Coccum ilicis celerime in vermiculum se mutans*. Wenn man sie im Jul. oder August durch ein Mikroskop betrachtet, findet man, daß dasjenige, was ein Staub zu seyn schien, so manche Eyer oder offene Schalen, so weiß als Schnee sind, aus deren jedem ein kleines goldgelbes geflügeltes Insect mit 6 Füßen, 2 langen Fühlhörnern, und einem gespaltenen oder gabelförmigen Schwanze, hervor kommt.

Hr. v. Reaumur hat die Kermes in die Classe der Gall-Insecten gesetzt, wegen der Gleichheit in der Art ihrer Fortpflanzung, und unbeweglichen, auch nach dem Tode fortwährenden Form, gleich den andern Arten dieser Classe, welche auf verschiedenen Bäumen gefunden werden, und den genauesten Naturforschern nur wie Gall-Aepfel oder Auswüchse vorkommen; daher sie auch nicht besser als Gall-Insecten genannt werden können. Sie sind von verschiedener Gestalt und Größe; aber das von der *Coscora* oder *Carrasca* (Kermes) ist von sphärischer Figur, von der Größe einer Wachholder-Beere. Es wird am häufigsten auf den ältesten und niedrigsten Bäumen gefunden; und Kermes, die nahe

ben

(*) Nicht, wie in dem im 37. St. des *Hannov. Magaz.* v. J. 1781, befindlichen Auszuge aus *Dillon* steht, 18, bis 20,000.

(**) *Hist. nat. L. 24. c. 4.*

ben der See gesammelt werden, sind größer, und geben eine glänzendere Farbe, als die an andern Orten.

Es gibt verschiedene Arten Gall-Insecten, die auf verschiedenen Bäumen und Pflanzen in Spanien entdeckt worden sind; doch werden nur die von den Eichen gesammelten zum Färben und zu andern Dingen gebraucht. Von der Art sind diejenigen, die aus der Levante gebracht, und Aleppo-Gallen genannt werden, die man gewöhnlich gebrauchte, ehe man durch häufige Versuche entdeckte, daß das eine Ingrediens, *Divi-divi* genannt, welches eine Frucht aus der Provinz Caracaz und Maracanbo in Süd-Amerika ist, vorzuziehen sey. Das große Geheimniß, welches bisher von den Naturforschern, welche das Gall-Insect von den Gallen zu unterscheiden wußten, noch nicht entdeckt worden, war die Art ihrer Fortpflanzung. Hr. v. Reaumur meldet, daß es ihm nach häufigen Beobachtungen dünke, daß es benderlen Geschlechter gäbe; daß aber einige, die außerordentlich klein sind, sich in Mücken verwandeln, andere aber, die größer wachsen, ohne Verwandlung ihre Eier legen. Hieraus, und aus ihrer Analogie mit den andern, machte er den Schluß, daß die kleinen Mücken mit Flügeln, ob gleich groß in Vergleichung mit ihrem Körper, und mit schönen Carmesinstreifen versehen, die Männchen des Gall-Insectes wären, die er durch ein Mikroskop beobachtete, und sah, wie sie die Weibchen befruchten, ehe sie im März die kugelförmige Gestalt annehmen. Doch dieses ergänet sich so, daß es kaum zu bemerken ist, und auf eine so sonderbare Weise, daß ein gewöhnlicher Beobachter sich nicht einbilden würde, daß ein solcher Fall sich zutragen hätte, oder nur vermuthen würde, daß die Männchen, die er herum flattern sah, den geringsten Umgang mit den Weibchen gehabt hätten, sondern daß es vielmehr Mücken wären, die sich von ungefähr auf dieselben Zweige setzten. Wenn wir zu dieser Beobachtung

ung

ung hinzu fügen, daß die neuen Kermes, die im Jun. auskommen, klein bleiben, und unsere Aufmerksamkeit nicht eher, als bis zum folgenden März an sich ziehen; da sie ohne Anschein eines thierischen Lebens anfangen zu schwellen: so wird es nicht so außerordentlich scheinen, daß sie insgemein für ein Pflanzen-Product gehalten worden sind.

In Languedoc und Provence sammeln die Armen die Kermes; und die Weiber lassen ihre Nägel wachsen, um sie desto leichter abnehmen zu können. Die Methode, zum Einsammeln der Kermes die Zweige der Bäume abzuschneiden, ist sehr schädlich, weil dadurch die Nernde des folgenden Jahres zernichtet wird. Einige Weiber sammeln des Tages 2 bis 3 Pfund. Es kommt nur hauptsächlich darauf an, den Platz zu wissen, wo die Kermes in einiger Menge zu finden sind, und sie früh mit dem Morgenthau zu sammeln, weil alsdann die Blätter noch biegsamer sind, als nachher, wenn die Sonnenhitze dieselben mehr ausgetrocknet und steifer gemacht hat. Bei starkem Thau fallen sie bisweilen früher, als gewöhnlich, von den Bäumen. Wenn die rechte Jahreszeit vorüber ist, fallen sie von selbst ab, und dienen den Vögeln, besonders den Tauben, zur Nahrung. Bisweilen gibt es ein zweites Product, welches aber gemeiniglich kleiner und blasser von Farbe ist. Die ersten Kermes werden gemeiniglich an den Zweigen auf der Rinde des Baumes selbst sitzend oder klebend gefunden, da man hingegen die zweiten nur auf den Blättern antrifft. Denn das Insect wählt jederzeit solche Theile des Baumes, welche eine saftige Nahrung geben; und da gegen die Zeit der zweiten Kermes, die Rinde des Baumes schon trockner und härter geworden ist, so setzen sie sich und ihre Brut auf die weniger harten Blätter.

Diejenigen, welche die Kermes einkaufen, um sie in fremde Länder zu verschicken, breiten sie auf Leinwand aus,

aus, und besprengen sie sorgfältig mit Essig, um die Würmer, die darin sind, zu tödten. Dieses gibt einen rothen Staub, welcher in Spanien von den Hülsen abgeseiht wird. Hierauf werden sie getrocknet, geseiht, und in Säcke geschüttet. In jeden solcher Säcke legt man einen Theil des eben gedachten rothen Staubes in einem besondern ledernen kleinen Beutel, und dann sind die Kermes zur Ausfuhr fertig; auch bleiben sie nicht lange unverkauft, da zu jeder Zeit von der afrikanischen Küste starke Nachfrage nach Kermes ist.

Die Einwohner von Hinojos, Bonares, Billaalba, und andern Theilen des Königreiches Sevilien, trocknen sie an der Sonne auf Matten, rühren sie fleißig mit Stöcken um, besprengen sie mit Essig, und sondern genau den feinen rothen Staub, als das Beste, davon ab; diesen letztern verkaufen sie besonders unter dem Namen Pastel d'Ecarlate (Scharlach-Waid), oder Ecarlate de graine. Ein gleiches geschieht mit den Schalen oder Hülsen von dem todtten Thiere, welche aber nur halb so viel werth sind, als der Staub.

Es ist kein Zweifel, daß dieser Zweig der Industrie noch verbessert werden könnte, wenn genauer Acht darauf gegeben würde. Die Kermes würden alsdann eine glänzendere Farbe geben, gleich derjenigen, welche von der Cochenille erhalten wird.

Die spanische Kermes längst den Küsten der Barbaren, wird besonders allen andern vorgezogen. Die Kaufleute von Tunis vermischen sie mit der Kermes von Tetuan, um damit die in der Levante so sehr gebräuchlichen Scharlach-Mützen oder Turbane zu färben. Die Lunetaner führen jährlich mehr als 150,000 (*) solcher Mützen aus, wovon der Impost, dem Den zu Tunis, jährlich über 150,000 Pesos (20000 Thlr.) einträgt.

Ben

(*) Im Hannov. Magaz. a. ang. D. und im 15 St. der belehr. Nachr. für den Nahrungsstand, v. Mon. Apr. 1783, S. 64, steht 150,000 Duzend.

Ben der von Geoffroy angestellten chemischen Untersuchung, sind von 1 Pfund frischer Kermes, viel Wasser, welches erst ohne Geruch und Geschmack, hernach brenzlich riechend war, 6 Quent festes flüssiges Salz, etwas citrongelbes Oehl, und endlich eine ziemlichliche Portion dickes, schmieriges, röthliches, brenzlich riechendes, doch nicht sehr stinkendes Oehl, welches keine Merkmale eines sauren Salzes gab, übergegangen. Aus der nach der Destillation übrig gebliebenen schwarzen Masse ließ sich durch das Auslaugen kein fires Salz ausziehen, zu einem Beweise, daß die Kermes animalischen Ursprunges sey.

Die Kermes werden theils zur Medicin, theils und am meisten zum Färben der Wolle und Seide, gebraucht. Was den medicinischen Gebrauch betrifft, so stößt man die frisch gesammelten und recht großen Kermes in einem steinernen Mörser; die gestoßenen digerirt man 7 bis 8 Stunden an einem kalten Orte, damit die Zähigkeit des Saftes in etwas vermindert werde; hierauf drückt man den Saft aus, seht ihn einige Stunden beyseits, damit die dickern Theile auf den Boden des Gefäßes fallen; gießt den Liquor nach und nach ab, und scheidet ihn von den gröbern Unreinigkeiten; seht sodann dem gereinigten Saft gleiche Theile weißen Zucker zu, und kocht ihn, bey einem gelinden Feuer, bis zur Consistenz eines etwas dicken Syruppes. Diese Vermischung nennt man *Kermes-Conserve*, *Kermes-Saft* oder *Kermes-Syrupp*, woraus die als eine der kräftigsten Herzkärkungen berühmte Confetto alkermes gemacht wird. Andere machen eben diesen Saft ohne Feuer auf folgende Weise. Man nimmt zu 1 Th. gestoßene Kermes, 3 Th. Zucker, und läßt es 24 Stunden an einem kalten Orte weichen. Der ausgepreßte und durchgeseihete Saft erlangt die Dicke eines Syruppes. Man hält diesen für besser als jenen, welcher im Feuer eine beträchtliche Portion seiner flüchtigen

igen Theile verloren hat. Der auf solche Weise berei- tete Saft wird in großer Quantität aus Languedoc zu den ausländischen Völkern gebracht. Zur Confectio alkermes wird der ausgepresste Saft mit Aepfel- Saft, roher Seide, Perlen, gelbem Sandel, Zimmet, Amber, Mosch, präparirtem Lasursteine und Goldblättern gemischt. Wenn Amber und Mosch dabei ist, wird er Confectio alkermes completa, wenn diese aber fehlen, incompleta genannt. Die Confectio wird zu Montpellier in Menge bereitet, und in ganz Europa verführt. Wenn sie recht frisch und gut ist, muß sie durchaus hochroth, nicht zu dünn, und etwas bitter, seyn. Die alten Griechen haben, wie Dioscorides und Galenus melden, in den Kermes nur eine zusammenziehende Kraft angenommen; daher sie dieselben also mit Essig abgerieben, auf die Wunden und verletzten Nerven legten. Die Araber sind die ersten, welche einer herzkärkenden Kraft gedenken. Mesues hat sie bey Herzklopfen, Ohnmacht, Verwirrung des Verstandes und Melancholie angepriesen. Jetzt aber rühmt man das Pulver von ihnen, wenn es in Wein oder einem herzkärkenden Wasser, oder in einem weichen Ey, genommen wird, zur Erhaltung und Wiederherstellung der verlorenen Kräfte in schwerer Geburt, zur Stillung des Brechens, und zur Stärkung des Magens. Man gibt sie verletzten Schwängern, oder welche zum unzeitigen Gebären geneigt sind, solches zu verhüten; ja, es schlucken auch Schwangere, wenn sie eine unzeitige Geburt befürchten, oft mit Scharlach- Beeren gefärbte Seide hinunter. Das Pulver gibt man zu 10 bis 30 Gran, den Syrupp aber von $\frac{1}{2}$ bis 1 Unze.

Jo. Lud. Bertoldi Tract. Confectionis de hyacintho & Confectionis alkermes. Aug. Taurin. 1619, 4.

Laure. Catelani genuinus Confectionis alkermes parandae modus, ist beym Strobelberger angehängt.

Jo. Steph. Strobelberger de cocco baphica, & quae inde paratur, Confectionis alkermes recto usu, Jen. 1620, 4.

Laure. Eichstadii diss. de Confectione alkermes, Stett. 1634, 4.

Th

Th. Bartholini diss. praeliminaris de Confectione alkermes, Hafn. 1672, 4.

Observation von der eigentlichen Entstehung des Kermesföner, woraus die Purpur- und Scharlach- Farbe gemacht wird, st. im 4. Vers. der Bresl. Samml. 1718, S. 1095 — 1100.

Mich. Beruh. Valentini diss. de Confectione alkermes, Gießl. 1725.

Ilterior della Grana del Kermes, dal Ser. Giacinto Cesoni, st. in Ant. Vallisnerii Opere fisico-medice, Venez. 1733, f.

In der Färberei bringt die Kermes die Carmesin- Farbe, auch den Franz- oder venetianischen Scharlach hervor. Siehe die Art. Roth und Scharlach.

Kermes, (mineralischer) f. oben, S. 38.

— — (polnischer) f. oben, S. 38.

— — (spanischer) f. oben, S. 36.

Kermes- Baum, f. oben, S. 38.

Kermes- Beere, eine Benennung, 1. des im vorhergeh. Art. Kermes beschriebenen verwandelten Insectes auf der Kermes- oder Scharlach- Eiche, der Beeren der Phytolacca decandra L. woraus der von den Maltern so sehr geschätzte Kermesbeeren- Lack, oder Kermes Lack verfertigt wird, f. Phytolacke.

Kermes- Conserve, f. oben, S. 47.

Kermes- Eiche, f. oben, S. 38.

Kermes- Körner, f. oben, S. 35.

Kermes- Lack, f. Phytolacke.

Kermes- Saft, f. oben, S. 47.

Kermes- Scharlach, f. Scharlach.

Kermes- Syrupp, f. oben, S. 47.

Kermesse, f. Kirch- Messe.

1. Kern, ein nur noch bey den Jägern übliches Wort, wo es das in Kleinen geschnittene und gedorrte Fleisch des ungeschalteten Viehes bezeichnet, womit die Hunde gefüttert werden. In den niedrigen Sprech- Arten Luder. In andern Gegenden wird auch das Fleisch oder Wildpret von Wölfen, Dachsen, Füchsen, und andern ungeschalteten Thieren, Kern genannt.

Es scheint Fleisch überhaupt bedeu- ten zu haben, da es denn zu dem lat. Caro, Carnis, gehören würde. Der Fleisch- Markt kommt in einigen Gegenden Ober- Deutschlands Def. Enc. XXXVII Th. D um

unter dem Rahmen des Kerders und Karners vor, im mittlern Lat. Carnarium.

Daher das Kern-Zupfen, bey den Jägern eine Feyerlichkeit, da, nach vollendeter Jagd, den Jagd-Hunden der Kern, d. i. das für sie bestimmte Fleisch gefallener oder für sie getödteter untauglicher Thiere von der ganzen Jägeren gezupfet, d. i. in Stücke gerissen, und ihnen vorgeworfen wird.

Hierzu werden mehrentheils unbrauchbare Pferde genommen. Wenn diese abgestochen, roch gemacht und zerhackt sind, siedet der Fallmeister (Abdecker) in einem großen Kessel so viel, als zur Fütterung der Hunde nöthig ist. Alsdenn werden einige Jäger zum Kernzupfen zu gehen beordert. Es kommt auch wohl der oberste von den Jagd-Bedienten selbst hierzu, nimmt ein Stück des gesottenen Pferde-Fleisches oder Kerne, reißt solches in Stücke, und wirft es den Hunden vor; alsdann tritt die gesammte Jägeren hinzu, zupfet den Kern, und füttert damit die anwesenden Hunde.

2. Kern, Diminut. das Kernchen Oberd. Kernlein, ein Wort, in welchem sich die genau mit einander verwandten Begriffe der Höhle, des darin befindlichen Körpers, und der Künde, vereinigen.

1. Einer Höhle, in welchem Verstande es nur noch in einigen einzelnen Fällen vorkommt.

(a) Eine Kerbe, d. i. unten spitzig zulaufende Oeffnung in einem Körper, heißt im Niederl. ein Kern. Siehe Kerbe, oben, S. 7.

(b) In der Geschütz-Kunst, ist es die innere Höhlung einer Kanone, von der Mündung bis an den Boden, welche sonst auch die Seele genannt wird.

Daher: das Kern-Geschütz, dasjenige Geschütz, welches im Kerne, d. i. in dem innern hohlen Raume überall gleich weit ist; zum Unterschiede von den Kammer-Stücken.

Kern.

Kern-recht, 1. Eine Kanone, ein Stück heißt Kernrecht, wenn der Kern, d. i. die Seele, sich völlig in der Mitte des Stückes befindet. 2. Ein Stück Kernrecht richten, es so richten, daß der Kern oder die Seele mit dem Horizonte parallel geht; da denn ein Schuß, welcher in solcher Richtung daraus geschickt, ein Kern-Schuß, heißt, im Gegensatz eines Bogen-Schusses; s. Th. XXXIV, S. 470.

Die Kern-Stränge eine eiserne Stange, so fern sie die innere Form eines Stückes, welches hohl gegossen werden soll, z. B. einer Kanone, ausmacht. Siehe im XXIV Th. S. 277.

(c) An den Pferden ist es das mit einem schwarzen Flecke versehene Grübchen in den Zähnen der Pferde, welches auch die Kennung, die Künde, und die Bohne heißt, und woraus das Alter der Pferde erkannt wird; der Bohnen-Kern, s. Th. I, S. 142. Ein Mehreres hiervon, wird bey den Zähnen der Pferde vorkommen.

(d) Eben daselbst führt diesen Nahmen auch eine von den Furchen, woraus der Gaumen an den Pferden besteht. Zu gewissen Krankheiten der Pferde, als: dem Feisel, pflegt man eine von den Furchen des Gaumens zu öffnen, welchen Uderlaß man den dritten Kern lassen, dem Rachen stechen, oder das Kern-Stechen, Sectio Venae palatinae, nennt. Siehe im I Th. S. 407, s. im XII Th. S. 428, und im XV Th. S. 494.

2. Eines in einer solchen Höhle verborgenen festen Körpers.

1. Eigentlich Kern-Gießerei

(a) Bey den Gießern ist diejenige Masse, welche in die Form gethan wird, damit der Guß inwendig hohl werde, die innere Form, der Kern, zum Unterschiede von der äußern Form, welche der Gabel, der Mantel, die Schale, genannt wird; z. B. bey der Gieß-Flasche der Gelbgießer, s. im XVIII Th. S. 417.

D 2

Da:

Daher: der Kern-Lehm, derjenige Lehm, womit der Kern, d. i. die innere Form, in den Gieß-Hütten überzogen wird.

Dahin gehört vermuthlich auch der Kern der Schriftgießer, welches eine Platte in dem Gieß-Instrumente ist, an deren Ecken der Buchstabe, welcher gegossen wird, zu liegen kommt. Daher: das Kern-Maß, bey den Schrift-ießern, ein ausgefüllter rechter Winkel, oder Winkelhaken, um dem Kerne des Gieß-Instrumentes den rechten Winkel zu geben.

Der Kern der Schlösser, ein Stück Eisen oder Stahl, welches bey Bildung eines Gesenktes so geformt ist, als dieselbe es erfordert, und welches der Schlösser in das gegläthete Eisen, welches das Gesenk werden soll, hinein schlägt, und wodurch er also dasselbe bildet. Siehe auch Kerner.

(h) An Gewächsen wird der Same mit der Hülse oder Schale, welche ihn umgibt, öfters der Kern genannt, doch nur in verschiedenen einzelnen Fällen. Im Oberdeutschen führt das Getreide den Nahmen des Kernes, wofür die Hochdeutschen Korn sagen. Bey dem Rottler ist Chern der Weizen, und Chornes Chern ein Getreide-Korn. Im Oberd. ist der Kern n noch jetzt für Getreide üblich. Die Samen-Körner aller Obst-Arten und der Beeren tragenden Gewächse, heißen auch im Hochdeutschen Kerne, Fr. Pepin. Apfel-Kerne, Birnen-Kerne, Kerne der Weintrauben, der Vogelbeeren, u. s. f. Auch die mit einer harten steinartigen Schale umgebenen Samenkörner führen diesen Nahmen, und werden zum Unterschiede hart-schalige Kerne genannt, L. O. Otchalum, Fr. Osse-ler; im Gegensatze der weichschaligern, Lat. Nucleus, Fr. Nu. Kirsch-Kerne, Pflaumen-Kerne, Pfirschen-Kerne, u. s. f. Siehe Kern-Obst.

Sprichw.

Sprichw. Einen harten Kern aufzubeißen haben, eine schwere und mühsame Sache haben. Wer den Kern haben will, muß die Nuß aufbeißen.

(c) In engerer Bedeutung, der weichere innere, eigentlich fruchtbare Theil nicht nur dieser Kerne, sondern aller Arten des Samens, im Gegensatze der Schale. Die Kerne der Nüsse, Nuß-Kerne, der Mandeln, Mandel-Kerne, der Eicheln, Kastanien, Kirschen, u. s. f. Engl. Ke-nel Fr. Cerneau Im engern Verstande sind die von den Hülfsen befreieten Körner des Dinkels, im Oberdeutschen unter dem Nahmen des Kernes bekannt, wo das Wort als ein Collectivum nur im Singular üblich ist; welchen Nahmen zuweisen auch der Gries und die Grüse von andern Getreide-Arten führt.

(d) In den Flöten und Orgel-Pfeifen, ist es eine fast ganz runde Scheibe, welche das Mundstück bis auf eine gerade schmale Spalte verschließt; Fr. Tampon. Siehe Orgel.

2) In weiterer Bedeutung, das Innerste eines Körpers. So wird das Innere der Samen-Körner der Kern genannt. Der Weizen hat einen schönen Kern, wenn der innere mehligte Theil derb und von guter Art ist. Das Innere der Artischocken, die innern Theile der Salat- und Kohl-Häupter und ähnlicher Gewächse, das Mark des Holzes, ingl. das innere feste Holz, zum Unterschiede des weichern Splintes, ist unter dem Nahmen des Kernes bekannt.

Daher: Kern-ästig, in dem Forstwesen und bey den Holz-Arbeitern, ein kernästiger Baum, dessen Aeste von dem Kerne oder Marke heraus gewachsen sind, daher ein solcher Baum sowohl zum Spalten untauglich ist, als auch schlechte Bretter gibt.

Kern faul, im Kerne, das ist Marke, faul. Ein kernfauler Baum. Daher die Kern-Säme, die Fäulniß in dem Kerne; s. Th. XXIV, S. 856, f.

D 3

Das

Das **Kern-Holz**, der innere feste Theil des Holzes, zum Unterschiede von dem Splinte. Ingl. Holz, welches viele solche feste Theile hat. Figürlich, auserlesenes sehr gutes Holz.

Kern-Schäl g, welches im Forstwesen von dem schwarzen Holze üblich ist. Ein Stamm oder Baum ist kernschäl g, wenn sich der Kern, d. i. das feste Holz nach dem Splinte schälet, d. i. wenn die Jahrsringe sich von einander los geben, welches durch heftige Winde bewirkt wird, und am häufigsten den Tannen-Bäumen wiederfährt.

Das **Kern-Scheit**, Scheite, welche aus dem Kerne, d. i. festen, besten Holze geschlagen werden, zum Unterschiede von den Kleppel- oder Walzen-Scheiten, welche aus den Riesten, und von den Stock-Scheiten, welche aus den stehen gebliebenen Stöcken gemacht werden. Siehe Th. XX V. S. 595.

Eben diesen Nahmen führt der inwendige empfindliche, mit dem Hufe umgebene Theil eines Pferde-Fußes.

Daher das **Kern-Schwinden**, eine Krankheit der Pferde, wenn der Huf in seinem natürlichen Umfange abnimmt, kleiner und schmähler wird; s. Th. XV, S. 566, fgg.

An den **Sonnen-Flecken**, heißt der innere ganz schwarze Theil derselben der Kern.

3) Figürlich, das Beste, Kräftigste eines Dinges. Der Kern der Milch, das Beste und Fertteste von der Milch, woraus man Butter macht, der Rahm, die Sahne, L. Cremor lactis. Flos lactis, Fr. Crème, Crème. Die Milch, welche nach dem Ausbuttern übrig bleibt, die Butter-Milch, heißt an einigen Orten auch noch der Kern, die Kern-Milch. Siehe Th. I. c. 2. Das beste, feinste und weißeste Mehl führt den Nahmen des Kernes, oder des Kern-Mehls, L. Flos farinae; so wie das beste geschiedene Erz im Bergbaue, den Nahmen des Kernes. Daher

her: **auskernen**, das beste Erz von dem geringern absondern. Die beste ausgesuchte Ware unter mehrern, heißt der Kern, das Kern-Gut. Der Kern der Armee. Der Kern einer Predigt, einer Rede, eines Buches, u. s. f. ein kurzer Auszug der wesentlichsten, wichtigsten und wirksamsten Wahrheiten aus denselben. Daher dieses Wort oft in Zusammensetzungen gebraucht wird, etwas Vorzügliches in seiner Art zu bezeichnen. Kern-gut, auserlesen gut, sehr gut. Ein Kern-Mann, im Plural die Kernmänner, oder Kernleute, ein vorzüglich guter oder brauchbarer Mann. Auf welche Art man auch eine Kern-Frau, ein Kern-Kind, u. s. f. sagt. Der Kern-Spruch, ein ausgesuchter, lehrreicher Spruch, oder Stelle aus der h. Schrift. Kern-Stahl, der beste steyermärkische Stahl, welcher aus gesintertem Eisen bereitet wird. Kern-Tuch, das beste aus der Land-Wolle verfertigte Tuch.

In dieser zweyten Haupt-Bedeutung, in Ober-Schwaben Chern, im Nieders. Karn, im Dän. Kiærne, im Schwed. Kerne, im Isländ. Kiærne. Es gehört zu dem großen Geschlechte der Wörter, welche nicht nur eine Vertiefung, sondern auch eine Erhöhung bedeuten. Siehe Rahr, Raue, Rorb, Korn, Kürbis.

So fern der Kern das Beste einer Sache bedeutet, ist im Ital. Cerno, und im mittlern Lat. Cernea, die Auswahl, und Cerneda, ein Ausschuss der besten Soldaten, wohin auch das Lat. discernere zu gehören scheint, welches aber auch mit Köhren, wählen, verwandt seyn kann. Uebrigens kommt dieses Wort in den Mund-Arten in allen drey Geschlechtern vor, der, die, und das Kern, da es denn im ungewissen Geschlechte im Plural auch Kerner hat, obgleich im Hochdeutschen nur allein das männliche üblich ist, der Kern, im Plur. die Kerne.

3. Ein kleiner runder Körper. Das Schießpulver ist gut von Kern, wenn es aus guten festen Kernen besteht. Vitriol-Kern, der Abgang in Kernen von dem Vitriole. Daher: die Kern-Butte,

Fr. le cuveau pour la fleur du vitriol, ein hölzernes Gefäß, darin die Vitriol-Lauge, welche bey dem Waschen des Vitriol-Kernes abgeht, und Kern-Lauge genannt wird, gesammelt wird. In den meisten übrigen Fällen ist dafür jetzt Korn üblicher. Doch braucht man es noch zuweilen mit dem herrschenden Begriffe des derben oder festen. Siehe Kernig.

Sonst kommt dieses Wort auch noch in verschiedener Bedeutung bey verschiedenen Künstlern und Professionisten vor.

Bey den Gold-Spinnern, heißt Kern oder Kern-Gespinnst, eine Art von Gespinnst, da die Seide nicht völlig bedeckt ist, sondern noch etwas unter dem Lohne vorscheint; s. Th. IX. S. 474.

Was die Hutmacher Filz-Kern nennen, s. Th. XX. I. S. 98.

Bey den Groß-Uhrmachern, heißt Kern ein rundes Stück Stahl, welches die Größe des Kron- und Steige-Rades einer Uhr haben muß. Siehe Uhr.

Kern-ästig, s. oben, S. 53.

Kern-Beißer, die Benennung: 1. eines Vogels, *Loxia Coccothraustes* Linn.; s. Kirsch-zink. 2. Einer Art Käfer, welche sich in den Palm-Rüssen aufhält, *Bruchus Bactris* L.; s. unter Palm-Baum.

Kern-Butte, s. auf vorhergeh. Seite.

Kern-faul, Kern-Säule; s. oben, S. 53.

Kern-Frau, s. auf vorhergeh. Seite.

Kern-Frucht, eine jede Frucht, welche Kerne in engerer Bedeutung, d. i. weichschalige Kerne trägt, zum Unterschiede der Stein-Früchte, Samen-Früchte, u. s. f. Siehe Th. XV, S. 284, s. und Kern-Obst.

Kern-Gehäuse, an dem Kern-Obste das Gehäuse, worin der Kern verborgen ist, dergleichen z. B. die Aepfel und Birnen haben; das Kern-Säuschen, im

g. L.

g. L. der Grieb, s. Th. XX, S. 19, die Kabuse, s. Th. XXXII, S. 46.

Kern-Geschütz, s. oben, S. 50.

Kern-Gespinnst, s. auf vorhergeh. Seite.

Kern-Gülte, im Oberdeutschen, die Gülte, d. i. Abgabe oder Einkünfte an Kern, d. i. Getreide; Getreide-Zins.

Kern-Gut, (das) } s. oben, S. 55.

Kern-gut,

Kern-Säuschen, s. auf vorhergeh. Seite.

Kern-Solz, s. oben, S. 54.

Kern-Sut, s. im XXVI. Th. S. 61.

Kern-Rind, s. oben, S. 55.

Kern-Lauge, s. auf vorhergeh. Seite.

Kern-Lehm, s. oben, S. 52.

Kern-Mann, s. oben, S. 55.

Kern-Maß, s. oben, S. 52.

Kern-Mehl, } s. oben, S. 54.

Kern-Milch,

Kern-Obst, Fr. Fruits à pepin, Obst, welches Kerne in engerer Bedeutung, d. i. weichschalige Kerne, trägt, zum Unterschiede von dem Stein-Obste, Fruits à noyau. Engl. Stämme, welche aus gesäeten oder gepflanzten Kernen gezeugt werden, zum Unterschiede von dem gepfropften Obste.

Kern-recht, s. oben, S. 51.

Kern-Sack, ein mit Kernen von allerlei Stein-Obste, als: trocknen Kirsch- oder Pflaumen-Kernen, ausgefülltes Rüssen oder Säckchen von grober Leinwand, welches gemeine Leute, insonderheit auf dem Lande, zur Winterszeit, den Tag über, in die warme Möhre zu schieben oder auf den Ofen zu legen, des Nachts aber, statt der Warm-Flasche, mit in das Bett zu nehmen pflegen.

Kern-schälig, } s. oben, S. 54.

Kern-Scheit,

D 5

Kern-

Kern: Schule, fr. P. piniere, im Gartenbaue und Forstwesen, eine Baumschule, in welcher sowohl wilde Stämme, als auch Obstbäume aus Kernen, und in weiterer Bedeutung auch aus dem Samen, gezogen werden; zum Unterschiede von einer Pelz- oder Pfropfschule.

Kern: Schuß, s. oben, S. 51.

Kern: Schwinden, s. oben, S. 54.

Kern: Spruch, s. oben, S. 55.

Kern: Stahl, s. oben, S. 55.

Kern: Stange, s. oben, S. 51.

Kern: Stechen, s. oben, S. 51.

Kern: Stück, s. Brust: Kern, im VII Th. S. 138.

Kern: Tuch, s. oben, S. 55.

Kern Werke, nennt man, im Bergwerkswesen, wenn das Erz hier und da im Gebirge, Gesteine, oder Erde, fleckweise ohne gewisse Gänge eingesprengt ist. Ist dasselbe in kleinern Stücken, so sagt man: es sey in Flecken; ist es aber in größern, so nennt man es in Nieren.

Kern Zupfen, s. oben, S. 50.

Kernel, s. Kriech: Nerte.

Kernen, von dem Hauptworte Kern.

1. In Kerne, d. i. Körner verwandeln. Bley kernen, es zu Körnern gießen. Das ausgelassene Schmalz kerner sich, wenn es erkaltet, das Baum: Oehl, wenn es gefriert. Im g. L. auch Firnen, kerneln, firmeln. Wofür man doch, dem hochdeutschen Sprachgebrauche nach, richtiger kernen sagt.

2. Butter machen, buttern, in den gemeinen Mund: Arten sowohl Ober- als Nieder: Deutschlands.

Nieders. kernen, Angels. cernan. Engl. to curn, Dän. Piærne, im Schwed. ke na im Finnland. kunn. Ihre leitet es von dem alten Quern, eine Mühle, von wirren, im Kreise drehen, her. Allein, es scheint entweder unmittelbar von Kern, Milchrahm, zu kommen, s. oben, S. 54, oder so fern der fettene Theil des Rahmes sich erst in Kerne, d. i.

d. i. Körner, zusammen setzt, ehe er eigentliche Butter wird.

3. Die Kerne aus der Schale heraus nehmen, und figürlich, das Beste einer Sache von dem Schlechtern absondern, wofür doch das zusammengesetzte auster: nen üblicher ist.

Kerner. 1. Bei den Kupferschmieden, ein Werkzeug, die Löcher damit vorzuzeichnen; der Kirner.

2. Bei den Schloßern, ein Spießhammer mit einer stumpfen Spitze, die nach einer halben Kugel abgerundet ist. Er wird gebraucht, große Löcher durchzuschlagen. Fig. 2027.

3. Bei dem Sporer, ein Dorn mit einer scharfen Spitze, womit man vorschlägt, ehe ein Loch durchgeschlagen wird, a, Fig. 2028. Andere Kerner haben eine stumpfe Spitze, b, womit diejenige Stelle eines geschlagenen Loches, wo der Kopf eines Nietes versenket werden soll, erweitert wird.

Kernhaft. 1. So fern Kern die besten, kräftigsten Theile eines Dinges bezeichnet, diese Theile enthaltend. Ein kernhafter Auszug aus einem Buche. 2. Kernhaftes Fleisch, derbes, festes und zugleich kräftiges, nahrhaftes Fleisch. Siehe Kernig und Körnig.

Kernig. 1. Kerne, und in engerer Bedeutung, viele Kerne habend. Die Johannisbeeren sind sehr kernig. Kerniges Obst, welches Kerne hat, besser Kern: Obst. 2. Derbe, feste und dabey nahrhafte Theile habend; kernhaft. Kerniges Fleisch. Wofür man doch jetzt lieber körnig sagt.

Kernicht, würde eigentlich nur bedeuten, dem Kerne ähnlich.

Kersey, eine Art Zeug; s. Kirsey.

Kerze, (die) Diminut. das Kerzchen, Oberd. das Kerzlein, im Oberdeutschen und der höhern Schreib: Art der Hochdeutschen, ein gerades Wachs: Licht, und in weiterer Bedeutung auch ein Talg: Licht. In noch wei:

Kerzen = Kraut, Königs = Kerze, Verbascum Thap-
sus Linn.; s. Woll = Kraut.

Kerzen Meister, an einigen Orten, besonders Ober-
Deutschlandes, ein kirchlicher Beamter, welcher Acht
gibt, daß alle in der römischen Kirche übliche Straf-
Kerzen gehörig eingeliefert werden.

In einigen Gegenden Ober = Deutschlandes führen
diesen Nahmen auch die Handwerks = Aeltesten, viel-
leicht, weil sie die bey den gottesdienstlichen Umgängen
in der römischen Kirche üblichen Kerzen besorgen oder
verwahren; daher denn auch die Schäfer oder Fleisch-
Hauer bey den Fleischern diesen Nahmen führen, ohne
Zweifel so fern dazu nur die Handwerks = Aeltesten ge-
nommen werden.

Kerzen = Messe, s. Licht = Messe.

Kerzen = Strande, s. Wachs = Struch.

Kerzen = Träger, in der römischen Kirche, derjenige,
welcher bey feyerlichen Umgängen vornehmern Perso-
nen die Kerze vorträgt; im mittlern Lat. Ceroferarius,
Ceriferus, Cerotharius.

Kerzen = Weihe, s. Licht = Messe.

Kescher, s. Kesser.

Kesken, s. Zohlunder, im XXIV Th. S. 253.

Kesmark, s. Käsmark, im XXXV Th. S. 543.

Kesmesen. Mit diesem Nahmen belegen die Türken zu
Constantinopel ein daselbst gemeines Augenwasser, wel-
ches, nach einiger Schriftsteller Vermuthung, von
der, im Wasser eingemachten, Frucht, Asaculis ge-
nannt, bereitet wird. Von dieser Frucht, und der
Pflanze, worauf dieselbe wächst, haben wir keine hin-
längliche Kenntniß. Joh. Bauhin meldet mir, daß
solche ein ägyptischer Strauch sey.

Kessel, s. Kirch = Spiel.

1. Kessel, ein Ort, wo Gericht gehalten wird; s. Kes-
sel = Gericht.

2. Kessel,

2. Kessel, ein großes Maß, dessen man sich in England
bey dem Steinkohlen = Handel bedient; Fr. Chauderon,
Engl. Ker. Es hält 36 Boill = aux nach französischem
Maße, oder nach unserm Maße ungefähr 18 Scheffel.

3. Kessel, Diminut. das Kesselchen, Oberd. Kesselcin,
eine jede Vertiefung, ein tiefer Ort, eine tiefe Stelle.

1. Ueberhaupt, wo dieses Wort noch in vielen Fäl-
len gebraucht wird, eine rundliche, gemeiniglich flache
Vertiefung des Erdbodens zu bezeichnen, deren größte
Tiefe sich ungefähr in der Mitte befindet.

So heißt im Festungsbaue, der mittlere innere
Raum eines so genannten leeren Bollwerkes, der Kes-
sel. Dieser Platz wird bis auf den natürlichen Hori-
zont darum leer gelassen, damit dem Feinde alle Erde
zu seiner Bedeckung benommen sey, und er folglich
mehrere Arbeit nöthig habe, und sich länger dabey auf-
halten müsse, wenn er sich daselbst eingraben will.

In der Kriegsbaukunst, nennt man Kessel, Gru-
ben mit Bettungen für die Mörser, woraus Bomben,
Granaten und andere Feuer = Kugeln in einen belagerten
Ort geworfen werden; Fr. Batterie à mortiers. Siehe
Mörser.

Bey den Jägern, ist der Kessel sowohl der aus-
gehöhlte Raum in einem Dachs = Baue, welcher dem
Dachse zur Lagerstätte dient, s. Th. VIII, S. 624,
als auch das ausgetiefte Lager der wilden Schweine;
siehe Kessel = Jagen.

Bey den Wasserkünsten, ist der Kessel die flache
Vertiefung in die Erde, worein das Springwasser sich
sammelt, das Becken; ja eine jede solche Vertiefung
des Erdbodens ist im g. L. und der anständigen Sprech-
Art unter diesem Nahmen bekannt, dergleichen z. B.
der tiefste Ort in einem Teiche, bey dem Zapfen oder
Ständer, woraus das Wasser nicht weiter abgelassen
werden kann, ist; das Kessel = Loch, Sisch = Loch,
s. Th. XIII, S. 737 und 740.

Auch

Auch im Bergbaue ist der Kessel eine solche tiefe Stelle im Erdboden, besonders wenn sie durch den Einfall einer darunter befindlichen Grube, oder durch einen Erdfall, verursacht wird. Wenn durch ein enges Loch viel loses Gestein herein fällt, daß oben ein weites Loch wird, so nennt man es gekesselt, oder es kesselt sich aus, den Ort aber einen Kessel.

Auch künstliche Vertiefungen bekommen zuweilen diesen Namen, selbst solche, welche nicht bloß flach sind. So wird in der Geschützkunst der Lauf, oder innere hohle Raum eines Mörsers bis zur Kammer, oder der Theil eines Mörsers, darin die Bombe liegt, und den sie in ihrer Bewegung durchläuft, der Kessel, oder Kessel-Lauf, genannt. Und im Bergbaue führt diesen Namen, ein $3\frac{1}{2}$ Elle tiefes, viereckiges und ausgezimmertes Loch, in einem Göpel, in welches der Klotz gelegt wird, worauf die Spindel in ihrer Pfanne steht; Fr. le creux. Auch heißt Kessel, Pfanne, oder Spur, diejenige runde Oeffnung oder Büchse, worin der Schuh der Spindel: Zunge der Korb: Welle an einem Pferde: Göpel liegt. Sie hat 1 3. dicken Stift, welcher in den Schuh paßt, und in einer Unterlage von Holz oder Stein unbeweglich ruhet; s. im XIX Th. S. 260.

In noch weiterer Bedeutung ist der Kessel nicht selten ein runder, an den Seiten eingeschlossener Platz, besonders im Jagdwesen. Siehe Kessel: Jagen, imgleichen Kessel: Gericht.

2. Besonders ein tiefes Gefäß, wo es doch nur noch von einem runden oder länglich runden, am Boden gewölbten Gefäße, von Kupfer, Messing, Zinn oder Silber, ohne Füße, besonders so fern etwas darin gekocht, gefärbet, gebrauet oder geschöpft werden kann, gebraucht wird; L. Ahenum, Cacabus, Caldaria, Caldarium, Catinus, Lebes, Fr. Chaudière, Chauderon, Chaudron, Marmite. Den Kessel über das Feuer setzen,

setzen, wenn er auf einem Dreifuße ruhet. Ihn über das Feuer hängen, wenn er an einem Kessel: Haken hängt. Die Kessel bekommen nach der Verschiedenheit ihres Gebrauchs, verschiedene Namen. Ihr Gebrauch ist in den Küchen, Wasch: Häusern, Färbereyen, Apotheken zc. bekannt, und nach ihrem verschiedenen Gebrauche wird auch ihre Größe eingerichtet. Also hat man Thee: Kessel, Koch: Kessel, Fisch: Kessel, Brau: Kessel, Färbe: Kessel, Brenn: Kessel zc. Die größten Kessel, die man bey der Wirthschaft braucht, sind die Brau: Kessel, welche an vielen Orten anstatt der Brau: Pfannen gebraucht werden; siehe im V Th. S. 44. Die Färbe: Salpetersieder: und Wasch: Kessel, sind kleiner, und gemeinlich in der Küche, im Wasch: oder Färbe: Hause, wie auch in den Salpeter: Hütten, eingemauert. Die Fisch: Kessel, worin man die Fische zu kochen pflegt, sind nächst den Kaffe: Kesseln, worin man den Kaffe kocht, und den Thee: Kesseln, worin man das Wasser zu dem Aufgusse kocht, die kleinsten. Die Schinken: Kessel, worin die geräucherten Schinken abgekocht werden, gehen von der gemeinen Kessel: Form ab, indem sie wie ein Schinken gestaltet, an dem einen Ende breit, an dem andern aber schmahl sind, und auf drey eisernen Füßen stehen. Diejenigen Kessel, welche nicht eingemauert sind, werden auf einem Dreifuße über das Feuer gesetzt, oder sie sind mit einem Henkel oder Bügel versehen, daß man sie an dazu verfertigte Haken (siehe Kessel: Haken) darüber frey aufhängen kann. Endlich hat man auch eine besondere Art von kleinen Kesseln, welche die Soldaten, wenn sie zu Felde liegen, zum Kochen und Sieden brauchen, und die eben deswegen insgemein Feld: Kessel genannt werden. Von dem in den Kesseln sich oft anlegenden Steine, siehe Kessel: Stein.

Es ist sich am besten, wo der Kessel über dem Herd hängt, ein in Westphalen und Nieder-Sachsen übliches Sprichwort, von der Gewohnheit, in einem über den Herd an einem eisernen Haken herab hängenden Kessel zu kochen, hergenommen, des Sinnes: daß es vortheilhaft sey, sich in eine schon eingerichtete Wirthschaft, der ein solcher Kessel nicht fehlen kann, hinein zu heurathen.

In der zweyten Bedeutung bey dem Polter Chezzele, in Dörhorns Glossen Kezzeli, im Poln. Kociel. Andere Sprachen und Mund-Arten haben, statt des Zischlautes, ein t, wie das Nieders. Ketel, das alte Gothische Katil, das Angels. Ceil, Cyrel, das Engl. Kettle, das Dän. Kedel, das Schwed. Kertil, im Böhm. Kotel und Kotlik, im Finn- länd. Katila, im mittlern Lat. Cedellus. Die Wortforscher haben über dieses Wort geträumet, indem sie es bald aus dem Griech. bald aber auch aus dem Lateinischen, hergeleitet haben. Keiner, außer Hrn. Rath Abdelung, hat bemerkt, daß der Begriff der Tiefe, des hohlen Raumes, der Stammbegriff ist, so daß es vermittelt des Suffixi s und der Sylbe el, welche ein Werkzeug, aber auch ein Ding bezeichnet, von Ka, Kau, hohl, tief, herstammet; siehe Kaue, im XXXVI Th. S. 279, Anm. Und in so fern sind das Griech. Κορυνη, ein tiefes Gefäß, und das Lat. Catinus und Catillus allerdings damit verwandt. Dem Festus zu Folge, war für Catilis bey den alten Römern Cassilis üblich, welche beyde Wörter, so wie das Deutsche Helm, gleichfalls hierher gehören. Siehe auch Kasten, Kiste, und Kage.

Die gewöhnlichsten Kessel werden von Kupfer oder Messinge gemacht. Die kupfernen großen Kessel werden auf den Kupfer-Hämmern erstlich aus dem Größten in die runde Form getrieben, und sodann von den Kupfer-Schmieden vollends fertig gemacht. Wie die so genannten Kessel-Schalen verfertigt werden, werde ich im Art. Kupfer-Hammer beschreiben. Von diesen von dem Kupfer-Hammer erhaltenen Schalen, wählet der Kupfer-Schmid eine nach der Größe des Kessels, welchen er schmieden will. Ein Kessel besteht aus drey Theilen: dem Bodenstücke, den zurück-
gezogenen

gezogenen oder eingelegten Seiten, und der Stämpe oder dem Rante am Rande. Die hölzernen Hämmer geben der Schale, vor dem Glühen, die grobe Gestalt eines Kessels. Mit dem Boden-Hammer (s. Th. XXI, S. 335) wird die untere Rundung der Schale zurück geschlagen, daß sie auswendig einen Bauch bildet, und damit das Kupfer sich an den Seiten der Schale mit dem Seiten-Hammer (s. eb. das.) nach dem Innern des Kessels gut ausbauchen lasse. Die Ecken des Bodens bildet der Polter-Hammer. Alsdann erhält der Kessel mit dem Stämp-Hammer (s. eb. das. und die dazu gehörige Fig. 1205,) eine Stämpe. Der Kupfer-Schmid lehnet hierbei den Boden des Kessels auf das Bret des Kaltschläge-Ambosses, damit er ihn bey dem Schlagen bequem drehen und mit der Stütze richten könne. Der Kessel liegt bey dem Schlagen etwas unter dem Rande auf der Kante des Ambosses, und der Hammer berührt die innere Fläche des Kessels. Durch dieses Schlagen mit hölzernen Hämmern bekommt aber der Kessel Beulen, und diese müssen ihm die eisernen Hämmer benehmen, und zugleich den Kessel zur Vollkommenheit bringen. Er wird daher auf den Stock-Amboss gelegt, und der Boden wird mit dem Reihens-Hammer (s. eb. das. und die dazu gehörige Fig. 1206,) geebnet. Der Hammer schlägt hierbei bald auf die innere, bald auf die äußere Fläche des Bodens, so wie es der Kupfer-Schmid, wie in allen übrigen Fällen, beim Schlagen für gut findet. Die Kante am Boden schlägt er mit dem Weiter-Hammer (s. eb. das. S. 336, Fig. 1208,) auf eben demselben Ambosse, und die zurück gezogene Seite des Kessels auf dem Lieges-Ambosse mit dem Tief-Hammer (eb. das. Fig. 1207). Mit eben diesem Werkzeuge wird auch die Stämpe geebnet. Der Schmid glühet hierbei das Kupfer so oft, als es seine Biegsamkeit verliert, welches von der Güte des Kupfers abhängt; denn je zäher das Kupfer
E 2 von

von Natur ist, desto weniger darf es geglähet werden. Endlich beschneidet der Kupfer-Schmid den Rand des Kessels, dem er schon bey dem Schmieden zwey Spitzen gegen einander über gegeben hat, mit der Stock-Schere, Der gefertigte Kessel bekommt zuletzt auswendig einen rothen, inwendig aber einen weißlichen Anstrich. Jenes wird die rothe, dieses die weiße Gluth genannt. Man macht nämlich aus Asche, Kienruß und Urin, eine Lauge, und überstreicht hiermit die äußere Fläche des Kessels, das Innere aber beneht man mit Salz-Wasser. Der Kessel wird alsdann geglähet, und in einer neben der Esse stehenden Wanne mit Wasser, welche das Bleh: (Pläh-) Faß genannt wird, abgekühlet (abgeblehet, abgeplähet).

Der Kupfer-Schmid theilt die Kessel in zwey Sorten ein, nämlich in Spitz-Kessel, und Wasch-Kessel. Sie unterscheiden sich bloß darin, daß der Spitz-Kessel, in seinem Rande keinen Draht hat, und daher nicht umgelegt ist, der Wasch-Kessel dagegen, der Dauerhaftigkeit wegen, einen Draht im Rande hat, und der Rand um diesen Draht umgebogen ist.

Ein Thee-Kessel, worin Wasser zum Thee gekocht wird, ist ein rundes ausgebauchtes Gefäß mit einem flachen Boden, welches mit einer Röhre oder Schnauze, und oben mit einem Deckel, und einem Bügel, woran man es halten kann, versehen ist. Der Kupfer-Schmid schlägt ihn aus einer Schale von Kupfer oder Messing. Der platte Boden wird auf einem nach einem rechten Winkel gebogenen Eisen, welches unter den Liege-Ambossen in einem Klotze mit seinem Schenkel steckt, so daß die horizontale Fläche oben zu stehen kommt, (dem so genannten Boden-Eisen,) der Bauch auf dem Theekessel-Ambosse, der obere Reif aber, worauf der Deckel aufgesetzt wird, auf einem Sperr-Horne geschmiedet. Er bedient sich hierzu eben der hölzernen und eisernen Hämmer, wie bey den vorerwähnten Kesseln. Der Deckel

Deckel wird aus einer kleinen Schale, oder auch aus Blech, auf einem kleinen Stock-Ambosse, und sein Reif auf einem Sperr-Horne, geschmiedet. Den messingenen Knopf auf dem Deckel gießt der Kupfer-Schmid entweder selbst, wie der Gold-Schmid, in Gieß-Flaschen, oder läßt ihn von einem Gelbgießer gießen, poliert ihn mit einer Feile, oder auf dem Dreh-Rade, und löthet ihn an. Die Röhre an dem Körper des Thee-Kessels, wird, wie die Röhre zu einem Kühl-Faße, auf einem Rohr-Stocke oder Sperr-Horne geschlagen, zusammen gelöthet, und gebogen. Den Henkel mit seinem Gewinde schneidet der Schmid aus Kupfer-Blech mit der Stock-Schere, biegt ihn glühend, vereinigt ihn durch Nägel mit dem Gewinde, und nagelt letzteres an den Kessel an. Die Röhre vereinigt er erst nach dem Verzinnen durch Schnell-Loth mit dem Kessel.

Was das Verzinnen betrifft, so wäscht der Kupfer-Schmid zuvörderst das Innere des Kessels, welches er mit Zinn überziehen will, sorgfältig mit Essig und Salz, und reinigt hierdurch das Kupfer von aller Kupfer-Asche, weil das Zinn sich mit diesem verschlackten Kupfer durchaus nicht vereinigt. Alsdann bestreuet er die Fläche, die er verzinnen will, überall mit zerstoßenem Salmiak. Unterdeß hat er schon Zinn in einem Schmelz-Tiegel geschmolzen; dieses gießt er in den Kessel, welchen er vorher recht heiß gemacht hat. Er bewegt den Kessel dergestalt über einem Kohlenfeuer, daß das Zinn sich nach allen Orten ausbreitet, und nimmt es da, wo es sich etwa auf einer Stelle zu stark gehäuft hat, mit Werg ab, weil sonst das Ueberflüssige bey dem Gebrauche des Kessels bald abschmelzen würde. Er übergießt den Kessel zu zwey verschiedenen Malen mit Zinn, damit das Zinn den Kessel inwendig an allen Orten bedecke. Endlich macht er mit einem Zirkel auf dem Bauche des Kessels einen Kreis nach der Größe der untern Oeffnung der Röhre,

Röhre, die er ansetzen will, und löthet sie mit Schnell-Loth, vermittelst eines Loth-Kolbens, an. Dieses geschieht aus der Ursache nicht mit Schlag-Loth, weil man die Röhre bey einem neuen Verzinnen abnehmen muß, theils um bequemer zu dem Innern des Kessels zu kommen, theils aber auch, um die Röhre selbst desto besser reinigen zu können. Gemeiniglich werden die Thee-Kessel poliert. Der Schmid gibt, in dieser Absicht, dem Kessel erst die weiße Gluth, alsdann beist er ihn mit Essig und Salz, und endlich glätter er ihn auf dem Faust-Amboße mit dem Polier-Hammer. Auf eben die Art poliert er alle Waren, die eben nicht die feinste Politur erhalten sollen.

Die Kessel von Messing, werden fast eben so bereitet als die Kupfernen, außer daß der Kessel-Schläger die Schalen kalt schlagen muß, weil er solche mit der Hand regieren muß. Der Kessel-Bereiter schlägt sie völlig nach ihrer Gestalt mit den hölzernen Hämmern aus, und poliert sie mit den eisernen, eben so wie der Kupfer-Schmid, nur daß er alles kalt thut. Sind in den Kessel-Schalen auf der Kesselschläger-Hülte Fehler gemacht worden, daß sie beschädigte Stellen erhalten haben, so hilft diesem der Kessel-Bereiter durch das Schlag-Loth ab. Er beschneidet das Loth, legt ein Stück Messing darauf, welches etwas größer als das Loth ist, und schärft beydes an seinem Umfange ab; endlich wird das Blech mit Schlag-Loth und Borax im Feuer aufgelöthet. Das flüssige Loth wird mit einem Ochsenhorne, oder Ochsenfusse aus einander gerieben. Die Kessel behalten zwar ihre graue Schwärze auswärts, die sich bey dem Glühen auf das Messing setzt, der innere Boden des Kessels aber wird auf einem Dreh-Rade, welches mit der Dreh-Lade des Zinngießers einerley ist, etwas abgedrehet.

In dem Messingwerke bey Neustadt-Eberswalde, arbeitet, zum Kessel-Bereiten, 1 Meister mit 7 Gesellen; diese

können, in 3 Wochen, 54 Sorten Kessel, nach Unterschied des Sortimentes, bereiten. Für die Bereitung der Kessel wird pro Centner überhaupt 22 Groschen bezahlt; die Zuthaten an Borax, Schlag-Loth &c. aber werden besonders geliefert. Auch wird pro Ctn., an Abfall 10 Pfund 16½ Loth, und an Dreh-Spänen 15½ Loth gut gethan, welches aber abgeliefert werden muß.

H. n. O. C. Bläs. v. der Lagen Beschreib. der Kallbrüche bey Andersdorf, der Stadt Neustadt-Eberswalde &c. Berl. 1785, gr. 4 S. 184.

Die Kessler, Kessel-Macher, Kessel-Schmiede, oder Kessel-Schläger, P. Fabri aerarii, Jr. Chaudronniers, oder Chaudronniers gehören zwar eigentlich mit unter die Kupfer-Schmiede; haben aber vor diesen die ungewöhnliche Freyheit und Gerechtigkeit voraus, daß sie einen besondern Ober-Richter haben. Derselbe ist, vermöge Kaisers Rudolph II Urkunde von 1582, der Markgraf zu Brandenburg, welcher solches Ober-Richter-Amt dem markgräfl. culmbachischen Amtmann zu Bayersdorf in Franken übergeben hat, bey dem es auch bis auf diese Zeit geblieben ist. Das Kessler-Handwerk hat auch einen Schuttheiß, welcher nebst gedachtem Amtmann die Einladung auf den Zunft-Tag zu siegeln pflegt. Die Kessel-Macher nennen sich Meister des verordneten Schöppen-Stuhles eines ehresamen Handwerkes der Kessler. Obgleich einer dasselbe ehrlich und wohl erlernt hat, muß er sich auf dem Zunft-Tage, nach Handwerks-Gebrauche, einkaufen. Mit eben dieser Zunft amuliren die Herren Zobel von Giebelstadt, als Aelter-Lehnleute der Pfalzgrafen am Rheine, welche eben dergleichen Schirm-Gerechtigkeit, oder den so genannten Kessler-Schutz, in einem gewissen Bezirke von dem römischen Reiche zu Lehen empfangen. Ein Mehreres hiervon wird im Art. Kupfer-Schmid vorkommen.

Was den Handel mit Kesseln betrifft, so ist solcher sehr beträchtlich. Er wird theils von den Kupfer-Schmieden und Kesslern, welche die Kessel bereiten,

und in Ansehung dieser ihrer Ware unter die kramenden Handwerker gehören, theils aber von den mit Kupfer- oder Eisen-Waren handelnden Kaufleuten getrieben, die solche aus denen Ländern und Städten, wo sie in Menge gemacht werden, in großen Partien erhalten. Aus Schweden kommt deren jährlich eine große Anzahl, welche alsdann meistens wieder nach Rußland versandt, und als eine currente Ware mit gutem Vortheile abgesetzt werden. Die Lunker, Brabanter und Wallo- nen pflegen auch viel mit Kesseln zu handeln, und ganze Mühlen oder Hämmer zu pachten, mit dem Privilegio, daß keine fremde Kessel in selbige Länder eingeführt werden dürfen. Zu Harzburg auf dem Harze, ist ein schönes Hüttenwerk, wo messingene Kessel u. d. gl. gemacht und häufig verführt werden. Des Messings- Werkes bey Neustadt-Eberswalde ist kurz vorher Erwähnung geschehen, und eine ausführlichere Nachricht davon wird im Art. Messing erfolgen.

Bey Absonderung des Lehens und Erbes, sind Kessel, wenn sie eingemauert sind, insonderheit wenn darinn dem Viehe aufgewärmet wird, Lehen; *Leyser Spec 209, Med. 10. Carpzov P. 3 Const. 31, Def. 5;* doch gibt dieses keine Regel, sondern bloß die Ausnahme, ab. Denn nach L. 17. ff. de act. emt. sollte es anders lauten. Indessen ist man heutiges Tages der Meinung, daß der Kessel ein Pertinenz-Stück sey, wie aus nachstehendem rechtlichen Gutachten der Facultät zu Wittenberg zu erschen ist. „Obwohl, was die eingemauerten Weinblasen und Kessel anbelangt, angeführt werden möchte, daß, weil solche ohne die geringste Verletzung von der Mauer und Wand abgesondert und weggenommen, mithin unverfehrt wo anders hin gebracht werden können. Diweil aber es mit den eingemauerten Pfannen, Blasen und Kesseln, eine andere Bewandniß hat, indem solche nicht auf

auf die Art, wie man etwa Bilder und Tabletten pflegt fest zu machen, angenagelt, sondern eingemauert und erdfeß sind; L. 3. §. 1. *supell. de leg. L. 44. ff. de viñt.* jedoch so viel den Waschkessel betrifft, selbiger nach den Sächsischen Rechten ohne Unterschied, er sey eingemauert oder nicht, zur Gerade gerechnet wird: so sind die obgedachten Stücke für Lehn zu achten; jedoch der Waschkessel der Witbe zu überlassen. Uebrigens gehört ein Fisch-Kessel mit zum Heer-Geräthe. Es ist auch der Einmach-Kessel kein Gerade-Stück, so wenig als der Fisch-Kessel; auch gehört der Kaffe-Kessel in das Erbe.

Sommel's Pertinenz- und Erbsonderungs-Register, Bd. 1782, S. 219, f.

Bey dem Fisch-Fange, führt den Nahmen Kessel, ein Hamen ohne Sriel; siehe im XIII Th. S. 637, f.

Kessel, (Brau-) s. oben, S. 65.

— — (Destillier-) s. im Art. Destillieren, im IX Th. S. 126, fgg.

— — (Einmach-) s. im Art. Einmachen, im X Th. S. 438, fgg.

— — (Eis-) s. im X Th. S. 525.

— — (Erhell-) s. Th. XI, S. 352, und im Art. Zucker.

— — (Färbe-) s. im XII Th. S. 70, f.

— — (Feld-) } s. oben, S. 65.

— — (Fisch-) }

— — (Gieß-) s. im XVIII Th. S. 420.

— — (Kaffe-) s. oben, S. 65.

— — (Kamm-) s. unter Woll-Kämmen.

— — (Klar-) } in den Zuckersiedereyen; s. im Art.

— — (Klatzsch-) } Zucker.

— — (Kupferne) s. oben, S. 66.

Kessel, (Läuterungs-) in den Zuckersiedereyen; s. im Art. Zucker.

— — (messingene) s. oben, S. 70.

— — (Salpetersieder-) s. unter Salpeter.

— — (Schinken-) s. oben, S. 65.

— — (Schmelz-) der Zinngießer; s. Zinn-Gießer.

— — (— —) der Wachsbleicher; s. im Art. Wachs.

— — (Schwänke-) s. in S.

— — (Seifensieder-) s. im Art. Seife.

— — (Spiz-) s. oben, S. 68.

— — (Syrupp-) in den Zuckersiedereyen; s. im Art. Zucker.

— — (Thee-) s. oben, S. 68.

— — (Wall-) der Hutmacher, s. im XXVII Th. S. 105.

— — (Wasch-) s. oben, S. 68.

— — (Weib-) s. in W.

Kessel-Asche, im Oberdeutschen, ein Name der Pott-Asche, weil sie vermittelst eiserner Kessel bereitet wird; s. Pott-Asche.

Kessel-Bereiter, ein Professionist auf Messingwerken; s. oben, S. 70.

Kessel-Besserer, s. Kessel-Glicker.

Kessel-Bier, Bier, welches in kleinern Kesseln gebrauet wird; Bier, welches an einigen Orten jeder zu seinem häuslichen Gebrauche brauen darf; zum Unterschiede desjenigen, welches in öffentlichen Brauhäusern in großen Brau-Pfannen gebrauet wird. Weil aber dabey ein großer Mißbrauch entstanden ist, wodurch die Bier-Steuern geschwächt worden sind, und verschiedener Nachtheil für den Landesherrn entstanden ist, ist solches an den meisten Orten gänzlich abgeschafft, und bey schwerer Strafe verboten. An einigen Orten verstattet man zwar das Kessel-Brauen auf dem Lande, wo kein Brauhaus ist, auch die Städte weit

weit entfernt liegen, und eben kein sonderliches Bier zu brauen ist, aber man setzt dafür jährlich, nach Proportion der Haushaltung, ein Gewisses an Bier- oder Trank-Steuern an; hiernächst aber muß ein Theil der erbaueten Gerste besonders versteuert werden, wodurch dem Unterschleife vorgebeugt wird. Nur darf niemand dergleichen Kessel-Bier verzapfen oder verkaufen.

Kessel-Brauen, das Brauen in kleinern Kesseln zum häuslichen Gebrauche. Siehe den vorhergeh. Artikel.

Kessel-Braun. 1. Eine braune Erde, womit die Kesseler oder Kupfer-Schmiede ihren neuen Kupfernen Kesseln die braunrothe Farbe geben.

2. Der zarte dünne Kupfer-Schlag, welcher bey dem Hämmern des Kupfers, besonders in den Werk-Stätten der Kesseler, abspringt, Kupfer-Braun; dagegen der gröbere in engerer Bedeutung Kupfer-Schlag genannt wird.

Kessel-Büßer, s. Kessel-Glicker.

Kessel-Gang, eine ehemals übliche Art eines Ordalii, da jemand einen Gang, d. i. Griff, in einen Kessel siedenden Wassers that, seine Schuld oder Unschuld dadurch an den Tag zu bringen; im mittlern Lat. Judicium aquae ferventis Aqua calida.

Kessel-Glicker, im Oberd. Kessel-Besserer, Kessel-Büßer, Kessel-Lapper, im Nieders. Ketellicker, Ketellapper, Pottlapper, Fr. Drouineur, nennt man eine Art von Kupfer-Schmieden, welche mit altem Kupfer und ihrem Handwerkszeuge auf dem Lande umher ziehen, und insonderheit den Landleuten, oder an solchen Orten, wo keine ordentliche Kupfer-Schmiede sich befinden, die schadhaft gewordenen Kessel und anderes dergleichen Geräth flicken oder ausbessern. Sie treiben sich gemeiniglich auch in den Städten auf den Straßen herum, und schreien ihre Arbeit aus. Die rechten und zünftigen Kupfer-Schmiede aber halten sie für Störer und Puschier.

In Frankreich, wo dergleichen Personen gemeinlich aus Auvergne kommen, und in den Städten auf der Straße allerley altes Kupferwerk zum Verkauf ausrufen, oder dergleichen einhandeln, oder auch altes Kupfer-Geschirr ausbessern, nennt man sie *Chaudronniers* au *littet*. (Kestler mit einem Pfeischen).

Nach einer kön. preuß. Verordnung, v. 11 Jul. 1735, soll den Kessel-Führern und Flickern in denen churmärkischen Städten, wo Kupfer-Schmiede wohnen, und eine halbe Meile um solche Städte herum auf dem platten Lande, das Hansiren und Flickern nicht gestattet werden.

Rescript an alle Steuer-Räthe, wegen der Kessel-Führer und Flicker, daß sie in denen Städten, wo Kupfer-Schmiede wohnen, und eine halbe Meile herum, nicht hansiren sollen, d. d. Berl. d. 15 Sept. 1736, st. im Corp. Const. March. 5 Th. 2 Abth. No. XIX, Col. 527, f.

Kessel-Gericht, eine ehemals in Meissen und der Lausitz übliche Art der Gerichte, deren Rahmen man von dem Wendischen *Kalam*, *Kalu*, ich befehle, *Kalavi*, Russisch *Ukala*, der Befehl, ableitet, ungeachtet diese Wörter mit dem Deutschen heißen, heißen, genau verwandt sind. In einigen meißnischen Städten werden noch gewisse Plätze an den Wällen **Kessel** genannt, weil man vermuthet, daß diese Gerichte an solchen Orten gehalten worden seyn; wo es aber auch einen eingeschlossenen, oder in einem Kessel, in einer Tasse gelegenen Ort bezeichnen kann; s. **Kessel** 1, oben, S. 62. Die eigenthümlichen Rahmen **Kesseldorf**, **Kesselwald**, u. s. f. werden vermuthlich auch auf diese Art erklärt werden müssen.

Kessel-Gewölbe, in der Baukunst, ein Gewölbe, welches von innen einer hohlen Halbkugel gleicht, welches dem Boden eines Kessels ähnlich ist, und auch ein **Helm-Gewölbe**, ein **Kugel-Gewölbe**, und in manchen Fällen eine **Kuppel**, genannt wird. Siehe Th. XVIII, S. 336, f.

Kessel,

Kessel-Haken (*), *Fr. Crémaillere, Crémillere* (**), ein Haken an einer Kette, oder auch ein an dem Ramine eines Feuerherdes angemachtes Eisen, eiserner Arm, oder mit Haken, Zacken oder Zähnen versehene Stange über dem Feuerherde, um Kessel oder eiserne Töpfe daran frey über das Feuer zu hängen. Man bedient sich unterschiedener Arten derselben. Die besten sind diejenigen, woran die Kessel oder Töpfe bald hoch bald niedriger eingehängt werden können, und welche sich, wenn man sie nicht mehr braucht, gleich an der Seite schlagen, oder sonst bequem aus dem Wege schaffen lassen, damit sie nicht auf dem Herde hinderlich seyn. In den Schiff-Küchen wird der Kessel an einer Kette über dem Feuer gehalten, welche daher die **Kessel-Kette**, *Fr. Chaîne de chaudière*, genannt wird.

In einigen Gegenden treibt man Pracht mit den **Kessel-Haken**. Hr. Synod. Gud. erzählt im 22. St. der gel. Beytr. zu den brschw. Anz. v. J. 1777, Col. 184, folgendes: „Lächerlich kam es mir vor, als ich in einem elenden westphälischen Bauerhause, wovon ich von ungefähr guckte, 3 **Kesselhaken** in der Küche von breiten Eisenbleche erblickte. Alle drey hatten das Ansehen, wie die breiten und kurzen Sägen unserer Zimmerleute. Eine davon war schwarz, beräuchert, und tåg-

(*) *Niederl. Ketelbake*, ehemals der *Hähl*, im *Niederl. Saal*, Porthohl, von halten.

(**) Im Französischen sagt man sprichwörtlich und figürlich, wenn ein Freund oder Bekannter von uns seine eigene Haus-haltung anfängt, oder ein neues Haus bezieht: *nous irons pendre la crémaillere chez lui*. (wörtlich: wir wollen in seiner Küche den **Kessel-Haken** aufhängen, d. i.) wir wollen ihn in seinem neuen Hause beschmausen; im g. L. wir wollen ihm den Dack rücken, oder Zischrücke halten.

Auch ist in Frankreich: *il leur faut faire haïser la crémaillere*. (wörtlich: wir müssen diese Männer den **Kessel-Haken** fassen lassen), ein Sprichwort, dessen sich in Häusern, wo eine Kindbeterin ist, die Kindermütterinnen und Köche innen bedienen, wenn fremde Mannspersonen die Wochenkübe betreten. In Deutschland heißt es: wir müssen ihnen den Hut nehmen; (und dieser muß dann durch ein Trinkgeld ausgelöst werden).

täglich gebraucht, die andern beyden aber nicht, sondern blank gepußt. Sonst aber sahe ich kein Küchengeschirr, und nur ein Par alte schmutzige Töpfe. Auf meine Anfrage, was dieses bedeute, wurde mir geantwortet, daß die beyden Kesselhaken allda zur Pracht hiengen; je mehr blanke Kesselhaken der Hausherr hätte, desto reicher würde er gehalten, und er pflege einem jeden seiner Kinder einen solchen Kesselhaken zur Aussteuer mitzugeben. Eine tröstliche Mitgift!

Kessl-Handel, s. oben, S. 71, f.

Kessel-Saug, bey den Bäckern einiger Gegenden, derjenige, welcher bey dem Prezel-Backen auf das Feuer unter dem Kessel Nicht hat; vielleicht von saugen, kausen, auf den Fersen sitzen.

Kessel-Jagen, bey den Jägern, 1. so fern Kessel einen runden eingeschlossenen Platz bedeutet, ein Jagen, oder eine Jagd, wozu entweder gar kein besonderlicher, oder doch kein sehr großer und freyer Lauf gemacht, und welches zwar gemeiniglich in die Rundung, nach Art eines Kessels gestellet, sonst aber nur in der Eile mit Tüchern eingerichtet und bestellet wird, und woben es ohne Ceremonien zugeht.

2. Eine Sau-Hak, ein Sau-Jagen, oder eine wilde Schweins-Jagd, so fern die wilden Schweine dabey aus ihren Kesseln (s. oben, S. 63) aufgetrieben werden.

Um ein Kessel-Jagen einzurichten, sucht man ein Revier mit dem Leit-Hunde vor; wo auch Wildföhren vorhanden sind, sind dieselben hierzu recht wohl zu gebrauchen. Wenn man nun etliche Stücke Wildbret entweder mit dem Leit-Hunde vorgesucht und zu Holze gerichtet, oder aber man sonst etwa auf den Wildföhren an einem Orte etwas über und herein hat, werden sogleich etliche Fuder Zeug genommen, der Ort, so weit er bestärkt ist, mit 6 bis 8 Tüchern umsteller, und die Jagd-Hunde herbey gehohlet. Der Herr des Jagens stellt sich an den bequemsten Ort an, und alle übrige Schützen mit ihm in einer Reihe. Sobald die Jagd-Hunde gelöst

gelöst sind, und zu jagen anfangen, pflegt bald darauf das Wildbret einem der Schützen zu Schuß zu kommen. Am angenehmsten ist es, wenn in dergleichen Jagen eine Allee oder ein Stellweg mit eingestellet werden kann, wo die Schützen sich anstellen können. Auch ist es eine rechte Lust, die Sauen in dergleichen Jagen einzustellen; wozu man denn auch einen freyen Platz mit einrichtet. Alsdann stellen sich die Herrschaften dahin, und nehmen 1 oder ein Par Hek-Hunde bey sich. Die Sau-Finder läßt man streichen. Stellen dieselben etwa die Sauen, so ziehen sie mit den Hek-Hunden dahin, und heken unter die Sauen. Brechen aber die Sauen vor den Findern los, und kommen über den vorgedachten freyen Platz, so werden sie geheket; die Hunde aber packen und halten die Sauen, bis der Herr dieselben zum Vergnügen fängt. Man treibt auch wohl mit den Treibe-Leuten, und jagt die Sauen der Herrschaft zu heken vor. Es befindet sich auch wohl bisweilen sonst allerley Wildbret, als: Rehe, Hasen, oder Raub-Thiere mit darin, da sie denn dieselben auch erlegen. Mithin können alle diese Jagen an Einem Tage eingerichtet und auch abgejaget werden. Denn wenn es dem Herrn beliebt, so befiehlt er nur des Abends, daß er morgen ein Kessel-Jagen haben will; da denn ein erfahrener und fleißiger Jäger solches auch gar leicht muß bewerkstelligen können. Zuörderst aber muß auch der Jäger vorher schon wissen, wo etwas zu finden ist. Es werden diese Jagen auch ohne Leit-Hunde gemacht. Wenn der Jäger ämsig in seinen Revieren ist, und sich die Stände und Wechsel des Wildbretes wohl bekannt gemacht hat, und hierauf entweder des Nachts mit den Tüchern den Wechsel, wo sie im Felde durch die Bäume Hölzer, und so weiter in den größern Wald oder Dickicht ziehen, versteilt, so faßt er eine Ecke herum vom Holze mit dem Zeuge des Morgens, wenn das Wildbret zu Holze und nach den Tüchern zu gezogen ist, lappet hintert

ter ihnen her gleich von einem Flügel der Lappen, bis an den andern, und stellt es alsdann nach dem Lappen vollends mit Lappern zu. Man kann auch, statt der Lappen, mit bloßen Tuch: oder duplierten Feder: Lappen das Jagen einstellen; nur muß dasselbe alsdann nicht zu enge, sondern etwas mehr in das Weite gestellt seyn, und die Lappen, so viel möglich, steif stehen, damit sie gut blenden. Hierauf kann man Jagd: Hunde darin lösen, und sich außerhalb den Lappen stellen, so pflegt das Wildbret längst denselben herunter zu kommen, wo sie von den angestellten Schützen mit der Püsch: Büchse empfangen werden.

Die Kessel: Jagen werden meistens nur von denen gehalten, welche wenige Zeuge haben, und auch nur mit wenigen Hirschen oder Sauen ein Vergnügen haben wollen. Es erfordern auch dieselben nicht viele Unkosten, zumahl weder viele Jäger, noch Treibe: Leute und Vorspann, dazu nöthig sind. Doch finden auch einige Herrschaften, ob sie gleich Zeuge genug zu einem Jagen haben, daß sie damit einen Lauf könnten machen lassen, mehr Gefallen am Kessel: Jagen, und lassen sich auch öfters dergleichen einrichten, lassen die Jagd: Hunde hinein, und schießen nach ihrem Gefallen, so viel ihnen beliebt, todt, worauf sie sodann die Zenge wieder abwerfen, und das übrige in ihre Freiheit lassen.

Kessel: Kette, s. oben, S. 77.

Kessel: Lapper, s. Kessel: Kletter.

Kessel: Lauf, s. oben, S. 64.

Kessel: Loch, s. oben, S. 63.

Kessel: Macher, s. oben, S. 71.

Kessel: Meister, bey den Tuchmachern, derjenige, welcher auf die Kessel und die darin befindliche Farbe Acht gibt.

Kessel: Pauke, s. Pauke.

Kessel: Schale, s. oben, S. 66.

Kessel.

Kessel: Schläger, ein Handwerker, der nur auf den Messingwerken gewöhnlich sich befindet, und daselbst die messingenen Schalen zu den Kesseln schlägt. Siehe Messing.

Kessel: Schleuse, eine Art Schleusen, deren Kammern einen runden Deich vorstellen. Siehe Schleuse.

Kessel: Schmid, s. oben, S. 71.

Kessel: Stein. 1. Eine Art rathenower Mauer: oder Ziegel: Steine, welche die Gestalt der Felge eines Rades, oder eines Bogens, haben, und zusammengekehrt eine kreisförmige Rundung hervor bringen. Sie werden z. B. bey Brunnen: Mauern, und, mit Beyhülfe der Keil: Steine, zum Einmauern der Blasen in dem Brantweinbrennereyen, gebraucht.

2. Diejenige Stein: Art, die sich an den Koch: Geschirren anzulegen pflegt; Wasser: Stein, Tophus subilis, terrastris, aqua simplici generatus, s. Lapis aqueus Waller. Tophus calcareus leberum Linn. Fr. Resin oder Verd. de l'eau. Wenn das Wasser viele Kalk: oder Gyps: artige Theilchen in sich hat, pflegen sich diese, wenn man in einem Geschirre viel dergleichen Wasser siedet, nach und nach abzusetzen, und an den Boden und die Wände des Geschirres anzulegen, und nach und nach eine wahre Steinhärte zu erlangen. Dergleichen Toph: Stein nennt der gemeine Mann fälschlich Salpeter. Er pflegt sich an die Geschirre anzulegen, wenn das Wasser nicht gesotten wird, sondern nur ruhig steht; allein, da geht es überaus langsam zu. Viel geschwinder geht es, wenn man Wasser siedet, und besonders in einem Geschirre damit zu wiederholten Mahlen fortfährt. Man sieht daraus, daß die Wärme diese Sache beschleunige. Nur selten ist dieser künstliche Toph: Stein, wenn man ihn so nennen darf, rein; er ist mehrentheils aus Kalk:, Gyps: auch wohl Thon: artigen Theilen gemischt; und daher mag es wohl kommen, daß er sich fast allezeit in ein weiß

hes Glas zusammen schmelzen läßt, weshalb ihn Wallerius auch *Tophum solubilem* nennt. Da diese Erscheinung in denen Kesseln, worin wir z. B. unser Thee-Wasser zu kochen pflegen, wegen ihrer mehrern Dauerhaftigkeit, am meisten gefunden wird, so nennt man diesen Stein *Kessel-Stein*.

Daß man dieses Product ohne Bedenken unter die Steine rechnen dürfe, obgleich die Kunst in den mehresten Fällen einigen Antheil daran nimmt, bedarf keines Beweises, zumahl man hier zugleich sieht, wie die Natur im Allgemeinen wirkt, wenn sie Steine bereitet, und wie insonderheit die *Toph-Steine*, wovon ich an seinem Orte handeln werde, entstehen.

Kesseler, zusammen gezogen **Kesler**, ein Handwerker, welcher sowohl neue Kessel verfertigt, als auch die alten ausbessert, in welchem letztern Falle er auch ein **Kessel-Slicker** genannt wird; s. oben, S. 71.

Die in den Städten ansässigen Kesseler werden am häufigsten **Kupfer-Schmiede** genannt.

Kesseln, sich **Kesseln**, die Gestalt eines Kessels, d. i. einer rundlichen Vertiefung bekommen; s. oben, S. 63.

Auch nennt man **Kesseln**, im Bergbaue die Art, wie durch einen Kessel die bösen Wetter aus einem Bergwerke vertrieben werden. Man macht hierzu aus Eisen-Blech einen Kessel, welcher oben weiter, als unten, ist, und überall viele Löcher hat, Fig. 2029, a b c d, hängt denselben vermittelst einer 10 Fuß langen Kette e f, an das Seil f g eines Haspels, und füllet ihn mit trockenem leicht brennenden Holze, oder mit Schniedes-Kohlen, steckt solche an, und läßt den Kessel langsam in die Grube, so verdünnt das Feuer die Luft. Diese böse Luft geht also aus der Grube, und dafür tritt frische an deren Stelle. Man bedient sich dieses Kessels vornehmlich bey dem Abteufen der Schächte, und dem Graben der Salz-Brunnen; auch vor den Dertern, Strecken, Stollen, Stroßen und Firten kann

kann man die bösen Wetter auf einige Zeit durch das Kesseln vertreiben.

Kesser, ein besonders in Nieder-Sachsen übliches Wort.

1. Ein tiefes, rundlich gestricktes Netz an einem Bügel mit einem langen Stiele, in fließenden Wassern und Teichen damit zu fischen; in Ober-Sachsen und Ober-Deutschland, ein Fisch-Samen; s. Th. XIII, S. 565.

2. In den preussischen Küsten wird auch damit der Bernstein gefischt, und werden daher die Fischer selbst, welche den Bernstein mit solchen Samen fischen müssen, und deren ein jeder Strand-Reiter seine gewisse Anzahl hat, also genannt.

In größern Mund-Arten **Kescher**, im Dän. *Ketse*, im Schwed. *Karla*, im Finnland. *Katiza*. Von haschen, faken, fangen, Engl. *catch*, Ital. *caggiare*. Siehe haschen, im XXII Th. S. 98, Anm. und 3 Bage I (2), im XXXVI Th. S. 188.

Kesler, s. **Kesseler**.

Keste, an den Pferden, die hornige Warze an dem innern Theile des Schenkels über dem Knie.

Vermuthlich von *Kas*, *Kast*, eine Erhöhung; s. *Kasten* 1, im XXV Th. S. 670, und 7 Bage, im XXXVI Th. S. 192.

Keste, **Kestenbaum**, **Käste**, **Kästenbaum**; s. *Kastanie*, im XXXV Th. S. 545, 599.

Kestenholzer Bad. **Kestenholz** ist ein sehr angenehmer Flecken im Ober-Elß, 9 Meilen von Straßburg. Der Brunnen ist etwa einen Büchschuß weit davon, am Fuße des Hahnenberges, auf einer sehr sumpfigen mit Weinbergen umschlossenen Wiese. Zu welcher Zeit man sein Wasser zum Bade zu gebrauchen angefangen habe, ist nicht bekannt. Schöpflin, dem sonst nichts von den elßischen Natur-Merkwürdigkeiten entwischt ist, gedenkt mit keinem Worte davon. Alles, was man bisher in Erfahrung davon gebracht hat, besteht darin, daß man diesen Brunnen vor Al-



ters das Bade: Brunnlein genannt habe; daß die Krähigen sich dieses Wasser zum Baden haben wärmen lassen, und dadurch geheilt worden seyn; daß er ganz von Schilf und Gras bedeckt gewesen sey, und daß das auf der Wiese weidende Vieh das salzige Wasser sehr gern genossen habe. Das Wasser hatte auch damals das Schilf um diesen Brunnen mit einer weißen Materie überzogen, welche ganz salzig schmeckte. Seine jetzige Einfassung und seinen neuen Ruhm hat der Brunnen um das J. 1754 bekommen.

Das Wasser fließt in der untern Einfassung aus dreyn Quellen zusammen. In derselben legt sich eine Menge von Krystallen an. Oben darüber ist ein Obdach. Aus dem Brunnen läuft das Wasser durch Röhren in das am Eingange des Fleckens erbaute Haus, in eine Cisterne, wo es wieder durch eine Pumpe in den Kessel zum Sieden gehoben, und aus solchem endlich durch Röhren in die Bade: Stuben geleitet wird.

Das Wasser im Brunnen ist lauwarm, und gibt zuweilen Dämpfe von sich. Wegen seines leimigen Grundes sieht es trübe aus; wenn man es aber schöpft, ist es hell und klar. Vier medicin. Pfund Wasser hinterließen 3 Drachm. einer grauen festen Materie, worunter 35 Gran Erde waren; das übrige war Salz, welches auf dem Feuer theils knisterte, theils sehr leicht zerfloß, und in Kalk zerfiel. Hieraus erhellet nun frenlich, daß ein Theil dieses Salzes ein Koch: Salz ist, welches sich auch schon durch seinen Geschmack im Wasser verräth. Der andere Theil wird von D. Kürschner für ein bitteres Brunnen: Salz oder Sal mirabile ausgegeben, welches das Koch: Salz an Menge überreffen soll.

Von Curen, die mit diesem Wasser geschehen sind, wird nichts weiter gemeldet, als daß es im Bade nicht allein

allein die Kräfte, sondern auch Gicht: Schmerzen sehr oft geheilt habe.

Jo. Mich. Kürschner diss. de fonte medicato Castenacensi, vom Reitenholzer Bad. Argent. 1760, 4.
D. Zuckert Beschreib. aller Gesundbr. und Bäder Deutschlands, Rönigk. 1776, gr. 8. S. 421, f.

Restuf, ein arabisches Gewicht, zwey Gerstenkörner schwer.

Keta, ein kamtschatkischer Fisch, von welchem Steller folgende Nachricht ertheilt. „Zu Anfange des Julius steigt die dritte große Lachs: Art auf, welche Keta, auf Jakmenisch Kaito, genannt wird. Er hat ein weißes und härliches Fleisch, welches am Geschmack zwar einiger Maßen dem Lachse ähnlich, doch aber sowohl am Geschmacke, als auch Geruche, zugleich dem Kabeljaue nahe kommt. Es ist dieses der gemeinste Fisch, welcher allenthalben in beiden Meeren in der größten Menge anzutreffen ist, und wird vom tschuktschischen Vorgebirge ab, bis Lapatka, und von da an der ganzen perschmischen See in allen großen und kleinen Flüssen bis Ochotk, und von da bis an den Ureurs Strohm häufig gefangen. In Irkutsk habe ich einen Keta, 4 Schuh lang, aus dem Amur, durch Beyhülfe des damaligen Hrn. Vice: Gouverneurs, Bibikow, erhalten. Es wird dieser Fisch auf ganz Kamtschatka unter allen am häufigsten und längsten gefangen, nämlich vom Anfange des Jul. bis zu Ende des Octobers. Weil nun zu der Zeit die beste Witterung auf Kamtschatka ist, so kommt er allen sehr erwünscht, Zukola daraus zu machen, oder das eigentliche kamtschatkische Brod, und hauptsächlich Proviant. Er bekommt vor andern in dem Aufsteigen sehr große und hervor ragende Zähne, die fast wie das Gebiß eines Hundes aussehen. Aus der Haut dieses Fisches macht man Schuhe, welche im Sommer auf dem Torf: Lande vom Frauenzimmer bey Auffammlung der Beeren und Mäusegräbern, und im Winter, wenn großer Frost ist,

ist, von allen auf der Reise getragen werden. Im Herbst ist dieser Fisch sehr trocken und mager, ganz roth auf den Seiten, und schneeweiß auf dem Bauche.

Ketif, ein niederdeutsches Schimpf-Wort, welches im Reineke Bos verschiedentlich vorkommt, und auch in der franzöf. Sprache gebräuchlich ist.

Leibniz sagt von diesem Worte, in seinen *Collectan. etymol.* S. 28. *Cetif*, teste W. Lazio, veteribus quibusdam Teutonibus fur fuit. — Non dubito quin hinc gallicum *cetif*, mendicus, aliquando & malus, & italicum *cattivo* sit sumtum. Es würde also mit dem Hochdeutschen Dieb, bey den Alten und noch im Engl. Thief, überein kommen, ob es gleich im Franzöf. zuweilen auch schlecht, armselig, bedeutet, und wenn Reineke, der Fuchs, im Niedersächf. ein Ketiff genannt wird, so scheint es mehrentheils auf seine diebische Ränke eine Beziehung zu haben. Indessen kann es ganz wohl seyn, daß man auch ehemahls schon im Deutschen noch einen andern Begriff damit verknüpft, und es für schlecht, unnütz, nichtswürdig, gebraucht hat, mit welchem es besonders in das Franzöf. aufgenommen worden ist.

Im Brem. Magaz. Th. 4, S. 152, wird gesagt, es sey dasselbe mit dem Ital. *cattivo*, welches vom Lat. *Catus* herkommt, verwandt; und dann möchte es zugleich etwas Schlaues, Listiges und Betriegliches, anzeigen, indem dieses die eigentliche Bedeutung des lat. Wortes mit sich bringt.

Ketmie, eine von Tournefort also genannte Pflanzengattung, welche zu der Familie der Malven gehört, und auch syrische Pappel, Eibisch, oder Ibis, von Linné *Hibiscus*, genannt wird. Die Blume hat einen doppelten Kelch, welcher bleibend ist; der äussere besteht aus 5, 8 bis 10 schmalen Blättchen; der innere ist wie ein Becher gestaltet, und besteht aus einem einzigen Blatte, welches am Rande in 5 scharfe Spizen getheilt ist. Sie hat 5 herzförmige Blumenblätter, welche unterwärts mit einander verwachsen sind; wie denn auch die Staubfäden unterwärts eine Röhre formiren, welche sich oben wieder in viele einzelne Fäden theilt. Auf

jer

jedem Faden sitzt ein niereenförmiger Staubbeutel. Der Griffel ist in 5 Aestchen gespalten, deren jedes sich mit einem rundlichen Staubwege endigt. Das trockne Samenbehältniß öffnet sich mit 5 Klappen, zeigt 5 Fächer, und enthält viele niereenförmige Samen. Diese Pflanzen: Gattung unterscheidet sich von den mit ihr sehr nahe verwandten Gattungen: der *Achaea* welche ebenfalls Eibisch oder Ibis, genannt wird, der *Alcea* und der *Malva* hauptsächlich durch den äussern Blumenkelch, als welcher bey der *Alcea* 9 Einschnitte, bey der *Alcea* 6 Einschnitte hat, bey der *Malva* aus 3 Blättchen, und bey dem *Hibiscus* aus vielen (5, 8 bis 10) Blättchen besteht. Die meisten Arten der Ketmie oder des *Hibiscus* tragen ansehnliche und schön gefärbte Blumen. Die bekanntesten und merkwürdigsten sind folgende.

1. **Ketmie mit blühenden Blattstielen**, *Bisam-Ibis*, *Rosa moscheutos* Linn. *Hibiscus* foliis ovatis crenatis, angulis lateralibus obsoletis Royen. *Hibiscus* populneus Mill. *Hibiscus* moscheutos foliis ovatis acuminatis serratis, caule simplicissimo, petiolis floriferis Linn. wächst in Virginien und Canada. Die Wurzel ist perennirend, der Stängel aber vergeht gegen den Winter; dieser ist einfach, und treibt keine Aeste. Die eysförmigen, zugespitzten, eingekerbten Blätter ruhen auf Stielen, aus welchen (nicht aber aus dem Stängel) der Blumenstiel entspringt. Die Blume ist groß, schön und purpurroth. Die Wurzel dauert im strengen Lande; diese Stöcke aber blühen niemahls, daher man sie in Töpfen unterhalten, und gegen den Winter in das Glashaus bringen muß.

2. **Sumpf-Ketmie**, *Ketmia palustris* flore purpureo Tourn. *Hibiscus* palustris, caule herbaceo simplicissimo, foliis ovatis subtrilobis, subtus tomentosis, floribus axillaribus Linn. wächst in Nord-Amerika, insonderheit Virginien und Canada, auf feuchtem

Bodenwild. Sie hat eine bleibende Wurzel, und einen jährigen Stängel, wie die vorhergehende Art, welcher grasartig ist, und niemahls Aeste treibt. Die eysförmigen Blätter sind in 3 Lappen getheilt, mit 3 Nerven besetzt, am Rande stumpf eingekerbt, auf der obern Seite glänzend grün, und auf der untern wollicht. Aus dem Winkel der obern Blätter treibt im Jul. ein langer, gleichsam in Gelenke abgetheilter Stiel, welcher eine sehr große, glänzend purpurrothe Blume trägt. Heister hat diese Art von den andern getrennt, und *Munchusia* genannt. Sie blüht eben so wenig, als die vorhergehende, bey uns in der freyen Luft, wosern der Sommer nicht sehr warm ist; die Wurzeln aber dauern im freyen Lande, wenn sie an einem bedeckten Orte stehen. Um dieses Gewächs bey uns zur Blüthe zu bringen, muß man die Wurzeln in Töpfen halten, und sie im Winter unter einen Glastrog setzen; im Frühlinge muß man sie sodann in ein gemäßigtes Mistbeet eingraaben; dieses wird verursachen, daß sie jährlich Stängel treiben. Wenn die Stängel so hoch geworden sind, daß sie die Gläser erreichen, kann man die Töpfe in ein Treibhaus setzen. Wenn sie daselbst fleißig begossen werden, und bey heißem Wetter, der frischen Luft einiger Zugang vergönnet wird, werden sie im Jul. sehr wohl blühen, und bey warmen Wetter reifen Samen tragen.

3. Aespenblättrige Ketmie, *Hibiscus populeus*, foliis ovatis serratis, caule arboreo Linn. wächst in Ost-Indien, trägt herzförmige, völlig ganze Blätter, und weißgelbliche Blumen. Der äußere Kelch besteht aus einem Blatte, und ist nicht eingeschnitten. Die Indianer pflegen das braune, noch gesunde Mark insonderheit von der Wurzel, oder dem untern Theile des Stammes, und von Bäumen, welche nahe an dem Meere stehen, und ihre Rinde von dem Meerwasser erhalten, in Wasser zu zerreiben, und als ein

gier:

gier: Mittel, besonders zur Abführung der Galle, auch wieder das Seitenstechen, und bey hitzigen Fiebern als ein stärkendes und kühlendes Mittel zu gebrauchen.

4. Lindenblättrige Ketmie, *Hibiscus indicus*, folio linaeo, foliis cordatis subrotundis indivisis acuminate crenatis, caule arboreo, calyce exteriore decemdentato Linn. Sie wächst in beyden Indien wild. Sie macht einen holzigen, markigen Stängel, welcher 8 bis 10 ft. hoch wird, und sich gegen den Gipfel zu, in verschiedene Zweige theilt, die mit einer wolligen Blume bedeckt, und mit herzförmigen, ungetheilten, spitzen, eingekerbten, oberwärts hellgrünen, unterwärts grauen Blättern, besetzt sind. An den Blattstielen stehen 2 eysförmige Blatt-Ansätze. Die weißgelblichen, unterwärts roth gefleckten Blumen kommen ahrenweise an den Spitzen der Aeste hervor. Der äußere Kelch ist zehnfach ausgezackt. Auf die Blumen folgen kurze, zugespitzte Kapseln, mit 5 Fächern, welche mit großen nierenförmigen Samen angefüllt sind. Man kann diese Sorte aus dem Samen ziehen, den man im Frühlinge auf ein Beet von leichter Erde sät. Wenn die Pflanzen aufgegangen sind, setzt man sie einzeln in besondere Töpfe, die mit leichter Erde angefüllt sind, und in ein frisches Mistbeet gegraben, und hernach wie *Amarantum*, (s. Th. S. 606, fgg.) behandelt werden. Sie erträgt zwar die freye Luft im Sommer in einer warmen Lage, hat aber in derselben keinen sonderlichen Fortgang. Aus der Rinde machen die Indianer Fäden und Seide. Von dem verschiedenen andern nützlichen Gebrauche findet man bey Rumph Nachricht.

5. Sinesische Ketmie, sinesische Rose, Festsblume, *Hibiscus laurifolius* Mill. *Hibiscus Rosa linearis*, foliis ovatis acuminate serratis, caule arboreo L. Fr. Rose de la Chine, wächst in Ost-Indien, und ist baumartig. Die Wurzel ist perennirend. Ihre Stängel

F 5

mer:

werden bis 14 F. hoch, und theilen sich nach dem Gipfel zu, in viele Aeste. Ihre Blätter stehen ohne gewisse Ordnung, sind eiförmig zugespitzt, eingekerbt, oberwärts glänzend, unterwärts bläugrün, und tragen in ihren Winkeln sehr lange Blumenstiele. Die Blumen sind roth, bisweilen weiß, öfters auch gefüllt, und gleichen alsdann einer Rose. Diese sind eine wahre Zierde in den Gärten; nur Schade, daß sie bey uns selten zum Vorschein kommen. Sie haben eine dreyfache, deutlich bestimmte Veränderung der Farbe. Wenn sie sich aus ihren Knospen öffnen, sehen sie milchweiß; halb aufgeblühet, fleischfarbig; und in ihrer ganzen Vollkommenheit, dunkelpurpur aus. Ihre Kronblätter stehen in 3 oder mehr Reihen, und sind kraus und gebogen, wodurch sich die Farben in Schatten und Licht zurück werfen. Man kann sich Stunden lang an ihrem Anblicke ergehen. Man muß sie das ganze Jahr über im Glashause unterhalten. Sie verlangt bey warmem Wetter viele frische Luft, im Winter aber nur wenig Wasser. Man kann sie aus abgeschnittenen Zweigen vermehren, welche leicht Wurzel schlagen. Die Indianer gebrauchen die Blumen bey allen Feyerlichkeiten zur Zierde, und das Frauenzimmer pflegt sich damit die Haare und Augenbraunen schwarz zu färben, welches sich nicht abwaschen läßt; die Engländer aber schwärzen ihre Schuhe damit, daher sie auch den Namen der Schuh-Blume bekommen hat.

6. Veränderliche sinesische Retmie, heißt auch die sinesische Rose, *Hina pariti*, im *Horto malabarico*; *Rosa sinensis Moris.* *Ketmia sinensis fructu subrotundo Tourn.* *Hibiscus sinensis Mill.* *Hibiscus mutabilis*, foliis cordato-quinquangularibus obsolete serratis, caule arboreo L. wächst in Ost-Indien wild, ist baumartig, treibt haarichte Aeste, trägt herzförmige, in 5 Lappen getheilte und unmerklich eingekerbte Blätter. Die Blumen sind einfach, zuweilen gefüllt, aber, nicht so schön, als bey der vorhergehenden Art. Die

Die Stöcke blühen bey uns selten, und verlangen viel Nahrung und Wärme. Die Franzosen haben anfanglich Samen davon nach ihren Colonien in West-Indien gebracht; von ihnen haben die Einwohner der englischen Colonien Samen bekommen, und sie deswegen die Rose aus Martinique genannt.

7. Mexikanische Retmie, mit baumartigem Stamme, und herzförmigen und gekerbten Blättern, deren äußerste Seitenwinkel klein sind, *Malvaviscus Dillen.* *Hibiscus frutescens foliis angulatis cordatis acuminatis, petalis ab vno latere auritis Brown.* *Hibiscus Malvaviscus*, foliis cordatis crenatis, angulis lateralibus extimis parvis, caule arboreo L. wächst in Meriko und Campeche wild. Sie ist von den andern Sorten in Ansehung der Fructification so wesentlich unterschieden, daß sie den eigenen Namen *Malvaviscus*, den ihr Dillenius gegeben hat, verdient. Denn alle andere Arten der Retmie haben dünne Kapseln mit 5 Fächern, worin viele nierenförmige Samen stecken; diese aber hat eine weiche fleberige Beere mit einer harten Schale, welche 5 rundliche Samen enthält. Diese immergrüne Staude würde auch bey uns leicht 20 F. Höhe erreichen, wenn man den holzigen, gerade und schnell aufwachsenden Stamm nicht abstuzte. Wenn dieses geschieht, bleibt derselbe niedriger, und treibt obenher viele biegsame Aeste. Die gestielten, wechselweise gestellten Blätter sind haaricht, weich anzufühlen, herzförmig, spitzig, am Rande eingekerbt, auch zuweilen hinterwärts in Lappen eingeschnitten, welche aber viel kleiner, als der mittlere und Haupt-Theil, erscheinen. Die Blumen kommen aus den Ästeln der Stängel einzeln heraus, und stehen auf kurzen Stielen. Der äußere Kelch besteht aus vielen Blättchen, der innere aber aus einem, welches bis zur Hälfte in 5 Lappen zerschnitten ist. Die 5 scharlachrothen, nach Art der Malven mit einander vereinigten Blumenblätter gehen niemals von

von einander, und die Blume bleibt beständig geschlossen, indem diese Blätter schneckenförmig unter einander vereint bleiben. Die Staubfäden: Säule mit den oberwärts abgetheilten Fäden, und daran hangenden Beuteln, ingleichen der fünfspaltige Griffel, ragen über die Blume weit hervor. Auf die Blumen folgen runde Beeren, die, wenn sie reif sind, eine scharlachrothe Farbe haben, und eine harte Schale in sich schließen, welche 5 Fächer hat, deren jedes einen einzelnen runden Samen enthält. Diese Art wird hier insgemein aus den abgeschnittenen Zweigen gezogen, weil der Same bey uns selten reif wird. Sie verträgt zwar im Sommer die freye Luft, doch werden von den rauhen oder kühlen Winden die Blätter gemeinlich angegriffen, und ihre Farbe verändert. Man muß die Stöcke lieber auch im Sommer in dem Glashause halten, zugleich aber die frische Luft zulassen. Im Winter verlangen sie mäßige Wärme, damit sie nicht zu geile Triebe machen.

8. Syrische Kermie, Altheenstaude, Altheenstrauch, syrische Altheenstaude, syrischer Pappelbaum, *Alcea arborescens syriaca* C. B. *Alcea arborescens Camerar.* *Althaea frutex*, *Kermia arabica*, f. *Kermia Syrorum*; *Hibiscus syriacus*, foliis cuneiformi-ouatis superne inciso-ferratis, caule arboreo L. fr. la Guimauve royale, Engl. the syrian Kermie, the syrian Mallow. Sie wächst in Syrien wild; von daher kam sie in die Gärten, wo sie eine der größten Zierfarben derselben im Herbste ausmacht. Sie macht einen staudenartigen Stängel, welcher 6 bis 7 F. hoch wird, und viele holzige Zweige treibt, die mit einer glatten grauen Rinde bedeckt sind. Die Blätter fallen gegen den Winter ab, sind ungefähr 3 Z. lang und 2 Z. breit, in 3 spitzige Lappen abgetheilt, und am Rande, insonderheit vorwärts, tief eingekerbt. Am Blatt: Stiele sitzen 2 Blatt: Ansätze, welche aber zeitig abfallen. Zwischen den Blättern kommen im Aug. die Blumen zum

Vor:

Vorschein, welche, wenn das Wetter nicht zu warm ist, zum Theil noch im Sept. blühen. Sie stehen einzeln, auch parweise bey einander, und sind entweder purpurfarbig, oder rothbläulich, oder auch weiß; daher man zwey Varietäten bemerkt hat, welche auch an ein und eben demselben Baume unverändert bleiben, und in den Ablegern fort dauern. Der doppelte Kelch bleibt stehen; der äussere ist aus 7, auch mehreren Blättchen zusammen gesetzt. Die Blumenblätter, sie mögen purpurfarbig oder weiß seyn, zeigen am untern Theile einen blutrothen Flecken, welcher sich nach oben zu in verschiedene Streifen ausbreitet. Dieses schöne Ansehen der Blüthe bestimmt den Werth dieses Baumes. Der Same wird bey uns selten reif, daher man die Vermehrung durch Einleger, auch abgeschnittene Zweige, veranstaltet. Beyde schlagen leicht Wurzel. Dieser Baum, er sey jung oder alt, ist für unsere Winter zu zart; und ob gleich du Roi versichert, daß zwey starke Stämme an einem etwas bedeckten Orte viele Jahre, und nach Hrn. Gleditsch Zeugnisse, in dem berlin. academischen Garten 20 Jahr über, im freyen Lande ausgehalten haben, so ist doch darauf nicht zu bauen. Man kann dieselben desto eher in Töpfen und Kübeln erhalten, weil sie leicht im Keller überwintern, und keine besondere Wartung erfordern. Im Winter hat man kaum nöthig. darnach zu sehen; man darf auch die Bäumchen nicht begießen, desto öfter aber muß dieses im Sommer geschehen. Hr. Gleditsch empfiehlt diesen Baum wegen der Bienenzucht, indem man unter den Bäumen und Sträuchen keine einheimische hat, welche spät und bis in den Herbst blühen, und zu dieser Zeit den Bienen Nahrung geben. An deren Stelle könnte diese Kermie treten, und dadurch den Bienen noch einiger Unterhalt verschaffet werden.

9. Seigenartige Kermie, mit stacheligem Stängel, in fünf Abschnitte gespaltenen oder handförmigen

igen

igen Blättern, und gestreckten Blumen, *Hibiscus ficulneus*, foliis quinquefido palmatis, caule aculeato, floribus pedunculatis *L.* Diese Sorte wächst auf der Insel Ceylon wild. Sie macht einen grasartigen Stängel, welcher stachelig ist, 2 bis 3 F. hoch wird, und sich nach oben zu in kleine Zweige theilt, die mit handförmigen, in 5 Abschnitte getheilten Blättern besetzt sind. Die Blumen stehen in den Winkeln der Blätter, und sind klein und weiß, mit einem purpurrothen Boden. Auf die Blumen folgen kurze zugestumpfte Schoten, mit 5, mit nierenförmigen Samen angefüllten Fächern. Die Wurzel ist jährig. Man kann sie aus dem Samen ziehen, den man im Frühlinge auf ein gutes Mistbeet säet. Wenn die Pflanzen aufgegangen sind, setzt man sie in Töpfe, die mit leichter Erde angefüllt sind, in ein frisches Mistbeet gegraben, und nachher wie die Almaranten behandelt werden.

10. Baumwollenblättrige Ketmie, *Ketmia aegyptiaca* vitis folio, parvo flore *Tourn.* *Hibiscus inermis*, foliis serratis, inferioribus ovatis integris, superioribus trilobis *Royen.* *Hibiscus foliis serratis, inferioribus cordatis, mediis tripartitis, summis quinquepartitis, caule aculeato Mill.* *Hibiscus Sabdariffa*, foliis serratis, inferioribus ovatis indivisis, superioribus septenis partitis, caule inermi, floribus sessilibus *L.* Diese jährige Art wächst in Indien. Der Stängel geht gerade in die Höhe, ist nicht mit Stacheln, aber an dem herunterlaufenden Blattstiele auf beyden Seiten mit einer Linie bezeichnet. Die Blattstiele sind unterwärts stachelig, die untern Blätter ganz und eysförmig, die mittlern aber in 3, und die obern in 7 Lappen getheilt. Die Blumen sitzen platt auf, sind von mittlerer Größe, schwefelgelb, mit einem schwarzen Flecke. Man muß die Pflanze nicht allein auf dem Mistbeete aus dem Samen erziehen, sondern auch im Treibehause unterhalten, weil man sonst keine Blumen erhält. Aus der Rinde dieser Pflanz-

Pflanze machen die Malabaren starke Seile; die Blätter essen sie als Zugemüse; auch verfertigen sie daraus ihr berauschendes Getränk Bangué, wenn sie dieselben entweder mit Meiß und Butter backen, oder zu Pulver stoßen, öfters kaltes Wasser aufgießen, reiben und durchsieben. *Jacquin* berichtet, daß der doppelte Kelch an den Stöcken, welche die Cariben in den Gärten unterhalten, sowohl blutroth, als auch grünweißlich, und zu der Zeit, wenn die Frucht zur Reife gelangt, fleischicht sey, einen angenehmen scharfen Geschmack habe, mit Wasser abgekocht, und von den Einwohnern gespeiset werde; es soll alsdann wie unsere Johannisbeeren schmecken. Die eingekochte Brühe oder Gallerte davon läßt sich nach Europa verführen, ohne zu verderben; der davon bereitete Wein hingegen hält sich kaum einen Monat. Der Kelch enthält einen säuerlichen Saft, welcher statt des Weines gebraucht wird; auch die Frucht schmeckt wie Sauerrampfer.

11. Stachelige hanfblättrige Ketmie, *Ketmia Indica* vitis folio, magno flore *Tourn.* *Hibiscus vitifolius*, foliis serratis, inferioribus ovatis indivisis, superioribus quinquepartitis, caule aculeato *Mill.* *Hibiscus cannabinus*, foliis serratis, superioribus palmatis quinquepartitis, subtus vni glandulosis, caule aculeato, floribus sessilibus *L.* hat mit der vorigen viele Aehnlichkeit. Sie wächst in Ost-Indien wild, und ist jährig. Der Stängel ist ungefähr 5 F. hoch, und mit aufgerichteten Stacheln besetzt; auch die Blumenstiele zeigen unterwärts dergleichen Stacheln. Die untersten Blätter sind ganz und eysförmig, die mittlern in 3, die obersten in 5 Lappen abgetheilt, und am mittelften Nerven mit einer Drüse bezeichnet. Der äußere Kelch ist stachelig, der innere rauh anzufühlen, und jeder Einschnitt mit einer Drüse besetzt. Die Blumen sitzen platt auf, sind groß, schwefelgelb, und am Boden schwarzrothlich ge-

gefleckt. Der Kelch bedeckt die haarichte Frucht. Die Wartung kommt mit der roten Art überein.

12. Unbewehrte Kermie, mit siebenlappigen Blättern, *Hibiscus Manihot*, foliis palmatis digitatis septempartitis, caule petiolisque inermibus. L. wächst in beyden Indien wild. Die Pflanze dauert einige Jahre, und ist immergrünend. Der weiche, unbewehrte Stängel wird 2 bis 4 Fuß hoch. Die langen, gleichfalls unbewehrten Stiele tragen handförmige Blätter, welche gemeiniglich in 7 lange, spitzige, sägeartig eingekerbte Lappen abgetheilt sind. Aus den Winkeln der obern Blätter treiben einzeln, kurze Stiele, mit sehr großen, schwefelgelben, und am Boden mit dunkel purpurrothen Flecken bezeichneten Blumen. Man erzieht diese Art aus Samen in dem Mistbeete. Die Stöcke sind dauerhaft, und die Töpfe werden den Sommer über in freyer Luft, im Winter aber in einem temperirten Glashause unterhalten.

13. Bisam-Kermie *Abelmosch*, Bisam-Körner, Bisam-Kraut, Bisam-Pappel, Bisam-Same, Abel-Mosch *Alpin*, *Alcea aegyptiaca villosa* C. B. *Bamia moschata* J. B. *Alcea hirsuta*, flore flavo, semine moschato *Marcgr. & Brown*. Flos moschatus *Merian*. Granum moschatum *Rumph*. Cattu-gasturi *Hort. Malab.* *Kermia americana hirsuta* flore flavo, semine moschato *Tourn.* *Hibiscus Abelmoschus*, foliis subpeltato-cordatis septemangularibus serratis, caule hispido L. Fr. *Ambrette*, Graine de Mule, la Guimauve veloutée des Indes. Diese vorzüglich schöne Art wächst in Ost-Indien in der Landschaft Malabar, und auf der Insel Ceylon; in Aegypten; in Amerika, in der Landschaft Brasilien, auf den Antillen-Inseln, der Insel Jamaika, und häufig auf der Insel Martinique. Die faserige Wurzel treibt einen 6 bis 7 Fuß langen Stängel, welcher rund, um und um rauch, weich wie Sammet anzufühlen, und von hellgrüner Farbe ist. Aus die-

diesem kommen die Blätter hervor, welche mehr breit als lang sind, im übrigen rauch, und kommen mit dem Stängel überein; am Rande sind sie tief eingeschnitten. Die Blume, welche sich an der Spitze des Stängels oder der Aeste zeigt, besteht aus einem Stücke, welches aber so tief eingeschnitten ist, daß es 5 Blätter zu haben scheint; ihre Farbe ist goldgelb, und an dem untern Ende sind purpurrothe Flecken. Die Frucht ist dreyeckig, und inwendig in 5 Zellen getheilt, in welchen die Samen anhängen. Diese sind nierenförmig, etwas zusammen gepreßt, fast so groß wie eine Nisse, der Länge nach gestreift, haben in ihrer Ausbuchtung eine runde, schwärzliche Narbe, und enthalten ein weißliches Mark. Ihr Geschmack ist bitter, der Geruch gleicht wie Bisam und Ambra vermischt, daher sie auch den Nahmen bekommen haben. In den warmen Ländern ist der Geruch dieser Samen ziemlich stark, und es werden diejenigen, welche in der Insel Martinique gesammelt werden, für die besten gehalten. Der Geruch dieser Körner ist aber so stark, daß er schon Einigen, wenn sie die Körner nur in der Hand hatten, Kopf-Schmerzen verursachet. Weil sie lange ihren Geruch behalten, pflegt man sie in ihrem Vaterlande in Kisten einzuschließen; auch die Frauenzimmer tragen sie daselbst am Halse und unter den Armen, weil sie wie Moschus riechen, wenn sie, durch die Berührung des Körpers, warm werden. Die indischen Frauenzimmer werfen sie auch, entweder allein, oder in Verbindung anderer wohlriechenden Dinge, auf Kohlen, und lassen den Dampf in ihre Kleider ziehen. Des Geruchs wegen tragen sie auch die Aegypter, zerstoßen zwischen Baumwolle in ihren Kleidern. Auch mischt man sie in Indien der Boborri-Salbe bey, die aus verschiedenen wohlriechenden Hölzern, Samen und Wurzeln besteht, womit sie ihren Körper salben. Selbst in Italien gebraucht man sie des Wohlgeruchs wegen, und

mischt sie zu Pulvern, Pomaden &c. Die Nonnen in Frankreich tragen sie auch, statt der Kugeln, in den Paternostern und Rosenkränzen.

Der thierische Moschus wird zuweilen durch diese Körner verfälscht. Daß sie aber ihm ähnliche Kräfte besitzen, verräth ihr Geruch, den man auch, ausser dieser Pflanze, noch bey andern, als z. B. dem Bisam-Storchschnabelkraute, der Bisam-Malve, der Bisam-Platterbse, und dem Bisam-Knoblauche &c. wahrnimmt. Es wäre allerdings der Mühe werth, mit diesen Körnern Versuche bey Kranken anzustellen, da sie stärker, als die andern genannten Pflanzen, riechen, und, in einer Emulsion gereicht werden zu können, sehr bequem scheinen. Doch unsere Aerzte gebrauchen sie nicht. In Aegypten werden sie von denen, die Ambra und Moschus nicht bezahlen können, dem Sorbet (Eisberbet) zugesetzt.

Die Pflanze wird auch durch Samen hin und wieder in Deutschland fortgepflanzt, allein der Same kommt hier nicht zur Reife, theils hat er auch einen schwachen Geruch.

14. Brasilianische esbare Ketmie, *Ketmia Brasiliensis*, folio ficus, fructu pyramidato sulcato *Tourn.* *Hibiscus ficifolius Mill.* *Hibiscus esculentus*, foliis quinquepartito-pedatis, calycibus interioribus latere rumpentibus *L.* Kalm führt diese Art unter dem Namen Okra an. Sie wächst in Indien. Der Stängel ist rauch, erreicht 3 bis 4 F. Höhe, und verbreitet sich in viel Zweige. Die Blätter sind in 5 Lappen getheilt. Die Blumen stehen in dem Winkel der Blätter, sind blaß schwefelgelb, und am Boden dunkelpurpurroth gefleckt. Der äusseren, in 12 Einschnitte getheilte Kelch fällt ab, und nur der untere Theil davon bleibt stehen; der innere ist fünffach eingekerbt, und theilt sich der Länge nach, wenn die Blume sich öffnet. Das Samenhaltmüß ist gemeiniglich länger als dicker, und schotenartig, haaricht, und mit 10 Furchen durchzogen. In

In den amerikanischen Inseln wird die Frucht, wenn sie noch grün ist, zerschnitten, und in Suppen gekocht; dieses Gericht wird von einigen für etwas leckeres gehalten, vornehmlich lieben es die Negern ungemein, obgleich der Geschmack höchst schleimicht ist. Die schwangern Sclaven-Weiber beschmieren damit die Geburts-Theile, um die Geburt zu befördern.

15. Blasen-Ketmie, Morgenstern, Wetterröslein, *Alcea veneta Gerard. & Parkins.* *Ketmia vetularia*, auch *Flos horae*, oder Stunden-Blume genannt, weil die Blumen sehr kurz dauern, und bey warmen Wetter nur wenige Stunden offen bleiben; indessen folgen immer frische Blumen auf die andern, die sich eine geraume Zeit nach einander täglich öffnen, so, daß diese Pflanze allerdings einen Platz in den Gärten der Liebhaber verdient. Sie ist eine jährliche Pflanze, welche in Italien und Afrika wild wächst. Die jährige faserige Wurzel treibt verschiedene, ungefähr 2 F. hohe und in Aeste getheilte Stängel. Die gestielten, wechselweise gestellten Blätter sind in 3, auch 5 stumpfe, eingekerbte und eingekerbte Lappen getheilt, aus deren Winkel einzele, mit Gelenken versehene Blumenstiele treiben. Stängel, Aeste, Blatt- und Blumen-Stiele, auch unterwärts die Blatt-Nerven, sind mit kleinen, haarichten Borsten besetzt. Die Blumen erscheinen vom Jul. bis in den September. Sie sind schwefelgelb mit einem dunkelrothen Boden, zuweilen auch blaß-purpurfarbig, und dauern nur wenige Stunden. Der äussere Kelch besteht aus 9 bis 12 schmalen, haarichten Blättern, der innere fünfpaltige ist aufgeblasen, zieht sich mit den Spitzen, wenn die Frucht reifet, zusammen, und umgibt diese, wie eine Blase; die 5, mehr vereinigten Kelchspitzen stellen gleichsam 5 Flügel vor, und auswärts ist derselbe mit vielen borstigen Haaren besetzt. Man kann diese Art aus dem Samen ziehen, den man dahin säen muß, wo die Pflanzen stehen bleiben

ben sollen, denn sie vertragen das Verfehen nicht wohl. Wenn der Same im Herbst ausgesät wird, werden die Pflanzen im Frühlinge zeitig aufgehen, und alsdann im Sommer blühen; auf dieselben werden sodann diejenigen folgen, die im Frühlinge zeitig ausgesät worden sind. Wenn man sie daher zu drey verschiedenen Zeiten säet, kann man viele blühende Pflanzen nach einander haben, bis die Kälte sie tödtet. Sie erfordern weiter keine Wartung, als daß man sie vom Unkraute reinige, und, wo sie zu dick beyammen stehen, verdünne. Läßet man den Samen von selbst ausfallen, werden die Pflanzen so häufig aufgehen, als wenn man sie ausset; daher sie beständig an dem Orte bleiben, wo sie einmahl stehen, wenn man sie nicht austrotet.

Kettchen, Fr. Chainette, nennen 1. die Fransen-Macher oder Borten-Wirker, einen kleinen seidenen gewirkten Zierrath, welcher längst auf dem obern Rande einer Franse hin läuft.

Man nennt auch 2. denjenigen langen Faden, welcher längst der Leiste eines seidenen Zeuges hin läuft, und dessen Eigenschaft zu erkennen dient, das **Kettchen**. Dieses Kettchen ist von der Kette oder dem Aufzuge des Zeuges, s. unten **Kette** 1. 3), an Farbe ganz unterschieden. Gemeiniglich ist solches von Seide; zuweilen aber auch von feinem Golde und Silber. Die vierhaarigen Sammete haben 4, die dreyhaarigen 3, und die 2 oder $1\frac{1}{2}$ haarigen, 2 solche Kettchen. Das Kettchen an den Sammeten, deren Aufzug, Einschlag und Haar von carmesinrother Seide ist, muß von feinem Golde oder Silber seyn.

3. Bey den Nähterinnen, heißen **Kettchen**, Fr. Entre-toile, die nekartigen oder mit Zäckchen versehenen Striche, welche, statt einer ordentlichen Naht, zwischen zwey zusammen zu nähende Stücke Leinwand gemacht werden, um dadurch der Sache ein Ansehen zu

ger

geben. Siehe auch **Ketten-Naht**, **Kettens-Strich**.

Siehe auch **Kettel**.

Kette, Diminut. das **Kettchen**, Oberd. das **Kettlein**, eine Sammlung mehrerer in einer Reihe mit einander verbundener Dinge; Lat. Catena, Fr. chaîne.

1. Eigentlich, wo es besonders in einigen einzelnen Fällen üblich ist.

1) Eine lange Reihe an einander hängender Berge, eine Strecke vieler Gebirge an einander, heißt sozwohl im g. L., als auch in der edeln Schreib-Art, eine **Kette von Bergen**, Fr. Chaîne de montagnes. Die **Kette der Alpen**, der **Pyrenäen**.

2) Mehrere bey einander, gemeiniglich in einer Reihe liegende Feldhühner, Auerhühner, Birkhühner und Haselhühner, heißen bey den Jägern eine **Kette**, und verderbt eine Kette Seidhühner, u. s. f. Mit einem gleichbedeutenden Ausdrucke ein Volk, eine Compagnie.

3) Bey den Kattun-Webern und andern Arten von Webern, wird der Aufzug, oder die vermittelst des Scher-Nähmens mit einander verbundenen Fäden, welche den Grund des ganzen Gewebes abgeben, die **Kette**, und, vermittelst des gewöhnlichen Ueberganges der Gaumen-Laute in den Zisch-Laut, der **Zettel** genannt; siehe Th. XXVI, S. 30. Die **Kette** abwiegen, eb. das. S. 44. Die **Kette** einreihen, S. 50.

Daher der **Ketten-Baum**, der hinterste Baum an dem Weber-Stuhle, worauf das Garn, oder die **Kette** gewunden ist, der **Garn-Baum**, s. Th. XXVI, S. 36.

Das **Ketten-Leimen**, bey den Tuch-Webern, diejenige Handlung, da sie die Ketten oder den Aufzug durch Leimwasser ziehen.

Die Ketten-Rolle, an den Stühlen der Vorten-Wirker, Rollen, welche mit der Kette oder dem Aufzuge der Treppen, Vorten und Bänder bewirkt sind.

Siehe auch oben, S. 100, Kettchen.

In dieser zten eigentlichen Bedeutung, bey dem Dtfried und im Latian Ketin, bey dem Willeram Ketene, im Nieders. Rede, Kee, im Dän. Kiæde, im Schwed. Kedja. Ked, im Isländ. Caddan, im Wallis. Chaden. Es wurde ehemals von mehreren mit einander verbundenen Dingen und der dadurch bewirkten Verwahrung gebraucht. Im alt Schwed. ist Gorkiaetra, ein umzäunter Ort, Kietta, ein Zaun, und bey dem Dtfried bedeutet Kerri, ein Gehäge. Man sieht leicht, daß dieses Wort nicht von dem Lat. Carina, sondern mit demselben von gatten, gaden, verbinden, herstammt. Siehe Gatten, Gatter, Kettel. Das Dsnabrück. Rye, eine Kette, ist durch Auslassung des t oder d entstanden, so wie dafür in Nieder-Sachsen auch Kee, in zwey Sylben üblich ist; das gleichfalls Dsnabrück. Kele aber, eine Kette, ist nur im Suffixo verschieden.

4) Am häufigsten, ein aus mehreren in einander geschlungenen, ganz oder länglich runden, oder auch gedrehten, gemeiniglich metallenen Ringen oder Gliedern Ketten-Ringen, (fr. Chaînon.) zusammen gefestetes Band, welches theils von der Materie, woraus es gemacht ist, theils von der Verschiedenheit der Bestimmung, oder des Gebrauchs, dazu es bereitet ist, auch wohl von der Gestalt der Glieder, verschiedene zusammen gefestete Rahmen bekommt. Es gibt insonderheit goldene, silberne, tombackene, kupferne, messingene, stählerne, und eiserne Ketten.

Goldene oder vergoldete, und silberne Ketten, mit und ohne Schloß, einfache oder doppelte, dienen zum Schmuck und zum Zierrath, und werden von Manns- und Frauens-Personen getragen. Von Manns-Personen ist dergleichen in Deutschland denen von Adel, den Doctoren oder andern graduirten Personen zu tragen erlaubt, ungeachtet der Adel auf dem Reichstage 1548 sehr darum

anhielt, daß sie solchen Vorzug allein behalten möchten. Nach der chursächs. Polizen- und Kleider-Ordnung, soll eines Doctors Kette nicht über 200 meißn. Gulden werth seyn.

Die Inca oder Könige in Peru, hatten eine goldene Kette, welche 350 Schritt lang war, und daran die Glieder armdick waren, die zu einem feyerlichen Tanze dienten.

Zuweilen verschenken Fürsten goldene Ketten, an verdiente Personen, als Zeichen ihrer Gnade, welche daher Gnaden-Ketten genannt werden.

Verschiedene Ritter tragen Ordens-Ketten, doch nicht beständig, sondern nur an Capitel-Tagen, und bey andern feyerlichen Gelegenheiten. Wenn darat etwas zerbrochen ist, mögen sie es wohl ergänzen, aber nicht umarbeiten, noch geringer oder reicher machen lassen. Wenn der Ritter stirbt, wird von dessen Erben die Kette wieder abgeliefert. Wenn ein Ritter, im Kriege, oder sonst in einer ehrlichen That, um seine Kette kommt, wird ihm von dem Verleiher des Ordens eine andere geschenkt; wenn er sie aber verwahrloset, ist er schuldig, eine andere auf seine Kosten anzuschaffen.

Goldene oder silberne, geflochtene Kettchen, oder Halsbänder, Torques, waren ein sehr gewöhnliches Geschenk, welches bey den Römern die Soldaten erhielten. Es waren das keine Ketten, die gliederweise zusammen gefügt waren, sondern 2 oder 3 über einander gewundene Fäden, welche die Länge hatten, daß sie um den Hals herum gingen. Catella war eben auf solche Weise verfertigt, aber etwas länger als ein Torques; daher war dieser ein dicht um den Hals geschnürtes Halsband; Catella hingegen ein solches Halsband, welches lose um den Hals saß, und etwas in die Brust herab hing. Ein solches goldenes oder silbernes Halsband (Torquem), erhielten, vom Feldherrn, öfters gemeine Soldaten, wenn sie sehr tapfer sich gehalten hatten, insonderheit aber die Capitane und Lieutenants, welche

nicht nur einen, sondern wohl, auf ein Maß, zwey und mehrere erhielten. Man pflegte dabey den Unterschied zu beobachten, daß man den Bundesgenossen und Hülfstruppen goldene, den römischen Soldaten aber silberne Halsbänder, oder geflochtene Kettchen, auszutheilen pflegte; dabey aber gab man auch den Römern noch Armbänder, welche sonst keiner erhielt.

Die silbernen Uhr-Ketten, deren viele aus Frankreich, wie auch von Augsburg und Nürnberg gebracht werden, sind bekannt genug.

Die gewöhnlichsten Ketten von Golde oder vergoldetem Silber, welche das Frauenzimmer ein- oder mehrfach, mit oder ohne Schloß, um den Hals oder um die Arme zu tragen pflegt, und welche daher Hals-Ketten und Arm-Ketten genannt werden, sind von mancherley Gattung, als: Draht-Ketten, Fests-Ketten, Glinker-Ketten, Franz-Ketten, Gran-Ketten, Panzer-Ketten, u. a. m. In letztern sind die Glieder länglich gebogen, wie die Gelenke und Maschen an den ehemahligen Panzern. Der vorgedachten chursächs. Polizen- und Kleider-Ordn. zu Folge, können goldene Ketten, mit welchen man sich in der Noth retten kann, nach eines Jeden Vermögen getragen werden; doch daß ein gebührender Unterschied gehalten, und nichts, so nicht gut gülden ist, getragen werde, bey 40 Fl. Strafe, und so viel den Gold-Schmid betrifft, der solche falsche Arbeit verfertigt, bey Verlust seines Handwerkes, oder, nach Gelegenheit, 4 Wochen Gefängniß.

Nach den chursächsischen Rechten gehören diejenigen Hals- und Arm-Ketten, die in einer Frauen Verlassenschaft gefunden werden, zu der Gerade, und folglich den Töchtern, oder der nächsten Nistel; wenn aber der Mann dergleichen Ketten seiner Frau allein zum Gebrauche verliehen hat, so gehören sie zum Erbe.

Ehe-

Ehemahls pflegten die Frauenpersonen auch silberne Ketten vorn um den Leib zu tragen, um Schlüssel, Scheren, u. d. gl. daran zu hängen, welche Gürtel- oder Schlüssel-Ketten, fr. dem-cemts, hießen; s. Th. XX, S. 321.

Unter englische Ketten, fr. Chaines d'Angleterre, versteht man kleine, gemeiniglich platte Ketten, welche wie ein gestricktes Gewebe aussehen, und woran die Damen ihre Uhren, Etuis, und andere Kostbarkeiten, die sie auf der Seite tragen, hängen haben. Sie haben deswegen den Nahmen englische Ketten bekommen, weil man diese ungemein künstliche Arbeit zuerst in England erfunden, und in andern Ländern die Kunst, sie zu machen, nicht gewußt hat, bis man endlich zu Ende des vorigen Jahrh. in Frankreich hinter das Geheimniß sie nachzumachen gekommen ist; wie sie denn heutiges Tages nicht allein in Frankreich, sondern auch in Genf eben so gut; auch in Deutschland, insonderheit zu Augsburg und Nürnberg, wiewohl nicht so sauber, als in England, nachgemacht werden. Sie werden gemeiniglich von Gold oder Silber, zuweilen aber auch nur von vergoldetem Kupfer oder Tombak, und von Stahl gemacht, und sehen einem gestrickten Gewebe sehr gleich. Jedes Gehänge einer solchen Kette besteht aus vielen hundert von feinem Gold- oder Silber-Draht zusammen gebogenen und gelötheten ovalen Augen oder Maschen, deren jede wieder in zwey kleinere umgeschlagen wird; hernach werden diese Maschen durch viele andere, nach der Länge und Quere laufende, feine Drahte, wovon jene den Aufzug, diese aber den Durchschuß eines gewebten Zeuges vorstellen, mit einander verbunden und in einander geflochten.

Die eisernen Ketten, fr. Fers, oder Chaines de fer, sind die stärksten; insonderheit die Sperr-Ketten, eine Oeffnung damit zu versperren, als: die Sa-fen-Ketten, die See-Häfen und andere Zugänge auf dem

dem Wasser und zu Lande nach den Städten und Festungen damit zu versperren, um dem Feinde und feindlichen Schiffen den Anlauf und Eingang zu verwehren; s. Th. X. I. S. 74; wie auch die Ketten zur Sperrung der Straßen.

Im J. 1782, bey der Belagerung von Gibraltar, wurde eine ungeheure Kette, die an der Meer-Enge angehängt werden sollte, und auf 1 Million Livres kostete, in Madrid verfertigt. Das Gewicht derselben soll 364 Etn. betragen haben.

Die **Wage-Ketten**, sowohl in den öffentlichen Kauf-Häusern und Frohn-Wagen, als auch in den Privat-Häusern der Kaufleute, die schweren Wage-Schalen damit an die großen Wage-Balken anzuhängen, sind nicht weniger von ziemlicher Stärke. Hierzu kommen die **Mess-Ketten**, deren man sich in der Feld-Mess-Kunst, die Länge und Breite der Dörfer damit abzumessen, bedient, welche ich an seinem Orte beschreiben werde. In der Haus- und Land-Wirthschaft hat man vielerley Ketten zu verschiedenem Gebrauch vonnöthen. Dergleichen sind: die **Brust-Kette**, eine ungefähr $\frac{1}{2}$ Ellen lange, an beyden Enden mit einem Knebel versehene, Kette, welche in den auf beyden Seiten des Pferde-Kummetes befindlichen eisernen Ringen vermittelst solcher Knebel fest gemacht ist; an dieser Brust-Kette hängt die **Halt-Kette**, welche an die Deichsel gespannt wird; die **Deichsel- oder Salt-Ketten**, die Pferde damit an die Wagen zu spannen, s. Th. IX. S. 82; die **Halfter-Ketten**, die Pferde damit in den Ställen anzulegen, s. Th. XXI. S. 270; die **Rinn-Kette**, an dem Zaume eines Pferdes, welche unter dem Kinn herum geht, und in die Rinn-Haken an dem Zaume eingesenket wird, um das Mundstück und die Stangen in rechter Wirkung zu leiten und zu erhalten; die **Gemm- oder Sperr-Ketten**, die Räder an den bergab gehenden Wagen zu

zu sperren und einzuhängen, damit sie nicht durch allzu schnelles Laufen Mann und Ross zu Boden stürzen, und in Grund verfallen, s. Th. XXII. S. 11, f.; die **Grendel- Gremgel- oder Grindel-Ketten**, welche den Pflug tiefer oder seichter gehen zu lassen dienen, s. Th. XX. S. 15; **Ruh- und Sünd-Ketten**, das Rindvieh und die Hunde damit in den Ställen anzuhängen; **Spann-Ketten**, Ketten, etwas damit zu spannen, oder zu umspannen, als: die Kette, womit die Last auf einen Wagen gespannt wird; die Kette, womit die Leitern eines beladenen Leiter-Wagens zusammen gespannt werden; im Forstwesen, diejenige Kette, womit die Bäume umspannet werden, ihre Dicke zu erforschen; **Bauch-Ketten**, welche bey dem Holze und andern schweren Fuhren, an statt der Bauch-Stricke gebraucht werden; **Brunnen-Ketten**, die Eimer damit an den Schöpf-Brunnen zu befestigen, u. a. m.

Außer diesen Arten der eisernen Ketten, sind noch einige, die von Draht verfertigt sind, wie auch messingene, sowohl große als kleine, zu allerley Zierrathen, in Gebrauch. Zu denen von Gold- und Silber-Draht, gehören die oben, S. 105, erwähnten englischen Ketten; und zu den von Messing-Draht geflochtenen: die **Lachter-Ketten**, deren sich die Bergleute zum Messen der Tiefe der Lachter bedienen, welche ich an seinem Orte beschreiben werde; die **Eichhorn-Ketten**, an welche man die jung aus den Nestern genommenen Eichhörnchen zu legen pflegt; die **Gürtel- oder Schlüssel-Ketten**, Ketten mit einem Haken, an welche eine Hauswirthinn die täglich benötigten Schlüssel an sich zu hängen pflegt, welche auch ehemals von Silber waren; s. oben, S. 105.

Bey Absonderung des Lebens und Erbes, gehören die befestigten Ketten zum Leben, die nicht befestigten aber zum Erbe.

Die

Die allgemeine Regel, daß dasjenige, was bandwand-nieth- und nagelfest ist, seiner Beweglichkeit ungeachtet, für ein Zubehörungsstück anzusehen sey, findet auch bey den Ketten Statt.

Die Ketten, welche in den Ställen fest gemacht sind, um Pferde, Rühre, oder anderes Vieh damit anzuhängen, werden von den Rechts-Lehrern ohne Bedenken dem Lehens-Folger zugeeignet. Sie sprechen zwar nur von denjenigen Ketten, welche in den Ställen an der Wand angemacht werden, so, daß es scheinen möchte, als wenn die an den Krippen befestigten nicht mit dahin zu rechnen wären; es kommt aber dieses wohl nur daher, weil ihnen verimuthlich der Umstand, daß solche Ketten nicht allemahl an der Wand angemacht werden können, sondern man sich gemeiniglich mit deren Befestigung an der Krippe oder dem Futter-Kasten begnügen müsse, nicht genug bekannt gewesen ist. Indessen ist die Befestigung solcher Ketten, weil sonst der Endzweck, das Vieh von dem Herumlaufen abzuhalten, nicht erreicht werden könnte, sie mag an der Wand, oder an den Krippen, geschehen seyn, allemahl von solcher Art und Dauerhaftigkeit, daß daraus auf eine immerwährende Bestimmung ganz sicher geschlossen werden kann.

Dieser Ketten hingegen, welche nicht befestigt sind, wozu insonderheit die Bauch-Brust- und Deichsel-Ketten zu rechnen sind, können nicht bey dem Lehen bleiben, sondern sind als ein Stück des Erbes anzusehen.

Was die Brunnen-Ketten, welche zum Schöpfen und Herausziehen des Wassers dienen, betrifft, so werden dieselben, ob sie gleich keine solche Befestigung haben, als sonst von den Rechts-Lehrern bey andern Dingen, um sie zu einem Vertinenz-Stücke zu machen, erfordert wird, doch durchgehends dem Lehen zugeeignet, und den Land-Erben kein Recht daran verstatet. Es bleiben dieselben aber nur alsdann dem Lehens-Folger, wenn sie wirklich im Gebrauch sind; die vorrätigen und noch nicht gebrauchten aber gehören den Allodial-Erben.

Von der Zunds-Kette, siehe im XXVI Th. S. 457.

In noch engerm Verstande, eine solche Kette, so fern sie die willkürliche Bewegung eines lebendigen Gesch:

schöpfes verhindert. Einen Rasenden an die Kette schließen, oder legen. Einen Hund an die Kette legen. In Ketten und Banden legen, von Gefangenen. An der Kette liegen, von Hunden und rasenden Personen. Wo es denn in der edlern Schreib-Art auch figürlich für Slaveren, Dienstbarkeit, gebraucht wird. Jemandes Ketten zerbrechen, ihn in Freyheit setzen.

Die Römer nahmen zuweilen Ketten sofort mit ins Feld, um die Kriegs-Gefangenen daran zu legen, die sie denn, nach Unterschied ihres Standes, mit goldenen oder silbernen, eisernen, auch wohl von Weiber- oder Pferde-Haaren zugerichteten, banden. Mit goldenen und silbernen Ketten wurden die überwundenen Könige und Generale gefesselt. Wenn nach geendigtem Kriege, die Generale triumphirten, und ihren solennen Einzug in die Stadt Rom hielten, wurden die in Ketten geschlagenen Gefangene mit voran geführt. Wenn sie aber dieselben wieder in Freyheit setzten, und der Schande entnehmen wollten, wurden solche Ketten nicht abgeschnitten, sondern zerbrochen, und insonderheit mit einem Beile entzwey gehauen, worauf die Befreyeten solche den Laribus widmeten.

Nach der Verschiedenheit der Materie, und der Größe oder Stärke der Ketten, hat man verschiedene Handwerker und Künstler, die solche verfertigen. Die großen und starken Ketten, welche allemahl von Eisen gemacht, und von den Eisen-Händlern geführt werden, werden an denen Orten, wo von Eisen und Kohlen kein sonderlicher Vorrath ist, mehrentheils von den Grob- und Klein-Schmieden, Spornern u. verfertigt; an andern Orten aber, insonderheit zu Prag, Wien, Preßburg u. hat man eigene Ketten-Schmiede, welche vornehmlich die großen Sperr-Ketten, welche zum Beziehen der See-Häfen, Straßen u. dienen,

verfertigen. Von den Grob-Schmieden wird das Eisen dazu, nach dem die Glieder dick oder dünn seyn sollen, von den Stangen abgeschrotet, geglähet, rund geschmiedet, auf dem Horne gebogen, und zusammen geschweißt. Wenn man das folgende Glied anschmieden will, wird es durch das erste durchgesteckt, gleichfalls umbogen, und zusammen geschweißt. Solcher Gestalt wird ein Glied an das andere gehängt. Die eigentlich so genannten Ketten-Schmiede haben ein geschenktes Handwerk, vermöge dessen ihre Gesellen an alle zumftmäßige Derter ihre Reisen anstellen können. Sie machen kein Meisterstück, sondern wenn eines Meisters Sohn 24 Jahr alt ist, oder ein Gelehrter 17 Lehr- und Wander-Jahre vollbracht hat, ist er Meister, oder doch fähig, Meister zu werden. Neben den Ketten verfertigen sie aber auch ganz runde Ringe, wie auch allerley Schnallen für die Sattler, Riemen und Zaum-Macher, imgleichen doppelte und einfache Pferde-Gebisse. Alle diese Arbeit schmieden sie aus ganzem Eisen, und schweißen sie alsdann vermittelst der Esse in dem Feuer zusammen, welche, wenn sie vollendet ist, entweder also rauh bleibt, oder von dem Meister angeschwärzet wird; wenn sie aber verzinnet werden soll, muß solches durch den Ziener oder Zinner geschehen. Diejenigen Eisen-Arbeiter, welche nur die kleinen Ketten, die zu den Halstern gebraucht werden, verfertigen, und sich ebenfalls Ketten-Schmiede nennen, befinden sich, ausser Nürnberg, selten in den Städten, sondern auf großen Eisenwerken, wie z. B. bei Neustadt Eberswalde auf den Splittgerberschen Eisen-Fabriken, wo sie nebst andern Eisen-Arbeitern ein Gewerk ausmachen, und in 5 Jahren die Bursche auslernen.

Die kleinen Ketten von allerley groben und feinen metallenen Draht, werden in den meisten Ländern und Städten von den in solchen Metallen arbeitenden Künstlern

lern und Handwerkern verfertigt. Goldene und silberne Ketten, die zur Zierde und zum Schmuck getragen werden, haben dieselbe Gestalt im Kleinen, welche die von Eisen im Großen haben, und werden von den Gold- und Silber-Arbeitern von gestrecktem Gold- oder Silber-Drahte zusammen gebogen, und die Glieder in einander gelörhet. Ketten von Messing- oder Eisen zuweilen auch von Kupfer-Draht, als: Meß-Ketten für die Land-Messer, Lachter-Ketten, Ketten für die Artilleristen, Ketten zu den Wageschalen, an den Deckeln der Tobackspfeifen, für die Affen, Eichhörnchen und andere kleinere Thiere, Flaschenräumer-Ketten u. dergleichen von den Nadlern, Gürtlern, Schließern u. dergleichen verfertigt. An solchen Ketten ist jedes Gelenk ein einfacher an beyden Enden umbogener Draht. Ein auf solche Art umbogenes Glied wird eine Schake (*), und eine solche Kette Schaken-Kette genannt. Der Nadler nimmt hierzu ungeglüheten Draht, weil die Kette haltbar seyn muß. Nach dem Gleichrichten des Drahtes auf dem Richt-Holze, zerstückt er denselben mit der Schrot-Schere in kleinere Stücke, so lang, als die Schaken einer Kette es erfordern. Er nimmt hierauf mehrere Stücke Draht zu Schaken, in die linke Hand, und biegt, wenn er sie aus freyer Hand biegt, mit der Biege-Zange die erforderliche Gestalt der Schake, doch so, daß die Spitze jedes Ringes noch nicht anschließt. Ist der Draht stark, so biegt er die Schaken auf einem Model, welches das Schaken-Holz genannt wird. Es ist dasselbe ein viereckiger Klotz, welcher auf seiner obern Fläche zwey Stifte stecken hat, um welche die Glieder gekrümmet oder gewunden werden. Hierauf hängt er die einzelnen Schaken in einander, und be-

(*) Schake ist, allem Ansehen nach ein niederdeutsches Wort. Im Niederf. ist Schake ein Bein, Schenkel, Hebr. פיש. Chald. פיש; vielleicht auch ein jedes Gelenk oder Glied.

begibt sich mit der ganzen Kette zu einem kleinen Amboss, auf dessen Bahn eine Rinne ist, worin eine Schake ihrer Länge nach liegen kann, nach ihrer Breite aber darin aufgerichtet ist. Eine andere Person hält die Kette, und läßt beständig nach. Der Nadler selbst aber legt eine Schake nach der andern in die Rinne des Ambosses, schlägt mit einem Hammer auf die Schake, treibt die Spitzen ihrer Ringe zusammen, und richtet hierdurch zugleich jede Schake und das Ganze gerade. Zuletzt siedet man die Kette in Weinstein rein, und scheuert sie.

In Frankreich war ehemals eine besondere Innung der *Alema Kettenmacher*, oder *Kettler*, (*Communauté des Maitres Châloetiers*, welche in ihren Statuten auch *Demi-ceintiers* genannt wurden, s. *Gürtel-Kette*, im XX Th. S. 321,) welche aber aufgehoben, und mit der Nadler-Innung vereinigt ist.

Einige der kleinen Ketten werden auch in Deutschland sehr zart und sauber gemacht, daß man sich derselben bei der Uhrmacher-Arbeit, an statt der sonst gebräuchlichen Darm-Saiten, zum Aufziehen der Spindel und Anspannen der Feder, bedienen kann.

Was den Verkauf der Ketten betrifft, so werden die großen eisernen Ketten nach dem Stücke; die mittelmäßigen eisernen und die kupfernen Ketten von allerley Größe aber nach dem Fuß-Maße; und die kupfernen, wenn sie fein sind, zuweilen auch nach dem Gewichte verkauft, nach welchem auch die goldenen und silbernen Ketten verkauft werden; wiewohl bei diesen letztern, so wie auch bei den ganz feinen tombakenen und messingenen, die Façon besonders mit bezahlt wird.

2. Figürlich, in der höhern Schreib-Art, nennt man *Kette*, eine Reihe mehrerer an einander hängender Dinge, unmittelbar auf einander folgender und in einander gegründeter Begebenheiten. Eine Kette von Lastern, von Unglücksfällen.

Der

Daher *Ketten*, mit einer Kette befestigen, und in weiterer und figürlicher Bedeutung sehr fest an etwas binden, besonders in der höhern Schreib-Art.

Siehe auch *Kettel*.

Kette, (Arm.) s. oben, S. 104.

— — (Banch-) s. oben, S. 107, u. 108.

— — (Brunnen-) s. oben, S. 107 und 108.

— — (Brust-) } s. oben, S. 106, u. 108.

— — (Deichsel-) }

— — (Drabt-) s. oben, S. 104.

— — (Eichhorn-) s. oben, S. 107.

— — (englische) s. oben, S. 105.

— — (Erbsen-) }

— — (Klinker-) } s. oben, S. 104.

— — (Kranz-) }

— — (Fuß-) zur Erhaltung der Jungfrauschaft; s. im XXXI Th. S. 763.

— — (Gnadens-) s. oben, S. 103.

— — (Höpel-) s. im XIX Th. S. 258.

— — (Granz-) s. oben, S. 104.

— — (Grendel-, Grentgel- oder Grindels-) s. oben, S. 107.

— — (Gürtel-) s. im XX Th. S. 321, u. ob. S. 105 u. 107.

— — (Hafen-) s. oben, S. 105.

— — (Halster-) s. oben, S. 106.

— — (Hals-) s. oben, S. 104.

— — (Halt-) }

— — (Zemmi-) } s. oben, S. 106.

— — (Hunds-) im Bergwerkswesen, s. Th. XXVI, S. 319; in den Hunds-Ställen, s. oben, S. 107 u. 108.

— — (Kessel-) s. oben, S. 77.

— — (Kinn-) s. oben, S. 106.

— — (Kuh-) s. oben, S. 107 und 108.

— — (Kutsche-) elastische; s. unter *Kutsche*.

— — (Lachter-) s. oben, S. 107.

— — (Meß-) s. oben, S. 106.

Def. Enc. XXXVII Th.

h

Kette,

- Kette, (Ordens-) s. oben, S. 103.
 — — (Panzer-) s. oben, S. 104.
 — — (Pflug-) s. unter Pflug.
 — — (Proz-) s. im XXXIV Th. S. 355.
 — — (Schaken-) s. oben, S. 111.
 — — (Schlüssel-) s. oben, S. 105.
 — — (Schnür-) s. in S.
 — — (Spann-) s. oben, S. 107.
 — — (Sperr-) s. oben, S. 105.
 — — (Uhr-) s. oben, S. 104.
 — — (Wage-) s. oben, S. 106.
 — — (Zug-) s. Pflug-Kette.

Ketten-Baum, s. oben, S. 101.

Ketten-Fisch, eine Art von Wein-Fisch (Ostracion L.), Ostracion triangularis muticus, figuris catenulatis; Fr. Coffre maillé, wird bey den antillischen Inseln gefunden, und in der Landes-Sprache Guamajacuape genannt. Den Namen Ketten-Fisch, hat er von den kettenförmigen Zeichnungen, die man auf seinen Schildern wahrnimmt, bekommen. Er lebt von Insekten und Würmern. Seine Feinde sind die Raub-Fische.

Bloch's Naturgesch. der ausländ. Fische, 1 Th. Berl. 1785, gr. 4. S. 101, f.

Ketten-Hund, ein an die Kette gelegter, vermittelst einer Kette seiner Freyheit beraubter Hund; s. Th. XXVI, S. 343. Ob derselbe zum Lehen oder Erbe gehöre, s. eb. das. S. 456, f.

Ketten-Kugel, in der Geschütz-Kunst, zwey halbe oder ganze, auf eine gewisse Weite mit einer Kette verbundene Kugeln, welche aus Kanonen oder Haubitzen geschossen werden. Siehe Th. XXXIV, S. 388.

Ketten-Leimen, s. oben, S. 101.

Ketten-Linie, Catenaria, wird eine krumme Linie genannt, welche eine Kette formiret, wenn man solche, ohne sie auszuspannen, an beyden Enden aufhängt.

Wenn

Wenn man, an statt einer Kette, einen Strick oder eine Leine aufhängt, sind einerley Beschaffenheiten der Kräfte zugegen; folglich formiren dieselben eben so eine krumme Linie, als die Ketten-Linie ist; und daher wird dieselbe auch die Strick-Linie, Funicularia, genannt.

In der Baukunst, ist die Ketten-Linie an einem Gewölbe die Höhe, die einen Zirkel-Bogen noch überschreitet, indem das Gewölbe den Bogen einer Kette, die an beyden Enden aufgehängt ist, und nach ihrer natürlichen Schwere herunter hängt, beschreibt. Dieser Bogen wird alsdenn umgekehrt, und darnach die Lehre des Gewölbes eingerichtet. Man muß aber allemahl vorher die Höhe des zu machenden Gewölbes wissen, um darnach die Kette auszuspannen. Siehe Gewölbe.

Ketten-Locke, eine Art gekräuselter Haar-Locken; s. im XV Th. S. 144.

Ketten-Nacht, bey den Nähterinnen, eine Nacht, welche einer Kette gleicht, und entsteht, wenn man von der rechten zur linken Hand zwey oder mehr Fäden mit überschlungenen Fäden anfasset, die Leinwand sodann verwendet, die vorigen Fäden nachmahls anfasset und auf die vorige Art überschlinget. Siehe auch im XXI Th. S. 459, f. und oben, S. 100, Kettchen.

Ketten-Petarde, s. Petarde.

Ketten-Rechnung, oder Ketten-Regel (*), eine Art der Rechnung, welche viele wichtige und im gem.

H 2

Le:

(*) Ueber diese Rechnungs-Art, verdienen Krusens Abhandlung von den Münzen und deren Verwechselung, Hamb. 1762, 8. S. 50, fgg. Pflugbeils Anfangsgründe der kaufmännischen Rechenkunst, Lpz. 1773, 8. S. 482, fgg. Koch's vollständ. Rechenbuch, 3 Th. Dresd. 1782, 8. S. 5, fgg. Reinhold's Arithmetica forensis, 1 Th. Münster, 1785, 8. S. 166, fgg. vorzüglich aber Hrn. Prof. Michelsen Anleit. zur praktischen Rechenkunst, Berl. 1785, 8. S. 270, fgg. nachgelesen zu werden. Letzterer hat, auf mein Ersuchen,

Leben sehr häufig vorkommende Aufgaben auf eine leichte und kurze Art auflösen lehrt. Sie hat den Namen von ihrem Rechnungs-Satze, in welchem die Verhältnisse in der Ordnung unter einander geschrieben werden, wie es die äußerliche Benennung der Glieder von solchen Verhältnissen an die Hand gibt, so, daß ein Glied das andere gleichsam faßt, wie die Glieder einer Kette; oder, weil die Aufgaben dieser Rechnung mehrere Sätze enthalten, welche, gleich den Gliedern einer Kette, dergestalt mit einander verbunden sind, daß jeder folgende Satz mit dem vorhergehenden entweder die Glieder eines Verhältnisses macht, oder mit ihm einerley Benennung hat. Die Frage-Zahl und die gesuchte Zahl sind die beyden äußersten Glieder, und die dazwischen liegenden werden nach der angeführten Regel geordnet; und man kann also bey den Aufgaben der Ketten-Rechnung, ben so wie bey einer Kette, ohne Sprung und gliederweise, vom ersten Gliede bis zum letzten fort gehen. Man nennt sie auch Regula multiplex, weil ihre Aufgaben aus mehrern solchen Sätzen bestehen, dergleichen bey den Aufgaben der Regel de Tri jedes Mal nur einer vorkommt, und weil man zur Auflösung der Aufgaben, die ihr unterworfen sind, wenn man die ihr eignen Vortheile nicht kennt oder gebrauchen will, die Regel de Tri öfters anwenden muß. Da die Verhältnisse in dem Ketten-Satze, Verhältnisse von unterschiedenen de Tri Sätzen sind: so haben die Franzosen diese Rechnungs-Art Regle conjointe, d. i. eine zusammen gefügte oder vereinigte Regel, genannt, weil man vermittelt derselben die verlangte Antwort zu der Rechnungs-Frage auf ein Mal finden kann, welche man sonst, ordentlicher Weise, durch unterschiedene Sätze der Regel de Tri suchen müßte.

Die

suchen, gegenwärtigen Artikel ausarbeiten, die Gültigkeit gehabt.

Die Ordnung, in welcher diese Rechnungs-Art hier abgehandelt werden soll, ist folgende. Zuerst sollen die Vortheile, welche man durch die Ketten-Rechnung erhält, an einigen Beispielen gezeigt; sodann die Fälle, in welchen man davon Gebrauch machen kann, bestimmt; ferner die Regeln derselben angegeben, und deren Anwendung gelehrt; ingleichen der Mißbrauch, der von dieser Rechnungs-Art gemacht werden kann, angeführt; und endlich noch verschiedene zweckmäßige Anmerkungen hinzu gefügt werden.

Was I. die Vortheile, welche man durch die Ketten-Rechnung erhält, betrifft, so nehme man z. B. die Frage: Marseille liefert 100 tk. Korinthen für 20 Livres, mit 5 pro Cent Unkosten. Der Cours von Marseille per Amsterdam ist 55 Den. fläm. p. 3 Livr.; von Amsterdam per Hamburg, 33 Stüb. p. 2 Mark. Hamburg rechnet 5 pro Cent Unkosten. Der Cours von Hamburg per Berlin ist 300 Mark p. 150 Rthlr. Wenn nun Berlin 10 pro Cent Unkosten rechnet, und 100 Pfund in Berlin 120 Pf. in Marseille sind: was gilt der Centner in Berlin? Voraus gesetzt, daß 2 Den. fläm. 1 Stüb. in Amsterdam ausmachen, so findet man die Antwort auf diese Frage nach der Ketten-Rechnung auf folgende Art.

	100		110 Th. Berl.?
20	100	2	120 Th. Marseill.
4	20	21	20 Livr.
	3	11	105 Lvr. Unkfst.
	2		55 Den. fläm.
	33		1 Stüb.
	100		2 m2.
8	300	7	35 105 m2. Unf.
	100		3 150 Rthlr.
	2000		110 Rthlr. Unf.
		11	
		22	
		231	
		231	
		2541	
		17787	7
		1	8 Rthlr.
		7148	
		42888	
		12	21 Gr.
		10656	5 1/2 Pfenn.

Wenn dagegen nach der einfachen Regel de Tri gerechnet würde, so müßte dieselbe 9 Mal angewendet werden, und die Frage: Zahl würde dabey öfters Brüche enthalten, welche die Rechnung sehr erschweren würden.

Ferner werde gefragt: Was kosten 896 Pfund, wenn 1 Pfund mit 4 Gr. 6 Pf. bezahlt wird? Nach der Ketten-Rechnung findet man die Antwort auf diese Frage durch folgenden Aufsatz:

	448	896 Th.
	56	3 9 Gr.
		1 Rthlr.
8	24	168 Rthlr.

Die Regel de Tri hingegen schreibt folgenden Weg vor:

	896 Th. à 4 Gr. 6 Pf.	
6)	149 — 8	3
2)	448	21
	456	456
		19 Rthlr.
		244
		2
	19	
	168 Rthlr.	

Wen muß nicht schon eine flüchtige Betrachtung dieser beiden Aufgaben von dem großen Nutzen der Ketten-Rechnung überzeugen? Noch mehr aber wird derselbe sich zeigen, wenn man dasjenige, was in der Folge noch über diese Exempel gesagt werden wird, reiflich überdenkt.

II. Bey was für Fällen läßt sich die Ketten-Rechnung anwenden? Die richtigste und allgemeinste Antwort ist: wenn man das verlangte Facit außerdem nicht anders, als durch eine öftere Anwendung der Regel de Tri zu finden im Stande wäre. Wollte man z. B. die erste der vorhergehenden Aufgaben nach der Regel de Tri auflösen, so müßte man rechnen:

1. Wie viel betragen 110 berl. Th., wenn 100 berl. Th. 120 Th. in Marseille ausmachen?

$$100 \text{ Th.} - 120 \text{ Th.} - 110 \text{ Th.} \\ 132 \text{ Th.} \quad (12)$$

2. Was kosten 132 Th., wenn 100 Th. 20 Livr. kosten?

$$100 \text{ Th.} - 20 \text{ Lvr.} - 132 \text{ Th.} \\ 5 \quad 5) \quad 26 \frac{2}{3} \text{ Lvr.}$$

3. Wie viel muß man an statt 26 $\frac{1}{2}$ Lbr. bezahlen, wenn an statt 100 wegen der Unkosten in Marseille 105 gegeben werden müssen?

$$\begin{array}{r} 100 \text{ Lbr.} \quad - \quad 105 \text{ Lbr.} \quad - \quad 26\frac{1}{2} \text{ Lbr.} \\ \hline 21 \qquad \qquad 132 \\ \hline 264 \\ \hline 27\frac{1}{2} \text{ Lbr.} \end{array}$$

4. Wie viel betragen 27 $\frac{1}{2}$ Lbr. wenn 3 Lbr. 55 Den. fl. gelten?

$$\begin{array}{r} 3 \text{ Lbr.} \quad - \quad 55 \text{ Den. fl.} \quad - \quad 27\frac{1}{2} \text{ Lbr.} \\ \hline 55 \\ \hline 138 \text{ 60} \\ \hline 13860 \\ \hline 1524,60 \\ \hline 508,2 \text{ Den. fl.} \end{array}$$

5. Was machen 508,2 Den. fl., wenn 2 Den. fl. 1 Stüb. gelten?

$$\begin{array}{r} 2 \text{ Den. fl.} \quad - \quad 1 \text{ St.} \quad 508,2 \text{ Den. fl.} \\ \hline 254,1 \text{ St.} \end{array}$$

6. Wie viel betragen 254,1 Stüb., wenn 33 Stüb. 2 m $\frac{1}{2}$. ausmachen?

$$\begin{array}{r} 33 \text{ St.} \quad - \quad 2 \text{ m.} \quad - \quad 254,1 \text{ St.} \\ \hline 508,2 \quad | \quad (2 \\ \hline 273 \quad | \quad 15,4 \text{ m.} \\ \hline 121 \\ \hline 1 \end{array}$$

7. Wie viel muß man, an statt 15,4 m $\frac{1}{2}$. bezahlen, wenn wegen der Unkosten in Hamburg 105 m $\frac{1}{2}$. an statt 100 m $\frac{1}{2}$. gegeben werden müssen?

$$\begin{array}{r} 100 \text{ m.} \quad - \quad 105 \text{ m.} \quad - \quad 15,5 \text{ m.} \\ \hline 20 \qquad \qquad 21 \qquad \qquad 308 \\ \hline 323,4 \\ \hline 16,17 \text{ m.} \end{array}$$

8. Was

8. Was betragen 16,17 m $\frac{1}{2}$., wenn 300 m $\frac{1}{2}$. 150 Rthlr. gelten?

$$\begin{array}{r} 300 \text{ m.} \quad - \quad 150 \text{ Rthlr.} \quad - \quad 16,17 \text{ m.} \\ \hline 2 \qquad \qquad 1 \qquad \qquad 2) \quad 8,085 \text{ Rthlr.} \end{array}$$

9. Wie viel muß man an statt 8,085 Rthlr. geben, wenn wegen der Unkosten in Berlin 110 Rthlr. an statt 100 Rthlr. gerechnet werden?

$$100 \text{ Rthlr.} \quad - \quad 110 \text{ Rthlr.} \quad - \quad 8,085 \text{ Rthlr.}$$

$$\begin{array}{r} 8,085 \\ \hline \text{Rthlr.} \quad 8,935 \\ \hline 35740 \quad (4 \\ \hline \text{Gr.} \quad 214,440 \quad (6 \\ \hline \text{Pfenn.} \quad 5328 \quad (12 \end{array}$$

Das Facit der zweiten Aufgabe hätte man auch auf diese Art finden können, daß man folgender Maßen gerechnet hätte.

1. Was kosten 896 $\frac{1}{2}$., wenn 1 $\frac{1}{2}$. 4 $\frac{1}{2}$ Gr. kostet?

$$\begin{array}{r} 896 \\ \hline 3584 \quad (4\frac{1}{2} \\ \hline 448 \\ \hline 4032 \text{ Gr.} \end{array}$$

2. Wie viel Rthlr. machen 4032 Gr., den Rthlr. zu 24 Gr. gerechnet?

$$\begin{array}{r} 24 \text{ Gr.} \quad - \quad 1 \text{ Rthlr.} \quad - \quad 4032 \text{ Gr.} \\ \hline 24) \quad 160 \quad | \quad 168 \text{ Rthlr.} \\ \hline 48 \\ \hline 1 \end{array}$$

Hier läßt sich nun noch ein anderer Vortheil der Ketten-Rechnung berühren. Bei sehr zusammen gesetzten Aufgaben nämlich, dergleichen die erste ist, lassen sich, wenn man nach der einfachen Regel de Tri rechnen will, die zu beantwortenden einzelnen Rechnungs-Fragen nicht anders, als mit einiger Mühe auffinden, da hingegen der Aufsat nach der Ketten-Rechnung, wie aus dem Folgenden erhellen wird, ohne alle Mühe

§ 5

ge:

gemacht wird. Uebrigens hat der Gebrauch der Decimal-Rechnung die zweite Auflösung der ersten Aufgabe sehr verkürzt; ein Umstand, welcher deswegen zu bemerken ist, weil nicht ein jeder diese Rechnungs-Art in seiner Gewalt hat, und einem solchen die Vortheile der Ketten-Rechnung daher noch wichtiger werden.

III. Ich komme zur Entwicklung der Regeln der Ketten-Rechnung, und ihrer Anwendung. Diese Regeln betreffen theils den jedes Mal zu machenden Aufsatz, theils die nach demselben anzustellende Rechnung. Der Aufsatz besteht immer aus zwey Columnen, von welchen die zur Rechten von der Frage-Zahl anfängt, und mit der Zahl, welche mit dem verlangten Fact. einerley Benennung hat, endigt. Die Zahlen der Columnen zur Linken, haben immer die Benennung der unmittelbar vorhergehenden Zahlen in der Columnne zur Rechten, welche daher, weil sie nach diesem sehr leicht hinzu gedacht werden kann, der Kürze wegen nicht mit hin geschrieben zu werden pflegt. Die einzige hier anzumerken nöthige Regel, ist daher diese: Man nehme aus der Aufgabe die Frage-Zahl, und mache dieselbe zur ersten Zahl einer Columnne, die man zur Rechten setzt. Ferner lasse man diejenige Zahl, welche mit der Frage-Zahl einerley Benennung hat, eine Columnne zur Linken anfangen. Als dann setze man die Zahl, welche sich von den gegebenen auf die in die Columnne zur Linken gesetzte bezieht, in die Columnne zur Rechten; die, welche mit ihr einerley Benennung hat, in die Columnne zur Linken; die, welche sich hierauf bezieht, wieder in die Columnne zur Rechten; und auf diese Art fahre man so lange fort, bis man in der Columnne zur Rechten die Zahl erhalten hat, welche mit der gesuchten einerley Benennung hat.

Die

Die erste der angeführten Aufgaben kommt hiernach so zu der Gestalt zu stehen.

100	110 Th. berl. ?
100	120 Th. Mars.
100	20 Liv.
3	105 Liv. Unkosten.
2	55 Den. stant.
33	1 Stüb.
100	2 Mz.
300	105 Mz. Unf.
100	150 Rthlr.
	110 Rthlr. Unf.

Wie leicht sich ein solcher Aufsatz aus der Aufgabe darbietet, fällt in die Augen, so bald man denselben vollständig in Worten ausdrückt. Was kosten, müßte man in gegenwärtigem Falle sagen: 110 Th. in Berlin, wenn 100 berl. Th. 120 Th. in Marseille betragen, 100 Th. in Marseille 20 Liv. kosten, doch so, daß wegen der Unkosten daselbst für jede 100 Liv. 105 Liv. bezahlt werden müssen; 3 Liv. ferner 55 Den. st., 2 Den. st. 1 St., 33 St. 2 Mz. betragen, und wegen der Unkosten in Hamburg, an statt 100 Mz., 105 Mz. gerechnet werden; endlich 300 Mz., 150 Rthlr. gleich, und wegen der Unkosten in Berlin an statt 100 Rthlr., 110 Rthlr. zu rechnen sind?

Oft sind indessen nicht alle Data in der Aufgabe ausdrücklich angegeben, weil sie entweder als bekannt voraus gesetzt werden, oder leicht aus solchen Büchern zu nehmen sind, deren Besitz für jeden, der öfters dergleichen Aufgaben aufzulösen hat, unentbehrlich ist, oder endlich aus andern Quellen genommen werden können und müssen. Bey Wechsel-Rechnungen z. B. muß man oft zu Krüsens allgem. und besonders hamburgischen Contoristen, zu Nellenbrechers Taschenbuche eines Banquiers und Kaufmannes, u. d. gl. und bey den veränderlichen Wechsel-Coursen, zu denen Nachrichten, welche darüber öffentlichen Blättern einverleibt zu werden pflegen, seine Zuflucht nehmen.

Bey

Bei dieser Frage: Der Cours von Hamburg per London ist 36 Schill. fläm. p. 1 fl. Sterl.; von London per Amsterdam 36 $\frac{1}{2}$ Schill. fläm. p. 1 fl. Sterl.; wie ist der Cours von Hamburg p. Amsterdam p. 1 fl. Sterl.? muß man z. B. wissen, daß in Hamburg 1 Schill. fläm. 12 Groot fläm., und 32 Groot fläm. 1 fl. und in Amsterdam 1 Schill. fläm. 6 Stüber ist. Dieses voraus gesetzt, ergibt sich, nach der vorhin gegebenen Regel, dieser Ketten-Satz:

	1 mg. ?
1	32 Gfl.
12	1 fl.
36	1 fl. Sterl.
1	36 $\frac{1}{2}$ fl.
1	6 Stüb.

Auch die Benennung der gesuchten Zahl ist selten deutlich in der Aufgabe ausgedruckt, und man muß sie daher aus den Umständen herleiten. Dieses ist indessen leicht, so bald die zu jeder Aufgabe nöthigen Vorerkenntnisse vorausgesetzt werden können. Wer sieht z. B. bei dieser letzten Aufgabe nicht, daß zu wissen verlangt werde, wie viel Stüber in Amsterdam für 1 Mark Hamb. zu rechnen sey? Eben so leicht ist der Sinn der beyden andern angeführten Aufgaben wahrzunehmen, welcher kein anderer ist, als: Wie viel Thaler im ersten Falle 1 Centner, und im zweyten 896 Pfund, kosten.

Endlich ist hier auch noch zu bemerken, daß einige die Brüche, die in der Aufgabe vorkommen, vor der Vorfertigung des Ketten-Satzes durch das Einrichten derselben wegschaffen.

In der letzten Aufgabe, würden diese, an statt: 1 fl. Sterl. gilt 36 $\frac{1}{2}$ Schill. fläm., setzen: 2 fl. Sterl. gelten 73 Schill. fläm. und darnach folgenden Satz formiren:

	1 mg. ?
1	32 Gfl. fl.
12	1 fl. fl.
36	1 fl. Sterl.
2	73 fl. fl.
1	6 Stüb.

Es ist indessen, wie solches am Schlusse dieses Artikels bemerkt werden wird, von keinem Nutzen, und soll daher in dieser Anleitung nicht geschehen.

Ist nun der Aufsatz eines Exempels der Ketten-Rechnung gemacht, so ist, das verlangte *Facit* zu finden, zweyerley noch erforderlich. Erstlich hebt man, so viel als möglich, die Zahlen der linken und rechten Columnne gegen einander auf; und dann multiplicirt man die Zahlen jeder Columnne mit einander, und dividirt das Product der Columnne zur Rechten durch das Product der Columnne zur Linken. Kommen in beyden Columnnen Nullen vor, so streicht man zuvörderst in jeder gleich viel aus, und schreitet darauf erst zu der erwähnten Aufhebung. Kommen Brüche vor, so richtet man, einige Fälle ausgenommen, dieselben zuvor ein, und schreibt entweder den Nenner derselben in die gegen über stehende Columnne, oder dividirt mit ihm, wenn solches ohne Rest geschehen kann, irgend eine Zahl derselben Columnne. Bei dem Aufheben der Zahlen beyder Columnnen gegen einander leisten verschiedene von denen Regeln, welche man über die Kennzeichen des gemeinschaftlichen Divisors zweyer Zahlen hat, gute Dienste; z. B. Alle gerade Zahlen lassen sich durch 2, und alle, die sich mit 5 oder 0 endigen, durch 5 dividiren; alle gerade Zahlen sind durch 2, und alle, deren Ziffern zusammen addirt, 9 ausmachen, durch 3; und alle, deren beyde letzte Ziffern durch 4 theilbar sind, durch 4 dividiren. Doch muß man nie zu denen Kennzeichen seine Zuflucht nehmen, deren Anwendung längere Ueberlegung erfordert, wohin z. B.

das

das Kennzeichen derer Zahlen, die durch 7 theilbar sind, gehört.

Hat man also z. B. die obige Aufgabe, S. 124, auf die daselbst befindliche Art aufgesetzt, so verwandelt man diesen Aufsatz, durch das Aufheben der 36 in der ersten, und der 6 in der zweyten Columnne, in folgenden:

I	I m ² .
12	32 Gr. fl.
6 36	I lb. Sterl.
I	36½ lb. fl.
I	6 Stüb.

Ferner diesen, durch die Division der 12 in der ersten, und der 32 in der zweyten Col. durch 4, in folgenden:

I	I m ² .
3 12	8 32 Gr. fl.
6 36	I lb. fl.
I	I lb. Sterl.
I	36½ lb. fl.
I	6 Stüb.

Endlich diesen, durch die Division der 6 in der ersten, und der 8 in der zweyten Col. durch 2, in folgenden:

I	I m ² .
3 12	4 8 32 Gr. fl.
6 36	I lb. fl.
I	I lb. Sterl.
I	36½ lb. fl.
I	6 Stüb.

Hierauf schreitet man zu der in der Regel angegebenen Multiplication und Division, und das ganze Exempel erhält dadurch folgende Gestalt:

I	I m ² .
3 12	4 8 32 Gr. fl.
6 36	I lb. fl.
I	I lb. Sterl.
I	36½ lb. fl.
I	6 Stüb.
9	146 16½ Stüb.
	8(2)

Hätte

Hätte man den Aufsatz so gemacht, wie oben, S. 125, so wäre die Ausrechnung dieses Exempels folgende gewesen:

I	I m ² .
3 12	4 8 32 Gr. fl.
6 36	I lb. fl.
I	I lb. Sterl.
I	73 lb. fl.
I	6 Stüb.
9	146 16½ Stüb.
	8(2)

Hier ist nämlich noch die 2 in der ersten Col., und die durch das Aufheben in der zweyten Col. erhaltene 7 durch 2 dividirt worden. Besser aber wäre es gleichwohl gewesen, wenn ja die 36½ lb. fl. hätten eingerichtet werden sollen, durch den Nenner 2 sogleich die gedachte 4, oder irgend eine andere gerade Zahl der zweyten Col. zu dividiren.

Um die angegebenen Regeln noch an einem andern Beispiele ausführlich zu erläutern, werde gefragt: Wie viel Mark Courant in Hamburg in *Lire correnti* zu Milano betragen, wenn der Cours von Hamburg nach Venedig 87½ Groot flämisch Banco per 1 Ducato di Banco, und von Milano nach Venedig 83½ Soldi correntiper 1 Duc. corr. picc., und das Courant in Hamburg 26 pro Cent schlechter ist, als Banco-Geld? Um dieses Exempel nicht bloß nach der Ketten-Rechnung, sondern auch überhaupt ausrechnen zu können, muß man wissen, daß 1 Mark Banco so viel als 32 Gr. fl. Hamb. Bco.; 31 Duc. di Bco. in Venedig so viel als 48 Duc. corr. picc. in Venedig, und 1 Lire corr. in Milano so viel als 20 Soldi corr. ist. Dieses voraus gesetzt, ist der Aufsatz dieses Exempels folgender.

Wie

Wie viel Lire correnti erhält man für 1000 m^z. Cour.
in Hamb.

wenn 126 m ^z . Cour.	100 m ^z . hamb. Bco.
1 m ^z . hamb. Bco.	32 Gr. fl. hamb. Bco.
87½ Gr. fl. hamb. Bco.	1 Duc. di Banco in Ven.
31 Duc. di Bco. in Ven.	48 Duc. cor. picc. in Ven.
1 Duc. corr. picc.	83¼ Soldi corr. in Milano, u.
20 Soldi corr.	1 Lire corr. ausmachen?

Da die Benennung der Glieder der Columnne zur Linken immer die vorhergehende Benennung in der Col. zur Rechten ist, und also sehr leicht von selbst verstanden werden kann: so kann man dieselbe, oben gedachter Maßen, der Bequemlichkeit wegen weglassen, und den gegenwärtigen Fall so setzen:

	1000 m ^z . Cour. in Hamb.
126	100 m ^z . hamb. Bco.
1	32 Gr. fl. hamb. Bco.
87½	1 Duc. di Bco. in Venedig.
31	48 Duc. corr. picc. in Vened.
1	83¼ Soldi corr. in Milano.
20	1 Lire Corr. in Milano.

Da, man kann selbst das Aufschreiben der Benennungen der Glieder in der Col. zur Rechten ersparen, und den gegenwärtigen Fall darnach auch so setzen:

	1000
126	100
1	32
87½	1
31	48
1	83¼
20	1

Und wenn man nun die wegen der vorkommenden Brüche gegebene Regel befolgt, so steht derselbe auf diese Art:

	1000
126	100
1	32
175	2
31	48
4	333
20	1

Hierauf kann man zum Verkleinern der Zahlen beyder Columnen gegen einander schreiten, wodurch man erhält:

	1000	200
7 27 126	100	8
1	32	8
7 35 175	2	
31	48	8
4	333	III
20	1	

Nun sucht man die Producte beyder Columnen, und dividirt das Product der Col. zur Rechten durch das Product der Col. zur Linken.

		1000	200
7	27	126	8
		32	8
7	35	175	2
		31	8
		4	111
		20	1
	217		
	1519		
		888	(8)
		7104	(2)
		14208	(200)
1519		2841600	1870 Lire.
		133247	
		5247	
		1170	
		02	
		37	
		21400	(20)
3519		16374	14 Soldi.
		277	
		13	
1519		1608	(12)
		199	1 1/2 Den.
		8	

Die Lire ist bey der Division, durch 20 in Soldi, und die übrig gebliebenen Soldi sind durch 12 in Den. resolvirt worden.

Von der Richtigkeit dieses Verfahrens überzeugt man sich bald, wenn man dasselbe mit dem Wege vergleicht, wo man durch öftere Anwendung der Regeln der wälschen Praktik das vorgesezte Ziel erreicht; zumahl, wenn man die jedes Mal vorzunehmenden Operationen nur bezeichnet und nicht wirklich vornimmt. Wer auf diese Art hätte rechnen wollen, hätte folgende Fragen zu beantworten gehabt:

1. Wie

1. Wie viel betragen 1000 m^l. hamb. Cour., wenn 126 m^l. 100 m^l. hamb. Bco. geben?

$$\text{Antw. } \frac{1000 \times 100}{126} \text{ m^l. hamb. Banco.}$$

2. Wie viel betragen $\frac{1000 \times 100}{126}$ m^l. hamb. Banco, wenn 1 m^l. 32 Gr. fl. hamb. Bco. beträgt?

$$\text{Antw. } \frac{1000 \times 100 \times 32}{126 \times 1} \text{ Gr. fl.}$$

3. Wie viel betragen $\frac{1000 \times 100 \times 32}{126 \times 1}$ Gr. fl. wenn 87 1/2 Gr. fl. 1 Duc. di Bco. in Venedig betragen?

Antw. $\frac{1000 \times 100 \times 32 \times 1}{126 \times 1 \times 87 \frac{1}{2}}$ Duc. di Bco. in Venedig.

4. Was betragen $\frac{1000 \times 100 \times 32 \times 1}{126 \times 1 \times 87 \frac{1}{2}}$ Duc. di Bco. in Venedig, wenn 31 Duc. di Bco. 48 Duc. corr. picc. geben?

$$\text{Antw. } \frac{1000 \times 100 \times 32 \times 1 \times 48}{126 \times 1 \times 87 \frac{1}{2} \times 31} \text{ Duc. corr. picc.}$$

5. Was betragen $\frac{1000 \times 100 \times 32 \times 1 \times 48}{126 \times 1 \times 87 \frac{1}{2} \times 31}$ Duc. corr. picc. wenn 1 Duc. corr. picc. 83 1/4 Soldi corr. in Milano beträgt?

$$\text{Antw. } \frac{1000 \times 100 \times 32 \times 1 \times 48 \times 83 \frac{1}{4}}{126 \times 1 \times 87 \frac{1}{2} \times 31 \times 1} \text{ Soldi}$$

corr.

6. Was betragen $\frac{1000 \times 100 \times 32 \times 1 \times 48 \times 83 \frac{1}{4}}{126 \times 1 \times 87 \frac{1}{2} \times 31 \times 1}$ Soldi corr., wenn 20 Soldi 1 Lira ausmachen?

$$\text{Antw. } \frac{1000 \times 100 \times 32 \times 1 \times 48 \times 83 \frac{1}{4} \times 1}{126 \times 1 \times 87 \frac{1}{2} \times 31 \times 20}$$

Lire corr.

3 2

Da

Leipzig hat für Hamburgs Rechnung Louisd'or, à 5 Rthlr. gerechnet, zu $\frac{1}{2}$ pro Cent besser als Courant-Geld eingethan, selbige nach Hamburg gesandt, und den Betrag à 42 pro C. crassiret. Wenn nun Hamburg für Provision, u. d. gl. 1 p. C. zu vergüten gehabt, wie hoch kommt alsdann der Louisd'or?

	I	1 Louis d'or?
	5 Rthlr.	
2 100	201	100 $\frac{1}{2}$ Rthlr. pr. Agio.
142	50	100 Rthlr.
I		3 m. Banco.
20 100		101 m. für Provis. u. d. gl.
2840		603
2		603
5680		60903 10 m.
		14
		24618
		65648 11 fl.
		1986
		82
		31
		6336
		38076 6 bis 7 Pfenn.
		443
		39

Folgende Exempel sind etwas zusammengesetzter.

Es hat jemand $7\frac{1}{2}$ Stein Glachs, das Pfund zu 4 Gr. 2 Pfenn. gekauft. Jedes Pfund gibt beym Spinnen 7 Ellen, und für die Elle wird 9 Pfenn. Spinnerlohn bezahlt. Wie viel kostet ihn nun der Glachs? Wie viel Ellen Garn hat er aus demselben erhalten? und wie viel Spinnerlohn hat er bezahlen müssen?

I. Was

I. Was Kosten $7\frac{1}{2}$ Stein?	15 5
I	22 Pfund
26 I	4 $\frac{1}{2}$ Groschen
24	1 Rthlr.
48	
	125
	125
	1378 28 Rthlr.
	811
	49
	3
	24
	124
	62
	744 5 Gr. 6 Pf.
	38
	22

2. Wie viel Ellen geben $7\frac{1}{2}$ Stein?

I	22 Pfund
I	7 Ellen
	154
	7 $\frac{1}{2}$
	1078
	77
	1155 Ellen.

3. Wie viel Spinnerlohn Kosten

1155 Ellen?

I	$\frac{3}{4}$ Gr.
	3465

4) 866 Rthlr. — Gr. 3 Pf.

4) 216 Rthlr. 12 Gr. Pf.

4) 36 Rthlr. 2 Gr. 3 Pf.

3 4

50

Zu einer Elle Leinwand gebraucht man 18 Schock Faden Garn, und jede Elle kostet $1\frac{1}{2}$ Gr. Macherlohn. Ausserdem muß für das Schlichten für jede Stiege $2\frac{1}{2}$ Gr., für das Bleichen $6\frac{1}{2}$ Gr., und für das Garn zu einer Stiege zu kochen $2\frac{1}{2}$ Gr. bezahlt werden. Wenn man nun jede Elle ungebleichtes Garn, (die Elle zu 10 Schock Faden gerechnet,) für $1\frac{1}{2}$ Gr. eingekauft, und für die Stiege gebleichte Leinwand 5 Rthlr. 2 Gr. bekommen hat: so fragt sich, wie groß der Gewinn auf eine Stiege sey?

Eingenommen hat man für eine Stiege

	Leinwand	5 Rt. 2 Gr.
	1 Stiege?	
I	2 $\frac{1}{2}$ Ellen	
I	3 18 Schock	
10	1 Elle	
	4 $\frac{1}{2}$ Gr.	
ausgegeben	244	1 Rthlr.
ben	4	8 Facit 2 Rt.
	1 Stiege?	
I	5 $\frac{1}{2}$ Ellen	
I 3	24 $\frac{1}{2}$ Gr.	
246 3	1 Rthlr.	
9	10 Facit 1 Rt. 2 Gr. 8 Pf.	
	Für Schlichtelohn	= 2 = 6 =
	Das Garn zu kochen	= 2 = 4 =
	Bleicherlohn	= 6 = 6 =
	Summa	3 Rt. 14 Gr.
	Mithin ist gewonnen worden	1 Rt. 12 Gr.

In Schmidts Rechenkunst, 2 Aufl. Leipz. 1772, wird im 1sten Th. S. 195, gelehrt, daß man die Ketten-Regel da nicht anbringen könne, wo nebst den geometrischen Verhältnissen, auch abzuziehen und zu addiren vorkommt, z. E. wenn bey einem Handel Unkosten vorkommen, die nicht nach Verhältniß der Waaren gerechnet werden. Er führt da zu Beispielen die Fragen an: Wenn 1000 Pfund 60 Rthlr. gelten, und von 100

Pfund

Pfund die Fracht 18 Mariengroschen beträgt, wie hoch kommt ein Pfund? und: Eine Elle Leinwand wird für 10 Mariengroschen verkauft, und an 64 Ellen 4 Rthlr. verloren; wie theuer war 1 Elle eingekauft? Herr Hofrath Kästner bemerkt hierbey, in seiner Fortsetzung der Rechenkunst in Anwendungen auf mancherley Geschäfte, oder der 2ten Abtheilung des 1sten Theils seiner mathematischen Anfangsgründe, Gött. 1786, S. 39, daß es einem mäßigen Rechner wohl hier nicht einmahl einfallen würde, die Ketten-Regel anzubringen. Oft kann indeß ein Theil von dergleichen Aufgaben mit Vortheil nach der Ketten-Rechnung behandelt werden, und davon gibt dies letzte Exempel ein Beispiel an die Hand.

Man kann auch die Exempel der Regel de Tri dabey, aber nicht immer mit Vortheil, nach der Art der Ketten-Rechnung berechnen. z. B. Was kosten 3 Etn., wenn 1 lb. 18 Groschen kostet?

	3 Etn.?
I	55 110 m.
I	9 18 Gr.
2 4 8 24	1 Rthlr.
	495
	247 Rthlr. 12 Gr.

Kürzer und bequemer ist doch wohl diese Rechnung?

330
165
82 — 12
257 Rth. 12 Gr.

Hier sind nämlich die 3 Etn. sogleich in Gedanken in 330 lb. verwandelt, und von der Zahl 330 erst die Hälfte, 165, und von 165 wieder die Hälfte, 82 $\frac{1}{2}$, genommen worden. Denn 18 Gr. sind gleich 12 Gr. und 6 Gr.; 12 Gr. ist $\frac{1}{2}$ Rthlr.; und 6 Gr. $\frac{1}{2}$ von 12 Gr. Also muß man durch die Addition die Hälfte von 330, und der Hälfte von dieser Hälfte, den gesuchten Werth finden.

3 5

Aber

Aber eine Aufgabe wie diese: Was kosten 2 Centn. wenn 1 Quent 8 Pfenn. gilt? löset man kürzer nach der Ketten-Rechnung auf diese Art auf:

		2 Cent.?
I		110 Pfund
I	4	32 Loth
I		4 Quent
I		8 Pfenn.
3	12	1 Gr.
3	24	1 Nthlr.
9		880
		8
		7040

9) 782 Nthlr. 5 Gr. 4 Pf.

als wenn man rechnet:

1 Quent	8 Pfenn.	2 Cent.?
		110
		220
		32
		440
		66
		7040
		4
		28160
		8

12) 225280 | 18773

109844

221

24) 18773 | 782 Nth. 5 Gr. 4 Pf.

4955

131

Eben

Eben so ist bey folgender Aufgabe der Gebrauch der Ketten-Regel anzurathen: Was kostet 1 Ballen Schreib-Papier, wenn der Bogen 2 Pfennige kostet? Man rechnet alsdann:

		1 Ballen?
I		10 Dies
I		520 Buch
I		24 Bogen
I		2 Pfenn.
3	12	1 Gr.
3	24	1 Nthlr.
3		100
		33 1/3 Nthl.

Ferner auch, wenn gefragt wird: Wie viel Arbeits-Lohn betragen 16 Wochen, auf einen Tag 7 Groschen gerechnet?

		2 16 Wochen
I		2 6 Tage
I		7 Gr.
3	24	1 Nthlr.
		28 Nthlr.

Aber beschwerlicher wird hingegen die Anwendung der Ketten-Regel, wenn vieltheilige benannte Zahlen vorkommen; z. B. in der Frage: Was kosten 5 Ctn., 78 lb., wenn 3 Pfund 2 Nthlr. 8 Gr. 8 Pfenn. kosten? Diese beantwortet man nach der Vorschrift der Regel de Tri sehr bequem durch folgende Rechnung.

		5 Ctn. 78 lb.
		628 (110)
		1256 (2)
3)	209	— 8
12)	17	— 10 — 8
		1482 Nth. 18 Gr. 8 Pf.

Wollte

Wollte man eben dieses Crempel nach der Ketten-Rechnung rechnen, so müßte man die 5 Ctn. 78 r . erst in 628 th . und die 2 Rthlr. 8 Gr. 8 Pf. in 680 Pfenn. verwandeln, und dann noch folgender Maßen rechnen:

$$\begin{array}{r}
 \begin{array}{r}
 157 \\
 85 \\
 3 \text{ } 12 \\
 3 \text{ } 6 \text{ } 24 \\
 9
 \end{array}
 \begin{array}{r}
 628 \text{ th.} \\
 680 \text{ Pfenn.} \\
 1 \text{ Gr.} \\
 1 \text{ Rthlr.}
 \end{array}
 \\
 \hline
 785 \\
 1256 \\
 \hline
 13345 \text{ } 1482 \text{ Rthlr.} \\
 4777 \\
 \hline
 24 \\
 168 \text{ } 18 \text{ Gr.} \\
 76 \\
 \hline
 12 \\
 77 \text{ } 8 \text{ Pfenn.}
 \end{array}$$

Es ist daher ein großer Mißbrauch, den man von der Ketten-Regel macht, wenn man sie auch da anbringen will, wo man nach der gewöhnlichen Vorschrift der Regel de Tri seinen Endzweck viel besser erreichen kann. Denn also nur, wenn man die Regel de Tri mehr als ein Mahl anwenden müßte, und ins besondere alsdann, wenn man bey der Anwendung der einfachen Regel de Tri auf viele und unbequeme Brüche stoßen würde, ist der Gebrauch der Ketten-Rechnung anzurathen. Aber an statt der so genannten Regel Quinque, und Regel Septem, mag man sie, und ins besondere alsdann gebrauchen, wenn die gegebenen Zahlen nicht vieltheilig sind. Alles, was man alsdann, ausser dem bisher angeführten, zu beobachten hat, ist nur dieses, daß man in der Columne zur Linken, auf die zwey- oder dreyfache Frage-Zahl, in der Columne zur Rechten ebenfalls eine zwey- oder dreyfache Zahl sich beziehen läßt.

Wenn

Wenn 100 Rthlr. in 1 Jahre 5 Rthlr. Zinse tragen, wie viel tragen 2500 Rthlr. in 6 Jahren?

$$\begin{array}{r}
 100 \text{ Rthlr.} \\
 1 \text{ Jahr} \\
 \hline
 2500 \text{ Rthlr. ?} \\
 6 \text{ Jahr.} \\
 \hline
 5 \text{ Rthlr.} \\
 \hline
 150 \\
 750 \text{ Rthlr.}
 \end{array}$$

Wenn 100 Rthlr. in 6 Monaten zu 5 p. C. $2\frac{1}{2}$ Rthlr. Zinse tragen, wie viel tragen 500 Rthlr. in 12 Monaten zu 6 p. Cent?

$$\begin{array}{r}
 100 \text{ Rthlr.} \\
 6 \text{ Mon.} \\
 5 \text{ p. C.} \\
 \hline
 500 \text{ Rthlr.} \\
 12 \text{ Monath.} \\
 6 \text{ p. C.} \\
 \hline
 2\frac{1}{2} \text{ Rthlr.} \\
 30 \text{ Rthlr.}
 \end{array}$$

Eine Mauer von 8 Fuß in der Länge, 3 Fuß in der Breite, und 10 Fuß in der Höhe, zu vollenden, braucht eine bestimmte Anzahl von Arbeitern 6 Tage; wie viel Zeit werden sie nöthig haben, um eine Mauer von 72 f . in der Länge, 4 f . in der Breite, und 12 f . in der Höhe, aufzuführen? Man rechnet dieses Crempel sonst zur Regula Septem. Betrachtet man es als zur Ketten-Rechnung gehörig, so ist die Ausrechnung desselben folgende.

$$\begin{array}{r}
 8 \\
 3 \\
 5 \text{ } 10 \\
 \hline
 72 \text{ } 9 \\
 4 \text{ } 2 \\
 12 \text{ } 4 \\
 6 \\
 \hline
 84 \text{ } 2 \text{ } 687 \text{ Tage.}
 \end{array}$$

Wie

Wie hoch wächst ein Capital von 1000 Rthlr. durch die Zinse zu 5 pro Cent., wenn es 4 Jahr steht, und die Zinse nur wieder zum Capitale geschlagen wird? Im gem. Leben wird zwar keine Zinses: Zinse gerechnet; allein bey der Berechnung der Renten muß man solches thun, und es ist daher diese Frage gar nicht überflüssig.

	1000	
20	21	
20	21	
20	21	
20	21	
160	194481	1215 Rthlr.
	160	
	344	
	320	
	248	
	160	
	881	
	800	
	81	
	24	
	324	
	162	
	1944	12 Gr.
	160	
	344	
	320	
	24	

Wie

Wie viel muß man für 1215 Rthlr. $12 \frac{24}{100}$ Gr., welche man nach 4 Jahren zu bezahlen schuldig ist, doch ohne bis dahin Zinse zu geben, baar erlegen, wenn man sie sogleich mit einem Rabatte zu 5 pro Cent abtragen will? Von dieser Aufgabe gilt die vorhergehende Anmerkung ebenfalls.

	1215 Rthlr. $12 \frac{24}{100}$ Gr.
21	20
21	20
21	20
21	20
194481	24300
	486000
	9720000
	194400000
	80000
	1000
	194481000
	194481
	0

Man hat bisweilen die Frage aufgeworfen: Ist die Ketten-Regel von der Rees'schen Regel verschieden? Man urtheile darüber nach Folgendem. In der 5ten Aufl. der allgem. Regel der Rechenkunst, von K. F. de Rees, Brem. 1772, steht S. 99, diese Aufgabe: 100 lb. amsterd. Gewicht kosten 5 lb. Sterl., wie hoch muß man das lb. in Hannover verkaufen, um 20 mit 100 zu gewinnen, wenn 98 lb. amsterd. Gewicht in Hannover 100 lb. machen, die Tara auf 100 lb. 16 beträgt, die Fracht mit Emballage 1 Rthlr. hannov., die Provision 1 Rthlr. hannov., und der Licent oder die Accise 4 Rthlr. hannov. ausmachen; ferner, 1 lb. Sterl. $33 \frac{2}{3}$ Schill. fläm., 8 Sch. fl. 1 Rthl. hamb. Bco., 100 Rthlr. hamb. Bco. 115 Rthlr. hamb. Cour., 100 Rthlr. hamb. Cour. 116 Rthlr. hannov. Cour., 1 Rthlr. hannov. 36 Ngr. thun;

thun; endlich auf Fracht, Emballage, Provision und Licent kein Vortheil gerechnet werden soll? Zur Beantwortung dieser Frage ist eine doppelte Rechnung nöthig. Zur ersten wird der Aufsat nach obigen Regeln also gemacht:

	1 fl. hannov.?
100	98 fl. amsterd.
84	100 fl. mit der Tara.
100	5 fl. Sterl. Einkauf.
1	33 $\frac{1}{2}$ fl. fl.
8	1 Rthlr. hamb. Eco.
100	115 Rthlr. hamb. Cour.
100	116 Rth. hannov. Cour. Eink.
100	120 Rthlr. dito Verkauf.
1	36 Mgr.

Nees setzt dagegen dieses Exempel also:

hannov. netto 100	98 fl. amst. netto.
84	100 fl. amst. brutto.
100	5 fl. Sterl. Eink.
1	33 $\frac{1}{2}$ fl. fl. Eink.
8	1 Rthlr. hamb. Eco. Eink.
100	115 Rthlr. hamb. Cour. Eink.
100	116 Rth. hannov. Cour. Eink.
100	120 Rth. hannov. Cour. Verk.
1	36 Mgr.
hannov. Cour. Mgr.	1 fl. hannov. netto.

In der weitem Behandlung dieser Sätze findet übrigens noch weniger, d. h. ganz und gar kein Unterschied Statt.

Bisweilen kommen Zahlen vor, die in einem umgekehrten Verhältnisse stehen. In solchem Falle kann man zuvörderst den Aufsat nach den angegebenen Regeln machen, und darauf die Frage: Zahl mit der auf dieselbe sich beziehenden in der andern Columnne versehen. z. B. Wie lange dauert eine Provision für 120 Mann, wenn 150 Personen 12 Monath Vorrath haben?

Erst

Erst setzt man hier so:

150	120 Mann.
	12 Monath.

Weil aber die Provision desto länger dauern muß, je weniger davon zehren, folglich hier eine umgekehrte Proportion Statt findet, so setzt man:

150	120 Mann.
120	12 Monath.

und erhält zur Antwort 15 Monath.

Wenn 100 Rthlr. in 12 Monathen 4 Rthlr. gewinnen, wie viel Capital gebraucht man, um in 15 Monathen 20 Rthlr. zu erhalten?

100 Rthlr.?	20 Rthlr.?
4 Rthlr.	15 Monath.
12 Mon.	100 Rthlr.

Dieses ist der erste Satz. Weil aber die Zeit mit dem Capitale in einem umgekehrten Verhältnisse steht, so ändert man diesen Satz in folgenden ab:

100 Rthlr.?	20 Rthlr.?
4 Rthlr.	12 Monath.
15 Monath.	100 Rthlr.

Behandelt man diesen Aufsat nun nach den bekannten Regeln,

100 Rthlr.?	20 Rthlr.
4 Rthlr.	12 Monath.
15 Mon.	100 Rthlr.
so bekommt man 400 Rthlr.	

Auf diese wenige und leichte Principia läßt sich die ganze Lehre von der Ketten-Rechnung reduciren. Ist es daher nicht eine große Thorheit der Rechenmeister, wenn sie sich auf die Ketten-Rechnung oft wer weiß was? zu gute thun! Aber das ist auf der andern Seite ebenfalls Prahlerei, wenn mancher vorgibt, daß er seinen Schülern die Ketten-Regel in einigen wenigen Stunden habe beibringen können. Die Regeln derselben Def. Enc. XXXVII Th. kann

kann er wohl in einer so kurzen Zeit erklären, und an einem oder dem andern Beispiele erläutern. Aber, wie viele Uebung muß nicht nachher noch angestellt werden, um in der Anwendung dieser Regeln eine Fertigkeit zu bekommen; und dies ist gerade die Haupt-Sache!

Ketten-Ring, siehe oben, S. 102.

Ketten-Ruthe, siehe im Art. **Tapete**.

Ketten-Sarsche, eine gesprengelte Art Sarsche; siehe **Sarsche**.

Ketten-Schmid, siehe oben, S. 109.

Ketten-Schnur, siehe **Schnur**.

Ketten-Stab, der Stab an einer Meß-Kette, dieselbe damit scharf anzuziehen; siehe **Meß-Kette**.

Ketten-Stich, Point de chaînette, eine Art zu nähen, und zu sticken, welche einer Kette gleicht; siehe im Art. **Nähen**, und **Sticken**.

Ketten-Stock, in den Seiden-Manufacturen; s. im Art. **Seiden-Weber**.

Ketten-Tanz, siehe im Art. **Tanz**.

Ketten-Werk. 1. Ein Werk, welches einer Kette gleicht. Das große Haus spündete er mit Tannen-Holz — — und machte darauf Palmen und Kettenwerk, 2 Chron. 3, 5. 16. Siehe auch **Ketten-Zug**.

2. Eine Maschine bey den Brunnen-Künsten, welche aus hölzernen Stangen mit Rämmen besteht, die in die Spindeln oder Stöcke, die in den Rad-Wellen befindlich sind, eingreifen. Oben hängen zwey Stangen an einer Kette, welche um eine Rolle gehen; unten aber sind die eisernen Druck-Stangen, woran der Kolben befindlich ist, befestigt.

Ketten-Zeug der Brunnenmacher; s. im Art. **Schraube**.

Ketten-Zug, in der Bau- und Bildhauer-Kunst, ein durchbrochener Zierrath von Steinen, Marmor, oder einer andern Materie, in Gestalt einer Kette, welcher zuweilen anstatt der Docken in den Geländern an den Trepp-

Treppen, Altanen etc. angebracht wird, und auch der geschlungene Geländer-Zug, Fr. Entrelas, genannt wird. Verschiedene dergleichen an den Geländern, findet man im XVI Th. S. 722, und der dazu gehörigen Fig. 874, und Verzierungen der Gewölbe-Decken, mit einfachen und doppelten Ketten-Zügen, im XVIII Th. S. 349, und der dazu gehör. Fig. 917, K L, beschrieben und abgebildet.

Kettel, (die) im gem. Leben, eine kleine Kette, besonders so fern sie zur Verschließung einer Thür dient; Fr. Chaînette. Siehe auch **Kettchen**, oben, S. 100.

Daß dieses Wort nicht das Diminutivum von Kette ist, zeigt das Geschlecht. Es scheint vielmehr vermittelt des Suffixi el unmittelbar von Ketten, verbinden, abzustammen. Dittfried scheint das Wort Ketti in diesem Verstande zu gebrauchen, wenn er B. 5, E. 4, von den frommen Weibern sagt, welche zu dem Grabe Christi kamen, daß sie thaz ketti fundun indan, daß sie die Kettel, woran vermuthlich das Siegel hing, geöffnet fanden.

Kettel-Fillett, bey den Buchbindern, ein Fillett in Gestalt einer Kette; siehe Th. XIII, S. 343.

Kettel-Golz, **Kettel-Masche**, **Kettel-Nadel**, bey den Strumpf-Wirkern, wovon ich an seinem Orte handeln werde.

Ketter, ein Name, welcher in den Steinbrüchen zu Pirna demjenigen Sandsteine gegeben wird, welcher sich für die Bildhauer schickt.

Etwa von Ket, Ketz, Etein; siehe im XXXVI Th. S. 191, f. Rahe 6? Ober von dem noch in den gemeinen Mund-Arten einiger oberdeutschen Gegenden üblichen Ketsch, weich, wovon Frisch einige Beispiele hat?

Kettich, in den gemeinen Sprech-Arten, besonders Nieder-Sachsens, der im XXII Th. S. 654, beschriebene **Hederich**, woraus es verderbt zu seyn scheint. Es wird auch **Köddik**, **Köck**, **Keek**, **Küdik** gesprochen.

Kettwyck, ein dem Abte zu Werden gehöriger Flecken an der Roer, in Westphalen, welcher schöne Tuch-Manufacturen und einen ziemlichen Handel hat.

1. **Kerzer**, bey den Woll-Arbeitern, insonderheit Tuch-Machern, das Garn, welches auf den großen Woll-Rädern gesponnen, und, wenn die Spindel voll ist, abgezogen wird; (Vielleicht von *Käze* eine Erhöhung, oder auch ein Bündel, Büschel; s. Th. XXXVI, S. 189.) Es wird auch ein Schlauch genannt. Von diesen Kerkern oder Schläuchen wird nachher das wollene Garn auf die Spulen (Bobinen) gespulet.

2. **Kerzer**, L. *Haereticus*. Fr. *Hérétique*, eine Person, welche eine Fertigkeit besitzt, Grund-Irrthümer in der Heils-Ordnung zu behaupten, und in weiterer, besonders in der römischen Kirche üblichen Bedeutung, eine jede Person, welche von dem angenommenen Lehrbegriffe nur in einem oder dem andern Stücke abweicht; beydes in hartem und beleidigenden Verstande. Im Scherze wird auch wohl ein jeder, welcher in einer oder der andern Sache von den angenommenen Meinungen oder herrschenden Grundsätzen aller Art abweicht, ein **Kerzer** genannt.

Daher die **Kerzerey**, Gr. und L. *Haeresis*, Fr. *Hérésie*. 1. Die Fertigkeit, Grund-Irrthümer in der Heils-Ordnung zu behaupten, und in weiterer Bedeutung, besonders in der römischen Kirche, die Abweichung von dem herrschenden Lehrbegriffe. Sich der **Kerzerey** verdächtig machen. 2. Ein Grund-Irrthum wieder die Heils-Ordnung, und in weiterer Bedeutung, eine jede von dem herrschenden Lehrbegriffe abweichende Meinung. **Kerzereyen** lehren. Eine **Kerzerey** vortragen, ausbreiten, fortpflanzen.

Das **Kerzer-Gericht**, in der römischen Kirche, ein wieder die **Kerzer** angeordnetes Gericht; die Inquisition; s. Th. XXX, S. 53, fgg.

Der **Kerzer-Macher**, eine verächtliche Benennung eines orthodoxen Gottesgelehrten, welcher eine jede Abweichung von dem angenommenen Lehrbegriffe für eine **Kerzerey** erklärt.

Der **Kerzer-Meister**, in einigen oberdeutschen Gegenden, der vorsitzende Richter in einem **Kerzer-Gerichte**; der Inquisitor.

Im Schwabenspiegel, um welche Zeit dieses Wort im Deutschen vielleicht zuerst vorkommt, *Kerzer*, im Nieders. *Ketter*, im Dän. *Kiätter*, im Schwed. *Kaettare*, im Poln. *Kacerz*. Man hat eine Menge Ableitungen dieses dunkeln Wortes in Vorschlag gebracht, ohne daß man dadurch der Gewissheit viel näher gekommen wäre. Ich will hier nur einige der wahrscheinlichsten anführen, vorher aber anmerken, daß dieses Wort bey unsern ältesten alemannischen und fränkischen Schriftstellern nicht vorkommt, indem *Notker* theils sich, statt dessen, der Wörter *lrrar*, *Keloubire*, *Globure*, *Loubire*, bedient, theils das Lat. *Haereticus* behält. Zwar wird in *Raban Mauri Glossario Secta* durch *Cazari* erklärt, wofür *Diecman* *Cazari* lesen will; allein diese Verbesserung ist zu willkürlich, zumahl da dieses noch mehrere Jahrhunderte nach dem *Raban* nicht gefunden wird. Die vornehmsten Ableitungen sind folgende.

1. Von dem Lat. *Haereticus*, welcher Meinung *Trisch* beypflichtet, und welche er dadurch unterstützt, daß in Luther's Schriften und bey dem *Kaisersberg* mehrmahls **Kerzer** und **Kerzerey** vorkommen. Ueberdies ist bekannt, daß die meisten kirchlichen Ausdrücke der Deutschen aus dem mittlern Lateine entlehnet, oder doch buchstäblich nach demselben übersetzt sind.

2. Andere kehren es um, und lassen das mittlere Lat. *Haereticus* nach dem deutschen **Kerzer** gebildet seyn, und leiten dieses von *Kagen*, *Kägen*, verbinden, anhängen, ab; s. *Kanz* 2, im XXXVI Th. S. 186. Allein, das Lat. *Haereticus*, welches aus dem Griech. herstammt, ist älter als die christl. Religion in Deutschland, und war schon zu Augustini Zeiten völlig gangbar. Indessen ist es nicht unwahrscheinlich, daß man *Haereticus* von *haerere* abgeleitet, und nach dieser Abstammung auch das Deutsche **Kerzer** von dem gedachten *Kagen* gebildet habe. In figürl. Verstande kommt *Fetzen*, im Holländ. und Oberdeutschen *Fetschen*, *Fetschen*,

in den vorigen und neuern Zeiten noch häufig vor, sowohl für nachfolgen, sectari, als auch thätig, für ziehen, hinter sich her schleppen, wovon Frisch bey dem Worte Ketschen nachgesehen werden kann. Kether würde also ursprünglich einen Anhänger, Nachfolger, bedeutet haben.

3. Da noch in den gemeinen Mund-Arten Kethern, durch gemachte Rigen theilen, spalten üblich ist, (s. unter Kethern), welches das Frequentativum von dem alten Fatten, Fatsen, schneiden, zu seyn scheint, so haben Einige es daher geleitet, und Kether durch einen Sectirer erklärt, der Spaltung in der Religion macht.

4. Im 15 und 16ten Jahrh. wurde Kether, so wie das Schwed. Kaettare, mehrmahls von einem Sodomiten, und in weiterer Bedeutung von einem jeden im höchsten Grade lasterhaften Menschen gebraucht. Schon Königs hoven braucht Ketzery für Sodomitern, und Kaisers berg erwähnt der Kuhkether, Zudenkether, Frauenkether, und an einem andern Orte nennt er die Sodomitern der Walen Ketheren, weil sie besonders in Italien sehr üblich war. Noch Matthaeus braucht Ketheren für Ehebriich, und Stumpf Ketheren für Laster, Bosheit. Zum Unterschiede nannte man alsdann die Abweichung in Glaubenslehren die Ketheren an dem Glauben. Wachter leitet es in dieser Bedeutung von dem Ital. Cazzo, penis, Ihre aber von dem Schwed. kät, leichtfertig, geil, Käja, Geilheit, und dem Holländ. ketsen, keylen, huren, und Ketsmerie, ein brünstiges Pferd, her. Da dem Worte Kether, besonders in der röm. Kirche, ein sehr verhaßter Nebenbegriff anhebt, so haben einige geglaubt, daß man es aus Haß von dieser eigentlichen Bedeutung auf die kirchliche übertragen hat. Im mittlern Lat. bedeutet Gazara, eine Here.

5. Viele Wahrscheinlichkeit hat endlich auch die Meinung derjenigen vor sich, welche es von Catharus ableiten, einem Rahmen, welchen sich die Novatianer anfänglich selbst gaben, von dem Griech. καθαρὸς, rein, und welchen man nachmahls auch im verächtlichen Verstande den Waldensern und andern abweichenden Religions-Parteyen beylegte. Die Waldenser bekommen ihn im 12ten und den folgenden Jahrhunderten in der herrschenden römischen Kirche sehr oft; und da diese die zahlreichsten und fürchtbarsten Gegner der herrschenden Kirche waren, zu gleicher Zeit auch das deutsche Wort

Wort Kether gangbar war, so ist es wahrscheinlich, daß dieses Wort nachmahls einem jeden, der in Religionswahrheiten abweicht, geblieben ist. Schon die Italiäner verwandelten das in Catharus in den Fische-Laut, und nannten einen Waldenser Gazaro, in mittl. Lat. Cazerus, Gazarus.

Obwohl das Wort Ketheren in weiterer und engerer Bedeutung genommen wird, so kann man doch dieselbe besonders aus einem dreysachen Gesichtspuncte betrachten. 1. Nach dem Lehrbegriffe der Katholiken; 2. der protestantischen Theologen; und 3. im rechtlichen Verstande. Unter einen Kether in der rechtlichen Bedeutung versteht man denjenigen, welcher sich nicht zu einer von den drey in dem deutschen Reiche aufgenommenen Religionen bekennet (*). Unter den Mitgliedern der drey Religionen unter einander kann keine Ketheren gedacht werden. (*).

Da, nach den papistischen Grundsätzen, ein jeder Christ, der sich dem angenommenen Lehrbegriffe der Kirche nicht völlig gemäß bezeuget, ein Kether ist (3), solches aber für eine der größten Sünden gehalten wird (*): so lassen sich aus diesen Grundsätzen diejenigen harten Strafen erklären, welche den Kethern, vermöge verschiedener Gesetze, die auf Aberglauben, und zum Theil auch auf die Ausbreitung herrschsüchtiger Absichten beruhen, gedrohet werden. Nach den Vorschriften des canonischen Rechtes (1) leben die Kether unter einem beständigen Fluche, sie sind ehrlos, und alle Regenten sind so gar Gewissens halber verbunden, die Kether zu verfolgen, und, wo möglich, ganz zu vertilgen.

K 4

(1) Instr. Pac. Osnabr. Art. 5, §. 3.

(2) Eb. das. §. 34.

(3) J. H. Böhmert Inst. iur. canon. Tit. de haeres. §. 1.

(4) Gundling von dem Ursprung des Wortes Kether; f. Gundlingiana, Th. 2, S. 158, 159.

(5) Tit. X. de haeret.

gen. Hiermit stimmt zum Theil das justinianische Recht überein, indem, nach demselben, der Verlust der bürgerlichen Rechte und die Ehrlosigkeit mit der Kekerrey unzertrennlich verbunden sind (6). Nach Vorschrift der bambergischen Halsgerichtsordn. sollen besonders die hartnäckigen Keker verbrannt werden.

Da die so genannte Kekerrey meistens ein Fehler des Verstandes ist, so kann sie auch, in dieser Rücksicht, nicht für ein Verbrechen angesehen werden (7), und wenn auch der Ungläubige durch die unverwerflichsten Beweisgründe von seinem Irrthume wäre überführt worden (8). Denn der freiwillige Irrthum, welcher von Einigen angenommen wird, ist an sich widersprechend, da man von niemand sagen kann, daß er die Wahrheit vorsetzlich verachte, dem es an einer genügsamen Ueberzeugung mangelt. Es bestätigt die peinliche Gerichts-Ordnung diese Sache stillschweigend, indem sie der Kekerrey keine Erwähnung thut. Ueberdies ist alles Kekermachen vornehmlich den Grundsätzen der Protestanten zuwider (9), und die angeführten Vorschriften des canonischen Rechtes finden bey den augsbургischen Confessions-Verwandten keine Anwendung (10). Indessen pflegt man in protestantischen Ländern fremde Religions-Verwandte, welche von dem Landesherren geduldet werden, in Absicht der gemeinen bürgerlichen Rechte zwar den übrigen Mitgliedern des States gleich zu achten; allein man schließt sie gewöhnlich von der Erlangung öffentlicher Aemter und Würden aus (11). Bey solchen fremden Religions-Verwandten, wel-

(6) Authent. Credentes praeterea receptatores C. de haeret. & Manich.

(7) Thomasi problema an haeresis sit crimen, Hommel obl. 473.

(8) Weyher Obl. forens. P. 3. Obl. 4. n. 65.

(9) Die augsb. Confession, Art. 21. Zimmermann de criminis haeretificationis.

(10) Arg. Instr. Pac. Osnabr. Art. 5, §. 16.

welche in dem State, vermöge landesherrlicher Privilegien, ein Recht zur Duldung nicht haben, muß man dahin sehen, ob sie ihre Irrthümer verbreiten, oder sich sonst eigentliche gesellschaftliche Rechte anmaßen, oder nicht. In dem ersten Falle findet gewöhnlich bey erwiesenem Vorsatze, nicht allein eine willkürliche Strafe Statt, sondern man pflegt auch, nach Beschaffenheit der Umstände, hiermit den Befehl zur Räumung des States zu verbinden (12). Solchen Religions-Verwandten, die bloß aus einem starken Hange zu den Irrthümern, dieselben ausbreiten, pflegt man nur sodann die Räumung des States aufzugeben, wenn sie, nach gescheneher Verwarnung, von der Ausbreitung ihrer Irrthümer nicht abstecken sollten (13). Einzelne Personen, welche einer fremden Religion zugethan sind, die auf keine Weise ihre Irrthümer zu verbreiten und allgemeiner zu machen suchen, und solcher Gestalt keine Unruhen anrichten, sind, wegen der Verschiedenheit in Religions-Meinungen, wenn sie sonst gute Bürger sind, so wenig zu bestrafen, als aus dem State zu verweisen (14).

In Mecklenburg ist, vermöge einer besondern landesherrlichen Verordnung, die eigennützige Ausübung aller fremden Religionen bey schwerer Ahndung verboten. S. die landesherrliche Verordn. die öffentliche Ausübung fremder Religionen betr. v. J. 1694.

Quistorp's Grundsätze des deutschen peinl. Rechts, Rost. und L. 1783, gr. 8. S. 262, fgg.

Wenn eine Gesellschaft den Gesetzen der Natur nicht zuwider ist, so entspringen alle ihre Rechte aus dem Endzwecke, zu dessen Beförderung ihre einzelne Mitglieder

R 5

der

(11) Principia Jurisprud. eccl. germ. maxime Protest. Sect. 5, §. 49.

(12) Leyser specim. 566, n. 32. 33.

(13) Thomaf. de iur. princ. circa haeret. Cocceji de iur. circa haeret. s. Dissen exercit. cariof. Vol. 2, n. 14.

(14) Principia Jurisprud. eccl. &c. Sect. 3, §. 12.

der sich vereinigt haben. Auch von der Kirche gilt dieser allgemeine Lehrsatz; denn der gesellschaftliche Endzweck einer gemeinschaftlichen Verehrung und Anbetung des höchsten Wesens ist unstreitig den natürlichen Gesetzen vollkommen gemäß. Da wir nun die bestimmte Art und Weise Gott zu verehren eine Religion nennen, so müssen sich alle Rechte der Kirche und ihrer einzelnen Mitglieder auf die Ausübung einer gewissen Religion beziehen.

Wenn wir den Begriff, da ein Keker nach den Grundsätzen des kanonischen Rechtes derjenige heißt, der in seinen Religions-Meinungen von den Lehrsätzen der allgemeinen Kirche abweicht, und jene Meinungen hartnäckig verteidigt, mit dem Endzwecke der Kirche vergleichen, so ergibt sich die unmittelbare Folge, daß die Vorsteher oder Lehrer der Religion das Recht haben, den Keker zur Mittheilung der Gründe seiner abweichenden Meinungen und Lehrsätze aufzufordern, um ihn durch die Wiederlegung derselben zum Wiederruf zu bewegen. Denn die Kirche ist, eben so wie jede andere Gesellschaft, berechtigt, für ihre Erhaltung und für die Hintertreibung aller Unordnungen unter ihren einzelnen Mitgliedern zu sorgen, und ihre Vorsteher, die sich der Ausübung ihrer Rechte annehmen müssen, sind also verbunden, jeder zu befürchtenden Spaltung durch die Belehrung und Wiederlegung der Keker zuvor zu kommen.

Läßet sich der Keker von der Nichtigkeit der Gründe, die er zur Unterstützung seiner Lehrsätze beibrachte, überzeugen, so wird er in den Schooß seiner Kirche zurück kehren, und die Besorgnisse wegen einer bevorstehenden Spaltung unter den Mitgliedern der Gesellschaft werden gehoben seyn. Diese Besorgnisse werden hingegen fort dauern, wenn er auf seiner einmahl behaupteten Meinung besteht; und hier bleibt also der Kirche zur Handhabung ihrer Rechte kein anderes Mittel übrig,

als

als den hartnäckigen Keker aus ihrer Gesellschaft auszuschließen, und aller gesellschaftlichen Befugnisse und Vorzüge, die er als Mitglied dieser Kirche gehabt hatte, zu berauben. Durch diese Ausschließung machen sich die Vorsteher der Kirche keines Gewissens-Zwanges schuldig, denn sie bedienen sich nur der Rechte, die jede Gesellschaft in Ansehung ihrer pflichtvergeßenen und treulosen Mitglieder hat. Der Einwurf, daß man auf die Art, den Grundsätzen der Gewissens-Freiheit zuwider, den Menschen Gesetze in Glaubens-Sachen vorschreiben würde, ist nicht passend, weil die Gewissens-Freiheit nur durch solche Anstalten und Gesetze gekränkt wird, die das Bekenntniß einer gewissen Religion zur Nothwendigkeit machen. Weit entfernt, den Keker einer solchen Nothwendigkeit zu unterwerfen, gibt ihm die Kirche vielmehr seine völlige Freiheit wieder, in allen Glaubens-Sachen keiner andern Richtschnur, als seiner eigenen Vernunft, zu folgen, indem sie ihn aus ihrer Gemeinschaft ausschließt, und ihm so zugleich die Pflichten erläßt, die er ihr bis dahin schuldig war. Vermöge dieser Pflichten war es ihm nicht erlaubt, sich von dem Endzwecke der Gesellschaft, zu der er sich bekannte, zu entfernen; er durfte also die Gleichförmigkeit der Mittel, die von allen Mitgliedern jener Kirche ihrem gemeinschaftlichen Ziele, der Verehrung Gottes und der Beförderung ihrer Glückseligkeit untergeordnet werden, durch eine einseitige Ausnahme und Abweichung nicht unterbrechen. Seine Freiheit, die Grenzen seiner Religions-Pflichten selbst zu bestimmen, war folglich eben dadurch eingeschränkt, daß er sich, durch seine Verbindung mit der Kirche, zur Verfolgung eines gemeinschaftlichen Weges zum Ziele der Anbetung Gottes und der Beförderung des Seelenheils entschlossen und anheischig gemacht hatte. Er sollte, um den Endzweck jener Verbindung zu befördern, durch das Beispiel seiner Genauigkeit in der Beobachtung der

Ker.

Religions-Pflichten, den Eifer und die Frömmigkeit der übrigen Mitglieder der Kirche unterhalten und vermehren. Die öffentliche Abweichung von den unterscheidenden Lehrsätzen seiner Kirche konnte daher mit seinen gesellschaftlichen Pflichten nicht bestehen, und er schloß sich also selbst, durch eben diese Abweichung, von der Gemeinschaft mit der Kirche und von der Theilnehmung an den Rechten ihrer Mitglieder aus.

Wenn ein Mensch, nach seiner Trennung von einer gewissen Gesellschaft, dennoch fortfährt, die Rechte zu behaupten und auszuüben, die er nur in der Verbindung mit derselben haben konnte, so macht er sich eines Eingriffes in fremde Rechte schuldig. In diesem Falle befindet sich der Keker, welcher sich mit der Kirche, die ihn wegen seiner Hartnäckigkeit von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen hat, nicht länger zu einerley wesentlichen Glaubens-Lehren bekennen, und doch die Rechte behaupten will, die ihm nur unter der Bedingung des unveränderten Bekenntnisses jener Religions-Grundsätze zustamen. Man muß also, um die Rechte der Kirche weder zu weit auszudehnen, noch zu sehr einzuschränken, bey der Beantwortung der Frage: ob Keker, durch ihre Abweichung von den Lehrsätzen der Kirche, sich gewisser Befugnisse verlustig machen? den Ursprung dieser Rechte unterscheiden. Gründen sich dieselben in dem besondern moralischen Zustande, den der Mensch durch seine Verbindung mit einer gewissen Kirche erhält: so hören sie ganz natürlich in eben dem Augenblicke auf, in welchem diese Verbindung getrennt wird. Entspringen sie hingegen aus unsern natürlichen Pflichten, oder aus zufälligen Verhältnissen, die mit unserer Religion in keinem Zusammenhange stehen, so können sie uns auch nicht abgesprochen werden, wenn wir gleich unsere Religions-Meinungen verändern. So ungerecht es aber seyn würde, wenn die Kirche es wagen wollte, dem Keker der letztern Rechte zu berauben: eben so ungerecht wäre

wäre sein Anspruch auf jene Befugnisse, die einzig und allein von dem Bekenntnisse der Religion abhängen, die er verläugnet hat.

Es wäre ein offener Trug: Schluß, wenn man das von mir behauptete Recht der Kirche, den Keker aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen, mit der Befugniß, die Kekerrey als ein Verbrechen zu bestrafen, verwechseln wollte. Das erste Recht gründet sich in der Natur der Gesellschaften, und muß den Kirchen eben so lange zugestanden werden, als man ihnen ihre symbolische Bücher und ihre wesentlich von einander unterschiedene Religions-Begriffe läßt; das andere streitet mit den Gesetzen der Natur, die nur äußerliche Handlungen, nie aber die von jeder Art des Zwanges unabhängige Gedanken und Meinungen der Menschen zu bestrafen erlauben. Für sich betrachtet ist also die Kekerrey niemals ein Verbrechen, eben so wenig als die Ausschließung des Kekers aus der Gesellschaft, von der er sich durch seine den wesentlichen Glaubens-Lehren derselben widersprechende Meinungen selbst getrennt hat, eine Strafe ist. Der Keker kann sich aber, durch seine Widersetzlichkeit gegen die ihm zuerkannte Ausschließung, einer wirklichen Beleidigung der Kirche schuldig machen. Denn eben das natürliche Gesetz, welches jede Art des Gewissens-Zwanges, als eine Kränkung der Rechte der Menschheit verbietet, erlaubt es uns auch nicht, uns einer Kirche aufzudringen, deren Mitglieder sich nach ihren Religions-Begriffen an unsern Lehrsätzen ärgern, und sich nicht entschließen können, mit einem Menschen, den sie für einen Feind Gottes und der Wahrheit halten, gemeinschaftlich das höchste Wesen anzubethen.

Jede boshafte Störung fremder Rechte setzt eine eben so boshafte Uebertretung der Gesetze voraus, und ist folglich ein wahres Verbrechen. Kann also gleich die bloße Abweichung eines denkenden Mannes von dem Lehr-

Lehrsätzen seiner Kirche für kein Verbrechen gehalten werden, so darf man ihm doch auch auf der andern Seite nicht zu viel einräumen, und ihm das Recht geben, die Gewissens-Freyheit anderer Menschen ungestraft zu kränken. Eine solche Kränkung wäre aber unvermeidlich, wenn man ihn der Kirche, von deren wesentlichen Lehrsätzen er abweicht, noch länger zum Mitgliede aufdringen wollte. Der Fürst ist vielmehr verbunden, die geduldete Kirche bey den Rechten ihrer Verfassung zu schützen, und nicht zu zulassen, daß diejenigen, die durch ihre eigene Handlungen aufgehört haben, Mitglieder jener Gesellschaft zu seyn, auch nach dieser selbst verursachten Ausschließung fortfahren, sich die gesellschaftlichen Rechte, deren fernere Behauptung jetzt einen Widerspruch in sich fasset, anzumaßen. Wenn also der ausgeschlossene Keger, um sich bey diesen Rechten zu behaupten, die Mitglieder der Kirche durch boshafte Reden und Schriften wieder die Vorsteher der Gesellschaft aufzubringen sucht, so wird er zum Verbrecher. Denn er wagt unter dieser Voraussetzung nicht allein einen boshaften Eingriff in die Rechte der Kirche, sondern macht sich auch einer vorselichen Beleidigung des States schuldig, indem er die Gesetze seines Fürsten, die jener Kirche alle Rechte und Freyheiten einer genehmigten Gesellschaft gegeben haben, verachtet und übertritt. Er wird also ohne die geringste Kränkung der Gewissens-Freyheit, nicht wegen seiner abweichenden Lehrsätze, sondern vielmehr wegen seiner der öffentlichen Ruhe und Sicherheit höchst gefährlichen Unternehmungen, peinlich bestraft werden können. Ähnliche Strafen verdienen aber auch alle Mitglieder einer Kirche, die einen Mann, dessen abweichende Religions-Begriffe, von der ganzen Gesellschaft, der allein das Recht zukommt, über das Betragen ihrer einzelnen Glieder zu richten, niemahls gerüget worden sind, als einen Keger verleumdten.

Wier

Wieland's Geist der peinl. Gesetze, 2 Th. Bk. 1784, gr. 8. S. 93, 199.

1. **Kegern**, von dem vorigen Worte **Keger**, welches aber nur in dem zusammen gesetzten **verkegern** üblich ist, für einen Keger erklären, besonders in engerm Verstande, auf unbefugte, unnöthige, ungegründete Art für einen Keger erklären.

2. **Kegern**, im Bergbaue, Ritzen in etwas machen; siehe **Raze** 8, im XXXVI Th. S. 194.

Daher **aufkegern**, in den Bergwerken, mit Keilen öffnen, aus einander treiben, spalten. Eine **Wand aufkegern**. **Auskegern**, mit Ritzen versehen. Eine **Wand auskegern**, Ritzen hinein hauen, um Keile hinein zu treiben.

Kegin, eine Benennung des wie Caviar eingesalzenen und zubereiteten **Secht-Kogens**; siehe im XXII Th. S. 603.

Keub, ein Längen-Maß, dessen man sich in Siam bedient. Der Keub hat 12 Nious, d. i. ungefähr eine Spanne; 2 solche Keubs machen 1 Sol, und 2 Sols 1 Ken.

Keubel, im Bergbaue, ein Sieb, wegen seiner weiten Oefnung. Siehe **Rauz**, **Koben**, **Kober**, u. a. m. **Keuchen**, siehe **Reichen**.

Keul-Palme, *Zamia* L. s. unter **Palmbaum**.

Keul-Schwamm, eine Art eines ebenen länglichen Schwammes in Gestalt einer Keule, *Clauaria* L. siehe im Art. **Schwamm**.

Keule, ein Werkzeug besonders zum Schlagen und Stoßen, welches sich nach unten zu verdickt, und sich daselbst in einen rundlichen kugelförmigen Körper endigt; *L. Claua*, *Fr. Massue*.

1. Eigentlich. Jemand mit einer Keule todt schlagen. Jeder Schäfer lobt seine Keule.

Die Keule, als Angriffs-Waffen im Kriege, führten ehemahls die Griechen, Assyrier, Dacier, Germanier.

nier 16. Auch noch h. 3. Tage bedienen sich die Wilden oder Caraißen in Amerika einer Art von Keulen; Fig. 2030. Dieselbe ist an $3\frac{1}{2}$ Fuß lang, flach, und in ihrer ganzen Länge ungefähr 2 Zoll dick, bis auf den Handgriff, wo ihre Dicke etwas abnimmt. Bey diesem Handgriffe ist sie nur 2 Daumen, am andern Ende hingegen 4 bis 5 3. breit, von sehr hartem und schweren Holze verfertigt, und mit einer scharfen Schneide versehen. Auf die breitesten Seiten stechen sie verschiedene Felder, und mahlen die Schattierungen mit allerley Farben. Ein jeder Schlag mit dieser Keule zerbricht Arme und Beine, oder spaltet den Kopf entzwey, indem sie sich dieses Gewehres mit vieler Geschicklichkeit und Stärke zu bedienen wissen.

Siehe auch Streit-Kolben.

Die Keulen, welche entweder in einem langen Stücke Holze, oder in einem starken Stabe von Eisen bestehen, welche gemeinlich an einem Ende rund, oder doch dicker, als an dem andern sind, werden von verschiedenen Künstlern und Handwerkern gebraucht, eine und andere zu ihrer Profession nöthige und trockne Materialien in gewissen hierzu bestimmten Mörsern klein zu stoßen, oder zu reiben. Die Mörser=Keule, Reibe=Keule, Fr. Pilon. In andern Fällen sind dafür Kolbe, Stämpel, Stößel, u. s. f. üblich, welche in der Gestalt einer Keule sehr ähnlich sind.

Vermuthlich gehören hierher auch die Keulen an den Fließ-Garnen auf dem Rheine, welches Stücke Holz sind, an welche in der Mitte ein Mauerstein befestigt ist, und vermittelst deren das Garn fort gezogen wird.

2. Figürlich.

1) Wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt, führt das hintere Dickbein an lebendigen und geschlachteten Thieren, das hintere Viertel den Rahmen der Keule, welches man an andern Orten auch wohl einen Schlagel nennt, L. Suffrago, Fr. Cuillon, Eclanche, G. got.

Eine

Eine Kalbs=Keule, Schöps=Keule, Hirsch=Keule, Reh=Keule, Grosch=Keule. Die Keule von einem Lubne, einer Gans.

Im Niedere. sowohl Kule, als Volken, Volzen, im mittlern Lat. Celha. Im g. L. auch das menschliche Dickbein.

2) In den niedrigen Sprech=Arten ist eine grobe Keule, ein grober Mensch, und besonders ein grobes Weibsbild.

Bey den schwäbischen Dichtern ist Kule der Glockenschwängel, welches aber auch von Kallen, schallen, herkommen kann. Im Niedere. Kule, Kuse, Kuge, im Dän. Kulle. Im Böhm. ist Kul, ein Pfahl, Stecken. Entweder von Keilen, schlagen, Engl. kill; siehe Keil und Keifen; oder welches noch wahrscheinlicher ist, von der runden kugeligen Gestalt einer Keule, indem in den gemeinen Sprech=Arten Kaul für Kugel, und Kaulig für kugelig, noch häufig vorkommen; siehe Kaulbars.

Eine Keule ist eigentlich doch nichts anders, als eine Kugel an einem Stiele. Um dieser Abstammung willen, ist auch die Schreib=Art Käume zu vertheidigen, obgleich Keule die gewöhnlichste ist. Siehe auch Kolbe, welches genau damit verwandt, und in vielen Fällen gewöhnlicher ist.

Keulen-lahm, lahm an der Keule, d. i. an dem hintern Dickbeine, von Thieren; wenn ein großes oder kleines Thier durch die Keulen geschossen wird, daß es hinter; oder wenn ein Hund oben in der Keule sich verrenket, daß er daran lahm wird.

Keuler, siehe Keiler 1. 2.; im XXVI Th. S.

Keulich, in den gemeinen Sprech=Arten, für kugelig, kugelicht, einer Kugel ähnlich, welches noch 1 Kön. 7, 41. vorkommt, Keuliche Knäufe.

Keur Boom, siehe Amaquas Baum, im Th. S. 599, f.

Keur-Meester, nennt man zu Amsterdam gewisse Commissarien oder Inspectoren, die von der Obrigkeit dazu gesetzt sind, gewisse Gattungen von Waren zu besichtigen, und Achtung darauf zu geben, daß sie von guter

Orf. Enc. XXXVII Th.

E

Er

Eigenschaft seyn, und der Handel mit denselben aufrichtig geführt werde. Man hat Keur-Meesters zur Wolle, zum Hanse, zum Flachse, zu den Stricken oder dem Seilwerke, welche dieselben besichtigen, und bestimmen, wie viel von dem Preise für Tara; oder, wenn unter diesen Waren etwas schadhast ist, herunter gelassen werden solle. Andere haben die Aufsicht über die Quarteale, Pipen, Tonnen, und anderes Faßwerk, und müssen solche mit dem Stadt-Zeichen brennen, wenn sie die gehörige Größe haben, und so viel halten, als sie sollen. Andere sind über die Seife, andere über die Butter und das Bökel-Fleisch, gesetzt. Kurz, es ist keine Ware, mit der nur einiger Maßen ein beträchtlicher Handel getrieben wird, zu finden, deren Besichtigung nicht dergleichen Inspectoren anvertrauet wäre. Den Berichten der Keur-Meesters wird vor Gerichte geglaubt; und bey entstandenen Streitigkeiten pflegen die Bürgermeister und andere Richter sich auf ihr Zeugniß zu verlassen, und nach demselben das Urtheil zu fällen. Einige nennen sie Tara-Meester; ihr wahrer Nahme aber ist Keur-Meister.

Keusch, L. castus, Fr. chaste, ein Wort, welches ehemals, 1. in weiterer Bedeutung, als jetzt, üblich war, indem es für mäßig, bescheiden überhaupt gebraucht wurde.

Bei dem Kero ist chusk, nüchtern, mäßig im Gebrauche des Getränkes; bei dem Notker chüsch, schamhaft; bei dem Ottfried kusgi, fromm, probus, und kusgo, sittsam, ehrbar, bescheiden, welche Bedeutung auch knisch bei dem Winsbeck hat.

In dieser Bedeutung ist es veraltet, indem es,

2. nur noch in engerer Bedeutung gebraucht wird, Fertigkeit besitzend, allen unrechtmäßigen Gebrauch des Triebes zum Benschlase zu vermeiden; im Gegensatz des unkeusch. Keusch seyn. Ein keusches Frauzimmer. In welcher eigentlicheren Bedeutung es im

ge:

gemeinen Sprach-Gebrauche immer seltener wird. Doch gebraucht man es noch in der Bedeutung, für züchtig, ehrbar, schamhaft, sittsam, mit der Unschuld und Reinigkeit der Sitten überein kommend. Keusche Augen. Durch leichtfertiges Geschwätz keusche Ohren beleidigen. Keusche Geberden. Keusche Worte. Eine keusche Liebe, welche auch unter verehelichten Personen Statt findet. Keusche Gedanken.

In der angeführten engern Bedeutung, bey den schwäbischen Dichtern knisch, im Dän. kydsck, im Schwed. kysck, im Böhm. cisty. So wahrscheinlich es ist, daß dieses Wort aus dem lat. castus entlehnt worden sey, so wird es um der allgemeineren Bedeutung willen fast noch wahrscheinlicher, daß es ein eigentlich deutsches Stammwort ist, welches nur als ein Seitenverwandter von dem lat. Ausdrücke angesehen werden kann. Es ist sehr glaublich, daß dieses Wort, wie schon Wachter muthmaßet, eigentlich rein bedeutet habe, zumahl da dieses und keusch oft als gleich bedeutende Ausdrücke gebraucht werden. Im HOLLAND. bedeutet knyschen noch jetzt reinigen, und bei dem Kero ist Vochuseida, Schmutz, Unreinigkeit. Kauscher wird in den niedrigen Sprech-Arten noch oft für rein, unversehrt, gebraucht.

Siehe auch Keuschheit.

Keusch-Baum, eine Gattung Pflanzen mit zwey ungleich langen Paren von Staubfäden und bedeckten Sammen. Der einblättrige, walzenförmige, kurze Kelch ist fünffach ausgezackt; des Blumen-Blattes dünne Röhre verbreitet sich in 6 ungleiche Einschnitte, welche man füglich in 2 Lippen theilen kann; zu jeder gehören 3 Einschnitte, und in beyden ist der mittelfte Einschnitt der größte. Die 4 Staubfäden sind etwas länger als die Blumenröhre, doch 2 davon kürzer, als die andern. Der Griffel endigt sich mit 2 pfriemenartigen Staubwegen. Die kugelförmige Beere ist in 4 Fächer abgetheilt, in deren jedem ein eysförmiger Same liegt. Linné hat 4 Arten bestimmt.

1. Keusch-Baum mit gefingerten eintekerbten Blättern Abrahams-Baum, Müllen, Schaf-Mühle, Schaf-Mülle, Schaf-Mulle, Kloster-Pfeffer-Baum, Mönchs-Pfefferbaum, *Vitex Tragi & Camerar.* *Vitex foliis angustioribus, canabris in modum dispositis* C. B. vulgo Arbor Abrahæ, Arbor casta, Agnus folio non ferrato J. B. *Virex* f. *Salix amerina* Matthiol. *Vitex Agnus castus foliis digitatis, ferratis. spicis verticillatis* Linn. ist ein niedriges Bäumchen, mit vielen zähen Aesten, welches in Neapel, Sicilien, Natolien, und auf den Inseln des Archipelagus, an Bächen und sumpfigen Orten wild wächst, und in seinem Wuchse einige Ähnlichkeit mit einer Weide hat; zuweilen aber treibt sein holziger Stamm schon unten einige Aeste. Die gestielten Blätter stehen einander gegen über, und bestehen aus 5, auch 7 länglichen, an beyden Enden zugespitzten, eintekerbten, oberwärts schwarzgrünen, unterwärts weißlich grauen Blättchen. Die Blumen treiben zu Ende des Sommers aus den Enden der Aeste hervor, und sind zwar wirtelförmig gestellt, scheinen aber, da sonderlich die obern Wirtel dicht bey einander stehen, eine Aehre zu formiren. Sie haben einigen Geruch. Das Blumenblatt ist entweder ganz purpurfarbig, oder mit Weiß vermischt.

Man erzieht dieses Bäumchen aus Samen, kann es aber auch zuweilen aus Zweigen vermehren. Man hält es in Töpfen, doch ist es nicht zärtlich, und nimmt den Winter über in einem gemeinen Glashause oder Keller fürlieb. Im Frühjahr treiben die Blätter spät aus, welche im Herbst wieder abfallen.

Hr. Regier. Rath Medicus in Manheim, setzte im J. 1771 die erste Staude in das Freye, und weil dieselbe zu viel im Schutze stand, setzte er im J. 1782, eine andere auf den offensten Gartenplatz. Der im Schutze, obgleich 11 Jahr länger im Freyen gestandene Strauch hat im Winter 1783 sein altes Oberholz beynähe gänzlich verloren, der viel jüngere aber doch alle Aeste bis auf 1½ Schuh erhalten.

Im

Im Winter 1777 hat der Strauch von 1771, beynähe seinen Trieb von 1784 wieder gänzlich eingebüßt; jener von 1782 aber hat sich viel weiter erhalten, ob er gleich im J. 1784 so übermäßig getrieben hatte, daß er ein weit umfassender Strauch, und von 6½ Sch. Höhe geworden war.

Bemerk. der Kurfürstl. phys. ökon. Gesellschaft v. J. 1774, Lauter 1776, 8. S. 283, fga.

Medicus Beyträge zur schönen Gartenkunst, Mannh. 1782, 8. S. 34.

Vorlesungen der Kurfürstl. phys. ökon. Gesellschaft. von dem Winter 1784 bis 1785, 1 B. Mannh. 1785, 8. S. 151 und 172.

Die Alten hielten diesen Baum sehr in Ehren, insonderheit wurde er bey den Griechen zur Bewahrung der Keuschheit heilig gehalten; deswegen auch die Frauenzimmer, die der Ceres zu Ehren ihre Keuschheit bewahrten, auf seinen Blättern oder Zweigen schliefen. Man nannte ihn daher *A'vvoç* welchem Nahmen man den lateinischen *castus*, welcher eben das ausdrückt, zugesetzt hat, woraus die deutsche Benennung *Keusch-Lamm* entstanden ist. Die Frucht war sonst wegen eben dieser Wirkung berühmt; Serapio gab ihr daher den Nahmen *Mönchs-Pfeffer*, *Kleiner Pfeffer*, *wilder Pfeffer*, und sie heißt auch im Lat. *Piper evnuchorum*, Fr. *Petit poivre*, *Poivre sauvage*.

Die Frucht ist von den Apothekern mit Unrecht *Same* (*Borst-Same*) genannt worden; denn sie ist eine runde zugespitzte Beere, fast wie ein Hanfkorn; sie ist braunroth, und wird bis an die Mitte von einem aschfarbigen gezähnelten Kelche eingeschlossen. Sie riecht stark, und schmeckt scharf und gewürzhast, welches aber nur von den frischen Beeren zu verstehen ist.

Bei der von Geoffroy angestellten chemischen Untersuchung sind aus 2 Pfund frischen Früchten, 4 Unzen klares, stark riechendes, aromatisches, sowohl saures als auch urinös-alkalisches Wasser; 6 Unzen 2 Quent und 18 Gran braunrother brandig riechender und schmelkender, sehr saurer und urinös-alkalischer Liguor; 4 U. und 54 Gr. Dehl, wovon ungefähr der 4te Theil

L 3

schmier:

schmierig war, übergegangen. Die in der Retorte zurück gebliebene schwarze Masse hat 9 U. 7 Qu. gewogen; welche, nachdem sie 24 Stunden im Schmelz-Tiegel calcinirt worden war, 1 U. 3 Qu. braunrothe Asche zurück ließ, woraus durch das Auslaugen 3 Q. 12 Gr. fires, bloß alkalisches Salz gezogen wurden. Der Verlust der Theile hat in der Destillation 7 U. 6 Qu., in der Calcination aber 8 U. 4 Qu. betragen. Aus dieser Untersuchung erhellet, daß die Früchte mit vielen dünnen und flüchtigen Theilen begabt sind, indem, wenn sie destillirt werden, beynähe der 4te Theil verfliehet, welchen aber nicht die alkalisch-urinsösen Theile allein, sondern auch dünne, saure und oehlige ausmachen. Hiernächst enthalten sie viel Oehl, welches über die Hälfte ausmacht; einen beträchtlichen Theil saures und etwas ammoniakalisches Salz, sehr wenig aber von Erde.

Die Aerzte gebrauchten ehemals die Blätter, Blumen und Beeren. Von den seit langer Zeit gerühmten Kräften, welche die Beeren wieder die Lust-Seuche haben sollen, ist unter den Aerzten ein großer Streit. Einige behaupten, daß dieselben zur Dämpfung der Liebes-Begierden und zur Bewahrung der Keuschheit dienlich seyn; sie versichern, daß dieselben, man möge sie entweder innerlich gebrauchen, oder unter die Betten legen, die Schärfe des Samens und die daher entstandene Reizung in den Geburts-Gliedern mildern, und die nächtlichen Vorstellungen im Schlafe vertreiben. Andere hingegen behaupten mit Simon Pauli das Gegentheil, und daß man vielmehr dadurch zur Liebes-Begierde erwecket würde. Vielleicht könnte beides geschehen, wenn es wahr wäre, daß sie zur Stillung der hysterischen Zufälle und der Mutter-Wuth bey Frauenpersonen, wie auch bey den krampfigen Zufällen hypochondrischer Mannspersonen, nützlich seyn. Der zu Pulver geriebene Same wird von $\frac{1}{2}$ bis 1 Quent gebraucht,

braucht, oder man stößt 4 Qu. Samen in 6 Unzen Wasserlilien-Wasser, und macht eine Emulsion daraus. Man macht in den Apotheken auch die Trochiscos de agao calto daraus. Wedel preiset eben diesen Samen in dem Samen-Flusse an. Das Infusum oder Decoct von den Blättern und Spizen befördert die monatliche Reinigung, hebt die Verstopfungen der Eingeweide, reinigt und heilt die innerlichen Geschwüre, vornehmlich des männlichen Gliedes. Außerlich lösen die Blätter und Spizen die Beulen auf, und erweichen die verhärtete Milz. Einige rühmen den Dampf von dem Decocte zur Heilung der Geschwulst der Gebärmutter. Man eignet auch den Blättern und Samen eine betäubende und schlafmachende Kraft zu. Die Blätter sollen, wie Cordus berichtet, von gewissen alten Völkern, statt des Hopfens, bey dem Brauen des Bieres gebraucht worden seyn. Einige alte Völker speiseten sie auch, so wie sie sich der Samen statt des Pfefferers bedienten. Bey den neuern Aerzten ist der Gebrauch dieses Gewächses ganz abgeschaffet worden.

2. Der drey- und fünfblätterige, wollichte Keusch-Baum, *Vitex trifolia minor indica Pluken.* *Vitex trifolia*, foliis ternatis quinisque integerrimis, paniculis dichotomis Linn. wächst in Ost-Indien. Die Aeste sind biegsam, zähe, und liegen öfters auf der Erde auf. Jeder Blattstiel trägt 3 Blättchen, davon das mittlere größer, als die beyden Seiten-Blättchen, ist. Diese sind länglich zugespitzt, oberwärts grün, unterwärts grau, wollicht anzufühlen, und am Rande etwas ausgeschweift, aber nicht eingekerbt. Nach Linné Beschreibung sitzen zuweilen auch 5 Blättchen auf Einem Stiele. Rumph meldet, daß die Blättchen zuweilen nur einfach seyn, und die beyden Seitenblättchen mangeln, und alsdann auch des einzelnen Blattes Rand eingekerbt erscheine. Die am Ende der Aeste hervor kommende Blumen stellen zweytheilige Büschel vor,

und sind blau, mit Purpurroth vermischt. Der Strauch und alle Theile, insonderheit die Blätter und Blumen, haben einen starken gewürzhaften Geruch, und einen scharfen Geschmack, welcher in den kleinen, schwarzen Beeren überaus beißend ist. Nach Rumph's Berichte, wird ofters des Morgens auf den Blättern ein weißer Schaum gefunden, welcher des Nachts über ausgeschwitzt hat.

Die Wurzel treibt viele Schößlinge aus, daher dieser Strauch einen weiten Umfang einnimmt, und wodurch derselbe auch am leichtesten fortzupflanzen ist. Viele Schriftsteller, auch Chomel führen den Strauch unter dem Namen *Negundo* an, und unterscheiden fälschlich Männchen und Weibchen. Den verschiedenen Nutzen dieses Strauches kann man im Rumph nachlesen. Pontius versichert, daß er den Trank von den Blättern bey Lähmung der Glieder an seinem eigenen Körper nützlich befunden habe.

3. Der fünf blätterige, glatte Keusch = Baum, *Vitex trifolia minor indica serrata Pluk.* *Vitex Negundo foliis quinatis ternisque serratis, floribus racemoso paniculatis L.* wächst auch in Indien, und ist dem vorigen fast ähnlich, gemeiniglich aber stehen 5 Blättchen auf Einem Stiele, doch fallen die beyden hintersten Seitenblättchen ofters allein ab, die 3 übrigen aber bleiben stehen, und daher zählt Linné 3 und 5 Blätter. Diese sind enförmig zugespitzt, am Rande ausgeschweift und eingekerbt, unterwärts mit Adern, aber nicht mit Haaren besetzt. Die Blumen erscheinen in traubenförmigen Büscheln. Rumph erwähnt verschiedene Tugenden.

4. Der gefiederte Keusch = Baum, mit drey theiligen Blumenrispen, und gefiederten Blättern, deren Blättchen einen ganz glatten Rand haben, *Vitex pinnata, foliis pinnatis integerrimis, paniculis tri-*

trichotomis L. wächst in Ceylon, und ist in hiesigen Gärten gänzlich unbekannt.

Eine besondere Art von dem Agno oder Keusch = Baume, ist der so genannte Keusche Oehlbaum, *Elaeagnus*, wovon ich im Art. Oehl = Baum handeln werde.

Keusch = Kraut, siehe Sinn = Pflanze.

Keusch = Lamm, siehe oben, S. 165.

Keuschheit, *L. Castitas* Fr. Chasteté, von dem Beyworte Keusch, die Züchtigkeit, Ehrbarkeit, Sittsamkeit, Schamhaftigkeit, ins besondere die Fertigkeit, allen unrechtmäßigen Gebrauch des natürlichen Triebes zum Benschlase zu vermeiden. In der Bedeutung einer völligen Entsagung der fleischlichen Wollust, legen die Ordens = Geistlichen der römischen Kirche, das Gelübde der Keuschheit (*Votum castitatis*, Fr. *Voeu de chasteté*) ab.

Die Keuschheit ist überhaupt eine Tugend, welche die Reinigkeit und Zucht bewahret, und die natürliche Leibes = Lust mäßigt. Sie ist ein solches Gut, welches dem Leben gleich geachtet, ja vorgezogen werden sollte, ob es gleich nicht zu loben ist, wenn einige, zur Bewahrung der Keuschheit sich, wie Origenes, selbst ver schnitten, oder gar den Tod angethan haben (*). Mehr

E 5

(*) Selten wird es doch solche Beispiele einer beherzten Keuschheit geben, als folgendes. Ein russischer Bojar hatte ein schönes Frauenzimmer aus einem Kloster geraubt, und wollte sie mit Gewalt zu seinem Willen zwingen. Da alle ihre Weigerungen nichts fruchteten, versprach sie, ihn ein Kunststück zu lehren, wodurch er sich gegen Schuß und Hieb fest machen könnte. Der Bojar war zwar entschlossen genug, von seinem Worte nicht abzustehen, doch wollte er gern zuvor diese Kunst lernen. „Gib Achtung,“ saate sie: „es sind wenig Zauberworte, die ich dir vorsprechen werde, dann kannst du die Probe an mir selbst machen.“ Sie kniete nieder, machte ein Kreuz vor sich, und sprach auf lateinisch, welches der Russe nicht verstand: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Nun haue zu, es wird mir nichts schaden.“ Der Grausame that es; aber er spaltete ihr den Kopf, und sie rettete durch ihren Tod ihre Ehre.

sind diejenigen zu loben, welche durch eine List und geschwinde Erfindung, die Gefahr abgewendet haben, wovon Harsdörfer, in seinem Schaulake, merkwürdige Beispiele auführt. Seine Keuschheit gegen einen gewaltthätigen Schänder auch mit dessen Entleibung zu retten, wird bey den Moralisten für erlaubt gehalten. Die Römer hatten die Tugend der Keuschheit (*Pudicitia*) in die Reihe der Götter gesetzt, und es waren ihr zu Rom zwey Tempel errichtet; einer, der den Patriciern gehörte, auf dem Ochsen-Markte (*Forum boarium*), in der achten Region der Stadt; der andere, der den Plebejern zustand, und nur sehr klein war, befand sich in der Langenstraße (*Vicus longus*).

Die Frauen der Patricier hatten anfänglich nur allein einen Tempel der Keuschheit. Da nun eine gewisse Dame, *Virginita*, welche aus Patricier-Geschlechte war, sich aber an den Consul *Bolumnius*, welcher von gemeinem Herkommen war, verheurathet hatte, auch daselbst opfern wollte, fingen die adeligen Damen mit ihr einen Streit an, und wollten ihr solches nicht verstaten. Sie ward darüber so entrüstet, daß sie von ihrem eigenen Hause in der Langenstraße so viel abnahm, als zu einer kleinen Capelle erforderlich war. Sie berief die angesehensten plebejischen Damen zu sich, und sagte, daß sie diesen Tempel der Göttinn der bürgerlichen Keuschheit (*Pudicitiae plebeiae*) geweiht hätte, und daß die Frauen vom geringern Stande hier opfern, und durch Beweise ihrer Keuschheit die Adeligen übertreffen sollten. geraume Zeit haben in beyden Tempeln nur solche opfern dürfen, deren Keuschheit bekannt war; nach und nach erhielten diese Freyheit auch diejenigen, welche eben auf diese Tugend keinen Anspruch machen konnten. Und endlich ist, bey zunehmender Ausschweifung, dieser ganze Gottesdienst in Vergessenheit gerathen. *Livius*, X, 23.

Die Keuschheit wird auf dem Reverse der Münzen der Kaiserinnen vorgestellt, und zwar als ein, mit der Stola bekleidetes Frauenzimmer von ernsthaftem Wesen. Zuweilen steht sie, zuweilen sitzt sie auch, aber allezeit zieht sie mit der rechten Hand einen Schleier vor
ihr

ihr Gesicht, um sich mit demselben zu bedecken, und hält in der linken Hand einen Spieß in der Quere. Auf einer Münze der *Sabina* sitzt sie, und führt die rechte Hand gegen ihr Gesicht, um dadurch zu bemerken, daß eine keusche Frau vornehmlich sich mit ihren Augen sitzsam aufführen müsse. Die *Venus pudica* in dem borghesischen Weinberge, hat zu ihrem Kennzeichen eine Schildkröte, welches das Frauenzimmer lehren soll, daß sie sich so in ihren Häusern, wie dieses Thier in dem seingigen, eingezogen halten müsse.

Wenn unsere Künstler diese Tugend ausdrücken wollen, stellen sie solche als ein junges, weiß gekleidetes Frauenzimmer vor, dessen Geberden Ehrfurcht erwecken, und die in ihrer rechten Hand eine Lilie, oder in der einen Hand einen Scepter, und in der andern zwei Turkestauben, hält. Siehe auch Reinigkeit.

Von einem Frauenzimmer, welches die Gesetze der Keuschheit übertreten hat, sagt man: sie habe ihre Ehre verloren. Von einer jungen Mannsperson, welche sich eines ähnlichen Verbrechens schuldig gemacht hat, sagt man dieses nicht. Der Unterschied kommt, wie mich dünkt, daher: weil dem State so sehr viel an der Keuschheit des andern Geschlechtes gelegen ist, so sind fast alle Nationen darin überein gekommen, die Ehre desselben von der strengsten Beobachtung dieser Tugend abhängen zu lassen. Für die Mannspersonen ist dieses allerdings auch eine Pflicht; es ist aber, im Verhältnisse gegen den Stat betrachtet, nicht ihre Haupt-Pflicht. Von ihnen verlangt man hauptsächlich Redlichkeit und Muth, und ich wüßte daher keine Nation, welche nicht nach denselben den Grad ihrer Ehre bestimmte. Ein Richter, welcher eines Betruges überwiesen worden ist; ein Officier, welcher Mauthschellen angenommen hat; und ein unverheurathetes Mädchen, welches in das Kindbette kommt,

kommt, befinden sich, in Ansehung ihrer Ehre, fast in gleichen Umständen.

Unter allen Tugenden, die den weiblichen Character zieren, und wodurch das schöne Geschlecht sich beliebt machen kann, leuchten keine heller hervor, als Sittsamkeit, Schamhaftigkeit und Keuschheit. In dem rohesten und wildesten Stande der Menschheit gibt es aber noch keine Sittsamkeit; und in denjenigen Ständen, wo Cultur und die mannichfaltigen damit verknüpften Verfeinerungen zu weit getrieben werden, legt man Schamhaftigkeit und Keuschheit als eine pöbelmäßige und unmodische Beschränkung einer freien, ungezwungenen und modischen Lebensart ab. Ich will diese Bemerkungen durch einige Thatfachen aus der Geschichte der Menschheit erläutern. Da, wo das Menschen-Geschlecht fast keine Erziehung genießt, als die es von der Natur selbst erhält, und fast keine andere Begriffe hat, als die sie selbst ihm einflößt, leben die beyden Geschlechter heysammen, fast ohne einige Zurückhaltung in ihren Worten oder Handlungen. Diodorus Siculus erwähnt verschiedener Völker unter den Alten, z. B. der Hylophagen und der Ichthyophagen, die fast gar keine Kleider trugen, deren Sprachen äusserst unvollkommen, und deren Sitten und Lebensart von denen des Viehes kaum unterschieden war. Die Griechen in dem heroischen Zeit-Alter wußten, wie aus der ganzen Geschichte ihres Betragens, welches uns von Homer und ihren andern Dichtern und Geschichtschreibern geschildert wird, erhellet, gar nichts von Sittsamkeit; so wie auch die Römer, während der Kindheit ihres Staates. Tacitus berichtet uns, daß die alten Deutschen keine besondere Betten für die beyden Geschlechter hatten, sondern sich unter einander auf Schilfrohr oder Mos, an die Wände ihrer Hütten legten. Eben derselbe Gebrauch herrscht noch jetzt in Lappland, unter den Bauern in Norwegen, Polen und Rußland; und ist auch

auch in einigen gebirgigen Gegenden in Scotland, und im Fürstenthume Wallis, noch nicht ganz abgekommen. In Terra del Fuego, in verschiedenen Gegenden der Goldküste, in Brasilien, und in vielen andern Welt-Gegenden, haben die Einwohner kaum einige Kleidung, und sind fast gar nicht geneigt, irgend eine natürliche Handlung vor den Augen des Publicum zu verbergen. In Tugend ist es beyden Geschlechtern gleichgültig, ob sie nackt oder gekleidet erscheinen; auch scheint kein Wort in ihrer Sprache, und keine Handlung, wozu sie geneigt sind, ihnen unanständiger oder tadelhafter, als eine andere, vorzukommen. So wirkt ein gänzlicher Mangel an Cultur und Erziehung; und nicht viel anders wirkt in Frankreich und Italien eine zu weit getriebene Cultur, wo man Sittsamkeit und Keuschheit als eine alberne und altväterische Einfalt verlacht.

Unter Völkern, die auf einer mittlern, oder vielmehr etwas niedrigeren als der mittlern Stufe, zwischen der rohesten Einfalt und der übertriebenen Verfeinerung stehen, treffen wir die weibliche Sittsamkeit, Schamhaftigkeit und Keuschheit, in ihrer größten Vollkommenheit an. Die Japaner sind erst einige wenige Stufen über rohe Wildheit erhaben, und in ihrer Geschichte meldet uns Kämpfer ein Beyspiel einer solchen Wirkung der Schamhaftigkeit, dergleichen man schwerlich unter irgend einem andern Volke findet. Einem Frauenzimmer, welches in einer vermischten Gesellschaft speisete, entfuhr von ungefähr, da es sich nach etwas ausstreckte, ein Wind, dessen es sich dermaßen schämte, daß es sogleich aufstand, und mit seinen Zähnen sich die Brüste zerbiß und zerfleischte, daß es auf der Stelle starb. In Scotland und einigen andern nördlichen Gegenden Europens, wo die Einwohner in Ansehung der Cultur etwas weiter gekommen sind, als die Japaner, würde eine Frauensperson sich fast eben so sehr schämen, wenn man sie nach dem Tempel der Cloacina, als nach

nach dem Tempel der Venus, gehen läße. In England erröthen auch die süsssamsten Frauenzimmer nicht mehr, öffentlich nach jenem erstern zu gehen. Zu Paris, sagt man, soll ein Verehrer des Frauenzimmers seine Geliebte oft auf den Abtritt begleiten, vor der Thüre Schildwache stehen, und sie, so lange sie sich dort verweilt, mit witzigen Einfällen, Schwänken und Liebesversicherungen, unterhalten. Eine Französin, die in einer Kutsche oder Chaise fährt, und ihre Nothdurft verrichten muß, läßt, ohne sich an irgend eine Reise-Gesellschaft, die sie bey sich haben mag, zu kehren, ohne Scheu und Umstände den Kutscher anhalten, steigt aus, thut was sie zu thun hat, und nimmt sodann, ohne die geringste Umstände oder Beschämung, ihren Sitz wieder ein. Die Frauenspersonen in Paris, und in andern großen Städten in Frankreich, sprechen ohne Scheu, auch in den öffentlichsten Gesellschaften, von jenen weiblichen Geheimnissen, die man fast in jedem andern Lande in Gegenwart der Männer nicht ohne Erröthen erwähnt; ja sie sind so wenig schüchtern hierin, daß ein junges Fräulein, welches von seinem Liebhaber zum Tanzen aufgefodert wird, sich ohne Bedenken oder Erröthen damit entschuldigt, daß es für sie in ihren dermaligen Umständen nicht rathsam sey. Die Italiäner sollen ihre Schamlosigkeit noch weiter treiben; so gar Frauenzimmer von Stande pflegen, wenn man sie um eine andere Art von Gunstbezeugung ersucht, den Antrag damit abzulehnen, daß sie dermalen Arzeneyen zur Cur einer gewissen Krankheit gebrauchten. Hat eine Nation auf der Leiter der Cultur einmahl diese Stufe von Verfeinerung erreicht, welche die Schamhaftigkeit ganz abschaffet, so muß nothwendig die Keuschheit ihrer Weiber sehr Gefahr laufen, denn die Schamhaftigkeit ist die Wache der Keuschheit; und ist diese einmahl überwältigt, so ist die Keuschheit selbst schon mehr als halb überwunden.

Aus

Aus diesen Bemerkungen entsteht eine schwer zu entscheidende Frage: Ist die weibliche Schamhaftigkeit etwas natürliches, oder etwas erkünsteltes? Ist sie natürlich und angeboren, so sollte man sie in denjenigen Ständen, wo die Menschheit der Natur noch am nächsten ist, am vollkommensten finden; ist sie aber etwas erkünsteltes, so sollte sie sich am meisten in den verfeinertsten Ständen auszeichnen. Allein, sie scheint sich weder in einem noch im andern Zustande der Menschheit, weder im Stande der Rohheit, noch im Stande verfeinerter Cultur, nach allgemeinem oder festgesetzten Regeln zu richten. Die Einwohner der Küste von Neu-Seeland sind vielleicht eben so wenig cultivirt, als die von irgend einer andern Welt-Gegend; und doch schämten sich ihre Weiber, auch von fern von den Einwohnern nackt gesehen zu werden; in Tabeiti hingegen, dessen Einwohner schon weit cultivirter sind, wissen sie, bereits erwähnter Maßen, von einer solchen Schamhaftigkeit nichts. „Mit dem unschuldigsten Gesichte“, sagt Hawkesworth: „entbloßten Oberen, ihre Königinn, und verschiedene andere, da sie einem andern Oberhaupte der Insel entgegen gingen, zuerst ihre Häupter, und sodann ihre Leiber bis an den Bauch hinab. Auch kann ein Volk“, setzt er hinzu: „nichts sonderlich geheim zu halten suchen, welches gar keinen Begriff von Unanständigkeit hat, und jede Lust und Leidenschaft in Beyseyn anderer mit eben so wenig Gefühl von Uebelstände befriedigt, als wir empfinden, wenn wir unsern Hunger in einer Gesellschaft stillen“. In Frankreich und Italien, welche man für die cultivirtesten Länder in Europa hält, setzen sich, gedachter Maßen, die Weiber über Schamhaftigkeit und Sittsamkeit weg; in China hingegen, einem der cultivirtesten Länder Asiens, und welches vielleicht auch hierin Frankreich und Italien nichts nachgibt, verhält sich die Sache ganz anders. Nichts kann so schamhaft seyn, als eine Chineserin in ihrer

ihrer Kleidung, in ihrem Betragen und in ihren Gesprächen ist; und eräugnet es sich jemahls, daß sie auf eine unanständige Art entbloßt gesehen wird, so schmerzt ihre Lage sie auf das empfindlichste, und sie verdeckt, wo möglich, ihr Gesicht, damit man sie nicht erkennen möge. Bey so vielen und so sehr verschiedenen Erscheinungen steht der Verstand still, und kann sich schwerlich auf irgend eine Ursache bestimmen, aus welcher man die Schamhaftigkeit, diese Haupt-Zierde des schönen Geschlechtes, herleiten könnte. Wollte ich sie bloß der Gewohnheit und dem Gebrauche bemessen, so müßte ich meiner eigenen Neigung zuwider handeln, da ich sie gern aus einer edlern Quelle herleiten wollte. Die ganze thierische Schöpfung, so weit wir sie beobachten können, zeigt uns, daß das weibliche Geschlecht immer schamhafter, zurück haltender und spröder, als das männliche, ist. Hieraus erhellet, daß in dem ganzen weiten Umfange der Schöpfung, der Same der Schamhaftigkeit unter den Weibchen reichlicher ausgesät ist, als unter den Männchen; und die erwähnten Thatsachen beweisen, daß unter dem Menschen-Geschlechte dieser Same einiger Cultur bedürfe, wenn er aufsprossen, und noch mehrerer, wenn er zur Reife gelangen soll; so wie andern Theils zu viele Cultur ihn wirklich ganz erstickt, wie Pflanzen, die bey einer mäßigen Wärme ihre höchste Vollkommenheit erreichen, in einem Mistbeete aber durch zu große Hitze verderben können. Ich halte demnach die Schamhaftigkeit für eine von der Natur dem weiblichen Herzen eingepflanzte Tugend.

In den ältesten Zeiten, von denen wir noch einige historische Nachrichten übrig haben, finden wir, daß das weibliche Geschlecht einen Grad von Schamhaftigkeit hatte, den das männliche nicht besaß. Rebecca verhüllte sich, als sie sich dem Isaac, ihrem Bräutigam, zum ersten Mahl näherte; und zu den damahligen Zeiten scheint so gar die Hurerey zu schamhaft gewesen zu

zu seyn, als daß sie sich öffentlich hätte wollen sehen lassen. Denn als Thamar die Rolle einer Lohn-Hure spielte, bedeckte sie sich mit einem Mantel, und verhüllte sich mit einem Schleyer (*), welcher, dieser Geschichte nach, damahls ein Theil der Kleidung der Huren gewesen zu seyn scheint. Viele Fabeln des Alterthums schildern das Verderbniß der Sitten auf das lebhafteste; zeigen aber auch zugleich, daß Schamhaftigkeit ein geheimer Grund-Trieb in dem weiblichen Herzen war, welcher sich oft, der Sitten, Gebräuche, und aller andern Schwierigkeiten, die ihnen im Wege standen, ungeachtet, äußerte. Hierher gehört die Fabel vom Actäon und Dianen (**). So gar unter den Lydiern, einem sehr üppigen Volke, scheint die weibliche Schamhaftigkeit bey weitem nicht ganz erloschen gewesen zu seyn. Candaules, ein lydischer König, der sich mit einem ausnehmend schönen Frauenzimmer vermählt hatte, rühmte ihre Reize unaufhörlich gegen seine Hofleute, und faßte endlich, um seinen Günstling Gyges zu überzeugen, daß er seine Abschilderung nicht übertrieben habe, den unanständigen und gefährlichen Entschluß, ihm eine Gelegenheit zu geben, sie nackt zu sehen. In dieser Absicht führte der König den Gyges in einen geheimen Ort, von wannen er die Königin sich aus- und ankleiden sehen konnte; als er sich aber von dannen weg begab, erblickte sie ihn, doch ohne es sich merken zu lassen, und sann hierauf den dienlichsten Mitteln nach, ihre

(*) 1 Mo^o 38.

(**) Actäon, ein berühmter Jäger, jagte mit seinen Hunden in den Wäldern einigem Wildpret nach, als er von ungefähr Dianen und ihre Nymphen in einem Flusse badend erblickte, und sich leise in ein nahe Gebüsch schlich, um sie näher betrachten zu können. Allein die Göttin entdeckte ihn, und war durch seine Verwegenheit so sehr beleidigt, und demüthigt darüber, daß er sie nackt gesehen hatte, beschämte, daß sie ihn zur Strafe dafür sogleich in einen Hirsch veränderte, und von seinen eigenen Hunden zerreißen ließ.

ihre beleidigte Schamhaftigkeit an ihrem Gemahle zu rächen. Als sie nun ihren Entschluß gefaßt hatte, ließ sie den Ogyges hohlen, und sagte ihm, daß sie den ihrer Ehre erwiesenen Schimpf nicht gelassen ertragen könne, und daß er schlechterdings sein Verbrechen entweder durch seinen eigenen, oder des Königs Tod büßen müsse, damit nicht zu gleicher Zeit zwei Männer lebten, die sie im Stande der Natur gesehen hätten. Nach einigen fruchtlosen Vorstellungen ermordete Ogyges den König, ehelichte dessen Gemahlinn, und bestieg den indischen Thron. Ausser den Fabeln, und den historischen Anekdoten des Alterthumes, schilderten die alten Dichter selten einen weiblichen Character in seiner lebenswürdigen Gestalt, ohne ihn zugleich mit den Reizen der Schamhaftigkeit und Sittsamkeit zu zieren; und wir können daraus schließen, daß dieselben nicht nur allezeit in gesitteten Ländern für Haupt-Tugenden an dem weiblichen Geschlechte gehalten, sondern auch von verständigen und empfindsamen Männern allezeit hoch geschätzt und gerühmet worden sind. Plutarch erzählt verschiedene Anekdoten, welche diesen Satz, daß die Schamhaftigkeit dem weiblichen Herzen angeboren sey, bestätigen. Die auffallendste darunter, ist die von den milesischen Jungfrauen, deren viele um die Zeit des Alters, da die Natur durch unruhiges und rastloses Sehnen die Einbildungskraft erhitze, und das Herz durch das Gefühl von Bedürfnissen erschüttert, um sich von diesem Kampfe zwischen Natur und Tugend zu befreien, selbst entleibten. Da nun diese Seuche des Selbstmordes täglich immer mehr um sich griff, so wurde, um ihr zu wehren, durch ein ausdrückliches Gesetz verordnet, daß jede, die sich selbst entleibte, nackt auf den Marktplatz gebracht, und dort dem Volke öffentlich gezeigt werden sollte. Und so nachdrücklich wirkte der bloße Gedanke von einer so beschämenden Entblößung, selbst nach dem Tode, auf ihre

ihre Gemüther, daß von derselben Zeit an, keine mehr sich selbst entleibte.

Der Verlust der Keuschheit der Frauenspersonen zieht so viele Uebel nach sich, und ihre Gemüther werden durch die Abweichung von dem Pfade der Tugend dermaßen verderbt, daß man ihre überhand nehmende Unzucht für einen der größten Unglücks-Fälle, die einen Stat treffen können, halten kann, weil sie mit der Zeit fast jede öffentliche Tugend der Mannspersonen mit zerstören. Alle weise Gesetzgeber, besonders in freyen Staten, haben daher vornehmlich dem weiblichen Geschlechte die Reinigkeit der Sitten eingeschärft, und es nicht dabey bewenden lassen, daß es sich des Lasters selbst enthalten, sondern verlangt, daß es auch jeden bösen Schein meiden sollte. Von dieser Art waren zu gewissen Zeiten die römischen Gesetze, und die Wirkungen dieser Gesetze, so daß, wenn jemahls weibliche Schamhaftigkeit vorzüglich hell hervor geleuchtet hat, es unter den Römern zu der Zeit war, als sie schon viel von der Rohigkeit ihrer ersten Sitten abgelegt hatten, und noch nicht durch die Reichthümer und Sitten der von ihnen besiegten und geplünderten Völker verderbt waren. In den damaligen Zeiten findet man viele unter ihren Weibern, die an Schamhaftigkeit und Sittsamkeit alles übertrafen, was die Fabeln erzählen; und damals waren ihre Begriffe von Keuschheit so verfeinert, daß sie nicht einmahl das geheime Bewußtseyn eines unvorsetzlichen Verbrechens, und noch viel weniger einer auch nur geheimen Einwilligung in dasselbe, ertragen konnten. Wie aber so wohl die Sitten, als auch die Handlungen aller Zeiten beständig mit Gutem und Bösem untermischt sind; so hatten auch die Sitten und Handlungen des weiblichen Geschlechtes im Alterthume vieles von der Schamlosigkeit der Zeiten, worin sie lebten, an sich. Nichts beweiset dieses stärker, als der von Mose erwähnte Gebrauch, die Zeichen der Jungfrauschaft einer Braut

am Morgen nach ihrer Braut-Nacht öffentlich vorzuzeigen; s. Th. XXXI, S. 758, fgg.; dem ich auch den Preis beifüge, den Saul für seine Tochter forderte, als er sie an David vermählte (*); ein Preis, welcher die schamlosen Sitten der damaligen Zeiten auf das stärkste bezeichnet. Die Griechen selbst, welche alle übrige Völker der Welt für Barbaren hielten, äusseten nicht viel mehr Sittsamkeit, als aus den eben erwähnten Beispielen erhellt. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Schauspiele des Aristophanes oder des Euripides züchtige Ohren mehr beleidigen. Martial, und sogar Horaz, unter den Römern, beobachteten fast eben so wenig die Sittsamkeit; sie blüheten aber zu Rom in jenen Zeiten, da eine falsche Verfeinerung der Sitten die Schamhaftigkeit als eine alberne und unnütze Tugend verbannt hatte, und da die Gesetze selbst dem Wohlstande so sehr zuwider liefen, daß eine im Ehebruche angetroffene Frau auf öffentlicher Straße allen Vorübergehenden dargestellt und Preis gegeben wurde, und diese durch das Läuten einer Glocke zu einer so schändlichen Cerimonie eingeladen wurden. Nach dem Verfall des römischen Reiches entstand unter den Barbaren eine Anstalt, welche, weil sie großen Theils auf die Beschützung und Vertheidigung des weiblichen Geschlechtes zielte, demselben eine Würde und Sittsamkeit einflößte, dergleichen man noch in keinem andern Zeit-Alter oder Volke gesehen hatte, und die vielleicht in der ganzen Geschichte der Menschheit schwerlich ihres gleichen mehr finden wird; es müßte denn die Chevalerie, [Ritterschaft] (**), oder irgend eine solche Anstalt, von

(*) 1 Sam. 18, 25.

(**) Die Chevalerie war ein Institut, wodurch junge Edelleute in tapfern Kriegen gebildet wurden. Die Galanterie gab ihm diese Richtung, daß die Tapferkeit solcher Ritter hauptsächlich zur Beschützung der Ehre der Damen dienen sollte. Mit Rit. Ritter werde ich ausführlicher davon handeln.

von neuem aufkommen. Als aber die Chevalerie in Abnahme gerieth, nahm auch die weibliche Sittsamkeit mit ihr ab, bis endlich beide Geschlechter in Ansehung der Sitten und Kleidung, in eine Rohigkeit verfielen, die Europa einige Jahrhunderte lang entehrte, und erst nach langen Zeiten und Bestrebungen nach und nach wieder abgeschliffen und hinlänglich verfeinert werden konnte.

Ich wende mich zur Anzeige der verschiedenen Mittel, deren man sich in verschiedenen Zeiten zur Erhaltung, Ermunterung und Beschützung der Keuschheit des weiblichen Geschlechtes bedient hat, und noch bedient.

Die menschliche Natur, und die Art, die Menschen zu regieren, sind immer von der Beschaffenheit gewesen, daß die Gesetzgeber in allen Ländern, ausgenommen in China (*), die Verübung der Laster durch angeordnete Strafen zu verhindern gesucht, aber selten oder niemals, für die Ausübung der Tugend, Belohnungen ausgesetzt oder verheissen haben; vielleicht, weil der Verbrecher wenige sind, und ihre Bestrafung mit keinen Unkosten verknüpft ist, der Tugendhaften aber viele, und Belohnungen so kostbar sind, daß keine Regierung es erschwingen könnte, jeden derselben zu belohnen. Ausserdem belohnen moralische Tugenden sich selbst, nicht nur mit Gemüthsruhe in diesem Leben, sondern auch durch die Aussicht auf noch weit reichlichere Belohnungen in jenem Leben. Wenn wir diese Gründe erwegen, so darf es uns nicht mehr befremden, daß Keuschheit, die in allen gesitteten Staten so ungemein hoch geschätzt wird, doch niemals durch irgend eine ausdrückliche Verfügung zu ihrem Vortheile begünstigt und ermun-

M 3

tert

(*) Die Chineser strafen nicht nur die Laster, wie man in andern Ländern thut, sondern haben auch auf verschiedene der höhern Tugenden Belohnungen an Ehre, Vorzügen, und bisweilen auch so gar an Geld, gesetzt.

tert worden ist; da doch jede weise Regierung, je nach denen Begriffen, die sie von den Religions- und moralischen Pflichten hatte, und nach der Liebe, die sie für Rechtschaffenheit und Ordnung hätte, Unzucht und Unkeuschheit mit mehr oder weniger Schande belegt hat. Allenthalben, wo gute Gesetze zur Einschärfung wohl- ausständiger Sitten eingeführt sind, verwirkt jede Frau- ensperson, die von der Keuschheit abweicht, fast allen Umgang mit ihrem eigenen Geschlechte, und mit den würdigsten und rechtschaffensten Personen von dem unfrigen; und was noch weit wichtiger ist, sie verwirkt damit fast jede Hoffnung, jemahls in jenen Stand zu treten, nach welchem die Frauenzimmer, so vieler natür- lichen und so vieler Klugheits-Gründe wegen, mehr als Männer sich sehnen müssen; und bleibt ihr ja noch einige geringe Hoffnung zu heurathen übrig, so muß sie sich unter ihren Stand verehelichen, und auch in einem solchen Ehestande noch erwarten, daß ihr die Schwach- heiten und Thorheiten ihres vorigen Wandels bei jeder Gelegenheit, welche auch nur die geringste eheliche Uneinigkeit veranlaßt, bitter vorgerücket werden.

Mit solchen und andern ähnlichen Strafen hat jede weise Gesetzgebung die Uebertretung der Keuschheit von unverehelichten Frauenspersonen belegt. Ich habe im X Th. S. 166, gezeigt, daß fast jedes gesittete oder rohe Volk die Unzucht verehelichter Weiber noch weit strenger bestraft, und sie nicht nur mancherley öffentli- chen Beschimpfungen, sondern auch Leibes- und sogar Lebens- Strafen unterworfen hat. Da aber jede Stren- ge und jede Strafe zu schwach gewesen ist, das Laster der Unzucht zu dämpfen, besonders unter weichlichen und wollüstigen Völkern, unter dem Einflusse eines hei- ßen Klima, und einer Religion, welche die Lüste nicht zügelt: so haben die Morgenländer, bei welchen diese Ursachen am stärksten wirken, seit undenklichen Zeiten

sich

sich bestrebt, die Keuschheit ihrer Weiber durch Ver- schnittene und durch Einsperrung zu sichern.

Wenn und wo der Gebrauch, Personen des männ- lichen Geschlechtes zu entmannen, und sie zu Hütern der Gegenstände und der Lüste anderer Männer zu ma- chen, eingeführt worden sey, weiß man nicht gewiß. Einige haben ihn der berühmten Semiramis zuge- schrieben; ich halte es aber für wahrscheinlicher, daß er von Männern, als von Weibern, eingeführt worden sey, und ausserdem hat man Grund zu mutmaßen, daß er schon lange vor den Zeiten der Semiramis erfunden sey. Denn Moses verbietet in seinen Gesetz- Büchern ausdrücklich, daß man keine Verschnittene in die Gemeinde kommen lassen sollte; und Manetho sagt, der Vater des Sesostris, welcher ungefähr 200 Jahr vor Mosen lebte, sey von seinen Verschnitteneen ermor- det worden. Zu Samuel's Zeiten scheint es unter den Königen der an Israel gränzenden Völker durchgehends gebräuchlich gewesen zu seyn, Verschnittene zu haben; denn wir finden, daß dieser Prophet unter andern Grün- den, deren er sich bediente, seinem Volke die Erwähl- ung eines Königes abzurathen, demselben auch vorstellte, daß der König ihnen ihre Söhne zu verschnittenen Hü- tern seiner Weiber wegnehmen würde. Ich mag mich hier in die Untersuchung, wie man zuerst auf den Ge- danken gerathen sey, daß Entmannung Männer zu jenen verächtlichen Diensten, wozu dergleichen verstüm- melte Personen insgemein gebraucht worden sind, ge- schickt machen würde, nicht einlassen, sondern schränke mich bloß auf die Anmerkung ein, daß alle wollüstige Völker in den Morgenländern stets geglaubt haben, der- gleichen Personen beneideten die Vergnügungen, welche sie selbst nicht genießen könnten, so sehr, daß sie sich äusserst bestreben, auch andern den Genuß derselben zu verwehren, und daß sie solche daher für die sichersten Hüter weiblicher Keuschheit ansehen könnten. Auch

irreten sie sich nicht in ihrer Wahl. Denn diese Elende büßen, mit dem Vermögen der ehelichen Beh Wohnung, auch jedes andere zärtliche Gefühl für das weibliche Geschlecht ein, und verwehren ihnen unter dem Vorwande, sie an unerlaubten Vergnügungen zu hindern, nicht nur jede Art von Vergnügen, sondern begegnen ihnen auch oft äußerst strenge, um sich dadurch bey ihren eifersüchtigen Herren einzuschmeicheln.

So große, häufige und plötzliche Veränderungen auch die orientalischen Reiche erfahren haben, so sind doch ihre Sitten und Gebräuche, wie ihre Felsen und Gebirge, seit undenklichen Zeiten unbewegt und unverändert geblieben, und scheinen noch heut zu Tage ben nahe eben dieselben zu seyn, die sie zu den Zeiten der Erzväter waren; auch sind diese Gebräuche in keinem Stücke beständiger und unveränderter geblieben, als in Ansehung der Verschnittenen. Jeder morgenländische und ostindische Fürst, und jeder andere, der den Aufwand machen kann, hält eine Menge dieser Elenden, als Aufseher über sein Serail, und als Keuschheitswächter seiner Weiber, um diese nicht nur vor jedem groben auswärtigen Eingriffe, sondern auch vor den Wirkungen weiblicher Zusammenrottierungen und Ränke, zu verwahren. Auch darf uns dieses nicht befremden, wenn wir bedenken, daß den Weibern jener Länder keine tugendhafte Grundsätze als Schutzwehren ihrer Keuschheit eingefloßt, und daß die Männer durch Mode, und durch die Schwierigkeiten selbst, sie bey jeder Gelegenheit anzugreifen, gereizet werden; daß also die Weiber, in Ansehung der Männer, sich in eben der Lage befinden, wie die wehrlosen Thiere des Feldes in Ansehung der rings um sie her lauernden Raub- Thiere; und daß folglich, so lange die jetzige Verfassung jener Länder unverändert bleibt, es dort wohl nicht so ganz unnöthig seyn dürfte, die Weiber durch dergleichen neutrale Ge-

schöpfe hüten zu lassen, als wir hier zu Lande uns ein-

schöpfe hüten zu lassen, als wir hier zu Lande uns einbilden mögen.

Einer dem menschlichen Herzen gewöhnlichen Abneigung zu Folge, theilen wir ungern dasjenige Andere mit, was wir für uns selbst nöthig halten, oder sehr hoch schätzen und lieben. Dieses veranlaßte vielleicht den Gebrauch, ein Feld mit einem Graben oder einer Mauer zu umschließen, und vielleicht auch den Gebrauch, Weiber einzusperrern, und durch Verschnittene hüten zu lassen. Wenn und wo die Weiber zuerst eingesperrt worden seyn, weiß man nicht gewiß; doch läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit muthmaßen, daß sie unter den Philistern schon zu den Zeiten der Erzväter so behandelt worden seyn; und in Ansehung der Erzväter selbst berichtet man uns, daß die Weiber in den hintern Theilen der Gezelte ihre eigene Zimmer gehabt haben, in welche Männer, oder wenigstens Fremde, niemals gehen durften, und wohin die Weiber sich begaben, wenn irgend ein Fremder kam. Ob gleich aber die Weiber zu den damahligen Zeiten eingeschränkt seyn mochten, so waren sie doch damahls gewiß noch nicht ganz eingesperrt. Denn wir lesen, daß Weiber von allen Ständen sich auf dem Felde beschäftigten, und des Abends aus den Städten kamen, um Wasser zu schöpfen; und obgleich hinten an den Gezelten besondere Zimmer für die Weiber angebracht waren, so ist doch, da wir nirgend finden, daß sie darin eingesperrt gewesen seyn, zu vermuthen, daß solche besondere Gemächer vielmehr zu Zuflucht- Orten für weibliche Sittsamkeit, als zu Gefängnissen, gedient haben.

In diesem Zustande befanden sich die Weiber unter den Israeliten. Auch scheinen damahls die Aegyptierinnen ihre Freiheit noch genossen zu haben, wie aus der Geschichte des Weibes des Potiphar, und nachher aus der Geschichte der Tochter des Pharao, erhellet, die

mit ihren Hof-Fräulein hinging, im Nil-Strohme zu baden, als sie Mosen unter dem Schilf fand.

Wollten wir den Ursprung der Einsperrung der Weiber nur aus Vernunftgründen erklären, so würden wir ihn am natürlichsten aus der Eifersucht herleiten; urtheilen wir aber nach Thatfachen, so scheint diese Einsperrung aus der Erfahrung entstanden zu seyn, wie unsicher die Keuschheit einer schwachen und wehrlosen Frauensperson in rohen, gefeßlosen und barbarischen Zeiten war. Viele glauben daher, die Schändung der Tochter Jacob's, von den Sichemiten, habe diesen Erzvater bewogen, alle seine eigene Weiber, und die Weiber seiner Untergebenen einsperren zu lassen, damit nicht irgend einer von ihnen etwa ein ähnlicher Zufall begegnen möchte. Die Entführungen der Jo und der Proserpine veranlaßten vielleicht die Einsperrung der Weiber unter den Griechen; und ähnliche Unglücksfälle mochten auch unter andern Völkern ähnliche Folgen nach sich ziehen. Ob aber die Einsperrung der Weiber wirklich durch die Schändung der Dinah ursprünglich veranlaßt worden sey, will ich nicht entscheiden; so viel ist aber gewiß, daß sie mit der Zeit eben sowohl unter den Juden, als unter ihren Nachbarn, gebräuchlich wurde. König David sperrte seine Weiber ein; denn wir lesen, sie seyn auf das flache Dach des Hauses gestiegen, um ihn wieder seinen Sohn Absalom ausziehen zu sehen; welches auch heut zu Tage noch die ganze Freiheit ist, welche man den Morgenländerinnen gestattet, wenn sie um Erlaubniß bitten, irgend eine öffentliche Procession oder ein Schau-Gepränge mit anzusehen. Wiewohl aber die Weiber der Könige damahls insgemein eingesperrt waren, so scheint es doch, als ob die Weiber der Privat-Personen mehrere Freiheit genossen hätten. Denn eben derselbe David ließ das Weib des Uriah in sein Haus holen, welches er mit aller seiner königlichen Gewalt nicht hätte

thun

thun können, ohne einen Aufschuß zu veranlassen, wenn Bathseba eben so strenge wäre gehütet worden, und die Personen der Weiber damahls eben so heilig und unverleßlich gewesen wären, als sie es jetzt in den Morgenländern sind. In der Geschichte Salomon's finden wir deutliche Nachrichten von einem Serail zur Einsperrung seiner Weiber; und in der Geschichte des Ahasverus lesen wir, daß sein Serail nicht nur zur strengsten Einsperrung, sondern auch zur wollüstigsten Sinnlichkeit bestimmt und eingerichtet war. Diesem Gebrauche in spätern Zeiten nachzuspüren, wäre unnöthig, da derselbe, bekannter Maßen, unter allen Völkern gemein wurde, bis auf die Zeiten der Römer, welche vielleicht die erste Nation waren, die ihn ganz abschaffte.

Eben dieselben Ursachen, wodurch ursprünglich gewisse besondere Sitten und Gebräuche eingeführt wurden, sind nicht allezeit die einzigen, wodurch diese Gebräuche sich erhalten. Ungeachtet Serails und Harems ursprünglich zur Einsperrung der Weiber bestimmt waren, so wurden sie doch bald nachher Artikel des Luxus. Die asiatischen Monarchen und großen Herren wetteiferten mit einander, wer die zahlreichste und schönste Sammlung von Weibern anlegen könnte, die ihrem Besitzer einen Glanz und ein Ansehen von ungefähr derselben Art gab, als wir andern Europäer durch eine prächtige Equipage und ein zahlreiches Gefolge erlangen. Die Asiaten aber trieben ihre Liebhaber noch weiter. Sie begnügten sich nicht mit dem Besitze einer so großen Anzahl von Weibern; sie rückten sie so gar in die lange Liste schwülstiger Titel ein, woran die Morgenländer sich so ausschweifend ergehen. Der König von Bisanagar führt unter seinen andern prächtigen Titeln auch den: eines Gemahls von tausend Weibern. Hier zu Lande, wo wir alles, was unserm Wahne nach, unsern Stand glänzender ma-

chen

chen oder unsern Ruhm erhöhen kann, geüffentlich auszukramen pflegen, können wir uns nicht vorstellen, welches Ansehen ein Morgenländer durch eine Anzahl von Schönheiten erlangen kann, so lange sie vor eines jeden Menschen Augen, ausser seinen eigenen, verschlossen sind. Allein, nicht die Parade mit denselben und allen ihren Reizen ist es, die ihm dieses Ansehen verschafft; dazu braucht er weiter nichts, als daß man weiß, er habe sie in seinem Serail.

Einige haben Serails und Harams mit dem Vorgeben rechtfertigen wollen, als ob sie nicht sowohl Gefängnisse, sondern vielmehr freiwillige Zuflucht: Derter vor der Frechheit und Dreistigkeit der Männer wären. Allein diejenigen, welche also urtheilen, müssen die Geschichte der Morgenländer schlecht, und das menschliche Herz noch weniger, kennen. Denn ich sehe nicht ein, wie es sich mit den der Menschheit angeborenen Begriffen und Gefühlen vereinigen lasse, daß Frauenzimmer sich selbst freiwillig einsperren, und alle Freuden der Freiheit, des geselligen Lebens, die Hoffnung und das Vergnügen öffentlich bewundert zu werden; und zwar keinem größern Lohne, als einem karglichen Antheile an den Günstbezeugungen Eines Mannes, aufopfern sollten. Jedes menschliche Wesen hat von Natur ein gleiches Recht zu persönlicher Freiheit; und keine Menschen scheinen dieses Recht höher zu schätzen und eifriger zu behaupten, als rohe und uncultivirte Völker. Vermuthlich mögen sich also die Frauenzimmer den ersten Versuchen, sie einzusperren, aus allen Leibes- und Seelen-Kräften widersezt haben. Da aber ihr Streben vergeblich war, so gab Gewohnheit und Gebrauch dem, was anfangs bloß eine ungerechte Gewaltthätigkeit war, das Gepräge und Ansehen eines Rechtes; und nun lästet sich das weibliche Geschlecht fast in der halben Welt, geduldig, wie Verbrecher, einsperren, bloß weil Gewalt und Gewohn-

heit

heit sich unmenschlicher Weise wieder seine Freiheit vereinigt haben.

Rührt die Einsperrung der Weiber ursprünglich von Eifersucht her, so hatte ein Ehemann, dem seine Frau wirklich Ursache zur Eifersucht gab, wenigstens einen erträglichen Vorwand, sie einzusperren. Aber alle Weiber überhaupt einzusperren, weil man einige unter ihnen untreu befunden hat, oder alle junge Frauenpersonen überhaupt, darum, daß einige wenige unter ihnen gewaltthätiger Weise geschändet worden waren, dieß war eine seltsame und höchst ungerechte Gewaltthätigkeit. Hr. v. Montesquieu sucht diese Gewaltthätigkeit zu beschönigen, und sagt: „In denen Ländern, wo die Weiber eingesperrt werden, wirkt „das Klima so stark, und sublimirt die Leidenschaften „zu einer so unbändigen Höhe, daß Weiber, wenn „man sie in Freiheit liesse, allezeit gewiß angegriffen „werden, und wenig oder keinen Widerstand leisten „würden.“ Gesezt aber, dieses Urtheil sey noch so gut gegründet; würde es denn nicht gerechter seyn, die Angreifenden, als die Angegriffenen, einzusperren? Ich getraue mich aber auch zu behaupten, daß dergleichen Urtheil nicht in der Natur gegründet sey. Denn, der so gefürchtete Angriff sowohl, als auch der so schwache Widerstand, rühren nicht bloß von dem Klima, sondern zugleich auch von dem Zwange, her, und würden in Lappland fast eben so, wie in Asien, Statt finden, wenn die beyden Geschlechter in Lappland eben so sorgfältig von einander abgesondert wären, und man für ihre Keuschheit keinen andern Bürgen, als den Mangel an Gelegenheiten zur Ausschweifung, hätte.

In der Türkei, in Persien, und in verschiedenen Ländern von Asien und Afrika, pflegen die Monarchen ihren Unterthanen die Frauenpersonen, die ihnen schön dünken, insgemein eigenmächtig wegzunehmen, ohne einiges Ansehen ihres Standes, oder ob sie ver-

ehlicht

ehlicht oder unverehlicht sind. Dem türkischen Kaiser müssen die Griechen, und einige andere ihm unterthänige Völker, jährlich einen Tribut an jungen Mädchen entrichten; diese bringt man in gewisse Zimmer des kaiserl. Pallastes, die von allen andern Zimmern abgesondert sind, und das Serail heißen, wo sie von Berschnittenen auf das strengste bewachtet werden. Die Gärten dieses Serails sind mit hohen Mauern umgeben, und mit Reihen von Bäumen bepflanzt, welche die Aussicht verhindern; und weiter dürfen die Frauenzimmer niemahls kommen, ausgenommen wenn ihr Herr einige von ihnen auf irgend einer Lustreise, oder einem Zuge gegen einen Feind mitnimmt, in welchem Falle sie in genau verwahrte Behältnisse, auf Kamele geladen, gesetzt werden, und eben so sehr eingesperrt sind, als in den abgelegensten Gemächern des Serails.

Außer dem Serail des Sultans haben auch Privat-Personen in ihren Häusern Zimmer, in welche sie ihr Frauenzimmer einsperren; diese Zimmer heißen Harams. Der Haram in der Türkei ist so, wie in dem ehemahligen alten Griechenlande, angelegt; beständig in dem Hintertheile des Hauses, und alle Fenster desselben gehen in den Garten. Die Zimmer der Damen sind, wenn der Mann es nur bestreiten kann, immer sehr zierlich, nach ihrer Art, eingerichtet, und es mangelt den Bewohnerinnen derselben zum Genuß des Lebens nichts, als Gesellschaft. Sie haben zu ihrer Bedienung eine Menge schöner Sclavinnen, und werden von diesen mit Vocal- und Instrumental-Musik, mit Tänzen und andern Zeitvertreibe unterhalten. In diesen Harams sind die Frauen nicht so genau eingeschlossen, wie im Serail; sie haben zuweilen die Erlaubniß auszugehen, aber dann müssen sie immer verschleiert, und vom Kopfe bis zum Fuße in ein Kleid eingehüllt seyn, welches sie *Soriges* nennen, ohne welches kein Frauenzimmer von gewissem Range auf der

der Straße erscheinen darf. Diese Kleider sind einander so vollkommen gleich, daß es schlechterdings unmöglich ist, die Züge und die Gestalt eines Frauenzimmers von einem andern zu unterscheiden. So gar die eifersüchtigsten Ehemänner selbst können ihre eigene Frauen nicht erkennen; und keine Mannsperson darf auf der Straße ein Frauenzimmer anrühren, oder ihm nachgehen.

In verschiedenen Theilen des mogulischen Reiches werden die Frauenzimmer, wenn sie über Land reisen, in eine Art von Maschine gesetzt, die einem Wagen ähnlich ist, und so auf Kamele geladen; oder in bedeckten Sänften verwahrt, und eine Wache von Berschnittenen und Bewaffneten umgibt sie, so, daß ein Fremder eher glauben möchte, der Zug bringe irgend einen Mißthäter zum Gericht, als daß er nur bestimmt sey, den Liebeshändeln oder der Flucht eines wehrlosen Frauenzimmers zuvor zu kommen. Zu Hause sind sie mit einem Schleyer bedeckt, welchen sie nie in der Gegenwart irgend eines andern Menschen, als des Ehemannes oder eines nahen Anverwandten, aufheben dürfen.

In dem größten Theile von Asien, und in einigen Gegenden von Afrika, werden die Frauen von Berschnittenen bewachtet, welche, ihrer Keuschheit Gewalt anzuthun, unvermögend sind. In Italien ist ein gewisses Schloß der Keuschheit bekannt, womit man die Keuschheit der Weiber in Sicherheit zu setzen vermeint, und dessen Erfinder der letzte Tyrann von Padua, Alerius Carrara, gewesen ist. Auch die Spanier, welche Abkömmlinge von den Afrikanern, und eben so eifersüchtig als ihre Stamm-Ältern, sind, machten, verschiedene Jahrhunderte hindurch, von solchen Hänge-Schlössern Gebrauch. Aber sie fanden dieses Mittel unzureichend, und nahmen endlich ihre Zuflucht zu alten Weibern, die unter dem Namen *Diognas* bekannt sind. Man hat die Entdeckung gemacht,

macht, daß Verschnittene zuweilen die weibliche Tugend nicht so genau hüten, als daß sie nicht bestochen werden könnten, um einen andern dasjenige Vergnügen schmecken zu lassen, zu dessen Genüsse sie selbst unfähig sind. Die Spanier glaubten daher, daß alte rachsüchtige Weiber weniger zu bestechen seyn müßten; denn der Neid würde sie treiben, die jungen an dem Genusse des Vergnügens zu hindern, welches ihnen selbst nicht mehr zu Theil werden könnte. Allein, das allmächtige Gold überwand auch dieses Hinderniß.

In verschiedenen andern Ländern, hat man, außer den Duegnas, den Schlössern, den Verschnittenen, und der Einsperrung, verschiedene andere Mittel, die weibliche Keuschheit zu erhalten, gebraucht. More gibt uns von einer gar sonderbaren Methode, deren man sich, zu diesem Behuf, in den innern Theilen von Afrika bedient, Nachricht. Es ist eine Figur, in der Gestalt eines Mannes, der man den Namen Mumbo Jumbo gegeben hat. Diese Figur ist in ein langes Kleid, welches von einer Baumrinde gemacht ist, eingehüllet, hat einen großen Kopfsuß von Stroh, und ist gemeinlich ungefähr 9 Fuß hoch. Eine Manns-Person kriecht hinein, setzt sie in Bewegung, und spricht aus ihr, was ihm gut dünkt, oder macht ein so fürchterliches und schreckliches Geräusch, als er zu Erreichung seines Zweckes am dienlichsten erachtet. Sie wird sehr sorgfältig von den Mannspersonen verwahrt, und kommt niemahls zum Vorschein, als des Nachts, wenn die Männer Streitigkeiten mit ihren Frauen beizulegen haben, oder wenn sie dieselben durch Schrecken zur Keuschheit und zum Gehorsam bringen wollen. Sie überreden diese, daß der Mumbo Jumbo alles wisse; sie überlassen alles seiner Entscheidung, und er entscheidet allemahl zu ihren Gunsten. Eben dieser Mumbo Jumbo hat auch die Macht, den Verbrecherinnen Strafe aufzulegen. Man hat insonderheit die Frauen

Frauen zu überreden gewußt, daß er ganz besonders von ihnen beleidiget werde, wenn sie ihre Keuschheit verlesen, und daß er dieses Verbrechen eben so gewiß bestrafe, als entdecke. So bald sie ihn kommen hören, laufen sie davon, und verbergen sich; werden aber durch ihre Männer, so sehr sie auch zittern und beben mögen, genöthiget, wieder vor ihm zu erscheinen, und sich alles gefallen zu lassen, was ihm gut dünkt, oder was er ihnen befiehlt. Wie verächtlich muß der Verstand dieser Frauen seyn, wenn sie wirklich durch diese läppische Betriegerer hintergangen werden!

Beynahe in allen Ländern, wo die weibliche Keuschheit ein wichtiger Gegenstand gewesen ist, hat man irgend eine Methode erfunden, um die Unenthaltamen mit Furcht zu erfüllen, und diejenigen, die ihre Tugend bewahren, mit süßen Hoffnungen zu beleben. So gar der jüdische Gesetzgeber glaubte nicht, daß das gegen Unkeuschheit gegebene positive Gesetz, und die damit verbundenen Strafen, völlig hinlänglich wären, jede strafbare Neigung im Zaume zu halten; und verordnete daher ein Mittel, um die Furcht vor der Entdeckung zu erregen, welches über natürliche Kräfte ging. Dieses waren die Wasser der Eifersucht, welche ein Ehe-Mann, der die Treue seiner Frau in Zweifel zog, diese mit verschiedenen Feyerlichkeiten zu trinken zwingen konnte, und von welchen sie fest glaubte, daß ihr Leib aufschwellen, und ihre Lenden verfaulen würden, wenn sie strafbar wäre (*). Dieser Glaube, und die Macht des Mannes, seine Frau, so bald es ihm beliebte, die fürchterliche Probe machen zu lassen, war folglich eine gegen Unkeuschheit gemachte Schutzwehre, welche stärker war, als alle andere göttliche und menschliche Gesetze, und doch nicht so stark, daß sie nicht oft von küh-

nen

(*) 4 B. Mos 5, 11 — 31.

nen Weibern über den Haufen geworfen, und verachtet worden wäre.

Wo Eifersucht die herrschende Leidenschaft ist, und die Männer keine Vorstellung haben, daß die Unmäßigkeit ihrer Weiber durch Grundsätze, durch Hoffnung der Belohnung und Furcht vor der Strafe in Schranken gehalten werden kann, und wo zugleich eine unbeschränkte Lebensart ihnen keine Gelegenheit gibt, das weibliche Geschlecht unter Schloß oder Riegel zu halten, haben sie Gebräuche von der schändlichsten und abscheulichsten Art, den Körper unbesleckt zu erhalten, erfunden, ohne sich darum zu kümmern, wie sehr vielleicht die Seele verunreiniget werden möge. So bald ein weibliches Kind geboren ist, werden diejenigen Theile, welche die Natur getrennt hat, durch eine Art von Naht vereinigt, und es wird keine größere Oeffnung, als zu den natürlichen Bedürfnissen nöthig ist, übrig gelassen. Diese Theile hängen, wenn das Kind heran gewachsen ist, so fest an einander, daß man bey der Verheurathung desselben genöthigt ist, sie durch einen Schnitt zu trennen. Zuweilen gebrauchen sie zu eben diesem Behuf nur einen Ring; und die verheuratheten Frauen sowohl, als auch die Jungfrauen, sind dieser Beschimpfung unterworfen, nur mit dem Unterschiede, daß der Ring, welchen letztere tragen, nicht abgenommen werden kann, und daß der Ring der Frauen eine Art von Schloß hat, zu welchem der Mann den Schlüssel führt. Dieser Gebrauch ist fast in allen Theilen von Arabien herrschend, vorzüglich aber in demjenigen Theile, welcher unter dem Nahmen des steinigten Arabiens bekannt ist. Siehe auch im XXXI Th. S. 763, f. Die alten Deutschen, und verschiedene andere nordische Völkerschaften, überzeugen, daß Keuschheit vorzüglich nur durch ein anständiges Betragen zwischen beyden Geschlechtern unbesleckt erhalten, und daß diese Anständigkeit nicht füglich behauptet werden könne, so bald beyde Geschlechter sich zu

gemein mit einander machen, verbot den Männern so gar, die Frauenzimmer anzurühren, und legten, nach Verhältniß des berührten Theiles, eine Strafe darauf. In Groß-Britannien finden wir Gesetze dieser Art auch im 9ten Jahrhunderte.

In Polen sucht man die Keuschheit junger Mädchen durch eine Erfindung zu bewahren, die nicht weniger sonderbar, obgleich nicht so erniedrigend, ist, als die vorhin erwähnten. Den meisten weiblichen Kindern der Landleute werden an verschiedenen Theilen ihrer Kleidung Glöckchen befestigt, damit ihre Mütter und ihre weibliche Aufseherinnen hören mögen, wo sie sind, und, wenn sie es sich einkommen lassen sollten, Liebes-Handel anzuspinnen, oder sich auch ihrem Gesichte zu entfernen, es entdecken können. Wo man das weibliche Geschlecht für weiter nichts ansieht, als ein Werkzeug, thierische Liebe zu befriedigen, können Methoden, wie diese, nothwendig, oder doch zur Verhütung der mehresten, die Ruhe der Gesellschaft oder einzelner Personen störenden Unordnungen, beförderlich seyn; aber allenthalben, wo dieses Geschlecht zu den höhern Absichten, Freundinnen und Gesellschafterinnen zu seyn, bestimmt ist, sollte dasselbe auf eine ganz andere Art behandelt werden. Schlösser und Hüter, und körperliche Einschränkungen sind dann höchst unschicklich, da sie zu nichts führen, als die Seele herab zu würdigen, die Sitten zu verderben, und das schöne Geschlecht verächtlich zu machen; Umstände, welche man mit der größten Sorgfalt verhüten muß, da, wenn die Seele einmahl erniedrigt und besleckt ist, der Körper der Mühe, bewahrt zu werden, nicht mehr werth ist.

In Ländern, wo die katholische Religion eingeführt ist, sucht man die Keuschheit und jede weibliche Tugend, die damit in Verbindung steht, durch den Kunstgriff der Ohrenbeichte zu erhalten. Die Einsiker derselben glaubten, wahrscheinlicher Weise, daß die Unkeuschheit

ein Verbrechen sey, welches die weibliche Delicatesse keinem Frauenzimmer gestatten würde, ruckbar zu machen; und da ewige Verdammung darauf gesetzt ist, wenn man dem Beichtvater ein Verbrechen verheimlicht, so glaubten sie nun, jedes Frauenzimmer von diesem Laster dadurch abzuhalten. So gut ausgedacht aber auch dieser Plan scheinen mag, so hat die Erfahrung doch seine Untüchtigkeit bewiesen. Zwar legt die Einsetzung der Ohrenbeichte, wenn wir sie in dem eben erwähnten Lichte betrachten, der Unkeuschheit ein Hinderniß in den Weg, indem es dieselbe der öffentlichen Schande aussetzt, und die Furcht davor ist unter allen gesitteten Nationen eine der stärksten Leidenschaften des weiblichen Geschlechtes; allein, die Frauenzimmer sind zu listig geworden, um sich in diesem Netze fangen zu lassen; und so lange ihre Handlungen dieser Art geheim bleiben, ist es zu vermuthen, daß sie solche selten beichten. Aber da diese Furcht vor öffentlicher Schande immer eines der kräftigsten Mittel ist, eine weibliche Seele in Schranken zu halten, so haben die menschlichen sowohl als auch die göttlichen Gesetze dieselbe zu nutzen gesucht, und öffentliche Schande ist bei jedem aufgeklärten Volke zu einer der härtesten Bestrafungen erhoben worden, welcher eine Person, die den Pfad der Keuschheit verlassen hat, ausgesetzt ist. Daher ist sie denn eines der größten Hindernisse, welches man der Unkeuschheit entgegen setzen kann. Dieses erhellt aus dem Betragen der isländischen Weiber, als die, die Unenthaltbarkeit begleitende Schande bei folgender Veranlassung aufgehoben wurde. Im J. 1707 starb der größte Theil der Einwohner dieser Insel an einer epidemischen Krankheit, und der König von Dänemark ließ, um das Land geschwinder zu bevölkern, als die gewöhnlichen Fortpflanzungs-Gesetze es gestattet haben würden, ein Gesetz ergehen, welches allen Jungfrauen erlaubte, sechs natürliche Kinder zu erzie-

erzielen, ohne daß sie deswegen der Schande ausgesetzt seyn, oder an ihrem guten Rufe etwas verlieren sollten. Die Erfüllung dieses Gesetzes übertraf die Erwartung des Monarchen; die Mädchen beschäftigten sich so ernstlich mit der Bevölkerung, daß es in einigen Jahren für nöthig gehalten wurde, dieses Gesetz wieder abzuschaffen, damit das Land nicht mit Einwohnern überhäuft, und das Gefühl von Schande, welches mit Unkeuschheit verbunden ist, nicht in dem weiblichen Herzen so sehr ausgelöscht werden möchte, daß es nachher weder Gesetz noch Gebrauch wieder anzünden könnten. Wäre es nicht von selbst einleuchtend, daß die Ausschweifungen begleitende öffentliche Schande einer der stärksten Bewegungsgründe für das schöne Geschlecht ist, so ließe sich dieses aus vielen andern Umständen zur Genüge beweisen. Nichts ist gewisser, als daß es in denen Ländern, wo mit gar keiner Handlung Schande verknüpft ist, gar keine Keuschheit gibt, so wie hingegen diese Tugend in denen Ländern am meisten blühet, wo die ihr entgegen gesetzten Laster mit dem größten Grade von Schande gebrandmarkt sind.

Wenn man also erweget, daß fast alle göttliche und menschliche Gesetze die Keuschheit auf die nachdrücklichste Art einzuprägen suchen, und daß der Scharfsinn einer jeden Nation sich bemühet hat, diese Tugend zu schützen, so werde ich, dieselbe meinen Leserinnen als die schönste Zierde ihres Characters noch mehr zu empfehlen, nicht nöthig haben.

Die Keuschheit muß nicht nur im ledigen, sondern auch im Ehe-Stande beobachtet werden. Warum kommen unter den Menschen die unzeitigen Geburten so oft vor, und warum nimmt die Anzahl derselben immer mehr zu, so, daß mehrentheils unter 1000 Schwängern, 100 unzeitig niederkommen, und so viele Menschen keine unter Verheiratheten in

den ersten Tagen und Wochen der Anpflanzung wieder erstickt werden, aus welchen der Staat nützliche Mitbürger hätte erziehen können? Woher kommt es, daß bey den trächtigen Thieren, wenn sie auch während dem Tragen oft die härtesten Arbeiten und Strapazen aushalten müssen, unzeitige Geburten so ganz außerordentliche Erscheinungen sind? Ich fürchte, und die Erfahrung der berühmtesten Aerzte und Geburtshelfer hat es nur zu oft bestätigt, daß die Lüsternheit, und die nicht in gehörigen Schranken bleibende Erfüllung gewisser Triebe, so wohl den mit der reinsten Liebe entflammten, als auch besonders den durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken, durch gewisse Bücher, Schauspiele und Gemählde, und andere die Einbildungskraft zu rege machende Ursachen, erhitzten Gatten zum unwissentlichen Verderber der Frucht seines Weibes gemacht hat; und wie sehr ist es für die Bevölkerung zu bedauern, daß das edelste Wesen in der Schöpfung, so wie es in der Nahrungs-Art von dem ursprünglichen Einfachen abgewichen ist, auch in dem herrlichsten Geschäfte der Fortpflanzung mehr der Einbildungskraft, als der Stimme der, Ordnung liebenden und gebietenden Natur, gehorcht!

Nicht ohne Grund, nicht ohne weise Absicht des Schöpfers, wirkt die Schwangerschaft, ob sie gleich eigentlich keine Krankheit ist, so wohl auf das Gemüth, als auch auf die Gesundheit bey den meisten Weibern sehr wunderbar. Die Natur scheint gleichsam in der Schwangerschaft den Leib der Mutter, ihre sonst blühende Schönheit, das Holde in den Gesichtszügen, das Lebhaftige, das Feurige in den Augen, allen äussern Reiz, für eine Zeitlang zu vernachlässigen, Kräfte und Säfte zu sammeln, und nach der Gebärmutter, in welcher der Menschen-Keim Wurzeln schlagen soll, hin zu leiten. Die meisten Schwangeren sind daher im Gesichte blaß, verzogen, unkenntlich. Auch das Gemüth einer

befrucht-

befruchteten Mutter, ist, wosern nicht Unmäßigkeit und erhitzte Einbildungskraft die natürlichen Triebe in Unordnung bringen, zur ausschweifenden Munterkeit weniger aufgelegt; und es entsteht aus guten Absichten des weisesten Schöpfers, ein gewisser Kalkül gegen die Lüsternheit der Männer, damit die Wallungen des Blutes der wachsenden Frucht nicht schädlich werden. Man werfe einen Blick auf das brütende Federvieh, auf belegte Hündinnen und andere trächtige Thiere, und beobachte, wie sie sich zu dieser Zeit gegen ihre Männchen empören; man wird die weiseste Absicht des Schöpfers mit Händen fühlen können; und der Mensch sollte die heiligsten Gesetze der Natur zum offenbaren Schaden der Bevölkerung übertreten? Denn das wird doch ein Jeder leicht begreifen können, daß eine Leibesfrucht in den ersten Wochen und Monathen der Schwangerschaft so wohl, als auch in der Folge, durch Ursachen, welche nach den in diesem Zustande sehr erweiterten und reichbaren Gefäßen der Gebärmutter einen noch stärkern Zufluß eines erhitzten Blutes zuwege bringen, und durch einen Reiz derselben eine krampfartige Zusammenziehung in ihnen wirken, welche durch den Druck des Unterleibes und Niedersenkung der Gebärmutter dieselbe einer Gewaltthatigkeit aussetzen, nothwendig Schaden leiden müsse, und daß es nicht zu bewundern sey, wenn sie durch eine solche Ursache bald zernichtet und unzeitig abgetrieben, bald übel gestaltet, todt, oder mit immer anklebenden Fehlern des Gehirns, auf die Welt gebracht wird. Daher behauptet Montaigne, daß die eheliche Beywohnung einer Schwangeren, eine Art von Menschen-Morde nach platonischer Art vorstelle; daher dieselbe auch bey so vielen Nationen, den ottomanischen Völkern, bey allen Völkern von Nigritien, in dem Königreiche Benin auf der Slavensküste, bey denen Völkern, die zwischen Sierra Leona und dem Flusse Cestro, so wie bey jenen, welche an der Gambia woh-

nen, bey der essäischen Secte unter den Juden zu vermieden wurde, und durch Geseze ehemahls verboten war, oder noch ist. Ich könnte, wenn hier der Ort wäre, Zeugnisse der erfahrensten Aerzte anführen, um das Gesagte zu bestätigen, und den gewissenhaften jungen Ehemann von der Nothwendigkeit einer weisen Mäßigung, so wie in allen seinen Leidenschaften, so vorzüglich auch in dieser, zu überzeugen. Hierzu kommt noch, daß Unmäßigkeit in diesem Stücke auch selbst seine eigene Gesundheit nach und nach zerrüttert. Denn auch der Ehestand schließt die Uebel, welche als Folgen jener wiedernatürlichen Befriedigung dieser Leidenschaft bey Unverheuratheten bekannt sind, nicht aus. Wie viele Männer verlieren in dem Schooße des Ehebettes alle Munterkeit des Leibes und der Seele; und wie viele leben in der tiefsten Unwissenheit über diese Uebel, deren Quelle der Arzt selten aufzudecken wagt! Oder ist nicht hierin eine der wichtigsten Ursachen der Hypochondrie und anderer Nerven-Krankheiten zu suchen? Zwar entspringt diese Krankheit auch aus vielen andern und manichfaltigen Quellen; aber sie ist desto gefährlicher, wenn sie zugleich aus dieser fließt.

„Es ist ein Elend anzusehen,“ sagt Hr. Leib-*Arzt Zimmermann*: „wie gesunde, aufgeweckte, muntere Jünglinge wenige Jahre, und oft wenige Monate nach ihrer Heurath, so sehr ausgefogen sind, daß sie mit den Kräften allen Muth verlieren, ein ernsthaftes trauriges Wesen annehmen, und, mit Einem Worte, völlige Hypochondristen werden. Die Weiber wissen nicht, daß, indem sie ihre Ehegatten mit sinnlichem Vergnügen überhäufen, sie dieselben zugleich der Süßigkeit der Liebe, und der himmlischen Wollust zweyer vereinigter Herzen berauben, ihnen alle Sinnlichkeit abnutzen, und durch den überhäuften Genuß sie in die abscheuliche Unmöglichkeit stürzen, lange zu genießen. Der Magen ist ihnen widerstrebend, er will nicht mehr verdauen, drückt sie beynähe beständig, die Blähungen, Verstopfungen des Leibes, Beschwerden von der goldenen Ader, plagen sie wie eine Folter; sie klagen über ein

eige-

eigenes Ziehen in dem Kreuz, das sie öfters glauben macht, man schütte ihnen kaltes Wasser da herunter; Schwäche des Haupts, Unmöglichkeit einer Sache lange nachzudenken, ein Schwindel, Schwäche des Gesichtes, Sichter, eine Nachlassung aller Seelen- und Leibes-Kräfte, trockner Husten, Blutspenen, schleichende Fieber, und die unheilbarsten Auszehrungen sind die traurigen Folgen von der Verschwendung des kostbarsten der Säfte, die sich freylich bey denen am ehesten und gefährlichsten äussern werden, die einen durch die frühzeitigen Wollüste der Jugend schon ausgemärgelten und geschwächten Körper mit in den Ehestand hinüber bringen, welchem sie nun vollends ihre noch übrigen Lebensgeister aufopfern, und in welchem sie jetzt ihren frühzeitigen Tod finden, den sie zwar nicht selten selbst durch übel angewendete Mittel befördern. Denn oft nehmen sie, untröstlich über die ihnen selbst spürbare tägliche Abnahme ihrer übel angewandten Kräfte, zu starken und gewürzten Speisen, zu den berühmten und in den Zeitungs- und Wochenblättern empfohlenen restaurirenden Pillen und hitzigen Elixiren ihre Zuflucht, um die Asche glühend zu erhalten, welche das jugendliche Feuer zurück ließ. Oft würden sie noch errettet werden können, wenn sie sich bey Zeiten einem verständigen Arzte anvertrauen würden, der die Entkräftung der Nerven durch angemessene stärkende Mittel heben, und das junge Paar auf eine bescheidene Art belehren würde, daß ein allzu heftiger Genuß der Liebe nicht ein glücklicher Trieb der Natur, sondern ein zügelloser Feind sey, der sie durch lauter Vergnügen suche aufzureiben; der sie bitten würde, hier eine Mäßigung zu machen, ohne welche der Gebrauch aller Arzeneyen vergeblich sey; und dem sie es auch zuletzt von Herzen ver danken würden, daß er ihr Vergnügen zwar auf eine Zeitlang geheimmet, sie aber auch in den Stand gesetzt, solches mit doppelttem Entzücken zu genießen.“

Aber könnten dem jungen feurigen Ehemanne nicht eine übertriebene Aengstlichkeit, und eine zu strenge Zurückhaltung, wirklichen Schaden in Absicht auf seine eigene Gesundheit zuwege bringen? — Ja, würde diese Frage nur zuweilen, und nur aus einer übertriebenen Aengstlichkeit zärtlich für ihre und ihrer Kinder Gesundheit besorgter Väter dem Arzte zu

beantworten vorgelegt, so könnte ich vielleicht darüber hier ganz schweigen, und, um einer, wiewohl falschen Delicateſſe und der affectirten Keuschheit gewisser Obren zu schonen, es jedem gewissenhaften Arzte überlassen, dieselbe in jedem vorkommenden Falle zwischen den vier Wänden zu beantworten. Allein, die Meinung, daß es überhaupt mit der Enthaltſamkeit etwas gefährliches sey, daß Jünglinge und Ehemänner durch hartnäckiges Widerstreben gegen diesen Ruf der Natur sich den größten Schaden in Absicht auf ihre Gesundheit zuziehen können; daß die Excesse der Keuschheit in ihren physischen Folgen so gefährlich, als die Excesse der Unkeuschheit, seyn können, wird heut zu Tage so allgemein, und so gar in öffentlichen Schriften so geradezu behauptet, daß ich es bey dieser Gelegenheit mir zur Pflicht mache, einen so irrigen, in seinen Folgen so schädlichen, allem was wieder die Unkeuschheit gepredigt wird, alle Kraft und Wirksamkeit benehmenden Grundsatz, eben so öffentlich anzugreifen. Selbst die Aerzte scheinen überhaupt hierüber nicht recht zu wissen, was sie glauben sollen; und der, eben so gelehrte als erfahrene, Hr. Hof-Medicus Marcard in Hannover, ist der erste und neueste Schriftsteller, welcher diese, sowohl in medicinischen Schriften, als auch in solchen, die für den Unterricht und Gebrauch des Publicum abgefaßt sind, meistens mit Stillschweigen übergangene Sache gehörig erörtert hat. Und da ich mit diesem vortrefflichen Manne in der völligen Ueberzeugung stehe, daß von dergleichen das physische Wohl der Menschheit so sehr interessirenden Wahrheiten, mit Hintansetzung aller unbedeutenden Bedenklichkeiten, recht laut müsse gesprochen werden, und bennabe je lauter, je besser: so will ich auch hierüber ein Wort öffentlich reden, oder lieber für diejenigen meiner Leser, welche etwa meine vorherige Aeußerungen über diese Materie für

für gar zu übertrieben halten möchten, Hr. Marcard (*) selbst sprechen lassen.

„Es ist eine fast allgemeine Meinung,“ sagt Hr. M. „die man allenthalben hört, mit der Enthaltſamkeit sey es ein gefährliches Ding, und sie werde oft schädlich; es seyen die Ergießungen des Samens dem gesunden Manne eben so nothwendig, als es ihm nothwendig ist, sein Wasser zu lassen, und wenn dieses unterbleibe, so könne die Gesundheit davon Schaden leiden. Nicht bloß ist dies eine gemeine Meinung, sondern Aerzte in Deutschland haben es in den letzten Jahren in öffentlichen Schriften geradezu behauptet. So was, sagt man sehr irrig, laſſe sich nicht ausschweizen; weil es doch allerdings, wenn man so reden will, ausgeschwizt wird.“

„Ich kenne gewiß manchen jungen Mann, der enthaltſam leben würde, wenn er recht überzeugt wäre, daß man es ohne Schaden seyn könne, und wenn ihn nicht zuweilen der verzweifelte Gedanke plagte, es sey unnatürlich und ungesund sich solche Vergnügen zu versagen, er könne sich dadurch Beschwerden auf den Hals ziehen, und seiner Gesundheit nachtheilig werden. Die Wollust hat für sich schon so viel Reiz, daß es nur einen Schatten von einem vernünftigen Grunde braucht, um dazu zu überreden. Wie weit die Verblendung hierbey gehen könne, das sah ich einst an einem Menschen von einem erbärmlich schwachen Körper, der durch Selbstbefleckungen epileptische Zufälle litt, und doch noch immer glaubte, solche Ausleerungen seyen seiner Gesundheit nothwendig, und seine Natur fordere sie schlechterdings. Dieser Mensch sah gewisse aus der Schwäche seines Körpers, aus seiner Reizbarkeit und lebhaften Einbildungskraft herkommende Antriebe für Bezeuſe seiner Kräfte und für eine Stimme der Natur an.“

„Da einige Aerzte gerade das Gegentheil von dem behaupten, was ich für wahr halte, so will ich deswegen hier umständlich davon reden, und einiges wiederholen, was ich schon darüber an andern Orten, sonderlich bey Gelegenheit des berühmten Priesters Blanchet (**), gesagt habe, den ich hier nothwendig anführen muß.“

Blatt:

(*) Beschreib. von Pyrmont, 2 B. Lfg. 1785, gr. 8. S. 229, fgg.

(**) In der, im 123 St. der Göt. gel. Anz. v. J. 1780, S. 1006, fgg. befindlichen Recension der Nachricht von einer höchst

„Blanchet, ein französischer Geistlicher, war, ohngeachtet seiner quälenden Begierden, aufs strengste keusch gewesen; dieses scheint wohl gewiß zu seyn. Nun verfiel er in eine Raserey; er beschreibt seine Geschichte in einem eigenen Buche, das auch deutsch übersezt ist, und er behauptet darin, diese Wuth sey von dem Samen entstanden, der ihm nach dem Hirne gegangen. Das ist nun eine äußerst willkürliche Erklärung, die zwar Buffon dem Blanchet gelten läßt, weil sie seinem System der *molecules organiques* günstig ist, die aber in der That und vernünftiger Weise nicht zu rechtfertigen steht. Die Mutterwuth der Weiber (*Furor uterinus*), ist ein Zufall, der dem seinigen völlig gleicht, der auch mit einer Begierde nach dem andern Geschlecht verbunden ist, aber die Weiber haben keinen Samen, der ihnen das Hirn verrückt, daher ist hier bloß die Einbildungskraft und ein reizbarer, in Aufruhr gebrachter Zustand der Nerven, zu beschuldigen; diese allein war es auch unstreitig, was den Blanchet rasend machte. So bald es wahr ist, daß ein Mann durch die bloß physischen Folgen der Enthaltensamkeit um die Gesundheit kommen könne, so ist sie etwas Unnatürliches, und man muß ihr das Wort nicht reden. Aber es ist nicht wahr. Wenn die Zurückhaltung des Samens physisch etwas schaden könnte, so sollten sich die nachtheiligen Wirkungen davon zuerst in den Samen- Werkzeugen und Behältnissen, durch Ueberfüllung, Stockungen und Entzündung äußern, aber dergleichen sieht man weder bey Menschen noch bey Thieren, und selbst Blanchet spürte nichts davon.

„Ich kenne verschiedene zuverlässige Beispiele von gesunden und jungen Männern, die in vielen Wochen, in 2 bis 3 Monathen zuverlässig gar keinen Samen verloren hatten, die sonst wohl an mäßige Ausleerungen gewöhnt waren, und die nach etlichen Monathen, die unter besondern Richtungen des Gemüths auf gewisse dasselbe sehr beschäftigende Gegenstände, verstrichen waren, noch nicht die kleinste Spur von Beschwerden keiner Art daraus litten. Diese

höchst merkwürdigen Krankheit, welche Hr. Blanchet, Pfarrer zu Cours bey Reole in Guyenne sich durch eine unverbrüchliche Enthaltensamkeit zugezogen, von ihm selbst beschrieben, und den Herren Aembert und Buffon in Handschrift übersender, 1780, 8. 4 u. e. h. B.

Diese Beobachtungen sind unwidersprechlich wahr und richtig. Da nun aber doch bey gesunden Männern die Samen- Behältnisse in wenigen Tagen nach einer Ausleerung schon ziemlich wieder angefüllt sind, wenn auch keine Reize auf diese Theile, die aus wollüstigen Vorstellungen herkommen, diese Anfüllung beschleunigen: so darf ich wohl sagen, was in etlichen Monathen nicht Uebels daraus wiederfährt, das wiederfährt nie. Ich darf behaupten, stockt und verdirbt nichts in so langer Zeit, so müssen Wege seyn, welche diesen Saft auf andere Weise aus seinen nicht gar zu großen Gefäßen wieder hinweg führen. Ich darf aber dieses um so viel dreister sagen, weil wir vollkommen wohl begreifen, warum die befürchtete Gefahr ein Hirngespinnst sey.

„Wir wissen ja genugsam, welcher Wege sich die Natur bedient, um Säfte aus den Höhlen, worin sie behalten werden, wieder in den Umlauf zu bringen; und sollte wohl der weise Schöpfer dieses bey einer Gelegenheit versäumen haben, wo es wegen der Ordnung und zum Besten der Gesellschaft so höchst nothwendig war, und wo durch diesen Mangel der Tugend ein Kiegel vorgeschoben oder gar eine Strafe zubereitet würde? Nimmermehr! Die Zergliederung zeigt deutlich, daß es in diesem Stücke gehe, wie in andern; und der berühmte Meckel hat es von den Samenbläschen besonders gewiesen, wie sie die enthaltene Feuchtigkeith, wenn sie nicht vergossen wird, wieder den circulirenden Säften zuführen, und solchergestalt mit dem Blute vereinigen. Nicht allein geschieht dieses in den Samenbläschen, sondern in der ganzen Strecke der Samen-Gänge, und in den Hoden selbst schon. Hieraus begreift man denn, wie einige Thiere, denen die Natur hierin weit größere Kräfte gegeben hat, als dem Menschen, vornehmlich die Pferde, ohne alle Ausleerung dieser Art doch sehr gesund und munter sind. Man sieht niemahls bey den Hengsten, die man nicht decken läßt, geschwollene Geilen aus der Verhaltung des Samens entstehen, und es folgt bey ihnen keine Wuth daraus, vielmehr wird das Thier dadurch munterer und kräftiger.

„Wenn wir aber auch hierüber beruhigt sind, sagen die Blanchete, und aus dem stockenden Samen in unsern Zeugungstheilen keine Gefahr befürchten: so entsteht gerade das, was uns schreckt, nämlich der Same geht ins Blut

Blut über, steigt ins Gehirn, und macht uns toll. Freylich hat dieses noch niemand behauptet ausser dem Priester Blanchet, und niemand wird so etwas sagen, der die Natur des thierischen Körpers kennt. Schon die alten Aerzte behaupteten, daß der Same mit Nutzen im Leibe zurück behalten werde, daß er den Körper stärke, munter, muthig, kühn, unternehmend und dauerhaft mache. Die Alten sahen also gerade das Gegentheil von dem, was Blanchet besorgt, und wir können uns täglich überzeugen, daß sie recht beobachteten. Sehn wir nicht allenthalben, daß unter den Gesunden diejenigen am gesündesten sind, die am keuschesten leben, und daß sie am spätesten alt werden?

Die Beobachtung der Thiere läßt hierüber keinen Zweifel zurück. In England erlaubt man niemahls, daß einer von den Hengsten, die zum Wettrennen gebraucht werden, eine Stute decken darf, weil die Erfahrung zeigte, daß ihnen dieses im Rennen schadete. Und diese Thiere sind unter allen unstreitig diejenigen, welche die größte Stärke, Anstrengung, Gewalt und Schnelligkeit im Spiel ihrer Muskeln ausüben. Wer es nicht selbst gesehen hat, der begreift es kaum, und doch ist es wahr und zuverlässig, daß diese Hengste (andere Pferde braucht man dazu nicht) in einer Minute und etlichen Secunden eine englische Meile zurück legen, und ungefähr in etwas über 5 Minuten eine deutsche Meile! Dieses außerordentliche Vermögen eines Thiers setzt doch gewiß die höchste Vollkommenheit der Organen und der ganzen Maschine voraus. Es beweist auch, wie mir dünkt, ganz unläugbar, was freylich diejenigen Engländer, die dieses Hazardspiel mit Wettrennen treiben, aus Erfahrung lange wissen, daß die größte Enthaltbarkeit diesen Thieren nicht nur nicht schade, sondern vielmehr sie vollkommener mache. Nur erst, wenn sie vor Alter nicht mehr laufen können, braucht man sie zur Zucht, um ihre Art zu behalten.

Ach! wie oft sah ich jeden Sommer in Pyrmont einen betrübten Zustand des Kopfs, des Magens, und des ganzen Körpers, aus der Verschwendung dieses Safts, bey solchen, die gewiß heiter und gesund gewesen wären, und eine lange Jugend hätten hoffen können, wenn sie an die Keuschheit geglaubt hätten. Aber nun mußten sie nach

Pyr-

Pyrmont kommen, um ihre arme Natur wieder ein wenig aufzurichten.

Es ist seltsam, daß man bey so vielen Menschen, und zumahl auch bey vielen Aerzten, eine Art von Hartgläubigkeit findet, die durchaus die häufige Vergießung des Samens für ein ganz gleichgültiges Ding erklärt. Aber was kann man von einer Sache wissen, um die man sich nicht bekümmert, und wonach man nie fragt! Dieses ist wirklich der Fall mit sehr vielen Aerzten, die sich bey keiner langwierigen Krankheit, zumahl junger Leute, nach diesem Umstande erkundigen; die immerhin ihre gewöhnliche Recepte gegen den schwachen Magen, gegen Schwindel und Gedächtnißschwäche verschreiben, ohne sich zu bekümmern, aus welchem Grunde diese Schwachheiten eigentlich herühren.

Nur Aerzte, die von den gemeinen Vorurtheilen nicht eingenommen sind, und die auf solche Dinge Acht geben, können wissen, wie unsäglich viele lange, drückende und quälende Krankheiten und Beschwerden, ihre einzige und wahre Ursach in der, nach Verhältniß der Kräfte zum Uebermaaß befriedigten Wollust haben. Das Ehebett macht hier keine Ausnahme. Im Schooße der Ehe liegt die ganze Quelle des Elends von manchem Ehemanne, ohne daß er es argwöhnt. Sein Unglück ist, daß er eine Regel befolgen will, die Luther gegeben haben soll, und die für den kernfesten Doctor Luther leidlich seyn mochte, aber nicht für ihn.

Ich weiß es recht wohl, daß nicht der eine wie der andere sey, daß die Natur manches Menschen viel aushalte, und daß es auch einst einen Hercules gab. Indessen habe ich einen solchen wahren, berühmten und bekannten Hercules dem Körper und den Kräften nach, gekannt, der von Rechts wegen 90 Jahr gesund hätte leben müssen, der schon im 46sten Jahre ein kraftloser hinsinkender Greis war, und der im 48sten an Entkräftung des Leibes und der Seele starb. Die menschlichen Kräfte sind endlich, und ganz besonders in diesem Stücke. Wer sagt uns auch immer, daß das schlaffe, träge, unmännliche Wesen, das elende Aussehn, die matten todten Augen, und tausenderley andere Schwachheiten, bey Leuten die wir kennen, einen andern Grund habe, als Uebermaaß in diesem Stücke? Die häufige Ausleerung eines Saftes, auf dessen Zubereit-

ung

ung die Natur offenbar außerordentlich viel Arbeit wendet, der das Blut seiner feinsten, geistigen und balsamischen Theile beraubt, und die mit so großer Anstrengung und Erschütterung der ganzen Maschine geschieht, kann unmöglich dem Körper ganz gleichgültig seyn. Die Gewohnheit macht hierin nicht viel gut. Bekanntlich hält Niemand besser aus, als wer vorher enthaltsam gelebt hatte, folglich nicht gewohnt war. Nicht leicht stelle sich auch jemand zum Beispiel auf, und sage: mir schadet es nicht. Man sieht immer, daß diejenigen am schwersten für die Ausschweifungen büßen, bey denen die Folgen am längsten ausbleiben; und die Ursach ist sehr begreiflich.

„Ich habe doch schon manchen Kranken gesprochen, und darunter auch zuweilen sonderbare und seltene Fälle kennen lernen; aber noch soll der erste kommen, der über die physischen schlimmen Folgen der Keuschheit geklagt hätte. Gewiß nicht, weil es keine Keuschheit in der Welt gibt, dieses weiß ich besser; sondern weil sie keine physisch üble Folgen hat. Niemand klagte mir noch, dieser erbärmliche Zustand des Kopfs, mein elender schwacher Magen, diese zerrütteten Nerven, sind die Folgen der Enthaltensamkeit; und ich zweifle auch, daß irgend ein anderer Arzt glaubwürdig eine solche Klage je gehört habe.

„Was hier angeführt ist, sind fast alles Erfahrungen. Die Natur des milden Safts, und ähnlicher Wirkungen des Körpers, beweist aber ebenfalls und zur Ueberzeugung, theoretisch die Wahrheit von *Blanchet's* Furcht. Schadet doch nicht einmahl der Klapperschlange ihr fürchterliches Gift, wenn es nicht vergossen wird, sondern wieder zurück in ihr Blut geht.

Es ist auch nicht gegründet, daß bey den Thieren eine unbändige Brunst aus dem ins Blut zurück geführten Samen entstehe, denn diese Brunst kommt ja nur zu gewissen Jahreszeiten, da doch die Absonderung des Samens ununterbrochen fortbauert, und nur durch Frühling und sanfte liebliche Lust etwas vermehrt wird. Angenehme Eindrücke der Wärme und des Frühlingsempfinds, die den Werkzeu- gen der Empfindung schmeicheln, sind die wahre Ursach der aufwachenden Triebe, wenn sie ruheten; und diesen folgen natürlich, wie jedem Reize, stärkere Absonderungen, da wo er hinwirkt. Heißes Klima reizt beständig, aber entmannt früh.

„Man

„Man zieht viele, aber gewiß irrige Schlüsse gegen die Enthaltensamkeit aus den freiwilligen nächtlichen Ergießungen, die der Mensch vor den Thieren voraus hat, und will daraus beweisen, daß die Entledigung von dem Samen ein eben so nothwendiges Bedürfnis sey, als andre Ausleerungen. Eben darin, daß die Thiere diese Ergießung nicht haben, liegt schon ein wichtiger Grund gegen die physische Nothwendigkeit derselben. Wenn man betrachtet, daß die schwächesten und der Wollust am meisten fröhlichen Menschen diesen nächtlichen Pollutionen am meisten, und oft zur völligen Entkräftung, unterworfen sind, hingegen gesunde, die nicht etwa sehr an diese Ausleerungen gewöhnt sind, weit weniger, und oft gar nicht; daß diejenigen, welche eine lebhaftere und auf solche Vorstellungen gerichtete Einbildungskraft haben, ihnen häufiger unterworfen sind, als solche, die weniger lebhaft sind, oder deren Gemüth von andern Gegenständen voll ist; wenn man erwägt, daß ein Gesunder niemahls eine solche nächtliche Ergießung hat, ohne daß dabey wollüstige Vorstellungen oder Träume sind: so kann man fast nicht anders als annehmen, was ich schon vorlängst, und, so viel ich werf, zuerst, behauptet habe: daß diese Ergießungen, in so fern sie nicht Krankheiten sind, mehr für eine Wirkung der Einbildungskraft angesehen werden müssen, und mehr zu deren Bänderung dienen, als daß sie einen physischen Nutzen hätten. Und daher erklärte sich denn, warum die geistigen Thiere, wie Sperlinge und Hähne, die eingesperrt sind, hiervon nichts wissen, selbst die Affen nicht, so viel mir bekannt ist, die man doch sogar sich bestecken sieht.

„Ueberhaupt wird es nicht genug erwogen, von wie ausnehmend großem Einflusse die Einbildungskraft auf diese Dinge sey. Wie ganz gewöhnlich ist alles das bloß das Werk der Einbildungskraft, was man für Naturtrieb ansieht, und aus dem Grunde zu befriedigen trachtet! Sieht man nicht so oft bey ganz Gesunden alle Triebe dieser Art völlig und auf lange Zeit schlafen, wenn die Seele von andern Vorstellungen, die sie an sich zieht, erfüllt ist? Hingegen der müßige Kopf, dessen Imagination freyes Spiel hat, empfindet jeden Augenblick so genannte Naturtriebe. Wer unter einer anhaltenden Angstlichkeit, Furcht und Sorgen lebt, bey dem sind, wenn er auch das wollüstigste Temperament hat, alle solche Triebe völlig getödtet,

Deß. Enc. XXXVII Th.

D

so

so lange dieser Zustand dauert. Kann man dieses auch auf was anders, als auf die Einbildungskraft, schieben? Denn die physischen Wirkungen gehn ihren Gang fort, und die Absonderungen der Säfte werden dadurch nicht unterbrochen, wie sich das genug zeigt, so bald der leidenschaftliche Zustand ein Ende hat.

„Man wird mich hoffentlich nicht beschuldigen, daß ich gewisse in der Welt sehr nützliche und notwendige Uebungen verschreyen wollte. Auch würde man mir das größte Unrecht thun, wenn man mir aufbürdete, ich läugne die physischen Triebe und Reize aus angefüllten Samengefäßen ab. Diese sind allerdings stark genug, und wirken bey dem einen viel heftiger als bey dem andern. Aber daß demohngeachtet diese vermeinten physischen Triebe zur Wollust oftmahls in der Imagination sitzen, und ganz allein darin sitzen können, das beweiset endlich die bekannte Geilheit der Verschnittenen unlängbar genug, bey denen doch nun die physische Ursach ganz ausgerottet und getödtet ist.

Ob es mir gleich nie einfallen wird, den Celibat der römischen Geistlichen zu vertheidigen, weil er den natürlichen und rechtmäßigen Wünschen der Menschen widersstrebt, und sonderlich, weil er alle Hoffnung abschneidet: so kann ich doch niemahls die physische Schädlichkeit der Enthaltung zugeben. Wer nur Lust hat, es zu versuchen, wer sein Gemüth wohl beschäftigt und den Leib übt, oder, wo es nöthig ist, ermüdet, der wird bald überzeugt werden, daß die Religion, durch das strengste Geboth der Keuschheit in diesem Stücke, weder etwas Unmögliches, noch etwas Schädliches fordere, und daß Enthaltbarkeit und Keuschheit keine so gefährliche Tugenden sind, als man geglaubt hat.“

Reutel. (der) bey den Fischern, der Sack in der Mitte der Wathe, in welchem sich die Fische fangen.

Es gehört mit dem Niederf. Raute, eine Grube, zu dem großen Geschlechte derjenigen Wörter, welche eine Vertiefung, einen hohlen Raum bedeuten. Siehe Raze 8, Raue, Roth, Röhre u. s. f.

Reuterling, ein Beynahme des wettinischen Bieres; s. Th. V, S. 34.

Reva:

Revaron, ein indianischer Same; s. im XXXVI Th. S. III.

Revel, ein vierfüßiges Thier aus der Gattung der Gazellen, welches man am Senegal antrifft. Es ist ein wenig kleiner, als die gemeine Gazelle, (s. Th. XVI, S. 501, fgg.) mit welcher es sonst in den meisten Stücken überein kommt, und beynabe mit unsern kleinen Rehen von einerley Größe. Es hat, wie die gemeine Gazelle, ein kurzes falbes Haar, einen weißen Bauch und Hintern, einen schwarzen Schwanz, schwarze Hörner mit Ringen und länglichen Hohlstreifen. Nur darin weicht es von der gemeinen Gazelle ab, daß es größere Augen und mehr Ringe an den Hörnern hat, welche auch überdies an den Seiten platt sind.

Kew, (wird Kiu ausgesprochen,) ein Flecken in der Grafschaft Surrey in England, nahe bey London, mit einem angenehmen königl. Lustschlosse an der Themse, und einem reichlich ausgezeierten Garten. Es ist jetzt der beständige Sommer: Aufenthalt des Königs, und verdient deswegen eine genauere Anzeige.

Man hat davon, ausser 4 großen Blättern von Mason, Elliot und Canon nach Boolets Zeichnung, welche die verschiedenen Partien von dem Parke vorstellen, noch: Plans, Elevations, Sections and perspective Views of the Gardens and Buildings at Kew in Surry, by Will. Chambers, Lond. 1763, f. Dieses Werk enthält Risse und Abbildungen der Tempel und übrigen Gebäude, und 8 schöne Partien von dem Parke.

Der Ort an sich ist volkreich, und hat eine Brücke über die Themse. Das Gebäude des kön. Landhauses daselbst, Fig. 2031, ist sehr simpel, und für die Wohnung des königl. Hauses zu klein. Der Vater des jetzigen Königs, George III., bewohnte es als Prinz von Wales. Auf der linken Seite des Einganges stehen die Ställe, und auf der rechten die Küchen-Gebäude. Die Zimmer sind ohne große Kostbarkeit meublirt, und mit vielen Bildnissen der bekanntesten Hofleute zu den

D 2

Zeiten

Zeiten des verstorbenen Prinzen von Wales behangen. In der Gallerie hängen 2 Jagdstücke von Wootton. Die Scene ist im Windsor-Walde, und die Personen sind die Bildnisse, der Großen, welche den Prinzen von Wales damals begleiteten.

Der Garten zu Kew, umfaßt zwar keinen sehr beträchtlichen Umfang, der eine große Mannichfaltigkeit von natürlichen Scenen verstatte (*); allein, außer dem Reichthume von einheimischen und ausländischen, besonders nordamerikanischen Bäumen, Sträuchern und Pflanzen, die hier ein vortreffliches Gedeihen haben, geben ihm die darin befindlichen Monumente und Tempel einen merkwürdigen Vorzug. Man hat durch diese den Mangel der natürlichen Abwechselungen, die dem Orte fehlen, zu ersetzen gesucht. Denn in dem Innern laufen die Prospective nur in der Nähe herum, nur auf ein Wasserstück, auf die Bäume, Büsche und kleine Anhöhen; und man muß einen Thurm besteigen, um eine Aussicht auf das Land zu genießen. Die Tempel mögen für den eingeschränkten Raum zu gehäuft seyn; sie mögen nicht immer ihnen zugehörige Scenen haben, wodurch sie sich mehr von einander absondern, und ihre Wirkungen, die sich nun in einander verlieren, bestimmter und stärker beweisen würden; dennoch haben diese Gebäude so viel Schönheit der Architectur, und ahmen die antike Form mit so vielem Geschmack nach, daß sie unter den neuern Werken dieser Art eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen. Wenn ein König der so viel feinen Geschmack in der Baukunst, und zugleich so viel Kenntniß der Botanik besitzt; dessen sanfte Seele den Eindrücken der Natur-Scenen nicht weniger, als den Gefühlen der Menschenliebe, der Zärtlichkeit und der Freundschaft offen steht; der mit

(*) Er ist, nach Volkmann's Berichte, ungefähr 500 Schritte breit, und eine Viertelsunde lang.

der Würde des Monarchen das Glück eines Privatmannes zu vereinigen weiß, und wenn ihm die öffentlichen Geschäfte erlauben, vom Throne zu steigen, sich in ein Haus voll Einsalt und bescheidener Zierlichkeit (Fig. 2031) verbirgt, nur stolz, Gemahl und Vater zu seyn; wenn dieser König einer Nation vorsteht, die ihre Neigung zum Freyen und Edeln selbst in ihren Landsitzen zu verbreiten gewohnt ist: so sollten ihm zu seinen Lust-Ortern die besten Plätze des Landes gehören, um sie noch mehr zum Ruhm der Kunst mit den Denkmälern seiner Erfindung zu verschönern.

Die Gebäude im Garten zu Kew sind meistens von Holz, aber nach Stein-Art gebauet. Ein Theil ist nach den Rissen des Chambers aufgeführt. Die schönsten sind die Tempel des Sieges und der Sonne. Bey dem Sonnen-Tempel ist das Gebäude von einem Tempel zu Balbec entlehnt. In der Menagerie werden viele ausländische Vögel, chinesische Fasanen, u. d. gl. unterhalten. Bey derselben steht der Tempel der Belitona, und auf einem einsamen Gange gegen das Wasser zu, der von Gott Pan, von dorischer Ordnung. Nicht weit davon erhebt sich auf einer Anhöhe des Aeolus Tempel, und nahe bey dem Wohnhause der Tempel der Einsamkeit. Am Ende des Sees liegt ein achteckiges Gebäude, welches das Haus des Confucius genannt wird, weil es inwendig mit allerley chinesischen Grotesken und den Geschichten des Confucius verziert ist. In einem nahe dabey gepflanzten Dickichte, ist 1761 die Maschine angelegt, welche den See mit Wasser versorget. Es werden dadurch mit 2 Pferden, in 12 Stunden jedes Mahl 3600 Orbst Wasser in denselben gebracht. Von hier kommt man an eine Colonnade von korinthischer Ordnung, welche das Theater der Augusta heißt. Der Tempel des Sieges ist 1759 errichtet worden. In dem höhern Theile des Gartens steht die Alhambra, ein mohrisches Gebäude, und in

der Mitte desselben die große von Chambers angelegte Pagode im chinesischen Geschmack; sie ist 163 Fuß hoch, und enthält 10 Stockwerke. Man hat von derselben eine unbeschreiblich schöne Aussicht, und sie ziert die ganze umliegende Gegend, weil sie über alles hervor ragt. Nicht weit von der Pagode stößt man auf eine türkische Moskee. Wenn man sich von hier dem Pallaste nähert, finden sich folgende Gebäude: eine gothische Kirche, die Gallerie der Antiken, und der Tempel der Arethusa, von dem eine palladische Brücke nach der Insel führt. Zum Andenken des letzten Friedens ist auch ein Tempel errichtet, den die Engländer, welche nach einem so siegreichen Kriege nichts weniger als einen so nachgebenden Frieden wünschten, alle Mähl mit Verdruß ansehen. Die Ruinen stellen ein altes verfallenes römisches Gebäude sehr glücklich vor; sie dienen zugleich zu einem Wege für das Vieh und Fuhrwerk.

Der Tempel des Sieges, Fig. 2032, ist zum Andenken des Sieges, den 1759 bey Münden die brittische allirte Armee unter den Befehlen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig über die französische unter dem Marschalle von Contades erhielt, errichtet. Der Tempel erhebt sich auf einem Hügel, und ist ein vollkommen und prächtig ausgeführtes Gebäude. Es ist ein zirkelförmiger Peripteros (*) von ionischer Ordnung, und die Säulen haben Streifen. Der Fries ist mit Laubwerke geziert, und rings um die Attike schlingt sich ein Kranz von Lorbeerblättern. Die Zelle, oder das innere Gemach, woraus man einen artigen Prospect hat, ist mit feinen Stuccaturarbeiten ausgeziert, welche Siegeszeichen vorstellen. Dieses edle Gebäude ist nach Chambers Zeichnung und unter seiner Aufsicht aufgeführt.

Der Tempel der Sonne, Fig. 2033, liegt in einem offenen Haine. Er ist ebenfalls ein zirkelförmiger Peripteros,

(*) Peripteros, ist eine Art von Säulen-Stellung (Colonnade), wenn rund herum 30 Säulen, und dabey vorn 6, und hinten 6 befindlich sind.

ros, mit einer Attike versehen, und von korinthischer Ordnung. Die Säulen sind gestreift. Das Gebälk ist reich, und, wie ich bereits erwähnt habe, von dem berühmten Tempel zu Balbec nachgeahmt. Ueber jeder Säule ist in dem Fries eine Leyer mit einem Lorbeerzweige in erhabener Arbeit abgebildet. Außerhalb rings um den obern Theil der Zelle läuft ein Kranz von Früchten und Blumen. Das Innere bildet einen im reichen Geschmack ausgeführten und vergoldeten Sal. In dem Mittelpuncte der Decke ist die Sonne vorgestellt, und in den Friesen erscheinen in 12 mit Lorbeerzweigen umkränzten Abtheilungen, die Zeichen des Sonnenkreises in erhabener Arbeit. Der Tempel ist unter Chambers Aufsicht erbauet.

Der Tempel des Aeolus, Fig. 2034, erscheint auf einer Anhöhe. Er ist seiner Figur nach ein Monopteros (*). Die Ordnung ist zusammen gesetzt; doch ist die dorische die herrschende. Innerhalb der Säulen ist eine große Nische in einem halben Zirkel, die zum Sitzen dient. Das Gebäude ist zum Umdrehen eingerichtet, und seiner Größe ungeachtet kann man es sehr leicht mit einer Hand nach einer andern Seite wenden.

Indem man in einen abgelegenen einsamen Gang einschlägt, trifft man den Tempel des Pan, Fig. 2035, an. Er ist ein Monopteros, und von dorischer Ordnung; seinem Profile nach von dem Theater des Marcellus zu Rom nachgeahmt. Die Meropen sind mit Stier-Scheldn und Opfer-Schalen verziert. Er ist auf einer Seite verschlossen, und so eingerichtet, daß er zu einem Ruhefische dient.

Nicht weniger ist der Tempel der Einsamkeit, Fig. 2036, ein schönes Gebäude, mit einer achteckigen Zelle und zwey Fenstern, die sich auf den Seiten der Thüre zeigen. Hrn. Justiz Hirschfeld Theorie der Gartenkunst, 3. B. Lpz. 1780, 4. S. 67, fgg.

Der wichtigste Theil des Gartens zu Kew, ist für einen Liebhaber von Pflanzen der botanische Garten. Die Prinzessinn von Wales hat ihn bereits angefangen,

D 4

und

(*) Monopteros ist, wenn eines runden Tempels Dach nur auf frey stehenden Säulen ruhet, und weiter keine Mauer vorhanden ist.



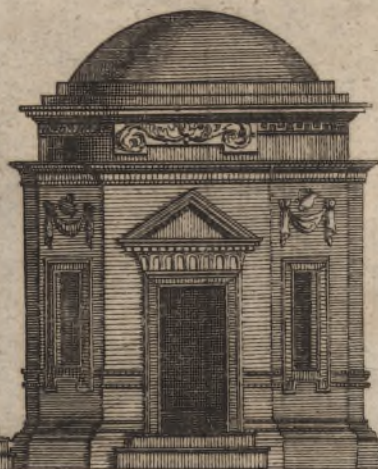
F. 2031. G. 211.



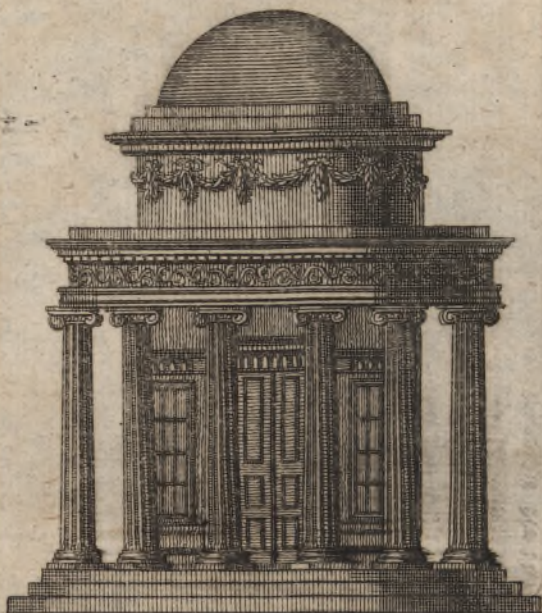
F. 2034. G. 215.



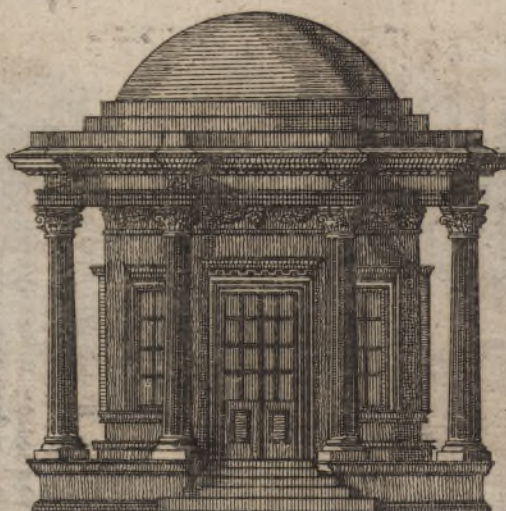
F. 2036.



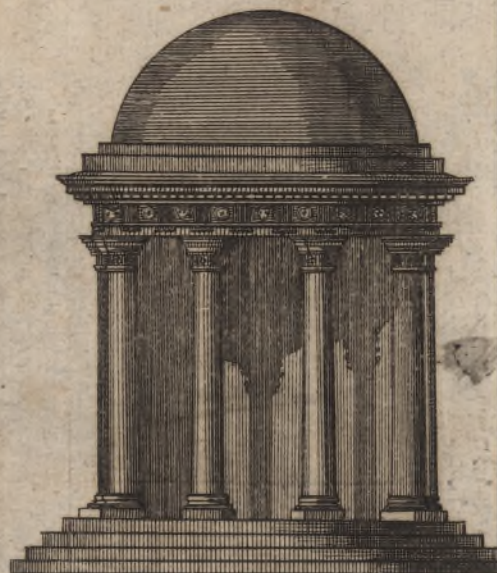
F. 2032. G. 214.



F. 2033.



F. 2035.



und der jetzige König zu einer Vollkommenheit gebracht, dergleichen man wenig findet. Er liegt im nordöstlichen Theile des großen Gartens, und wird von diesem eingeschlossen. Der nördliche Theil ist der freieste, in der Mitte eben, und im Umfange mit einer lehnigen Anhöhe umgeben. In der Ebene steht ein kleines Gartenhaus. Ein Theil ist mit Rasen überzogen und mit Bäumen besetzt, worunter sich eine schöne Eeder und ein Korbbaum von 8 Zoll im Durchmesser befinden; der andere aber ist in ein Pflanzenfeld verwandelt, um welches meistens Sträucher stehen. Die Anhöhen sind mit Buschholz und niedrigen Bäumen bepflanzt, und dazwischen sind kleinere perennirende Gewächse gesetzt. An des Königs Hause ist ein kleiner Bezirk für die Treibe-Beete und Sommer-Gewächse eingeschlossen. Ein langes Gebäude ist für das kalte und die warmen Häuser bestimmt. In jenen stehen die spanischen, orientalischen, nordafrikanischen und carolinischen Kräuter; und in diesen beyden alle aus den Gegenden des heißen Erd-Gürtels. Sie werden durch Canäle geheißt. In den mittlern ist besonders eine gemauerte und mit Erde ausgefüllte Grube, in welcher kleine Bäume und Stauden, die sich nicht in Töpfe setzen lassen, gepflanzt sind. An diesen Häusern sind die Fenster unmerklich nach Norden geneigt, und vor ihnen hin warme Treibe-Beete zu Aufbringung der Samen aus den heißesten Gegenden angelegt. Ein sehr warmes niedriges Haus steht an der Nordost-Seite, neben dem Eingange in den Garten, etwa 40 Schritt von den vorigen hinterwärts, welches auch durch Canäle geheißt wird, und Pflanzen aus den heißesten Gegenden in dem gemauerten, über der Bodenfläche erhabenen, mit Lohe und Erde ausgeschütteten Behältnisse enthält. Vor diesem Hause sind noch zwei Reihen Treibe-Beete. Vor dem obersten Treibe-Beete ist ein ordentliches Beet mit Felsensteinen ungefähr 1½ F. hoch ausgelegt,

Gar:

Garten-Erde dazwischen geschüttet, und Mos eingestopft, um Pflanzen darauf zu unterhalten, die einen steinigten Boden erfordern. Weiter vorwärts sind zwei kleine Berge in der Höhe von 6 F. und einer verhältnißmäßigen Abdachung aus Felsenstücken angelegt, und so viel Erde dazwischen geschüttet, als zu ihrer Befestigung nöthig ist. Sie werden mit Kräutern, die einen felsigen Boden erfordern, oder zwischen Klippen hervor kommen, besetzt. Jeder Berg hat eine Grundfläche von 3 Schritt in der Breite, und 20 Schritt in der Länge. Man kann sich kaum vorstellen, wie artig diese mit so vielen Gewächsen aus allen Ländern überzogene Berge aussehen. Hinter der Mauer, die den Garten theilt, sind ungefähr 1 F. tiefe, und mit Mose und ähnlichen die Feuchtigkeit zurück haltenden Dingen angefüllte Beete, für die Riethgräser, Torfpflanzen und die nordamerikanischen Sumpf-Gewächse.

Der südliche Theil des Gartens ist vermittelst durchgeführter Mauern in 6 Felder abgetheilt. Die Beete an der Nord-Seite der Mauern sind für Alpen-, nordamerikanische, Sumpf- und überhaupt für solche Gewächse bestimmt, die den Schatten lieben; diejenigen hingegen, welche die Kälte leicht beschädigen kann, sind vor dem Nord-Winde durch die Mauer, an deren Süd-Seite sie stehen, gesichert. Außerdem sind die Felder in lange und schmale Beete abgetheilt, auf welchen die Pflanzen, so viel möglich, nach dem Geschlecht-System gesetzt, und mit dem Namen vermittelst eines Holzes bezeichnet sind. Der Boden ist ein mit etwas Garten-Erde vermischter braungelber Thon. Es ist kein Himmelsstrich, keine Art Erdreich, keine Lage, kein Geburtsort, den man nicht auf irgend eine Weise der Natur nachgeahmt hat. Der König ist selbst ein großer Freund der Botanik, und besucht diesen Garten täglich, wenn er dort ist.

Bemerkungen eines Reisenden 2c. 3 B. Altenb. 1775, 8. S. 170, 199.

Khatouat, ein arabisches Längen-Maß, welches so viel, als bey den Europäern ein geometrischer Fuß ist. Der Khatouat hat 5 Akdams oder Fuß; 12000 Khatouats machen 1 Parasange oder arabische Meile.

Ki, heißt, bey den Türken und Persianern, ein Kaiser, welches die Regenten ihren Vornahmen öfters vorzusetzen pflegen.

Kjächta, oder **Kächta**, ein Gränz-Ort an dem Flusse gleiches Namens, in der Nertschinskischen Provinz der irkusischen Statthalterschaft in Sibirien, wo das russische und das sinesische Gebiet, oder die unter dem sinesischen Schutze stehende Mongolen, sich von einander scheiden. Diese Gränze hat der Graf Sawa Wladislawitsch Ragusinsk im J. 1727, durch einen Vergleich festgesetzt. Ehemahls war die sowohl von russischer als sinesischer Seite muthmaßlich angenommene Gränze der Fluß Bura, welcher ungefähr 8 Werste weiter gegen Süden liegt; sie war auch der Natur gemäß, und dem russischen Reiche vortheilhafter als jetzt, da die Gränze bloß willkürlich und quer durch die Steppe über die Berge gezogen, und durch aufgerichtete und mit Zahlen bemerkte Zeichen kenntlich gemacht ist. Wegen dieser Veränderung der Gränze, sind den Russen auch die vortreflichen Eisen-Erze entgangen, mit welchen die Berge am Bura angefüllt sind, ausser welchen man in diesen Gegenden gar kein Eisen findet. Es sind hier 1727 am Bache Kjächta 2 Sloboden (Flecken) angelegt worden, eine russische und eine sinesische; jene liegt nördlich, diese südlich, beyde sind nur 120 Faden von einander entfernt, und mit einem Ostrog, die russische auch überdies mit 6 Bastionen und einem Graben umgeben, und zwischen beyden sind Gränz-Pfähle und Wachen, welche letztere von beyden Seiten gute Acht haben, daß die Gränze nicht übertreten werde. Weil die Sloboden auf einer wüsten Steppe stehen, ist hier alles sehr theuer. Hier wird beständig zwischen Sines-

fern,

fern, sinesischen Bucharen und Mongolen auf einer Seite, und russischen Kaufleuten auf der andern Seite, ein wichtiger Handel getrieben, besonders mit Pelzwerke, welches von den Sinesern so theuer bezahlt wird, daß selbst von England über St. Petersburg eine Menge von canadischen Biber-Otter- und Fuchs-Fellen nach Kjächta geht, und, des durch den weiten Transport erhöhten Preises ungeachtet, doch mit Vortheil verkauft werden kann.

Kiangsi, siehe Quangsi.

Kibirten der Kalmücken, siehe im XXI Th. S. 297.

Kibiz, **Kiebiz**, **Kiebit**, **Kiewit**, **Kiewig**, **Kisiz**, **Kiviz**, **Kübiz**, **Kybit**, **Kybiz**, **Kyviz**, **Kywit**, **Gibiz**, **Gysiz**, L. *Gavia*, macht bey Klein ein besonderes Vogel-Geschlecht, und zwar das vierte in der zweyten Familie oder Classe derjenigen Vögel, die nur drey Zehen vorwärts haben, aus. Linné hat ein großes Geschlecht der Strandläufer, *Tringa*, und darin steht der Kibiz mit dem Nahmen *Vanellus*. Es hat aber Klein vielerley Arten von Kibizen, zum Theil auch mit andern Nahmen angegeben, und er rechnet zu ihnen den Pardel, und die Mornei, und will sie deswegen in Ein Geschlecht gebracht wissen, weil sie alle nur drey Zehen haben. Und wenn gleich an etlichen die Spur einer vierten Zehe, oder einer Afters-Zehe, zu finden ist, so bleibt doch dieses nur eine geringe Abweichung, indem man keine wirkliche Hinter-Zehe, sondern nur einen Sporn, annehmen kann. Der grüne Pardel hat nicht das mindeste Zeichen einer Hinter-Zehe, der graue hingegen hat nur ein in der Haut steckendes, kaum 1 Lin. langes Nägelchen, welches man höchstens einen falschen Sporn nennen könnte. Der gemeine Kibiz hat weiter nichts, als einen solchen kleinen Sporn, welcher vermuthlich Ursache seyn kann, daß manche demselben vier Zehen zuschreiben. Daß aber diese hinteren Anhängsel wirklich keine Hinter-Zehen seyn, ergibt sich

sich daraus, weil sie viel zu weit von der Fuß: Sohle absteigen, als daß der Vogel sich ihrer zum Gehen bedienen könnte; ja er kann diesen hintern Absatz nicht einmal zum Sitzen und Halten gebrauchen, weil er vermittlest derselben sich nicht auf den Bäumen anklammern kann; und sich daher auch nicht auf die Bäume setzt. Einige Vögel dieses Geschlechtes haben auf dem Kopfe solche Federn, die sie aufrichten und nieder legen können. Es sind insgesamt dumme und leicht zahm zu machende Vögel. Sie haben lange Flügel, außer dem virginianischen, gewählte Schnäbel, gerade Kinnladen, die zu Ende etwas höckerig sind; der äußerste Finger ist mit dem mittelsten ein wenig verbunden, der innerste ist frey. Die Arten des Kibiz: Geschlechtes sind folgende.

1. Gemeiner Kibiz, Nieders. Kiwitt, Kyvitta Schwenck, welcher Nahme eine Nachahmung seines genau so lautenden Geschreyes ist. Was den Deutschen wie Kiwitt klang, verstand ein sassarisches Gehör für Gavi-Gavi; daher nennt man in Sassari, einer Stadt in der Insel und dem Königreiche Sardinien, diesen Vogel Gavi-Gavi. Dem gemeinen Manne in Frankreich lautet sein Geschrey Dix-huit, und er nennt den Vogel auch also. Dahin gehören auch der Engl. Tirwit, Wit, der Ital. Gheppio, und der Dän. Vibe. Vanellus wird er im Lat., und Vaneau, oder Vanneau, im Französ. genannt, weil er bey Bewegung seiner Flügel ein Geräusch wie ein Wedel oder Fächer macht; Engl. Lap-wing; Poln. Czayek. An einigen Orten, wird er, wegen seines Geschreyes, auch Geißvogel, Himmelsgeiß, Himmelsziege, L. Capella, Capra f. Capella coelestis, an noch andern Orten Zweyel, und wegen seiner schönen bunten Federn, und des Federbusches oder Zopfes auf dem Kopfe, Feld-Pfau, Pavo sylvestris genannt. Weil der an dem Kopfe hinten herab hängende Federbusch den Campidanesen eine Ähnlichkeit

keit mit den Ohren des Hasen hatte, gab ihnen ihre Einbildung ein, den Vogel Lepera d'arzo (Tennen: Hase) zu nennen. In verschiedenen Theilen des Hochlandes, sind die Benennungen Cor in Cucuru (weiches so viel heißt als das Horn auf dem Wirbel) und Pipi-azhena gebräuchlich. Er ist in der Größe wie eine Schnepfe oder Taube, aber hochbeinig wie die Schnepfe, und kurzschwänzig; er hat auch einen langen Hals, doch ist sein Schnabel nicht so lang, als bey der Schnepfe, aber viel dicker, und nicht braun, sondern schwarz. Die weißrothen Beine sind über dem Knie mit einer nackten hornichten Haut bedeckt. Die Flügel sind lang und breit; sie halten ausgebreitet von einer Spitze zur andern $3\frac{1}{2}$ Fuß; wenn sie auf dem Körper liegen, gehen sie beynähe bis an die äußerste Spitze des Schwanzes; daher der Vogel eine langzügige, doch schnelle Bewegung bey dem Fliegen macht (*). Die Federn des Rückens sind bräunlich, in das Grüne fallend; die Flügel-Federn auch grünlich; die Schwing-Federn besonders schwarzglänzend und weiß. In der Brust hat er ein schwarzgrünes Schild. Der Bauch ist weiß. Die Federn des kurzen Schwanzes sind braunröthlich. Auf dem schwarzgrauen Kopfe befindet sich ein schwarzgrüner Schopf. Die Augen sind groß und scharfsichtig, daß der Vogel auch damit die Regenwürmer unter der Erde, wenn sie nur im mindesten die obern Erdrtheilchen bewegen, entdecken kann. Der Federbusch ist bey dem Weib:

(*) Ein Vogel, welcher allemahl beyde Flügel entweder zugleich hebt, oder zugleich ruhen läßt, beßigt, nach Hrn. Silbermanns Bemerkung, in seiner Abb. vom Fluge der Vögel, im 2 B. der Schriften der naturf. Gesellsch. in Berlin, S. 214, 1799.) die Geschicklichkeit, mit einem Flügel stärker zu schlagen, als mit dem andern; und dann krümmt sich die Bahn nach derjenigen Seite hin, wo der Flügel am schwächsten sich schwingt. Hierin ist besonders der Kibiz ein großer Meister, der sich ein Vergnügen daraus macht, im Fluge be ständig von der einen Seite zur andern zu wanken, und eine geschlangelte Bahn zu durchfliegen.

Weibchen etwas kleiner, und die Farben auf dem Rücken sind etwas matter, als bey dem Männchen.

Die Nahrung dieses Vogels sind Insecten, besonders Würmer. Er hält sich deswegen, in Afrika und in dem nördlichen Europa, an sumpfigen Orten, auf nassen Wiesen auf, und brütet auch auf denselben, doch mehr im Riethgrase, wohin das Vieh nicht gut kommen kann. Das Nest bauet er auf erhöhte Stellen, z. B. auf Maulwurf-Haufen, indem er sich in denselben eine Höhle macht, die er mit etwas dürrem Grase bedeckt; auch in Binsen. Er legt gemeiniglich 4 bis 5 Eyer, welche oben sehr dick und stumpf, und unten spizig, durchaus entweder dunkelbraun oder braungelblich mit schwarzen Flecken, sind, und, nach der Cuvier'schen Classification, unter die Eyer zweyter Größe gehören. Er brütet 14 Tage darüber. Kaum sind die Jungen ausgekrochen, so führt das Weibchen dieselben, wie die Hühner, aus dem Neste, und sucht ihnen Würmchen, die sie aber bald selbst finden lernen. Die Jungen können sich sehr geschwinde verstecken, und würden schwer zu finden seyn, wenn nicht die Alten den Ort, wo sie versteckt sind, durch ihr Geschrey, und durch ihr ängstliches Hin- und Herfliegen und Herabstoßen verriethen. Da der Vogel nicht eben viel Junge ausbrütet, und man doch davon ganze Scharen auf dem Felde sieht: so ist es wahrscheinlich, daß er mehr als ein Mahl im Jahre brüte, weil er sonst, bey der großen Nachstellung seiner Eyer, seltener seyn würde. Ob er gleich sonst ein sehr schlauer Vogel ist, welcher zur Herbstzeit nicht wohl an sich kommen läßt, ist er doch in seiner Brützeit aus Neidsucht so kühn, daß er Menschen und Hunden fast auf den Kopf fliegt, und daher im Fluge wohl zu schießen ist. Im Oct. streicht er in großen Scharen, und begibt sich vermuthlich in wärmere Gegenden; im Wiederstriche ist er einer mit von den ersten, welche, so bald der Sumpf vom Froste offen wird,

wird, zurück kommen. Doch bleiben sie bisweilen auch da; wenigstens sieht man sie in etlichen Ländern das ganze Jahr über.

Was die Jagd und den Fang betrifft, so gehört dieser Vogel zur niedern Jagd. Weil er aber, wie gedacht, sehr schlau ist, und man ihm durch Schießen ausser der Brützeit schwerlich beykommen kann, so kann man ihn desto besser auf den Herden berücken, wozu man aber auch besondere Garnwände haben muß, welche von grobem Zwirn gemacht werden. Man fängt dieselben mit 200 Maschen an, und strickt sodann 40 Mahl herum, oder durch die Maschen $2\frac{1}{2}$ Zoll weit; es kommen hieran keine Zipfel, sondern sie bleiben am Ende gerade. Doch müssen dieselben sowohl, als auch die Leinen, nach der Erde gefärbt seyn. Nachdem nun die Ribize nach ihrer Heckszeit sich zusammen begeben, sieht man einen Ort aus, wo sie gern liegen, welches gemeiniglich an den Vieh-Hütungen ist, und wo die gestürzten Aecker daran stoßen, da sie nach den Würmern fallen. Dasselbst schlägt man die Wände auf, wie die Finken-Wände, mit fein tiefen Rinnen oder Gräben, worin die Garne ordentlich eingelegt werden können. Hierbey ist zu merken, daß auch die Wände also geschlagen werden müssen, daß, wenn sie gestellet sind, sie von selbst zusammen fahren. Diesem nun ist also zu helfen. Wenn man die Stäbe in den Larven (Lorven), wie bey andern glatten Herden, ordentlich eingerichtet hat, muß man die vordersten Hestel, an welche die Ober-Leine kommt, nicht gerade nach der Linie der Larven schlagen, sondern mehr einwärts, imgleichen an die Schlag-Bäume, und die Leinen auch mehr nach der Mitte des Herdes hereinwärts anziehen und binden. Dieses macht alsdann, daß, wenn man die Wände zurück nach den Rinnen legt, und so aus den Händen gehen läßt, sie allemahl wieder in die Höhe, und mitten zusammen fahren. Also muß man einen Schneller an die vordersten

sten Stäbe machen, womit die Stäbe mit den Wänden aufgestellt und zurück gehalten werden. Auch kann den Wänden auf folgende Art geholfen werden, daß sie geschwinde zusammen fahren. Man legt eine starke Stange gleich den Vorder-Stäben, die Quere, 5 F. weit davon. Ueber diese Quer-Stange legt man eine andere Stange, die nicht allzu stark ist, und sich etwas biegen läßt; diese wird mit einem Ende unter den Stab der Wand, das andere Ende aber wird mit zwey gegen einander geschlagenen Haken, fest und etwas tiefer in die Erde eingeschlagen. Diese Stangen wippen die Stäbe, wenn der Schneller los gezogen wird, in die Höhe. Die Wände müssen mit Grase oder leichtem Laube bedeckt werden. Man streuet auch trocknen Pferde-Mist darüber. Die Hütte muß, so weit als möglich, von dem Herde entfernt seyn. An den Schnellern zum Losdrücken macht man schwarz gewichsten oder grün gefärbten Bindfaden. Hiernächst muß man auch ein Schwebe-Rohr, wie bey dem Heidelcher-Herde, haben; daran man einen lebendigen Ribiz macht. Auf dem Herde müssen wenigstens ein Par Ribize aufgelauffert werden. Hätte man aber anfangs keine lebendige, so stopft man etliche Bälge aus, und setzt sie auf den Herd; besser aber ist es, daß man sich ein Par junge Ribize aufziehe (*). Wenn man nun stellt, so bleibt einer bey der Hütte, und ein Par Leute gehen von fern herum, daß sie die Ribize nach dem Herde zu treiben. Nach einem einzigen, oder nach zweyen, wenn mehrere dabey vorhanden sind, ist es nicht rathsam zu rücken, denn man verschreckt die andern; sondern man wartet, bis deren mehrere kommen. Auf den Herd kann man Regenwürmer streuen, damit sie etwas darauf finden, und sich daselbst aufhalten, bis mehrere kommen. Es ist

(*) In Stuben können sie mit Brod, Fleisch und Zugemüse erhalten werden.

ist schon der Mühe werth, daß man ihretwegen einen Herd stellt; und es ist auch ein feines Vergnügen, wenn man 10 oder 12, und noch mehrere, auf Einen Ruck unter die Garne bekommt, und sie auslösen kann.

Da die Ribize in ihrer Freyheit von Gewürmern leben, so sollte man die alten lebendig mit Schlingen auf dem Neste fangen, und sie mit gestuhten oder gebrochenen Flügeln in den Gärten laufen lassen, damit sie Raupen und andere Insecten verzehren.

Linté versichert, daß die Ribize die Krähen, welche in Schweden und Norwegen den Lämmern die Augen aushacken, verjagen; wenigstens sind sie auf der Insel Gothland privilegiert.

In dem kön. preuß. Patent wieder das Hinwegfangen des Feder-Wildprats, und Ausnehmen der Eyer, d. d. Oranienburg, d. 10 Apr. 1704, (in *Mylus Corp. Const. March. 4 Th. 1 Abth. No. LXVII. Col. 637.*) ist wegen der Ribiz-Eyer folgendes verordnet: Was sonst die Kiewitz-Eyer betrifft: So wollen Wir zwar das Ausnehmen derselben annoch weiter nicht gänzlich verbieten, jedoch soll solches nur gewissen Leuten, und niemand anders, als deme deshalb Befehl und *Permission* gegeben, auch von Unserm Jagd- und Forst-Bedienten ein Zettel darüber ertheilet worden, verstattet, auch länger nicht, als bis zu Anfang des Monathes *Aprilis* zugelassen werden, welches dann auch die von Adel auf den ibrigen also zu halten, und zu Verhütung alles Schadens und Unterschleiffs denenjenigen, welchen sie solche zu suchen *permitteren* einen Zettel zu ertheilen, und die bestimmte Zeit nicht zu überschreiten haben. Und Wir befehlen solchemnach allen und jeden u. s. w.

Das Fleisch der Ribize ist gegen den Winter, wenn sie wegziehen wollen, so fett, als wenn sie gemästet wären; daneben ist es gut von Geschmack, gibt zwar

nur

nur leichte und geringe Nahrung, macht aber doch keine böse Gäfte. Bellonius rechnet sie so gar unter diejenigen wohlgeschmeckenden Vögel, welche man gar nicht ausnimmt, sondern sammt dem Eingeweide bratet. Man hält sie insonderheit für diejenigen, die mit Gicht oder Podagra beladen sind, heilsam.

Die Ribiz: Eyer sind außerordentlich schmackhaft, müssen aber doch den Hühner: Eiern nachstehen. Einige finden sie roh für besonders angenehm. In Holland werden sie vorzüglich häufig gegessen. Sie müssen aber noch vorher, ehe sie bebrütet worden sind, aus den Nestern genommen werden. Sie sollen ebenfalls den mit Gicht und Podagra Geplagten sehr heilsam seyn. Man pflegt sie gemeinlich, nachdem sie in Wasser ungefähr 1 Stunde lang gekocht worden sind, bey dem Desert, in eine Serviette gethan, zu Tische zu geben.

2. Schwarzbrüstiger Ribiz, *Vanellus indicus capite cirrato*, Engl. the black-breasted Indian Plover. Der Schnabel von der Wurzel bis in die Mitte dünner, als von der Mitte bis an die Spitze; der Kopf schwarzgrün, Oberleib und Deckfedern braun; Kehle, Brust und Bauch schwarz oder violett; Schwingsfedern schwarz und oben mit Weiß verseht; die Füße schwarz und etwas länger, als am gemeinen Ribiz; hat nicht einmahl eine After: Zehe. Er ist in Persien einheimisch.

3. Grüner Ribiz, grüner Pardel, der Grill: Vogel, *Gavia viridis*, *Pardalis* f. *Pluvialis viridis*; *Παγδαλος* Aristot. *Pardalus* III *Schwenckf.* *Vivago* Bodin. *Charadrius Pluvialis* Linn. *Pluvialis aurea*, le Pluvier doré *Briffon*. Verd Pluvier, Engl. The green Plover, Ital. il Piviere. Der Rücken und ganze Oberleib ist ruffarbig, mit gelbgrünen Flecken getieget. Die Flüßelfedern sind schwärzlich; die mittlern mit einer weißen Einfassung. Der Unterleib bey dem Männchen ist ganz schwarz. Dieser Vogel ist ganz einsam, und hält sich gern an niedrigen Orten auf.

4. Grauer

4. Grauer Ribiz, grauer Pardel, *Gavia* f. *Pluvialis cinerea*; *Pardalus* II *Schwenckf.* *Tringa Squarrola* L. Engl. the gray Plover. Schnabel und Füße sind schwarz; der Kopf hat keine Stußfedern; die Farbe des Leibes ist nicht bey allen gleich, mehrentheils aber dunkelgrau und gelb gefleckt; die Kehle weiß mit schmalen schwarzen Strichen. Die After: Zehe ist nur ein kleines Nägelschen.

5. Grünschnabeliger Pardel, Grünschnäbler, Steinpardel, Steinwölzer, *Gavia rostrum virescente*, *conico acuto*; *Pardalis quae Oedicnemus* Bellon. *Charadrius* Gesn. *Aldrov.* Engl. the Stone-Curlew, Ital. l'Edinnemo; in Sardinien Ciurliu, oder Ziriolu; ist vom Schnabel bis auf die Füße 20 Z. lang; die zwey äußersten Flüßelfedern sind weiß, in der Mitte und am Ende schwarz gestreift. Nach Cetti's Bericht (*), horstet dieser Vogel in Sardinien, und bleibt das ganze Jahr im Lande.

6. Mornell, Morinelle, Mornell: Ribiz, *Morinellus* Gesn. *Aldrov.* Will. *Raj. Albin.* *Pluvialis minor* f. *Morinellus* *Briffon.* le petit Pluvier ou le Guignard eiusd. *Gavia Morinellus* simpliciter *Klein.* *Charadrius Morinellus*, pectore ferrugineo, fascia superciliorum pectorisque lineari alba, pedibus nigris *Linn.* Engl. the Dotterel; (daher nennt ihn Albin la Dottalle des Anglois,) in Lappland Lahul. Er ist nicht größer als eine Amsel, oben braungrau, unten röthlich; die obern Federn haben einen rostfarbigen Rand. Des Weibchens Bauch ist ganz weiß, des Männchens Bauch aber ist mit einem schwarzen Flecke gezeichnet. Die Schwanzfedern sind grau, mit einer braunen Spitze; die 4 äußersten aber zu beyden Seiten haben eine weiße Spitze. Der Schnabel ist schwarz. In der Fauna

P 2

sue-

(*) Des Hrn. Abt Francesco Cetti Naturgesch. von Sardinien, aus dem Ital. 2 Bd. Ep. 1784, 8. S. 268, f.

ſuecica wird das Männchen also bezeichnet: *Charadrius pectore ferrugineo, linea alba transversa collum pectusque distinguente*, d. i. die Brust ist rothfarbig, und zwischen ihr und dem Halse ist ein weißer Quer-Strich. Das Weibchen aber also: *Charadrius pectore cinereo, abdomine rufescente, vertice fusco*, d. i. die Brust ist aschgrau, der Bauch röthlich, der Wirbel schwarzbraun; überdieß fehlt am Weibchen auch der weiße Strich über den Augen. Wegen des rothfarbigen Fleckes auf der Brust, wird der Mornell in einigen Gegenden auch Pomeranzenvogel, und Citronenvogel, genannt. Eben deswegen nennt man ihn auch in einigen Gegenden Frankreichs le Plover d'or. Er nährt sich von Käfern, Raupen, Holzwürmern und Erdschnecken, daher er auch gern die gepflügten Aecker und die Weinberge besucht. Er zeichnet sich von seinen übrigen Geschlechtsverwandten nicht nur durch seinen rundern Kopf, sondern ausserdem auch durch seine Dummheit und durch seinen possierlichen Anstand aus. Klein nennt ihn daher den hauptdummen Ribiſ, Müller aber den Possenreisser. Wenn ein Jäger oder Vogelfsteller sich zeigt, der seine Netze und den Herd zum Vogelfange zu recht macht, kommen diese Vögel ganz nahe herben geflogen, und betrachten mit äußerster Neugierde, was er vornimmt, machen allerley lächerliche Bewegungen, und gerathen dadurch in die Gefangenschaft. Trägt es sich zu, daß man einen dieser Vögel schießt, so kommt gleich der ganze Schwarm in der Nachbarschaft herben geflogen, und betrachtet den geschossenen Vogel genau, welches alsdann Gelegenheit gibt, daß man mit einem zweiten Schusse mehrere erlegen kann. In England fängt man sie bey Lichte, und treibt sie scharweise in das Netz. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend.

7. See-Lerche, See-Mornell, der sprenkliche Grillvogel, Strandpfeifer, *Gavia littoralis*, *Morinellus*

nellus littoralis, *Charadrius Hiaticula* L. Engl. The Sea-Lark, hält sich in den hohlen Ufern der Seen auf, und ist etwa $1\frac{1}{2}$ Mal so groß als eine Hauben-Lerche. Brust und Stirn, schwarz; Wirbel, braun; Schnabel und Füße, roth; hat einen doppelten Halsring.

8 Sonderling, *Gavia*, quae *Pluvialis arenaria nostra* Raj. alias Curwillet, an *Morinellus marinus Brownii*. *Tringa Cinclus* L. Engl. the Thurn stone, or Sea-Dortrel, Fr. Alouette de mer, hält sich an den europäischen Ufern auf. Der Körper oben graubraun, unten weiß; Schnabel und Füße schwarz; die Backen weiß; Hals unten weiß, mit braunen Flecken. Die ersten Schwingfedern an der Spitze weiß; der Steiß weißbraun; die zwey mittlern Schwanzfedern zugespitzt.

9. Grauer Mornell, englischer Mornell, *Gavia Morinella altera* Klein. *Morinellus cinereus*; *Morinellus anglicanus*, le Guignard d'Angleterre Briff. Engl. the Dotterel. Albin nennt ihn la Dottralle de la Province de Lincoln; ist vielleicht nur eine Varietät des Ribiſes No 6. Oben graubraun, mit gelblichem Rande an den Federn; unten weißgelblich; der obere Theil des Kopfes hat weiße, gelbliche und graubraune Flecken; über die Augen geht eine weiße Binde; die zwey mittlern Federn des Schwanzes sind graubraun, die Seitenfedern desselben aber weiß.

10. Langgeschwänzter Ribiſ, *Gavia brachyptera*, *Vocifera*, *Pluvialis* f. *Vanellus vociferus*, Fr. Pluvier criard, Engl. the chattering Plover, sieht wie ein gemeiner Ribiſ aus, doch ohne Strauß auf dem Kopfe; an der Stirn ein schwarzer Fleck; über den Hals und Brust schwarze Streifen; der Bauch weiß; der Rücken braun; die Schwingfedern schwarz; der Schnabel röthlich, vorn schwarz; die Füße fleischfarben.

11. Eiskibiſ, von der Hudsons-Bay, *Gavia hyperborea*, Engl. the spotted Plover. Er ist über den Leib mit braunen und aschgrauen Flecken bestreuet,

und stellt, von der Seite betrachtet, ein E vor, deswegen ihn auch Klein den ABC Ribiz nennt. Der Schnabel spitzig, an der Spitze niedergedrückt; Hals an den Seiten rosenfarbig; eine getheilte weiße Binde von der Wurzel des Schnabels über die Augen bis auf die Brust; unter dem Schwanz 11 weiße Flecken.

12. Cassubische Mornell, *Gaia cinerea*, dunkelbraun mit schlichtem Kopfe; in der Mitte der rostfarbigen Brust ein schwarzer Fleck; Schnabel schwarz; an den Seiten über den Augen eine weiße Binde; Bauch weiß.

Ribiz-Blume, eine Art der Kron-Blume mit wechselseitig stehenden Blättern, deren Blume dem Eye eines Ribizes gleicht, daher sie auch Ribiz-Ey genannt wird. Wegen ihrer gewürfelten Flecken, um deren willen sie den lat. Nahmen *Fritillaria* bekommen hat, wird sie auch Bretspiel-Blume, Schach-Blume, oder Schacht-Blume, sonst auch Tulpe von *Goudeba*, genannt; *Fritillaria* f. *Lilio-Narcissus purpureus variegatus* *Lobel.* *Fritillaria praecox purpurea variegata* *C. B.* *Fritillaria saturator & dilutor* *J. B.* *Fritillaria & Narcissus Caparionius Camerar.* *Fritillaria vulgaris purpureo colore* *Swert.* *Fritillaria radice depressa* *Royen.* *Fritillaria caule paucifloro, foliis caulinis gramineis alternis* *Hall.* *Meleagris Reneaume.* *Fritillaria Meleagris, foliis linearibus alternis, floribus terminalibus* *Mill.* *Fritillaria Meleagris, caule subunifloro, foliis omnibus alternis* *Linn.* *Fr. Fritillaire.* In Ansehung der Höhe des Stängels, und der Anzahl der daran hängenden Blumen, wie auch der Farbe derselben, und der Blätter, findet man eine große Verschiedenheit; ob aber dieses alles zufällig sey, und die verschiedenen Sorten, welche in den Gärten Büchern angeführet werden, nur für Spiel-Arten, oder ob eine und die andere davon für eine wahre Art zu halten, scheint noch zweifelhaft zu seyn. So viel ist gewiß,

gewiß, daß die meisten Sorten sich in der Wurzel erhalten, und alle Jahr einerley Ansehen zeigen, auch einige davon gar merklich von den übrigen unterschieden sind. Die gemeinste, welche gleichsam die Stamm-Pflanze aller übrigen ist, wächst in Frankreich, Italien, Oestreich, in der Schweiz, und bey Upsal wild. Die Wurzel ist eine Zwiebel von besonderer Art; sie ist weiß oder gelblich, mehr platt als erhaben, an der untern Fläche mit kurzen Fäserchen dicht besetzt, oberwärts durch eine Vertiefung gleichsam in zwey Hälften getheilt, und weder schuppig noch häutig, sondern inwendig durchaus von einem festen Wesen. Der einfache Stängel ist anfangs gekrümmt, richtet sich hernach in die Höhe, wird bey den gemeinsten Arten $1\frac{1}{2}$, bey vielen andern Sorten aber kaum 1 F. hoch, ist mit wechselseitig gestellten, bläulich angelautenen, ansehnlichen, langen, schmahlen, völlig ganzen Blättern besetzt, und endigt sich mit einer unterwärts hängenden Blume. Gemeiniglich aber kommt aus dem Winkel des obern Blattes die zweyte, sehr selten die dritte Blume. Die gemeine Sorte blühet allemahl 8 bis 14 Tage später, als die übrigen, welche zuweilen schon zu Anfang des Aprils ihre Blumen zeigen. Die Blumenblätter haben niemahls einerley Farbe, sondern sind allemahl mit scheckigen Farben bezeichnet, und gleichsam in verschiedlich gefärbte Vierecke abgetheilt, so, daß fast immer zweyerley Farben, wie auf einem Schach-Brette, unter einander stehen, daher auch die oben angeführten Nahmen entstanden sind. Bey der gemeinen Sorte zeigen die Flecke zweyerley Bräunlichroth. Die Blumenstiele richten sich, wenn die Blüthe abfällt, in die Höhe, und tragen die Frucht aufgerichtet. Die mannichfaltigen Sorten lassen sich schwerlich mit Worten von einander unterscheiden. Die Gärtner pflegen solche in schmahlblätterige und breitblätterige, oder in früh blühende und spät blühende, einzutheilen. Einige Sor-

ten nehmen sich besonders schön aus, als: die gelb glänzenden, bey welcher sowohl die breitem Blätter, als auch die gelb gefleckten Blumen, mit einem glänzenden Firnisse überzogen sind. Die weißliche, blaßroth gefleckte ist auch vorzüglich schön; und bey der gefüllten sind die äussern Blumenblätter weiß oder grünlich, und die innern purpurfarbig. Die Blume hat einen angenehmen, wiewohl nicht starken Geruch.

Die vornehmsten Sorten sind folgende:

1. Die spät blühende Ribizblume, mit gefüllter grünlichgelber Blume; *Fritillaria serotina floribus ex flavo virentibus*. Diese Sorte heist auch der lederne Rock.
2. Die frühzeitige weiße Ribizblume; *Fritillaria alba praecox*.
3. Ribizblume, deren weiße bunte Blumen, würfelförmige Zeichnungen, nach Art eines Bret-Spieles haben; *Frit. alba variegata*.
4. Die früh blühende, purpurfarbige, scheckige; *Frit. praecox, purpureo variegata*.
5. Deren Blumen halbenweise wachsen; *Frit. umbellifera*.
6. Die spät blühende, mit gefüllter grünlichgelber Blume; *Frit. serotina, floribus ex flavo virentibus, flore pleno*. Einige nennen solche die Iris mit dem Schlangenkopfe.
7. Die große, grün und roth gezeichnete, deren Blätter sowohl als die Blumen glänzend sind; *Frit. folio splendente, flore maiore, ex viridi & purpura variegato*; heist auch das glänzende Monstrum.
8. Die mit röthlich purpurfarbiger, grün gestreifter Blume; *Frit. flore ex rubro purpureo & viridi variegato*.
9. Die mit bleichgrüner und rother Blume; *Frit. flore ex pallide viridi & purpureo variegato*.
10. Die mit gelben Blumen, Weißwurz-Blättern, und einer kurzen Frucht; *Frit. lutea, folio polygonati, fructu breviori*.
11. Die gelbe Ribizblume; *Frit. flore flavo*.
12. Die größte gelbe italiänische; *Frit. lutea maxima italica*.
13. Die schwarze; *Frit. nigra*.

14. Des

14. Deren Blume blaßrothe und grünliche Farben hat; *Isabella* genannt; *Frit. Isabella dicta, floribus ex pallide rubicundo virentibus*.

15. Deren Blumen-Farbe ein verschoffenes Roth hat; *Frit. maxima, obsolete purpurea*.

Die Holländer haben in ihren Catalogis viele Arten nach ihren Nahmen, welche sie stückweise, auch ohne Nahmen, im Nummel hundertweise verkaufen.

In einem holländischen Blumen-Verzeichnisse, finde ich folgende 28 Sorten, mit dem Preise, in Mark und Schillingen (*). Achilles, 2 fl. Bunte Purpur, 1 fl. Couleur noir, 3 fl. Cineritius, 2 fl. Dobbelde bunte, 2 fl. Excellence, 1 m. Gelbe, die beste Art 8 fl. Gelbe, die ordinai e, 4 fl. Grand Monarch, 8 fl. Große rothe, 4 fl. Große schwarze, 1 m. Gladde Moor, 12 fl. Geelen roth bont, 12 fl. König der Indien, 8 fl. König der Mohren, 12 fl. Luteo sulphurino maior, 12 fl. Merveilleuse nova, 4 fl. Merveille glabri (glabro) folio, 8 fl. Mirabelle, 6 fl. Monstrum, 12 fl. Merveilleuse glabri folio striato, 1 m. 8 fl. Necromanticus, 3 fl. Princessin, 3 fl. Radamautus, 6 fl. Superintendent, 6 fl. Schone bontloof, 1 m. Soleille, 1 m. Weiße, 2 fl. Unterschiedliche Arten Fritillarien unter einander, ohne Nahmen; das Hundert, 4 m. Allerhand extraordinäre schöne Arten Fritillarien unter einander, 100 Stück 8 m.

Man kann die Ribizblumen entweder aus Sektlingen von der alten Wurzel, oder noch besser aus dem Samen, ziehen, weil man nicht nur neue Varietäten, sondern auch in einer Zeit von 3 Jahren mehrere Wurzeln dadurch erhält, als auf die andere Art in 30 Jahren. Man nimmt also recht guten Samen von den schönsten Blumen, säet ihn zu Anfange des Augustes in seichte Tröge oder Kasten, die in ihrem Boden Löcher haben, über welche man etliche Scherben legt, und mit leichter frischer Erde angefüllt werden, die man eben macht, und bedeckt ihn 1 3. dick mit zarter gesiebter Erde; stellt die Kasten anfangs an einen Ort, wo

P 5

nur

(*) 16 Schillinge machen 1 Mark, und 8 Mark einen Ducaten.

nur die Vormittags-Sonne dieselben treffen kann; begießt sie bey trockenem Wetter gelinde, und reißt alles Unkraut aus; bringt die Kasten zu Ende des Herbst-Monathes an einen wärmern Ort, an eine gegen Mittag gelegene Hecke oder Wand. In der Mitte des März, wenn die Pflanzen ungefähr 1 Z. hoch sind, stellt man die Kasten wieder an einen mehr schattigen Ort, indem die Pflanzen den starken Sonnenschein nicht wohl vertragen können. Man reinigt sie den Sommer über vom Unkraute, und begießt sie zuweilen gelinde. In der Mitte des Augustes, wenn die Wurzeln in den Kasten zu dick stehen, setzt man sie in ein recht eben gemachtes Beet von guter frischer leichter Erde, welches eine warme Lage hat, aber nicht zu nahe an einer Hecke, Mauer, oder einem Zaune, steht, breitet die Erde in den Kasten mit den kleinen Wurzeln darauf aus, und bedeckt sie $\frac{1}{2}$ Z. dick mit lockerer Erde. Ungefähr im dritten Jahre, von dem Ausfäen an, wenn die Pflanzen blühen, zeichnet man diejenigen aus, welche die schönsten Blumen bringen, nimmt sie, wenn ihre Blätter verwelkt sind, heraus, und läßt sie unter den alten Wurzeln für ein besonderes Beet aus; die übrigen schlechteren aber setzt man in die Rabatten des Parterre-Gartens. Die schönen Varietäten läßt man 3 Jahre hindurch unverrückt stehen, nimmt alsdann die Secklinge, die sie in dieser Zeit getrieben haben, so bald die Blätter verwelkt sind, um Blumen zu tragen, in ein frisches Beet in dem Blumengarten, die kleinern aber in ein Pflanzbeet, bis sie stark genug werden; auch muß man diese Wurzeln niemahls ausser dem Boden lassen. In denen drey Jahren, da die Pflanzen stehen bleiben sollen, lockert man die Erde im Herbst mit einer Kelle, aber nicht zu tief, auf, legt zugleich eine dünne Bedeckung von recht faulem Mist oder Gärberlohe auf das Beet, reinigt die Pflanzen vom Unkraute, und läßt diejenigen, die man erhalten will, keinen Samen tragen.

gen. Wenn man einen guten Vorrath schöner Varietäten beisammen hat, kann man sie, wie andere Zwiebel-Gewächse, durch die Brut vermehren, und diese bey den feinsten Varietäten alle zwey, bey den andern aber alle drey Jahr abnehmen; nur können die Wurzeln nicht ertragen, daß sie zu lange ausser der Erde bleiben, sondern man muß sie, wenn dieses nöthig ist, unterdessen in Sand stecken.

Das Abnehmen der jungen angefetzten Zwiebeln, geschieht am besten im August, oder Sept.; man läßt sie gern 3 Jahr unzertheilt, denn es fällt besser in das Auge, wenn auf den Rabatten etliche Blumenstängel beisammen stehen; solches aber geschieht nicht eher, als bis sie einige Jahre gewuchert haben, alsdann geben sie verschiedene Blumenstängel bey einander. Man pflanzt die jungen Zwiebeln 3 Zoll tief, und 4 Z. weit aus einander. Diese Zwiebeln vertragen zwar alle Winter-Kälte; doch kann man sie, um sie recht schön blühen zu sehen, im späten Herbst, mit wohl versautem Mist, etwa eine Hand hoch, bedecken. Die Winter-Feuchtigkeiten führen ihnen alsdann gute Treibe-Kräfte zu, wovon sie schön blühen, und zugleich, wenn sehr trockne Kälte einfällt, den besten Schutz vor dem Verderben haben.

Um die Rübik-Blümen zur Winterszeit blühend zu haben, legt man die Zwiebeln im August in Töpfe mit fetter, doch lockerer Erde. In den Grund des Topfes kann man etwas verweseten Mist thun, damit die Wurzeln darein schlagen können. Die gepflanzten Zwiebeln werden sofort wohl begossen, damit die Erde sich fest an dieselben ansetzen könne. Man läßt sie im freyen Garten, bis im Herbst harte Fröste sich äußern wollen, da man sie denn, um sie davor zu schützen, in den Keller setzt. So lange sie in dem Keller stehen, müssen sie wenig begossen werden. Im Anfange des Janners bringt man die Töpfe in eine warme Stube, an die Fenster,

ster, bis sie auskeimen. So bald dieses erfolgt ist, muß man sie, um sie nicht zu übertreiben, in die Fenster einer Kammer oder eines Gewächshauses stellen, des Nachts aber wieder in die Stube nehmen, so kann man sich schon um die Mitte des Februars schöne Blumen davon versprechen.

Ribiz. Cy. 1. Eigentlich, das Cy des Ribizes; siehe oben, S. 222, 225 und 226.

2. Figürlich, eine Benennung

1) der im vorherg. Art. beschriebenen Ribiz-Blume;
2) einer Art Schnecken, welche zu dem Geschlechte der Blasen- oder Kugel-Schnecken, *Bulla Linn.*, gehört: das Ribiz-Cy, das große bunte Ribiz-Cy, *Bulla testa rotundata opaca, vertice umbilicato L. Fr. Gondole, la Muscade, la Noix, Holland. Kievitsey.* Die Form dieser Schnecke ist mehr oval, als rund. Die Schale ist dünn, und, gegen das Licht gehalten, durchscheinend. Der eingerollte Bauch ist rund, gewölbt, und ein dünnes Blatt hat sich daran gelegt, welches schneeweiß, in der Gegend aber wo die Spindel, die es überdeckt, sich anfängt, viel stärker ist. Die Mündung ist oben enge, unten aber sehr weit und ausgeschweift. Die Mündungs-Lippe ist scharf, und raget ein wenig über die ganze Schale hervor. Der Nabel ist tief, und man sieht von aussen die eingerollten Windungen. Der Grund ist bey allen weiß, die Farbenzeichnung aber ist gar sehr verschieden, z. B. grau gefleckt mit dunklern Flecken und Wolken; dergl. mit schwarzen Flecken und Wolken, röthlich oder roth, gefleckt und gewölbt, bläulich gefleckt, u. s. w. Seltener sind die Abänderungen mit Bändern, oder mit Wellen-Linien. Sonst ist diese Gattung, welche fast 3 Z. lang werden kann, sehr gemein, die in Ost-Indien am schönsten fällt.

Hrn. Superint. Schröder Einleit. in die Conchylienkenntnis, 1 B. Halle, 1783, 8. S. 174.

Ribiz. Porzellane, eine von Müller also genannte Art Schnecken, welche zu dem Geschlechte der Porzellane oder

oder Venus-Schnecken, *Cypraea Linn* gehört, Holl. Kievitshooren; *Cypraea Vanelli L.* Nach des Lestern Beschreibung, hat die Schnecke eine Schale mit undeutlichen Windungen, auf dem Rücken gelbliche, an den Rändern aber braune Flecken und eine rothe Mündung, oder ist, wie er sich hernach erklärt, zwischen den Zähnen roth.

Schröder, a. ang. D. S. 105.

Richemir, siehe Richemir, im XXXII Th. S. 47, f.
Richer, Richer-Erbse, eine dreyeckige Hülsenfrucht von sahler Farbe, deren Pflanze, welche gleichfalls, doch nur im Plural, Richern genannt wird, in den mittägigen Ländern einheimisch ist; L. Cicer (*), wovon der deutsche Name abstammt, welcher mit dem Zisch-Laute in einigen Gegenden auch Zieser, Zieser-Erbse, lautet; Ital. Cicerchia, Fr. Chiches, Engl. Chich (**), Span. Garavance, Holl. Ciceren. Böhm. Cyzrna, Schwed. Kikert. Diese Pflanze macht allein eine Gattung aus; und obgleich Linné ehemals die Linsen damit vereinigte, hat er doch diese nachher davon getrennt, und zu den Erben gerechnet. Sie ist *Epeandros* der Griechen, und heißt bey den meisten alten Schriftstellern Cicer; bey Fuchs, *Cicer nigrum*; bey Cordus, *Cicer nigrum*

(*) Da einige Familien-Nahmen der Römer von der Benennung der Hülsen-Früchte hergenommen waren, so war von den Richern (Cicer), Cicerio; von den Erbsen (Pisum), Pisco; von den Bohnen (Faba), Fabius; von den Linsen (Lens), Lentulus entstanden.

(**) Ihr eigentlicher Name im Englischen ist Chich. Einige haben sie Chich-Pea, andere Chich-Verch, genannt. Wenn man von ihren Samen redet, nennt man sie gemeinlich Chiches. Als diese Frucht anfangs unter den Landleuten in England in Gebrauch kam, wurden sie durch den Namen verwirret; und weil sie dieselbe immer im Plural Chiches nennen hörten, nannten sie dieselbe durch eine falsche Aussprache bald Cheches, bald Therches, Ferches und Verches. Diese Richer ist also diejenige Hülsenfrucht, welche die englischen Schriftsteller vom Ackerbau unter dem Namen Therch verstehen.

nigrum f. arietinum; bey Dodonäus und J. Bauhin, Cicer arietinum; bey Lonicer, Cicer rubrum & album; bey Dalechamps, Gerard und C. Bauhin, Cicer sativum; bey Linné, Cicer arietinum, foliolis ferratis.

Die Kicher ist eine jährige, und, so wie alle andere Hülsen tragende Gewächse, schwache Pflanze. Ihre Wurzel ist faserig und klein; sie dringt also nicht tief, und breitet sich nicht weit nach Nahrung aus; folglich wird der Boden von derselben nicht so, wie von andern Gewächsen, ausgesogen. Sie treibt viele, aber schwache Stängel, welche bey den größten Arten 3, und bey den kleineren 2 F. lang werden, aber immer an der Erde liegen. Die Blätter gleichen den Blättern der Erbse und Wicke an Gestalt, sind aber schöner. Sie sind geflügelt, und bestehen aus 7 bis 9 Paar kleinen, runden, am Rande eingekerbten, rauchen Blättchen; am Ende steht ein einzelnes. Ihre Blumen sind schmetterlingsförmig, weiß, röthlich, oder purpurbraunroth, und stehen im Jun. an den Seiten der Aeste meistens einzeln auf eigenen zurück gekrümmten Stielen. Der fünffach getheilte Kelch ist fast so lang, als die Blumenblätter; 4 Einschnitte desselben liegen auf dem Helmbüttchen, und der 5te unter dem Schiffchen; das rundliche größere Helmbüttchen ist am Rande rückwärts geschlagen; die beyden stumpfen Flügel sind nur halb so groß, als dieses, und das Schiffchen ist noch kleiner, aber spitzig. Nach Art dieser Blumen sind 9 Staubfäden in eine Scheide verwachsen, und der zehnte steht davon abgesondert. Der aufwärts steigende Griffel zeigt einen stumpfen Staubweg. Die aus den Blumen entstehenden Fruchthülsen oder Schoten haben überhaupt einerley Structur mit den Erbsen-Schoten, doch sind sie kurz, rauch und blasenartig ausgedehnt. Jede Schote enthält nur 1 oder 2 Samenkörner. Diese sind so groß als Erbsen, aber nicht ganz rund, sondern an einem Ende spitzig, und mit einer kleinen Hervorragung versehen.

versehen, so, daß man eine Aehnlichkeit zwischen ihnen und einem Widderkopfe gefunden, und sie daher Widder-Kicher, Cicer arietinum, genannt hat. Die Samen, welche die Farbe der Blüthe haben, und bald schwarz, bald roth, bald gelbroth, sind, werden im August reif.

Die Kicher hat ihren Geburtsort in Italien, und man bauet daselbst in den Gärten viele Arten, oder eigentlich Varietäten, derselben. Sie wächst auch in Spanien, Portugal, und in dem südlichen Frankreich. Man zieht sie dort, wie wir die Erbsen, und braucht sie für den Fisch, daher haben ihre Gärtner, vielerley kleinere Verschiedenheiten erfunden. Der Landmann, wenn er Kichern bauet, hat ganz andere Absichten. Der ganze Unterschied, den er bemerken muß, besteht in zwey Arten, welche nach ihrer verschiedenen Größe, die große und kleine Kicher genannt werden. Man nennt sie auch Sommer- und Winter-Kichern. Die größere Art ist die Winter-Kicher, weil sie härter ist und Kälte ausstehen kann; die kleine ist die Sommer-Kicher, weil sie schwächer ist, und im Frühlinge gesäet werden muß.

In England und andern Ländern bauet man dieses Gewächs nicht sowohl der Samen wegen, zum Genuß für Menschen, als vielmehr, um mit den Stängeln das Vieh zu füttern, und das Land dadurch zu verbessern. Diese Verbesserung des Bodens besteht insonderheit darin, daß er vom Unkraute gereinigt wird, daß die Pflanzen wenig Nahrung brauchen, und daß sie, weil die Stängel auf dem Boden liegen, die Oberfläche bedecken und beschatten. Das letztere ist die Hauptsache. Denn wenn ein Land leicht, aber durchaus bedeckt ist, und wenig ausgesogen wird, so wird es mürbe, und mit wenig andern Kosten geschickt, das beste Getreide zu tragen. Deswegen ist die große Kicher der andern vorzuziehen, weil sie den Boden besser bedeckt. Aber dieses ist nicht ihr ganzer Vortheil; denn da

da sie im Herbste gesäet wird, so versteht sie das Vieh mit grünem Futter, wenn es am nöthigsten ist. Doch werden sich auch besondere Umstände finden, wo der Landmann die kleine oder Sommer-Kicher in Ansehung des Säens, der Beschaffenheit des Ertrages und des Bodens, vorziehen kann.

Die Zubereitung des Bodens für Kichern bedeutet nicht viel; denn sie werden vielmehr selbst in der Absicht gesäet, um das Land für eine andere Frucht-Art zu bereiten; aber in Ansehung des gehörigen Bodens für sie, ist mehr zu betrachten.

So wie die Wicke einen trocknen Boden liebt, kann hingegen die Kicher einen etwas feuchten vertragen. Die Landleute haben das Sprichwort: Kein Regen wird die Kicher tödten. Eben deswegen, weil sie starken Regen vertragen können, werden sie auch in einem Boden, welcher naß und kalt ist, gedeihen; doch muß man dieses nicht zu weit treiben. In einem Moraste können sie nicht wachsen. Der beste Boden für sie, ist eine weiche, mürbe Erde; doch darf man ihnen deswegen eben keinen frischen Boden einräumen; sie werden auf einem Felde von gedachter Art, worauf schon Gerste oder anderes Korn gestanden hat, recht gut fort kommen. Nächst dem fetten und mürben Erdreiche, ist ein steifer Lehmgrund der beste Boden für die Kicher. Hat man den gehörigen Boden ausgesucht, so kann man ihn mit geringer Mühe zubereiten; doch hat man einen kleinen Unterschied zu beobachten, wie man, wenn der Same gelegt wird, nach der Beschaffenheit des Bodens verfahren muß. Hätte man vorher Korn gesäet, so hat man für diese Saat weiter nichts zu thun, als daß man auf den Stoppeln pflüge; diese verfaulen bald, und machen allen Dünger aus, welchen man den Kichern zu geben hat.

Die große oder Winter-Kicher muß im Anfange des Octobers gesäet werden; sie wird sodann eine gute Wur-

Wurzel und starkes Kraut sehen, und den Frost aushalten können. Im Frühlinge wird sie so stark schießen, daß sie sehr bald auf dem Felde gefressen, oder gemähet werden kann. Die kleine oder Sommer-Kicher sollte in der Mitte des Februars gesäet werden. Der Regen, welcher sodann gemeiniglich erfolgt, treibt sie dermaßen, daß sie bey guter Zeit gegen Ende des May, oder im Anfange des Jun. geschnitten, oder auf dem Grunde abgeweidet werden kann. Wenn die Winter-Kicher früh im October gesäet worden ist, wird sie gegen Mariä Verkünd. so groß seyn, daß man Schafe und Lämmer damit füttern kann. Da es um diese Zeit so sehr an Futter für dieses Vieh fehlt, werden die Kichern die Mühe genug belohnen, sie so früh zu mähen.

Wenn das Land bereitet ist, hat man auf die Wahl des Samens zu sehen. Zuweilen hat der Same Würmer, oder er ist naß. Dieses ist daran zu erkennen, wenn er nicht glänzend, sondern stäubig, aussieht. In beyden Fällen taugt er nicht. Man muß daher Samen wählen, welcher glänzt, schwer und ohne Staub ist.

Wenn der Boden fleucht, oder steifer Lehmgrund ist, so bricht man denselben mit dem gemeinen Pfluge, streuet den Samen mit der Hand, und pflüget ihn unter. Hernach wird das Feld eben geeget; nur läßt man Wafferfurchen zwischen den Beeten. Auf diese Weise kommt man dem Schaden zuvor, den der Same leiden könnte, wenn er bloß liegen bliebe. Ist der Boden eine mürbe Erde, die ihren gehörigen Grund hat, so muß man den Samen in die Breite aussäen, einmahl pflügen, und ihn gut antregen. Ehe man säet, muß man festgesetzt haben, wozu die Frucht gebraucht werden solle, damit man sich in Zeiten darnach richte. Einige halten es für besser, die Kichern auf dem Boden abweiden zu lassen; Andere wollen sie lieber abmähen und einbringen. Wenn das Land von mittlerer Güte ist, so kann dieses einen Unterschied im Säen machen.

Hat man die Richern in Furchen gesäet, so muß man sie auf dem Boden abfressen lassen; denn das Mähen fällt bei diesem Zustande des Bodens schwer; hat man sie aber auf ebenes Land gesäet, so läßt man sie lieber mähen. Ueberhaupt ist es am besten, sie mähen zu lassen; denn das Vieh tritt mehr nieder, und verdirbt es, als es frist. Ein Morgen, der gemähet und zu Heu gemacht wird, gibt eben so viel, als zwei Morgen, die man abweiden läßt. Schafe und Lämmer thun zwar bei dem Abfressen weniger Schaden, als anderes Vieh, welches breitere Füße hat, und ihr Dünger und Urin, imgleichen die Feuchtigkeit aus ihrem Körper, wo sie sich niederlegen, theilen dem Boden eine Fettigkeit mit, welche oft den Schaden ersetzen kann; allein, das geschieht nicht von Pferden. In nassen Zeiten können sie gar nicht darauf getrieben werden; und in den besten Zeiten zertreten sie mit ihren schweren und breiten Füßen sehr viel; sie können auch nur ein Mahl hinaus getrieben werden; hingegen können Lämmer und Schafe den Boden im Frühlinge wohl zwei Mahl abweiden.

Wenn man die Richern in Furchen säet, nachdem Weizen oder Gerste darauf gestanden hat, so hat man an $2\frac{1}{2}$ Scheffel von der großen Art auf einem Morgen genug; von der kleinern kann man 3 Sch. nehmen. Säet man auf ebenes Land, so nimmt man 3 Sch. von der großen, und $2\frac{1}{2}$ von der kleinen Art. Der Landmann sucht durch diese Aussaat zwei Vortheile; sie soll theils die Erde bedecken und mürbe machen; theils soll sie seinem Viehe ein Futter geben. Beide Absichten werden erreicht, wenn die Richern dicht wachsen. Will man hingegen eine reiche Herde haben, so muß man nur ein Drittel von gedachter Quantität aussäen.

Man mag die Richer im Herbst oder im Frühlinge säen, so erfordert sie weiter keine Bearbeitung; wenn sie ein Mahl untergeegert ist, wächst sie schnell und stark; und wenn sie dicht gesäet ist, ersticht sie alles Unkraut.

Man

Man überläßt sie also ihrer Natur, und gibt nur auf ihr Wachsthum Acht, um zu wissen, wenn sie abgeweidet werden kann. Auch muß man auf den Zustand seines Vorrathes sehen; denn man könnte es vortheilhaft finden, die Schafe und Lämmer eine Woche früher, als man der Richern wegen wünschen möchte, hinaus zu treiben, wenn sie sonst aus Mangel an anderm Futter mager werden möchten. Ueberhaupt geräth die Winter-Richer weit früher, als die Sommer-Richer; die letzte aber ist das beste und gesündeste Futter für Lämmer, welches sie am liebsten fressen. Sie bedeckt zwar den Boden nicht so gut, als die große, legt sich nicht so dicht an, und gibt auch keinen so reichen Vorrath von Stängeln und Blättern, aber sie hat doch ihre Vortheile. Sie ist, gedachter Maßen, nicht nur die beste für kleines Vieh, sondern wächst auch nach dem Abweiden weit geschwinder wieder auf, als die andere. Ueberhaupt hat man bemerkt, daß die Winter-Richer am besten auf dem eben besäeten Lande, die kleine aber am besten in Furchen, fort kommt. Die große Richer läßt sich am besten mähen, und die kleine am besten auf dem Boden abweiden. Aus diesem Grunde sollte die kleinere vorzüglich in Furchen gesäet werden.

Wenn man zwei Felder mit Richern besäet hat, und Samen aufnehmen will, so ist dasjenige, welches am trockensten ist, das beste, zum Samen stehen zu lassen. Hat man aber nur eines besäet, so muß man den trockensten und wärmsten Theil des Landes aussuchen. Man muß dasjenige Stück Land, wo der Same am besten reifen kann, liegen lassen, und durch eine Umzäunung das Vieh davon abhalten. Hält man Pferde, so muß man sie anbinden.

Wenn man das Feld zu dieser Saat pflügen läßt, muß man dem Säemann den Platz zeigen, wo das Gewächs Samen tragen soll, und ihm befehlen, den Samen daselbst sparsamer zu streuen. Die Hälfte der

oben angegebenen Quantität wird hier genug seyn; und man wird davon bessern und mehr Samen gewinnen, als wenn man die ganze Quantität hätte säen lassen. Man wird den Unterschied des Wuchses wahrnehmen; und es wird gut seyn, wenn man diesen zum Aufnehmen des Samens bestimmten Platz ein Mahl gäten läßt. Die Pflanzen müssen hier so lange in Ruhe stehen, bis der Same in den Schoten völlig reif ist. Alsdann muß alles geschnitten, und, wenn es langsam getrocknet ist, gedroschen werden.

Den gewonnenen Samen breitet man auf einem Boden aus, damit er trockne. Man thut besser, gegen diesen Samen andern von einem entfernten Orte einzutauschen, als ihn selbst wieder zu säen.

Der Landmann kann seine Kichern auf dreierley Art nutzen; 1. wenn man das Vieh darauf treibt; 2. wenn man die Pflanzen für das Vieh grün abschneidet; 3. wenn man Heu daraus macht. In allen dreyn Fällen ist es ein sehr gutes und gesundes Futter.

Das Vieh frist die Kichern am liebsten auf dem Felde; sie sind am vortheilhaftesten, wenn sie grün abgeschnitten werden; aber sie sind am gesündesten, wenn sie getrocknet sind. In diesem letzten Zustande findet das Vieh ganz guten Geschmack daran, und wird sie, nach Beschaffenheit, allem andern Futter vorziehen. Je größer sie sind, desto rauher wird das Heu; je kleiner, desto feiner und zarter. Daher gibt die kleine Kicher das beste Heu; doch ist auch die große, wenn sie nicht gar zu stark gewachsen ist, ganz gut. In Rücksicht auf diese verschiedene Arten der Nahrung, muß man bey ihrer Saat nach seiner Absicht verfahren. Man muß zu rechter Zeit und in gehöriger Quantität schneiden, indem der Werth derselben von ihrem Alter und von ihrer Art abhängt. Man wird also einen gehörigen Theil zur Fütterung, zu besserer Zeit anwenden, und wird auch etwas von den besten Pflanzen abschneiden

und

und trocknen, wenn sie so sind, daß das Vieh dieselben am zuträglichsten fressen kann. Man muß überlegen, zu welcher Zeit es nützlich seyn möchte, die Lämmer mit den jungen Schüssen der Kichern zu füttern, und den besten Theil derselben abzuschneiden. Die Pflanzen werden weit geschwinder aufwachsen, wenn sie gemähet, als wenn sie abgefressen sind; und man wird gleichsam eine zweyte Herde haben, welche den Lämmern ein zartes, wohlschmeckendes und gesundes Futter, und zwar zu einer Zeit, wo man dergleichen nirgend würde haben finden können, liefern wird.

Nach allen diesen Vorteilen wird der Landmann noch den besten finden, wenn er die Kichern von dem Acker gebracht hat. Denn das Land, welches vorher so erschöpft war, daß es hätte brach liegen müssen, hat die ganze Zeit hindurch unter diesem Gewächse viele Kraft gewonnen, und kann, ohne weitere Mühe und Kosten, eine andere vortheilhaftere Frucht-Art tragen. Was für eine Saat man alsdann nehmen wolle, wird der Zustand und die Natur des Feldes bestimmen. Man wählt entweder Weizen, oder Steckrüben, oder andere Arten. Wenn ein gutes Stück Land also mit Kichern bedeckt gewesen ist, wird es um Michaelis so mürbe und fein seyn, daß man mit großem Vortheile Weizen darauf säen kann. Nimmt man Steckrüben, so muß man ein Mahl pflügen, sie säen und unteregen. Man kann auch mit gutem Erfolge Kohl darauf säen.

Die Winter-Kicher ist zwar die beste, weil sie sehr früh kommt, und zu einer Zeit ein grünes Futter gibt, wo dasselbe rar ist; allein, ihr Gedeihen ist doch zugleich ungewiß, denn oft geht die ganze Saat durch Frost zu Grunde. Es ist gar nichts ungewöhnliches, daß eine Saat, die sich den ganzen Winter hindurch gut gehalten hat, im Febr., ja so gar noch im Anfange des März, wenn nach warmen Tagen wieder starker Frost einfällt, zu Grunde geht. Dagegen ist die Sommer-

N 3

Kicher

Kicher immer sicher; und wenn das strenge Wetter im Februar jene, die um Michaelis gesäet sind, oft im Wachsen aufhält, wo er sie nicht gänzlich zu Grunde richtet, so hohlen diese Sommer-Kichern, die im Frühlinge gesäet sind, jene wieder ein, weil sie in ihrem Wachstume nicht aufgehalten werden.

Frisch gemähet Kichern sind für Pferde ein vorzügliches Futter. Anfangs geht es ihnen zwar darnach, wie nach allem grünen Futter, bald hernach aber kommen sie stark ins Fleisch. Dieses Futter macht auch Rindvieh fett, und es schickt sich gewisser Maßen besonders für Kühe; denn es macht sie fett, und gibt ihnen doch auch zugleich viele Milch. Diese Milch nimmt auch keinen übeln Geschmack an, dergleichen sie wohl zuweilen von einigen künstlichen Gräseren bekommt. Die Schafe haben von diesem Futter gleichen Vortheil; sie selbst werden fett dabei, und geben ihren jungen Lämmern reichlich gute und fette Milch.

On the Chick-pea, or common everlasting pea, recommended as an artificial pasture, &c. in *Gentlem. Magaz.* for March 1764, S. 135, f.

Wer eine Quantität Kichern, theils zu seinem Vergnügen, theils auch zum Gebrauche, im Garten auf einigen Beeten erziehen will, kann folgender Maßen verfahren. Man steckt solche mit einem Pflanzel, nach der Garten-Schnur, im April, 1 F. weit von einander, in das Gevierte. In jedes Loch werden deren zwey geworfen. Wenn sie aufgegangen sind, muß man sie vom Unkraute rein halten; alsdann wachsen sie aufrecht, etwas gebogen, in dünne holzige Stängel mit vielen Neben-Zweigen, wenn sie guten Grund und Boden finden, 4 F. in die Höhe. Wenn die Stängel und Schoten oder Samen-Blasen gelb werden, ist es Zeit dieselben abzuschneiden. Man läßt sie 1 oder 2 Tage auf dem Lande liegen, bis sie recht trocken geworden sind; alsdann schaffet man sie bey schönem hellem Wetter

Wetter nach Hause, läßt sie dreschen und in das Reine bringen.

Schon die Alten gebrauchten die Kichern als Speise, und als Arzenei. Bochart ⁽¹⁾, Shaw ⁽²⁾, und Elenberg ⁽³⁾, übersetzen das Wort Kali im 2 B. Sam. C. 17, V. 28, durch geröstete Kicher-Erbfen. denn dieses Wort bedeutet überhaupt in der h. Schrift, ein geröstetes, gebratenes oder gedörrtes Essen ⁽⁴⁾. Gebratener Kichern erwähnen verschiedene Griechen und Römer, als einer gebräuchlichen Speise ⁽⁵⁾. Noch jetzt auf den Straßen der morgenländischen Städte werden häufig Kichern in kupfernen Pfannen und Defen geröstet ⁽⁶⁾; denn durch Kochen lassen sie sich nicht zu Brei machen. Das Mehl von ihnen in Milch gekocht, oder sie selbst mit Wasser gekocht, oder auf eine andere Art zubereitet, wurden schon von den Alten genossen. Galen behauptet, daß sie besser nähren, als die Bohnen, doch aber eben so bläsend seyn. Auch schon damals aß man sie unreif und grün; welche Gewohnheit noch jetzt in Italien herrscht, wo man sie, so wie auch in andern Gegenden des südlichen Europa, zum Kichengebrauch säet. Am besten ist es, sie in Suppen gekocht zu essen.

Geröstet, geben die Kichern, zumahl wenn sie schon ein Jahr oder noch älter sind, ein dem Kaffe nicht unähnliches Getränk, daher sie auch Kaffe-Erbfen ⁽⁷⁾, oder deutscher Kaffe genannt werden.

N 4

Schon

(1) Hieroz. P. 2. p. 46.

(2) Travels, p. 222.

(3) Diff. de variis frumentorum & leguminum speciebus veteris testam. Vpl. 1760.

(4) Jo. Gesner diff. Phytogr. sacr. spec. P. 2. p. 10.

(5) Galen, Bochart a. ang. D.

(6) Shaw, a. ang. D.

(7) Unter dem Nahmen Kaffe-Erbfen, sind auch die eßigen Stachel-Erbfen, *Pisum maius quadratum* C. B. bekannt, deren kaffemäßige Eigenschaft aber bloß in der Einbildung besteht; s. Th. XI, S. 183.

Schon Valentini hat in seinem Kräuterbuche folgendes angemerkt: „Wenn man die Richer = Erbsen röstet, bis sie schwarz werden, zu Pulver stößt, und in Wasser siedet, so schmecken sie wie Kasse, wesswegen Einige dieselben Kasse = Erbsen nennen. Sie riechen wohl; und ob die Brühe davon schon etwas bitter schmeckt, ist diese Bitterkeit doch nicht wiederig, und kann man solche schon ansetzen machen, wenn man halb Richern und halb Kassebohnen röstet und damit vermischt, und geht an denselben eben so viel ab, als an dem Kasse. Es ist gewiß und sicher, daß unter allen Hülsenfrüchten, mit welchen man den Kasse nachmachen wollen, keine gefunden worden, mit welchen diese Sache so wohl angegangen sey, als die Richern.“

Eben dieses bekräftigt Reichart, im 5 Th. des Land- und Garten: Schages, Erf. 1754, 8. S. 163, f. mit dem Zufage, daß er die klügsten Kasseschwestern in Erfurt einige Mahl damit angeführt habe.

In der Haushaltungs-Zeitung, welche auf das Jahr 1781, zu Heilbronn, in 8. von einigen praktischen Defonomen auf dem Lande heraus gegeben wurde, melden die Verfasser, S. 11, Folgendes. „Diese (des Valentini) Anmerkung gab einem von uns vor einigen Jahren Anlaß, die Sache selbst zu untersuchen. Und nun haben wir seit-hero auf nachfolgende Weise unsere Richern zum Kasse vermischt. Wir lassen solche rösten, wie den Kasse, aber nicht, bis sie schwarz werden, sondern wenn man sie in der Röstpfanne beständig mit einem Kochlöffel während dem Rösten umrührt, und sie fangen an, einen ganz natürlichen Kasse-Geruch unter einem wohlriechenden Dampf von sich zu geben, so gibt man Licht, ob sie braunroth werden. Ist dieses, so heben wir sie vom Feuer, und thun sie in eine Schüssel, decken solche beheb zu, und schütteln sie ein wenig durch einander; alsdann lassen wir sie zugebedt nach und nach verschwigen und erkalten.“

Wir haben die klügsten Kasse = Schwestern, welche von dem guten Geschmack eines ächten Kasse urtheilen wollten, damit angeführt; und wenn wir dieselbige fragten: ob ihnen der Kasse gut schmecke? so haben sie geantwortet: ja, es sey gewiß brauner Kasse. Und wenn wir ihnen die Wahrheit sagten, daß es mit Kassebohnen vermischte Richern seyn, so wollten sie es so lange nicht glauben, bis sie es

es selbst nachmachten. Wir nehmen nehmlich gemeiniglich im Gewicht die Helfte geröstete Richern und die Helfte gerösteten Kasse. Wollen wir Sonntags-Kasse machen, so nehmen wir 2 Loth gerösteten Kasse und 1 Loth geröstete Richern. Wenn man nun auf 2 Drittheil Kasse 1 Drittheil Richern; oder gar auf 3 Viertheil Kasse nur 1 Viertheil Richern nimmt, so ist kein Kenner im Stand zu unterscheiden, ob der Kasse vermischt ist, oder nicht. Wir haben auch die Bemerkung gemacht, daß ein- auch zweijährige Richern merklich besser im Geschmack und Kasse-Geruch waren, als die frischen.

„Nun wollen wir eine Bilanz ziehen, was für Nutzen die Richern beym Kasse-Trinken haben. Wenn man die besten javanischen Bohnen röstet, so verliert man auf 1 Mk. am Gewicht 6 Loth; folglich kosten 3. B. jetzt 26 Loth geröstete javanische Kassebohnen nach Frankfurter Preis 30 fr., und am Dominico Kasse verliert man im Noßten auf 8 Pfund 8 Loth; folglich kosten sodann 24 Loth geröstete Dominico Bohnen nach ebenfalligem jetzigen Frankfurter Preis 24 fr.; dagegen gibt ein Zweytel Richern, wormaler Masing, 2 Mk. 4 Loth geröstete Richern. Wenn die Hülsenfrüchte wohl gerathen, so kostet ein Zweytel höchstens 4 fr.; das vorige Jahr aber, da wegen der allzu lange gehaltenen Dürre die Hülsenfrüchte nicht gerathen sind, kann ein Zweytel wohl auf 8 fr. kommen. Gesezt nun, wir nehmen diesen äußerst theuern Richern-Preis an, so kosten 2 Mk. 4 Loth geröstete Richern erst 8 fr. Jetzt wollen wir den puren Kasse und den mit Richern vermischten gegen einander bilanciren.

2 Mk. 4 Loth gerösteter Java Kasse kostet	1 fl. 18 fr. 2 pf.
dagegen kostet 1 Mk. 2 Loth dito	39 fr. 1 pf.
und 1 Mk. 2 Loth Richern	4 „ — „
das thut zusammen	43 fr. 1 pf.
Zieht man von obiger Summe	à 1 fl. 18 fr. 2 pf.
die Summe	à 43 „ 1 „
ab, so profitirt man an 2 Mk. 4 Loth	35 fr. 1 pf.
folglich am Pfund wenigstens	17 fr.

Will man aber nicht so haushälterig seyn, so nehme man an: 3 fl. 6 Loth gerösteten Java Kasse, dieser kostet nach obigem Preis - - - - - 1 fl. 57 fr. 3 pf.

Dagegen kosten 2 fl. 4 Loth gerösteter

Java Kasse - - - - - 1 fl. 18 fr. 2 pf.
und 1 fl. 2 Loth geröstete Richern - - - - - 4 - - - - -

das thut zusammen 1 fl. 22 fr. 2 pf.

Zieht man nun von obiger Summe a 1 fl. 57 fr. 3 pf.

die Summe a 1 - 22 - 2 -

ab, so profitirt man doch 35 fr. 1 pf.

folglich am Pfund wenigstens 11 fr.

„Wo ist aber beynähe fast in ganz Deutschland eine Familie, welche nicht alle Wochen wenigstens 8 Loth gerösteten Kasse braucht? Gesezt nun: man nehme auch nur den dritten Theil Richern dazu, so erspart man wöchentlich, wenn man nur 8 Loth gebrannten Kasse verbrauchte, doch 2 fr. 3 pf. Glaubt ihrs wohl, deutsche Brüder! daß, wenn ihr eure Weiber Richern mit Kasse vermischen laßt, diese Mischung euch jährlich 6, 8, 10 und mehrere Gulden in eurer Familie erspart? Und so mit laßt's in Millionen Gulden, die jährlich durch die Richern beym Kasse-Trinken erspart werden können.“

Man hat die Richern aber auch als ein Arzeneymittel angerühmt, und vorzüglich loben solche die ältern Aerzte als ein urintreibendes und steinzerstörendes Mittel. Sie sollen auch die Würmer tödten, die monatliche Reinigung befördern, den Säugenden die Milch vermehren, und den Ausbruch der Blattern befördern; welches alles aber sehr ungewiß, wo nicht ganz falsch, ist. Gewisser ist es, daß das Mehl von diesen Samen, äußerlich aufgelegt, so wie ähnliche Dinge, nach seiner verschiedenen Anwendung, entweder zertheilende, oder zeitigende Kräfte besitze, und bey Verhärtung der Brüste und der Hoden nützlich sey. Man gebraucht es aber in der Arznei fast gar nicht mehr.

Siehe auch *Lathyrus*.

Richer,

Richer, (Wald-) *Probus vernus* L.; s. im XI Th. S. 509.

Richern, welches nur in den gemeinen Sprech-Arten üblich ist, mit einem feinen zitternden Laute lachen, welcher Laut durch dieses Wort genau ausgedrückt wird; in einigen Gegenden Richeln; im Nieders. gniddern, gniffeln, hiddiken, im Griech. $\alpha\lambda\lambda\alpha\lambda\lambda\alpha$.

Ricks, (der) im Billiard-Spiele, ein Fehlschloß auf einen Ball. Einen Ricks machen, wofür man auch das Zeitwort Ricksen hat. Ohne Zweifel als eine Nachahmung des Schalles, welchen ein solcher Fehlschloß verursacht.

Riebig, s. Ribig.

1. Riese, (die) der Kimbacken; s. Riefer 2.

2. Riese, in den gemeinen Mund-Arten einiger Gegenden, 1. die so genannten Fisch-Ohren oder Luft-Löcher an den Fischen, besonders im Niedersächsischen; s. Kieme.

2. In einigen Gegenden werden die Schoten der Erbsen Riesen genannt; nicht, wie Frisch will, weil man sie gleichsam aufrauen oder aufnagen müsse, sondern so fern Riese in beyden Bedeutungen zu den Wörtern gehört, welche einen hohlen Raum bezeichnen; s. Raue, Rober, Ruffer; u. s.

In Franken werden die Schoten von eben diesem Stamme Riesel oder Rysel genannt.

Riesen-Fuß, Kiemen-Fuß, *Branchipus* Schaeff. ein ungeflügeltes Wasser-Insect mit einer großen Menge von Füßen, welche aber nur zum Schwimmen dienen. Es hat den Nahmen von seinen Füßen, welche den Riesen (Kiemen) oder Fisch-Ohren ähnlich sehen. Linné nennt diese Insecten *Monoculus* (Einauge), weil bey ihnen zwey oder mehrere Augen so nahe bey einander in einem Puncte stehen, daß man solche für ein einziges halten möchte. Weil sie keine eigentliche Füße, sondern, statt derselben, floßenartige Kiemen

haben, werden sie Apus, Fr. Apode genannt, welche Benennung ein Thier andeutet, welches entweder ohne Füße ist, oder doch die Füße nicht so, wie andere Thiere, braucht. Man findet von diesen Wasser: Insecten insonderheit folgende Gattungen.

I. Der fischförmige Kiesen = Fuß, Apus pisciformis. Nach Hrn. Nath Schäffer (*) Beschreibung, ist dieses Insect $\frac{1}{2}$ Zoll lang, einen Strohhalbm dick, und halbdurchsichtig. An einigen sieht man eine gelbrothe, an andern eine blaßrothe, fast fleischfarbige, und wieder an andern, insonderheit an den Weibchen, eine mattgrüne Farbe. Ueberhaupt ist das Thierchen einem Fische ähnlich, wie es denn auch einen ordentlichen Fisch: Schwanz mit Flossfedern hat. Der Kopf ist gegliedert, flach gewölbt, und mehr lang als breit. Oben, mitten auf der Stirn stehen zwei schwarze Erhöhungen, welche vielleicht die kleinen einfachen Augen des Insectes sind. Die ordentlichen größern Augen aber befinden sich an den Seiten; sie sind auch schwarz, gewölbt und etwas oval; sie sitzen, wie bey den Krebsen, auf einem Stiele, welcher dergestalt beweglich ist, daß das Thierchen, vermittelst derselben, die Augen in die Höhe richten, nieder fallen lassen, und so gar dem Kopfe anschließen kann. Alles dieses erfolgt auch alsdenn, wenn man das Thierchen mit dem

Fin-

(*) Die ersten Nachrichten, die uns Hr. Schäffer in Regensburg von diesem Thiere mitgetheilt hat, sind in lat. Sprache abgefaßt, welche er aber nachgehends übersetzt, und mit einigen Anmerkungen vermehrt heraus gegeben hat. Die lat. Abh. kam u. d. T. Apus pisciformis, insecti aquatici species noviter detecta brevibusque descripta, à Jac. Christ. Schaeffer, adiecta est tabula aenea, insectum hoc accurate delineatum, suisque coloribus distinctum representans, 1752, zu Nürnberg, auf 3 Quart. heraus. Die Uebersetzung aber führt den Titel: Der fischförmige Kiesenfuß in stehenden Wassern um Regensburg, beschrieben von u. nebst einer Kupferpl. in Latein. Regensb. 1754, 4.; und ist auch in Dessen Abhandlungen von Insecten, 2 B. Regensb. 1764, 4. S. 41, 129. vorhanden.

Finger drückt, und wieder nachläßt. Das an dem Männchen vor den Augen sich befindende große Kopf: Gelenk ist, gegen den Bauch zu, abwärts gebogen, und besteht aus verschiedenen Theilen. An dem Kopfe selbst sieht man 4 fühlhörnerartige Borsten, deren jede ihr eigenes Gelenk hat. Die Kopf: Zangen sind hornig, hellbraun, haben in der Mitte von aussen einen dornspitzigen Einschnitt, laufen hierauf gebogen gegen einander, und endigen sich in 2 Spitzen, wie eine Gabel. Sie dienen unstreitig dem Thierchen, die Speise damit zu fassen und fest zu halten, daher sie auch beweglich sind. Das Weibchen hat nur die 2 kürzern, oder eigentlichen Fühlhörner; statt der Zangen, und der langen fühlhörnerartigen Borsten aber hat es nur kleine Hörner, welche jedoch etwas länger als der Kopf, in verschiedene ringförmige Einschnitte abgetheilt, und daher sehr beweglich sind. Im Wasser stehen sie aufgerichtet; ausser demselben aber fallen sie in eine rinnenartige Höhle, die sich an dem Kopfe befindet. Wenn man den Kopf ausser dem Wasser mit dem Finger drückt, so begeben sich diese Hörner wieder in die Höhe, und nehmen diejenige Stellung an, die sie ordentlicher Weise im Wasser haben. Innerhalb der Kopf: Zange des Männchens, und zwar an der Wurzel derselben, stehen 2 Körper, deren jeder ein Drey: Eck ist, und die mit ihrem rechten Winkel einander zugekehrt sind; an ihrer Spitze sind sie ganz dünn, werden aber gegen die Grundfläche rundlich, und haben eine hellbraune Farbe. Gleich darunter liegt ein halbrundes Schildchen. An dem äußersten Ende des Kopfes, gegen den Bauch zu, unweit den zusammen gesetzten Augen, findet sich ein etwas erhabener Theil, welcher wie ein krummer Schnabel aussieht, und an seinem Ende bald breit ist, bald aber in eine warzenartige Spitze sich zusammen zieht. Gerade unter diesem Schnabel liegen 4 andere Körper. Die 2 obern stel-

len krumm gebogene Zähne vor; die 2 untern zeigen sich rund; alle aber bewegen sich beständig. Der Schnabel macht die eigentliche Ober-Lippe; die 2 ersten darunter liegenden Körper machen die Zähne; und die unter denselben sich befindenden 2 andern Körper, die Unter-Lippe, aus.

Nach dem Kopfe folgt ein kurzer ringförmiger Hals. Der Rücken ist walzenförmig, und sieht wie ein Kahn aus. Er hat 12 ringförmige Einschnitte, welche den Rippen eines Kahnes gleichen, davon der Zwischenraum die schildförmigen Ringe vorstellt. Sie sind gegen den Bauch zu rund, und hängen an ihren beyden Enden mit einer Haut zusammen, vermöge welcher das Thierchen den ganzen Leib biegen, krümmen, und in einen Kreis zusammen ziehen kann. In der Mitte des Rückens, die Länge hinunter, gegen den Schwanz zu, sieht man ein längliches Gefäß, welches sich an seinem obern Ende des Kopfes in 2 Äste vertheilt. Es scheint aus mehreren länglich runden Gefäßen, wie eine Korallen-Schnur, zu bestehen, die sich beständig und zwar dergestalt bewegen, daß sie nach einer gewissen Ordnung sich bald zusammen ziehen, bald ausdehnen, und dadurch eben diejenige Bewegung machen, die man bey Menschen und andern Thieren die Zusammenziehung und Ausdehnung des Herzens nennt, und welche vielen andern Insecten gemein ist. Unter diesem kettenförmig zusammen hangenden Gefäße ist der Magen und Mastdarm, welcher von dem Munde bis zum Ende des Schwanzes in einer geraden Linie fort geht; er scheint mattgrün hindurch, und hat zwischen den Floßfedern des Schwanzes eine Oeffnung. Der erste auf den Hals folgende Schild ist breiter, als der Hals, und ist mit demselben durch einen dreneckigen Körper verbunden.

An statt der Brust und des Bauches zeigt sich eine Höhlung. Bis dahin, wo der Schwanz
sei

seinen Anfang nimmt, sind 11 Abschnitte, an welchen auf beyden Seiten so viel Schwimms-Füße, wie Ruder an einem Schiffe, sich befinden. Das erste Par hat 2 kurze, blätterartige, messerförmige und spizig zulaufende Kiefen, welche in der Mitte eine Luftröhre haben, und um und um mit über einander liegenden Fältchen umgeben sind. An diesen Fältchen sitzen lauter durchsichtige Haarröhrchen, davon ein jedes wieder seine besondere Seiten-Röhrchen hat, die wie Blättchen an einer Feder gestaltet sind. Diese und alle übrige Kiefen sind sehr beweglich, und durch ein kurzes Gelenk mit dem Leibe verbunden. Das zweyte Par Kiefen, und so die übrigen, bis auf das zehnte Par, nehmen wie an Länge, so auch an Größe und Gelenken, zu. Jedes von ihnen hat 3 besondere Glieder. Das äußerste Glied besteht aus der blätterförmigen, messergleichen Kiefe selbst, ist, wie alle andere, mit Haarröhrchen umgeben, und läuft in eine Spitze aus. Das andere darauf folgende Glied ist rundlich, und hat die zweyte Kiefe, welche auch vorn rundlich ist. Das dritte Glied ist in allem, wie das vorige; es besteht aus der dritten Kiefe, welche so, wie die vorige, gestaltet, und durch ein Gelenk verbunden ist. Das 1te und letzte Par Kiefen ist von den vorigen nur darin unterschieden, daß sie wieder kürzer sind, als die vorhergehenden. Diese Kiefen machen also eine dreifache Reihe, so, daß die hintern allezeit von den vordersten bedeckt werden. Sie verdienen aber den Nahmen der Füße um so weniger, als das Thierchen niemals auf denselben geht, sondern jederzeit auf dem Rücken schwimmt. Mit besserem Rechte könnte man sie Ruder nennen; der Nahme der Kiefen aber scheint ihnen vorzüglich eigen zu seyn. So lange das Thierchen lebt, haben und machen diese ruderähnliche Kiefen eine wellenförmige Bewegung; fallen aber auf dem Bauche zusammen, wenn man dasselbe aus dem Wasser

Wasser nimmt. Sowohl die Gleichförmigkeit dieser Kiesen mit andern ihres gleichen, als auch die besondern mit denselben angestellten Versuche, beweisen, daß sie die Lungen des Thierchens seyn. Denn wenn man ein frisches Thierchen, wenn es im Wasser schwimmt, ansieht, wird man hier und da kleine Luftblasen gewahr, welche aus diesen bewegten Kiesen hervor kommen, und gegen die Oberfläche des Wassers aufsteigen; zu einem deutlichen Beweise, daß das Thierchen durch diese Werkzeuge die Luft aus dem Wasser schöpfe. Schneidet man einem todten diese Kiesen ab, und bringt sie unter ein Vergrößerungsglas, so entdeckt man eine Menge Luftbläschen, welche an den, diese Kiese umgebenden, besondern Fältchen, und an daran sitzenden Haarröhrchen, fest hängen; und es ist höchst wahrscheinlich, daß sie, bey erfolgtem Tode, aus den Oeffnungen der Haarröhrchen, und aus den daran befindlichen Seiten-Federchen, heraus gegangen, und sodann daselbst hängen geblieben sind. Uebrigens ist zu glauben, daß die Bewegung dieser Kiesen zugleich das Schwimmen des Thierchens befördere. Denn ob es gleich bisweilen im Wasser ganz unbeweglich ist, und, wenn auch die wellenförmige Bewegung immer fortgeht, sich nicht von der Stelle begibt: so sieht man doch auch zuweilen bloß durch diese Bewegung, und ohne daß der Schwanz sich im mindesten rührt, dasselbe hier und da hin, von einem Orte zum andern, schwimmen. Auch mögen diese Kiesen wohl den Nutzen haben, daß das Wasser, nachdem es durch die Kiesen zusammen gebracht worden ist, in der Höhlung des Bauches, wie durch eine Rinne, von dem untersten Ende desselben bis an den Kopf, hinauf steigt, und daselbst wieder ausgestoßen wird. Auf diese Weise werden die kleinsten Thierchen, welche diesem Insecte vermuthlich zur Nahrung dienen, mit dem aufgesaßten Wasser ganz nahe an den Mund gebracht. Diejenigen, welche tauglich sind,

kon-

können alsdann durch die oben beschriebenen dreneckigen Körper, und durch die Bewegung der Fühlstangen und Hörner, mit leichter Mühe in den Mund gebracht, die untauglichen aber mit dem Wasser wieder ausgeworfen werden.

Auf die 12 schildförmigen Einschnitte des Rückens, folgt der Schwanz. Dieser hat 9 Ringe oder Absätze, unter welchen der erste und zweyte größer, als die übrigen, sind. Zwischen dem Einschnitte des letzten schildförmigen, und des ersten ringsförmigen, Absatzes, erblickt man auf dem Bauche, des Männchens sowohl als auch des Weibchens, eine tiefe, obgleich kleine, Höhle, welche vollkommen einem Aster gleicht. Da aber keine wirkliche Oeffnung selbst zu finden ist, so entsteht diese Höhle vielleicht von dem Zusammenstoßen vieler Schwanz-Muskeln; denn daß dergleichen hier seyn müssen, läßt sich daher schließen, weil das Thierchen durch öftere Bewegung des Schwanzes bald hierher, bald dort hin, schießt. An dem Männchen und dessen ersten Schwanz-Absatz, entdeckt man viele gerade fortlaufende Gefäße. Gegen die Mitte des zweiten Schwanzringes erblickt man zwey kurze runde Hübelchen, wo die erst gedachten Gefäße sich endigen. Wenn man den Theil, wo diese zwey Hübelchen stehen, zusammen drückt, so erheben sich aus denselben zwey walzenförmige durchsichtige Körper, die aus zwey Gliedern zu bestehen scheinen. Sie strecken sich seitwärts schief aus und in die Höhe, sind sehr zart, und wenn man im Drücken nachläßt, begeben sie sich wieder in die Hübelchen zurück. Daß dieses die Geschlechts-Glieder des Männchens seyn, ist außer allen Zweifel. Es haben also die Männchen, wie die Krebse und Eidechsen, ein doppeltes Geschlechts-Glied.

Bei dem Weibchen wird man an dem ersten Schwanzringe ein herzförmiges, spitzig zulaufendes Säckchen gewahr. Ist dasselbe ausgeschüttet, so zei-

gen sich auf demselben unzählige zarte Pünctchen, das Säckchen selbst aber ist fleischfarbig. Ist es hingegen angefüllt, so wirft es eine schöne himmelblaue Farbe von sich. Wenn das Insect schwimmt, so steht dieses Säckchen, welches wie ein Reiskorn groß ist, aufrecht in die Höhe, und ist mithin die Spitze davon allezeit dem Wasser, die Basis aber dem Leibe, zugekehrt. Der folgende Ring ist, erwähneter Maßen, nach dem Leibe zu etwas größer als die übrigen, und hat auch dieselbe blaue, gegen den Rücken aber eine dottergelbe, Farbe. Gegen den Bauch zu hat dieser Ring eine doppelte Oeffnung, welche in ihrem Ausgange, so viel man sehen kann, in eine zusammen läuft, und ihren besondern Schließ-Muskel hat. Betrachtet man das Säckchen unter einem Mikroskope, so findet man, daß es mit sehr vielen kleinen eiförmigen Körpern angefüllt ist, deren einige in der Mitte dunkel, und mit einem hellen Ringe umgeben, die andern himmelblau sind, und daß sie sich in einer beständigen Bewegung befinden. Oeffnet man das Säckchen mit einer Nadel, so gehen die Eyer parweise heraus; woraus also zu vermuthen ist, daß jene einfach scheinende Oeffnung inwendig wirklich doppelt seyn müsse, ob sie gleich ausser dem nicht sichtbar zu machen ist. Es bestätigt diese Meinung auch das doppelte Geschlechts-Glied des Männchens. Am meisten aber setzt das Hervordringen der Eyer ausser allen Zweifel, daß diese beschriebene Theile die Geschlechts-Glieder des Weibchens seyn. Es ist indessen etwas Besonderes, daß alle Eyer, so bald sie in das Wasser oder in die Luft kommen, sogleich eine sechseckige oder andere eckige Gestalt annehmen, da sie doch, so lange sie in dem Säckchen sich befinden, eine eiförmige Gestalt haben. Diese ungleiche Gestalt behalten sie, ob man sie gleich durch das stärkste Vergrößerungsglas betrachtet. Sie scheinen also von dem Drucke der Luft, oder des Wassers, solche Falten und Winkel zu erhalten.

ten. Hält man sie an die Sonne, so werfen sie eine Smaragd-Farbe, ausserdem aber eine dunkelgrüne Farbe, von sich.

Nach den zwei, jezt beschriebenen Ringen wird der Schwanz immer dünner, hat noch 7 Ringe, und endigt sich in eine wasserrechte doppelte Glosfeder, welche in sehr scharfe Winkel ausläuft. Sie besteht aus 2 pomeranzenfarbigen zusammen gedrückten Regelschen, deren Seiten, unter dem Mikroskope betrachtet, mit den schönsten Figuren geziert sind, und welche den an den Kiefen befindlichen völlig gleichen. Bei den Weibchen sind diese Federbärtchen zuweilen grünlich. Der Schwanz ist übrigens durch eine Haut mit den Ringen verbunden, welches man alsdann sehen kann, wenn man den Leib des Thierchens mit dem Finger drückt, indem alsdann das Aeusserste der Ringe, von welchen immer einer über den andern liegt, sich von einander begibt, und die Structur dieser Werkzeuge sehr schön sehen läßt.

Es hält sich dieses Thierchen in stehenden Wassern auf; daselbst hat es Hr. Schäffer, im Aug. und Sept., von der oben beschriebenen Größe und Gestalt angetroffen. Uebrigens scheint dessen Zeugung weder jährlich, noch aller Orten zu erfolgen. Es gibt einen überaus schönen Anblick, wenn man diese röthliche Thierchen, insonderheit die Weibchen, mit ihren himmelblauen Säckchen, bey Tausenden sieht. Sie schwimmen allezeit auf dem Rücken, so, daß die Kiefen am Bauche in die Höhe stehen; sie bewegen den Schwanz, wie die Fische; und indem sie mit demselben links und rechts um sich schlagen, schießen sie, sehr schnell, bald hier, bald dort hin; und nachdem sie eine sehr kurze Zeit wieder ausgeruhet haben, wiederholten sie die vorigen Schläge. Nimmt man sie aus dem Wasser, so wälzen sie sich durch das Schlägeln des Schwanzes, wie die Fische, fort. Oft rollen sie sich zusammen; ihre

ihre Kiesen werden von den Rück-Schildchen alsdann halb bedeckt, und liegen auf dem Bauche über einander. Ausser dem Wasser leben sie sehr schwer. Sie bewegen zwar ihre Kiesen, so lange noch etwas Feuchtigkeit an ihnen und um sie ist; wenn sie aber ganz und gar trocken werden, hört alle Bewegung auf.

Es ist sehr glaublich, daß dieses Insect vom Raube, und von den kleinsten Insecten, die im Wasser erzeugt werden, lebe. Die Weibchen können ihre Eyer leicht von sich lassen, die, so bald sie in das Wasser kommen, darin zu Boden fallen. Die Kälte können sie nicht sehr vertragen.

II. Der Floh-Kiesenfuß, der ästige oder zackige Wasser-Floh, *Monoculus Pulex Linn.* *Pulex aquaticus arborescens Swammerd.* *Le Perroquet d'eau Geoffr.* *Puceron branchu Trembl.* *Monocle Puce branchue Müll.* Dieses Wasser-Insect erscheint öfters den bloßen Augen wie ein kleiner rother Punkt, welcher sich vermittelst einer muntern Bewegung kenntlich macht, und es gibt mit seiner rothen Farbe, wenn es in unzähliger Menge auf der Oberfläche des Wassers schwärmet, demselben die Gestalt, als ob es in Blut verwandelt sey. Insgemein aber ist seine Farbe bläulichgrün; zuweilen auch weißgrau. Bei genauer Betrachtung beobachtet man, daß das Thierchen in einer durchscheinenden, dünnen Schale eingeschlossen liegt. Den Vornahmen hat es von den 2 zackigen Spitzen oder ästigen Armen vorn am Kopfe erhalten, welche es gemeiniglich aus seiner Schale hervor streckt, und die dessen Schwimm- und Fang-Werkzeuge vorstellen. Es gibt eine geschwänzte, und eine ungeschwänzte Art.

I. Der geschwänzte zackige Wasser-Floh. Swammerdam sagt: 1) Daß es beim ersten Anblick schiene, als hätten sie nur Ein Auge; ihre Augen aber säßen oben an der Spitze des Kopfes, oder über dem Rüssel, eines dicht neben dem andern, und daher schiene

es

es nur ein einziges zu seyn, weil der Kopf dünn und platt sey. Allein, er hat sich geirrt. Sie haben wirklich nur Ein Auge, welches, wie bey andern Insecten, unter dem Vergrößerungsglase nehförmig ist. 2) Der Rüssel sey spizig und durchsichtig, und damit sögen sie ihre Nahrung. Abermahl ein Irrthum! Sie haben gar keinen Saug-Rüssel, sondern ein eigentliches Maul. 3) Die Arme oder ästigen Theile sitzen an einem Stamme auf den Schultern. Beyde Nester stehen an Einem Stamme. Jeder Ast ist drengliederig. Die beyden ersten Glieder vom Stamme an, haben jedes wieder einen kleinen haarförmigen Neben-Ast, und am dritten wieder drey dergleichen. 4) Die Bewegung im Wasser geschieht auf eine dreysache Art: erstlich in gerader Linie, oder horizontal, woben sie die ästigen Arme unablässig bewegen. Zweitens im Zickzack, oder etwas ungleich, bald hoch, bald niedrig, da sie zuweilen bis unten in das Wasser herunter gehen. Alsdann gleichen ihre Bewegungen gewisser Maßen dem Fluge der Sperlinge, und geschehen stoß- oder sprungweise (*); daher sie Wasser-Flöhe heißen. Drittens, nach Art der Turnier-Tauben, die im Kreise in der Luft herum fliegen. Sie halten dabey den Kopf nieder, und heben den Hinterrheil sehr geschwinde in die Höhe, welches wie ein Rad geht. Bisweilen hängen sie auch tagelang an der Oberfläche des Wassers, öfters auch unten auf dem Boden; aber niemahls in völliger Ruhe. 5) Der Körper ist mit einer durchsichtigen Schale bedeckt, die hinten am Rücken fest sitzt, vorn aber in der Länge herunter

N 3

unter

(*) Dieses stoßartige Schwimmen kann man in hellen Gläsern mit Wasser sehr gut sehen. Der Wasser-Floh breitet, nach Hrn. Vast. Göze Bemerkung, seine Arme aus, und rückt etwas perpendicular in die Höhe. Zieht er sie zusammen, so sinkt der Körper eben so weit herunter, als er vorher in die Höhe gestiegen war. Es erfolgt der zweyte Stoß, und das nämliche Sinken. Auf solche Art setzen sie oft stundenlang ihre Stöße fort, und kommen nicht von der Stelle.

unter offen ist, durch welche man Schwanz, Füße und andere Theile sehen kann. Oft stecken sie den Schwanz aus der Öffnung der Schale, und ziehen ihn auch augenblicklich wieder ein. In dem Schwanze sieht man inwendig ein Intestin, und am Ende zwei steife dünne Spitzen, wie Pferdehaare, aus denen wieder zwei andere haarförmige kleine Theile heraus gehen. Ihre Füße stehen, wie bey den Krebsen, und bewegen sich fast auf eben die Art. 6) Im Hintertheile des Körpers, an der Rücken-Seite, bemerkt man zwei schwarze Punkte, oder die Eier, aus welchen hernach die Jungen auskommen, die im Anfange ganz weiß aussehen. 7) Die Schale ist, fast wie bey den Fischen, mit Schuppen bedeckt, wie ein Netz gebildet. Eigentlich sind es keine Schuppen, sondern nur sich kreuzende zarte Striche. Sie häuten sich, wie die Läuse.

Dies sind die Swammerdamischen Bemerkungen. Schäfer (*) hat sie genauer beschrieben. Ich will nur das Wesentliche davon anführen.

Zuerst bemerke ich, daß die Schale vom Kopfe bis nach hinten, oder bis zu einer langen steifen hornartigen Spitze offen ist. Diese Spitze befindet sich am Hintertheile der Schale, und unterscheidet diese Art des Wasser-Flohes von einer andern, die ihr sonst in allen Stücken ähnlich ist. Der Kopf ist gleichsam buckelig, von der Rückenseite vom Körper nur durch eine leichte Vertiefung getrennt; vorn aber zeigt sich zwischen beyden Theilen ein langer tiefer Einschnitt.

Die Arme zeigen unter dem Mikroskope viele Merkwürdigkeiten. Jeder besteht aus einem dicken cylindrischen, dem Körper durch einige ringelige Gelenke angegliederten Stamme, vermittelst welcher er sich auf allen Seiten, wie auf einem Zapfen, drehet. Aus dem Stam-

(*) Abhandlungen von Insecten, 1 B. Regensb. 1764, 4 S. 251, 199.

Stamme gehen 2 dünnere, ebenfalls fast cylindrische Nestchen heraus, die auch dem Stamme angegliedert, unter einander aber durch 3 bewegliche Gelenke verbunden sind. Im Stamme und in den Nesten befinden sich viele Quer- und Längs-Streifen, oder die Muskeln und Flechsen, die sie steif erhalten, und bewegen. Der äussere Ast hat an der einen Seite zwei lange dünne haarförmige Fäden, die aus beyden Gelenken hervorgehen, welche die 3 Glieder des Astes zusammen halten. Der innere aber hat nur Einen solchen Seiten-Faden, welcher dem, zwischen dem 2 und 3ten Gliede befindlichen Gelenke angegliedert ist. Am Ende des einen und andern Astes sind 3 dergleichen Fäden, wie an den Seiten. An beyden Seiten aller dieser am Grundtheile beweglichen Fäden, stehen kleine Federbärte, die aber so fein sind, daß man sie unter dem besten Mikroskope kaum sehen kann. Doch sind ihrer nicht so viele, auch nicht so lang, als Schäffer sie vorgestellt hat. In der Mitte jedes Fadens ist ein Gelenk, wo sich ein kleiner Wirbel befindet, und nahe am Ende noch ein zweytes äusserst feines Gelenk, wodurch die Fäden sich im Wasser ungemein leicht drehen und bewegen können. Ver-mittelt dieser beyden ästigen Arme, welche die Stelle der Ruder vertreten, kann das Thierchen sehr geschwinde schwimmen. Die Füße helfen dazu nichts; der Schwanz aber kann das seinige dazu beitragen. Wenn die Arme ruhen, sinkt es, vermöge seiner eigenen Schwere allmählich zu Boden.

Untermärts endigt sich der Kopf mit einer Art von spitzigem Schnabel, welcher aber unbeweglich, und nur eine Verlängerung der Schale ist, auch mit derselben einen Körper ausmacht. Diesen hat Swammerdam für den Saug-Rüssel angesehen. Das Thierchen aber hat inwendig in der Schale ein wahres Maul, bey der Mündung des großen, längst dem Körper durchlaufenden Intestins. Oben an der Spitze des Kopfes sieht

man einen schwarzen runden Fleck, oder eine rundliche, im Kopfe liegende Masse, welche auf jeder Seite durch die durchsichtige Schale durchschimmert. Diese Masse besteht nicht aus zwey zusammen stoßenden Kugeln, sondern ist das einzige Auge des Wasser-Flohes, als eine aus kleinen Körnerchen bestehende Masse. Außerdem bemerkt man hier noch kleine helle Puncte, wie Perlen, wie auf der Hornhaut der Fliegen und anderer Insecten, welche vermuthlich ebenfalls kleine Augen sind.

Die Schwanz-Spiße, als das eigentlichsste Unterscheidungszeichen dieser Art von Wasser-Flohen, ist hinten eine Verlängerung der Schale, und auf beyden Seiten mit kleinen kurzen Stacheln besetzt, dergleichen sich auch eine gewisse Strecke, unterwärts an dem scharfen Rande der Schale befinden. Oben auf ist die Schale neßförmig. Die Füße stecken in der Schale, und sitzen längst unter dem Leibe, wie bärtige Schwimm-Floßen. Am Ende des Körpers sitzt ein großer beweglicher Schwanz. Im Ruhestande steckt er ganz in der Schale, und ist unterwärts gekrümmt; das Thier kann ihn aber rückwärts ausstrecken, und zum Theil zwischen den beyden Schalen-Klappen heraus bringen. Am Ende desselben sind 2 lange, steife, krumme, bewegliche Spitzen, wie Vogel-Klauen; und unter denselben 2 Reihen rückwärts stehender Spitzen, zwischen welchen sich der Ausgang des großen im Schwanz durchlaufenden Intestins befindet, und gleichsam den After vorstellt.

Degeer Abhandlungen zur Gesch. der Insecten u. übersetzt von Goetze, 7 B. Nürnberg. 1783. 4. S. 167, fag.

2. Den ungeschwänzten zackigen Wasser-Floh, hat bloß Schaffer (*) beschrieben. Er ist dem vorigen sehr ähnlich. Man findet ihn häufig in allen stehenden Gewässern. Die Schale ist nicht neßförmig, sondern nur gestrichelt, und hinten ohne Spiße stumpf abgerundet. Das übrige alles ist, wie bey dem vorigen.

III. Der

(*) Am ang. D. S. 299, fag.

III. Der Krebsartige Riesen-Fuß, übertrifft die übrigen an Größe. Dem ersten Ansehen nach, kommt er, sowohl in Ansehung seiner Farbe, als auch seiner schaligen Decke, einem kleinen Krebse sehr nahe; wenn man ihn aber etwas genauer untersucht, so findet man, daß er in gar vielen Stücken von der eigentlichen Beschaffenheit eines Krebses abweicht. Sein Leib ist rund, und besteht aus verschiedenen an einander gefügten ringförmigen Abschnitten. An dem Obertheile des Kopfes befindet sich ein Schild, welches den Rücken desselben größten Theils bedeckt, auf dem sich über dem Kopfe 3 hervor ragende schwarze Puncte befinden. Zu oberst an der Brust zeigen sich 2 hervor ragende ästige Füße. Diejenigen, die man an der Brust selbst gewahr wird, sind nicht nur kleiner, sondern auch mit verschiedenen Spitzen, zarten Blättchen, und häutigen Säckchen versehen. An dem Unterleibe bemerkt man 2 löffelförmige Behältnisse, worin die aus dem Leibe heraus geworfenen rothen Eyer eine Zeit lang aufbehalten werden. Auf diese folgen 4 Reihen von sehr zarten Blättchen, welche sich besonders durch ihre wellenförmige Bewegung kenntlich machen. Der letzte Ring des Unterleibes ist mit 2 langen Schwanz-Spißen versehen. Das Sonderbarste, was man bey diesen Thieren anzu merken hat, ist, daß sie insgesammt mit Ethern angefüllt sind, und daß diese Eyer öfters 2 bis 3 Jahre unverleßt, in dem Sande vergraben liegen, ehe die Jungen daraus hervor kommen. Linné nennt dieses Thier: *Monoculus cauda bifida*; und Frisch (*) hat uns von demselben, unter der Benennung des floßfüßigen See-Wurmes mit dem Schilde, eine kurze Nachricht ertheilt, und dasselbe in Kupfer vorgestellt. Insbesondere aber hat Hr. Schaffer (**) dasselbe ausführlich beschrieben.

R 5

schrie

(*) Im 10 Th. seiner Beschreib. von Insecten.

(**) Am ang. D. 2 B. S. 65, fag.

schrieben, und davon zwei verschiedene Arten, nämlich die mit der kurzen, und die mit der langen Schwanz-Klappe, angeführt.

Von dem größten Kiefen-Fuß, *Monoculus polyphemus* Linn. oder dem moluckischen Krebs, werde ich im Art. Krebs handeln.

Der Kiefen-Fuß, insonderheit der krebsartige, ist, unter andern Insecten, eine delicate Speise der Schweine, theils im Winter mit seinen Eyerchen, theils im Sommer mit seinem Körper, die sie mit ihren Rüsseln aussuchen und genießen. Man darf sich also gar nicht verwundern, daß den Schweinen das Wühlen im Schlamm und in faulen Wassern so angenehm ist, so, daß solche Flecke, davon man sonst oft keinen Nutzen, sondern Schaden zu haben glaubt, doch so nützlich für sie in der Wirthschaft sind.

Kiefen Wurm, s. im Art. Neunauge.

1. Kiefer, (die) ein gewöhnlicher, aber nicht genau bestimmter Nahme, welcher die Gattungen des hohen Nadel- oder Tangel-Holzes, d. i. derjenigen Bäume, welche, statt der Blätter, Nadeln oder Tangeln haben, die Fichten, Tannen und Kiefern unter sich begreift, als welche nicht nur im g. L., sondern auch in Schriften sehr häufig mit einander verwechselt werden. Die neuern Kräuter-Lehrer haben diese Bäume, welche ehemals verschiedene Gattungen ausmachten, in Einer vereinigt, und ihr den Nahmen *Pinus* beygelegt, worunter sie auch die Ceder und den Lerchen-Baum, wegen einiger Ähnlichkeit der Blüthe und Frucht, gebracht haben. Was die Fichten, Tannen und Kiefern, in Ansehung der Blumen und Früchte mit einander gemein haben, habe ich im XIII Th. S. 267, f. angezeigt. Die Nadeln stehen entweder einzeln, oder zwey, auch mehrere, dicht bey einander. Könnte man nicht die ersten Arten Tannen, und die andern Fichten nennen? welches aber bisher nicht allgemein angenommen worden

den ist; indem man auch dergleichen Bäume, welche nur einzeln Nadeln haben, Fichten, und umgekehrt Tannen genannt hat, welche mehrere, bey einander stehende, Nadeln tragen. Doch hat Dähmel diesen Unterschied angenommen, und dadurch Tannen und Fichten von einander abgesondert, die Tannen aber in zwey Ordnungen abgetheilt, nämlich in diejenigen, deren Samen-Behältnisse (Nessel oder Zapfen) aufwärts, und die andern, wo dieselben unterwärts gerichtet sind. Die erstern sind die eigentlich so genannten Tannen, die andern aber die Pech-Tannen; und diese letztern werden an vielen Orten Fichten genannt. Die merkliche Abweichung der Nadeln und Zapfen, bestimmt also die Gränzen der Arten und Varietäten.

Ich erwähne I. diejenigen Arten, welche einfache Nadeln tragen, oder bey welchen die Nadeln einzeln an den Aesten stehen.

1. Die Sichte, gemeine oder wilde Sichte, Sichte-Tanne, Sichtenbaum, Roth-Sichte, sächsische Sichte (*), Harz-Tanne, norwegische Tanne, Pech-Tanne, Roth-Tanne, schwarze Tanne, Granenholz, Granenbaum, Pech-Baum, *Picea maior prima*, f. *Abies C. B.* *Abies tenuiore folio, fructu deorsum inflexo Tourn.* *Abies mascula Plin.* *Picea Matthiol.* *Picea latinorum*, f. *Elate &c. J. B.* *Sapinus Bellon.* *Pinus Abies, foliis solitariis subulatis mucronatis laevibus bifariam versis Linn.* *Pinus foliis solitariis tetragonis mucronatis Hall.*

(*) Der Nahme Sichte kommt mit dem Lat. *Picea* und dem Griech. *πίκτυς*, *pitus*, genau überein, und stammet von *πίττα* oder *πίσσα*, Pech, her, welches dieser Baum in großer Menge liefert; ein Beweis, daß nur der Roth-Tanne der Nahme der Sichte eigentlich gebühre.

Von der figürlichen N. A. Jemanden um die Sichte, oder hinter die Sichte führen, s. im XIII Th. S. 267, Num.

Hall. Abies Picea Mill. Pinus Picea, foliis solitariis subulatis bifariam versis, conis oblongis pendulis, squamis ovalibus planis marginibus undulatis & lacris Duroi. Fr. Pece, Pesse, Picea, Epicia, Pin. Engl. The common Fir, Pitch-Tree, Nozway or Spruce-Fir. Die Länder, wo die Fichte wächst, sind die kalten Berge und Gegenden von Europa und Asien, bis zu dem 60sten Grade nördl. Breite; denn in den südlichen Gegenden wird sie niemahls wild angetroffen. Die Rinde des Stammes ist braunroth, und je älter die Bäume werden, je mehr Risse bekommen sie. Das Holz ist weiß, leicht und sehr harzig. Die einzelnen Blätter (Nadeln, Tangeln,) treiben aus schmahlen schuppenartigen Erhabenheiten aus den Zweigen hervor, und stehen dergestalt um dieselben, daß sie zusammen genommen mit ihren Spitzen einen belaubten Ast, als einen walzenförmigen Körper, formiren. Sie sind hellgrün, schmahl, vierseitig, ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll lang, zugespitzt, steif und stechend, am Ende etwas krumm gebogen. Die Blüthen erscheinen zu Ende des May, oder im Anfange des Jun. Die männlichen sehen bey dem ersten Ausbrechen wie eine Erdbeere aus, und sind von hellrother Farbe. Unter jeder, mit einem zarten schrumpfigen Stiele versehener Schuppe eines solchen ovalen Käschens sind 2 Staubfäden mit gelblichen Staubbeutel. Die weiblichen Blüthen sind schon in dem vorher gegangenen Jahre an den Spitzen der Zweige in kleinen bräunlichen Knospen vorhanden, und brechen mit den männlichen zu gleicher Zeit in etwas größern, länglichen, zugespizten röthlichen Käschchen hervor. Dieses Käschchen hat sogleich die Gestalt eines Zapfens im Kleinen. Es stehen aber die Spitzen der ovalen Schuppen im Anfange auswärts, und legen sich erst bey dem Auswachsen des Zapfens dicht an. Die Schuppen haben keinen Stiel. Die Zapfen sind bey ihrer ersten Bildung röthlich, werden aber zuletzt hellbraun.

braun. Sie sind ungefähr 5 Z. lang, und $1\frac{1}{2}$ Z. breit. Sie hängen an den Zweigen niedwärts, und werden im Oct. und Nov. reif, ob sie gleich zu dieser Zeit die Samen noch nicht, sondern erst in den wärmern Monaten des folgenden Jahres ausfliegen lassen. Die äußern Schuppen des Zapfens sind klein und spitzrund; die innern dünner und länglichrund, und ziehen sich, so weit sie entblößt sind, auf das länglich viereckige. Die Samen sind klein, schwärzlich, und mit breiten gelbbraunen Flügeln besetzt. Nach der Größe und Feinheit der Blätter und Zapfen, finden sich davon hin und wieder Varietäten, welche auch als solche von Linné und Miller aufgenommen sind. Diejenige irren daher, welche sie für wahre Arten halten; noch mehr aber diejenigen, welche solche Unterscheidungszeichen nach den mehr oder weniger rothen weiblichen Blüthen machen, welche doch nur zufällig sind, und sie, wie der hochgräfl. schönburgische Jäger, Joh. Gottl. Beckmann, in weiche und harte einteilen, oder diese aus der Farbe der Rinde nehmen, und sie mit dem Namen weißer und rother Fichten belegen. Die helleren Blumen zeigen, wie bey den Lerchen-Bäumen, eine besondere Schwäche des Baumes an, und die weißgraue Rinde rührt mehrentheils von einem zarten Stein-Mose, davon sie überzogen sind, her.

Die Fichten pflanzen sich nur durch den Samen fort, und man muß große geräumige Plätze anbauen, wenn man den gehörigen Nutzen haben will. Zu deren Bestellung sammelt man die Zapfen ein, die aber nicht alle Jahre häufig sind, und deswegen in guten Jahren aufbewahrt werden müssen. Die beste Zeit ist, nach Hrn. K. R. Cramer, vom Dec. an bis zum März, weil, nach seiner Erfahrung, im Oct. und Nov. viele taube Körner von selbst ausfliegen. Der Same wird im Frühlinge im April gesät, weil zu dieser Zeit die Zapfen sich zu öffnen pflegen. Den frühern März darf

darf man deswegen nicht zum Aussäen wählen, weil der Same wegen der ihm alsdann mehr nachgebenden Vögel, zu großer Gefahr unterworfen bleibt. Beckmann (*) hat, aus diesem Grunde, einen gut besäeten Platz von neuem besäen lassen müssen. Hr. Oberforstmeister v. Lengefeld, als auch Beckmann, wollen das Ausstreuen des Samens reichlich und dick haben. Letzterer behauptet, daß an Dertern, wo der Same sparsam aufgegangen wäre, sich nachher viel Gras gezeigt, und den Mäusen zur Lockung und zum Schutze gedient habe. Da solche Erfahrung richtig ist, so wird diese Vorsicht nothwendig; denn die Mäuse nehmen nur an solchen Dertern ihre Wohnung, welche genugsam mit Grase bewachsen sind. Man muß aber von Jahr zu Jahr eine gehörige Anzahl der zu dicht stehenden Stämme wegnehmen, damit Sonne, Regen, Thau und Luft Zugang erhalten.

Die jungen Fichten zeigen sich bey dem Aufkeimen mehrentheils mit 9 Nadeln, welche noch einige Zeit von der Hülse bedeckt bleiben. Im zweyten Jahre treiben sie schon in dem Gipfel kleine stachelige Nadeln hervor. Im dritten Jahre ist der Wuchs stärker, und treibt oben ein Nestchen; und im vierten und fünften Jahre gehen sie merklich in die Höhe. So lange sie noch jung sind, kann man von ihnen überhaupt sagen, daß sie mehr in der Höhe, als in der Dicke, wachsen. Stehen sie nicht zu weit von einander entfernt, so bekommen sie eine Höhe von 80 bis zu 150 Fuß; stehen sie aber weitläufig, so treiben sie viele sich ausbreitende Zweige, wovon die niedrigsten die stärksten sind, und so lang auswachsen, daß sie auf die Erde hängen. Man nennt diese letztern Bäume gemeiniglich rauhe Fichten, welche nichts als etwas Moos unter sich auf-

(*) S. Dessen Versuche von der Holzsaat, Chemn. 1758, 4. S. 91, f.

kommen lassen, hingegen die hohen und dicht stehenden Bäume, wenn diese von ihnen umgeben werden, gegen die einfallenden Sturmwinde schützen.

Die Fichte wächst auf den höchsten Gebirgen, und die Kälte schadet ihr nicht; vielmehr sind ihr die rauhen kalten Gegenden am zuträglichsten, obgleich nicht zu läugnen ist, daß die jungen hervor brechenden Nadeln durch die Nachtfroste im Frühlinge zuweilen beschädigt werden, eine braune Farbe bekommen, und abfallen. In einem solchen Jahre kann alsdann der Stamm nicht den gewöhnlichen starken Trieb haben; und hierin ist der Grund zu suchen, warum auf allzu hohen und zu kalten Bergen, wie z. B. unter der Brocken-Höhe, dieselben merklich langsamer wachsen.

Wenn die Fichte in einem ihr anständigen Erdreiche steht, gibt sie der Edel-Tanne an Stärke und Wachsthum nicht viel nach, treibt bisweilen $3\frac{1}{2}$ F. in einem Jahre, und wird sehr alt.

Ein jeder trockner, steiniger und kieseliger Boden, wenn nur etwas Lehm- oder Damm-Erde dazwischen gemengt ist, nicht aber ein zu sandiger, ist für sie zuträglich. Selbst auf Stein-Lagen, wenn sie sonst Klüfte und Risse haben, worin sie Wurzel fassen können, und worin einige Erde von den verrotteten Nadeln liegen bleiben kann, wachsen sie, der Erfahrung nach, auf. Ein guter schwarzer und lettiger Boden hingegen taugt für sie im geringsten nicht. Sie wachsen zwar darin schnell in die Höhe, und werden in 60 bis 70 Jahren zu einem hohen Baume, das Holz aber ist mürbe, weniger harzreich, roth von Farbe, und in der Mitte angefault.

Mit ihnen und den amerikanischen Fichten sowohl, als auch andern Tannen, kann man ganze Gegenden bepflanzen, wenn die Stämme nicht zu hoch und zu alt sind, wenn diese Besezung im Frühlinge unternommen, und eine jede Pflanze begossen wird.

Sie

Sie haben, im Verhältnisse ihrer Höhe, eine sehr kurze Pfahl-Wurzel, und ihre Neben-Wurzeln gehen nicht in die Tiefe, sondern breiten sich flach unter der Oberfläche des Bodens aus; ragen öfters auch über selbige hervor, wenn sie an Stärke zunehmen. Dieses ist die Ursache, warum so oft in Gegenden, deren Boden sehr schlecht ist, und wo der größte Theil des Holzes in Fichten besteht, durch heftige Sturmwinde starke Verwüstungen geschehen, theils, indem die Stämme ganz nieder gerissen werden, theils, wenn die Wurzeln los gerüttelt sind, und zum Verderben des sonst noch gesunden Schaftes Anlaß geben. Wenn nämlich ein Baum durch die Winde auch nur geschoben worden ist, so kann der wässerige Saft nicht mehr hinlänglich folgen, welcher das zum Wachsthum des Baumes nöthige Bestandwesen und die zarte balsamische Materie durch alle Theile desselben führen, das Grobe verdünnen, das zarte höchst Flüchtige an sich halten, und mit dem ersten verbinden muß. Es entsteht demnach ein Mangel des ersten; was davon herben geführt wird, verdickt und setzt sich zur Unzeit fest, und das letztere versflieget, welches alles um so viel eher geschieht, je heißere Witterung einfällt, und je schädlicher inwendig das Holz ist. Wird die Witterung des nächsten Frühlings naß und kalt, ist das Holz noch in gutem Wachsthum und gesund, auch die Verletzung nicht gar zu groß, so erholt der Stamm sich bisweilen wieder; geschieht dieses aber nicht, so wird ein fliegendes Ungeziefer, der so genannte schwarze Wurm, *Dermestes Typographus Linn.* (*) erzeugt, welcher in der Rinde der Fichten aus einer sehr kleinen Made ent-

(*) Den Namen *Typographus* hat dieser Käfer daher bekommen, weil die Made desselben in der Rinde der Fichten Buchstaben ähnliche Züge grabt, daher ihn *Müller*, in seiner Beschreibung des linneischen Natur-Systems, auch den Buchdrucker nennt.

entsteht, welche sich in einen kleinen Käfer mit dunkelbraunen Schildflügeln und schwarzem Kopfe verändert, und kaum eines halben Gerstenkornes Länge und Breite hat. Da ein solcher Wurm in der Rinde seine Nahrung sucht, so legt er auch seine Brut daselbst an, das Holz berührt er jedoch gar wenig, und nur ganz nahe unter der Rinde. Die unter die Rinde gelegten Eier werden vermöge der Sonnen-Wärme ausgebrütet, und bringen längliche braune Maden hervor. Diese sind eigentlich diejenigen, welche die auf der vorhergeh. Seite in der Anmerk. erwähnten, den Buchstaben ähnlichen Züge unter der Rinde machen, wodurch die Circulation des Saftes gänzlich unterbrochen, und das völlige Absterben des Baumes bewirkt, auch die so genannte Trockniß in den Fichten-Wäldern vrranlasset wird. Aus dieser Made entsteht, wenn sie ungefähr 4 Wochen gelebt hat, eine weiße Puppe, die ungefähr um den vierten Theil größer ist, als der vorbeschriebene Käfer. Aus ihr entsteht ein kleines gelbliches Käferchen, welches sich noch einige Zeit in den von der Made gemachten Höhlungen aufhält, bis es seine Vollkommenheit erhalten hat. Als dann fliegt der nunmehr schwärzlich braune Käfer aus, und begattet sich mit seinem Weibchen, welches hernach auf vorbeschriebene Art seine Eier unter die Rinde legt. Bei Bäumen, die schon stark von diesem Insecte bewohnt sind, kann man solche Eier auch in den von der Made gemachten Höhlungen liegen sehen.

Fig. 2037, stellt ein Stück Rinde von einer Fichte vor, deren inwendige Fläche von dem so genannten schwarzen Wurme zerfressen ist. a a a a, sind Gänge, welche der Wurm ausgehöhlt hat. b b b b, ist der Wurm, in Gestalt eines kleinen schwarzbraunen Käfers. c c c c, sind kleine weiße Eier, die der Wurm an die Seiten der Gänge legt, woraus erst eine kleine Made kommt, und hernach der Käfer wird.

Man kann diesen Wurm im Malter-Holze, sonderlich was im Frühlinge gehauen wird, sobald die Witterung warm wird, alle Jahr antreffen. Denn wenn zu dieser Zeit die Rinde von den Klüften abgelöst wird, findet sich dieser Wurm auf der inwendigen Seite, in halb offenen Gängen liegend. Sind nun die Fichten vom Winde los gemacht, und diese Käfer durchbohren die Rinde, und verzehren das wenige darin befindliche zum Wachsthum und zur Unterhaltung des Baumes so nöthige fließende Bestandwesen, so muß ein Stamm in wenigen Tagen vertrocknen; die balsamische flüssige Materie, woraus das Harz entsteht, und welche in gesunden Fichten die Brut dieses Wurmes erstickt, fängt an zu stocken, und die Würmer vermehren sich in wenigen Tagen unglaublich. Sind nur wenige und einzelne Bäume angestekt, die umher stehenden aber gesund, auch nicht vom Winde, oder von einiger andern Ursache geschoben, oder die zarten Wurzeln beschädigt, so hat es keine weitere Gefahr; wiedrigenfalls überwältigt er solche, gleichwie die ersten, und vermehrt sich in wenigen Wochen, dergestalt, daß ganze Wälder von Fichten, wenn es auch gesundes junges Holz ist, dadurch zu Grunde gerichtet werden.

Man erkennt den Wurm in Fichten-Dörtern aus Folgendem. 1. Man kann das Ungeziefer, insonderheit bey warmen Tagen, vor Sonnen-Untergang schwärmen sehen und hören. 2. Sodann zeigen sich bald an dem Schaft der Fichte, vornehmlich von der Mitte bis unter die Aeste, viele Tropfen Harz, welche an denen Stellen, wo der Wurm durchgebohrt hat, heraus schwizet. Je mehr sich solche Tropfen zeigen, je stärker ist der Baum angegriffen. 3. Wenn nun der Wurm unter der Rinde seine Gänge macht, stößt er das Wurmmehl durch die Löcher, welche er in die Rinde gebohrt hat, aus, welches man sodann unten an dem Stamme liegen sieht. 4. Hierauf fangen die Nadeln nach einigen

Tagen an braun zu werden, und abzufallen. Hr. Cramer behauptet, daß durch den so schädlichen schwarzen Wurm die Weiß-Tanne selten, die Kiefer, und anderes, sowohl Nadel- als Laub-tragendes Holz gar nicht, beschädiget werde.

Nach eben Desselben Urtheile, kann man, bey dem Abtreiben eines mit Fichten bestandenen Ortes, die Erscheinung dieses Wurmes dadurch verhüten, wenn man solche geschlossen stehende Plätze von Morgen gegen Abend abhauet, und die noch übrig bleibenden Dickichte nicht solcher Gestalt durchhauet, daß die Abend-Winde darin die Bäume schieben oder gar umwerfen können. Diese Vorsicht ist um so mehr in solchen Gegenden nöthig, wo leichter Boden vorhanden ist, oder wo die Fichten nur mit den Neben-Wurzeln in guten Boden flach hinlaufen, und die Herz-Wurzeln, wegen eines steinigten und festen undurchdringlichen Erdreiches, nicht weiter, als einige Spannen tief, einzudringen im Stande sind. Um die Vermehrung des Wurmes zu verhindern, werden diejenigen Bäume, die vorher geschoben worden sind, und in welche der Wurm sich gesetzt hat, dessen Gegenwart man leicht aus den oben angegebenen Merkmalen vermuthen kann, sofort umgehauen und verkohlet, oder bey der Unmöglichkeit dieser Behandlung, in Schatten gelegt und mit Gesträuche bedeckt, weil die Würmer mit der jungen Brut ohne Sonnenschein ersticken müssen. Sind aber große Districte davon angegriffen, so ist dieses Umhauen deswegen nicht zu rathen, weil man die Würmer nur vor sich hin und auf die noch gesunden Stämme treibt. In solchen Fällen ist es besser, wenn man zwischen diesen und dem gesunden Plätze eine große Anzahl Stämme fället, weil der fliegende Käfer sich nicht sehr weit von seinem Standorte entfernt. Siehe auch im XXI. Th. S. 655, fgg.

Der schwarzgraue Rinden-Käfer, oder fliegende Holz-Wurm, hat auf dem Ober-Harze seit einigen

Jahren einen Schaden angerichtet, den man an eine Tonne Goldes schätzt; und im J. 1782 hat er auch angefangen, sich nicht weit von dem Thüringer Walde in dem Kranichfelder Forste einzufinden; daselbst sind binnen etlichen Monathen 5 bis 600 der schönsten und gesündesten Bauholz: Stämme durch diesen Käfer dermaßen zu Grunde gerichtet worden, daß sie gänzlich abgestorben sind, und haben umgehauen werden müssen. Wegen des dadurch auf dem Harze verursachten Schadens trug die churf. Kammer in Hannover der kön. Societät der Wissenschaften in Göttingen auf, Kenner zur Beantwortung dieser Preisfrage aufzufordern: Durch welche bewährte Mittel die so genannte Wurmtrockniß am Harze getilget werden könne, und diese Gedanken anzuzeigen und bekannt zu machen. Dieses geschah. Es wurde in den dortigen gelehrten Zeitungen, und durch ein eigenes Avertissement, diese Preisfrage mehr erläutert, und bemerkt: daß es eigentlich auf die genaueste Beschreibung des Insectes ankäme, worauf alles das übrige, was man zur Vertilgung desselben in Vorschlag bringen wolle, sich gründen müßte. Die königl. Gesellschaft hielt sich verpflichtet, unter verschiedenen eingegangenen Schriften diejenige, die das Motto: *Ducem sequere naturam*, führte, der churf. Kammer als preiswürdig zu empfehlen, und der andern, mit dem Wahlspruche: *Sic trahit gloria sylvae*, das *Accessit* zu ertheilen. Jene hatte den Hrn. Auditor L. Schwickard, in Clausthal, zum Verfasser. Ein Auszug aus seiner gekrönten Preisschrift, st. im 19 und 20 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1784.

Nach Anzeige des 45 St. des leipz. Int. Bl. v. J. 1784, S. 375, f. meint ein gewisser Forst-Bedienter von vielen Kenntnissen: der Wurm habe gefunden Stämmen nicht an, sondern arbeite sich in die Rinde kranker Bäume hinein, wo er sich auch vermehre. In den bisherigen d'rrn Jahren, und durch den letzten kalten Winter, wären viele, mit nicht vieler Damm-Erde bedeckte Bäume, wel-

welche bloße und von Rinde und Nadeln entblößte Wurzeln gehabt, erkrankt, davon man ein gleiches Beispiel in Lehmanns erzgebirg. Schauplätze finden könne. In diese franke Bäume habe der Wurm sich gesetzt; denn oft stände in gerader Linie nahe dabey ein gesunder, und von Erde und Rinde wohl bedeckter Baum, welcher noch gesund sey, und gleich dahinter ein kranker, welcher schlecht bedeckt sey. So viel ist gewiß, daß der Wurm so giftmäßig tödtet, daß dem Holze, wofern es anderthalb Jahre angegriffen stehen bleibt, alle seine Säfte verschwinden, und dasselbe wie Zunderholz, folglich zum Bauen und zur Feuerung ganz untauglich wird (*). Man hat angerathen, solche Bäume bald zu fällen, die Rinde sammt dem Wurme abzuschälen, und sie entweder 2 Ellen tief in die Erde zu vergraben, oder auf einem Haufen mit einander zu verbrennen.

Noch mehrere Ursachen der Erkrankung so vieler Bäume in dem sächsischen Erzgebirge, sollen seyn: 1. Daß die letzte Theuerung und Hungersnoth im Gebirge die Armen zum mehrern Erdäpfelbau getrieben habe. Um nun viel Dünger machen zu können, scharrten sie häufig Moos, und trugten dasselbe mit der Damm-Erde zugleich hinweg, wodurch der untere Stamm der Bäume, so wie die Wurzeln, entblößet würde, und der Baum die Nahrung verlore, und krank würde. 2. Daß man, von Seiten der Bauern, die Schafe in die Hölzer treibe; und der Schaf-Harn sey besonders den Fichten höchst nachtheilig, das Holz würde gelb

S 3

da

(*) Nach Hrn. Kluge Berichte, in No. 47 des leipz. Int. Bl. v. J. 1785, S. 394, f. gingen einem Huf- und Waffenschmiede aus der Stadt Weida, dem es seine Umstände nicht erlauben wollten, daß er viele Kohlen vorräthig sich anschaffe, im Sommer 1784 seine Kohlen aus. Er suchte auf einem benachbarten Dorfe, wo er hinarbeitete, dörres Holz, um einen Weiler zu machen, konnte aber kein anderes, als vom fliegenden Wurme gefressenes, erhalten. In der Noth sah er sich gezwungen, einen Keiler davon anzusetzen, welcher so wohl gerieth, daß er versichert, diese Kohlen wären ihm viel lieber, als die vom abgebrachten frischen Holze gewesen. Es wäre die nämliche Hitze von solchen entstanden, und sie hätten viel länger im Feuer, als andere, wiedergehalten; er wünschte, daß er beständig solche Kohlen erhalten könnte. Es wäre gut, wenn andernwärts auch dieserwegen Proben gemacht würden, da dieses Holz niemand gern zu Feuerholz annehmen will, weil es in den Ofen den gehörigen Nutzen nicht hat, welchen solches in Kohlen haben soll.

davon, faule bald unten vom Stamme hinauf, und der Baum würde davon krank; der Holzwurm habe dann in beiden Fällen gewonnenes Spiel. Es wäre demnach hauptsächlich dahin zu sehen, daß sowohl das Mos=Krazen und Laub=Rechen, als auch die Schaf=Trift in Holzungen, Einschränkungen erhielte, um gesunde Holzungen zu haben.

Der sächs. gothaisch = altenburgische Wildmeister zu Meusebach, J. H. Jäger, gibt, in seinen Beyträgen zur Kenntniß und Tilgung des Borkenkäfers der Fichte, oder der so genannten Wurmtrockniß fichtener Waldungen, welche 1784, zu Jena, auf 3 $\frac{1}{2}$ B. in 8. nebst einer Kupfert. mit Hrn. Suckow Vorrede, heraus gekommen sind, folgende Ursachen an, welche diesem schädlichen Insecte den Weg bahnen, die Fichte oft zu sehr beträchtlichen Plätzen, ja ganzen Waldungen zu verwüsten, wenn demselben nicht zeitig genug und mit möglichster Vorsicht vorbeugehet wird. 1. Ein allzu sulphurischer Boden, welcher die Säfte des Baumes von seinen untersten Theilen an versäuert und in eine stockende Fäulniß versetzt, besonders wenn daselbst der Mangel der freyen Luft die Ausdunstung zurück hält, so wie etwa der Salpeterfraß am Gemäuer Kalk und Stein durch eine stockende Feuchtigkeit mürbe äset. Diese Eigenschaft des Bodens ist entweder natürlich, oder sie entsteht, wenn solche Plätze zu Vieh=Weiden, besonders der Schafe gewählet werden, vermittelt ihrer Ausflüsse und Excremente, wozu noch kommt, daß die Schale der flach liegenden Wurzeln abgetreten wird. Ferner kann 2. der überflüssige Nahrungsast die Rinde sprengen, wodurch der Stamm sich leicht zu sehr des Harzes entleibigt, und vor der Zeit abstirbt. Dieses ist bey anhaltender Nässe oft der Fall; wiewohl das Gegentheil, nämlich 3. langwierige Dürre, besonders wenn sie unmittelbar auf jene folgt, dieses Uebel noch mehr befördert, den angeschwollenen Saft mit Gewalt ausfauset, und die Rinde harzflüchtig und losschällich macht; doch pflegt sich diese Abtrennung der Rinde auch 4. bey Windbrüchen oder vor Alter abgestorbenen Stämmen zu äussern, wenn sie nicht baldigst abgeräumt werden; nicht weniger 5. bey denen, welche sich, durch allzu reichliches Samentragen auf einmal zu sehr erschöpft und entkräftet haben, wozu die Fich-

te in manchen Jahren besonders geneigt ist; oder auch 6. bey solchen, die ein unvorsichtiger Abtrieb der ungewohnten Sonnenhitze auf einmal bloß gestellt hat. 7. Wenn Fichten=Stämme von unten rund um geschället, oder, wie man es gemeinlich nennt, gestämnet werden, so sterben sie ab, und dieses Insect sucht ebenfalls seinen Aufenthalt darin, welches also auf keine Weise zu gestatten ist, obgleich einige Baumeister, auch so gar manche Forst=Männer, darzuthun sich bemühen, daß ein lebendig geschälter Stamm, wenn er noch bis zum völligen Austrocknen auf dem Stocke stehen gelassen wird, dadurch compacteres Holz bekomme, indem der Saft, welches an sich nicht zu läugnen ist, in seinen Poren erhartet. 8. Wenn, um einen Pfahl zu ersparen, die Klaster an Stämme angehängt werden, so verhindert dieses den Umlauf des Saftes, welcher also auf solchem Flecke stockend wird. Sind die Scheite aber von schon wurmfräßigem Holze, oder werden vom Käfer durch verzögerte Abfuhr angegriffen, so ist ein solcher Stamm im nächsten Schritte seiner Zerstörung; wovon sich 9. auf nur angelehnte fichtene Windbrüche ebenmäßig schließen läßt, weil der Käfer von diesen an die daran stehenden Stämme unmittelbar hinan laufen kann, und der Uebergang in solchem Falle ihm sehr erleichtert wird, welches oft die Veranlassung zur schnellsten Ausbreitung des Wurmfraßes gibt. Am allermeisten aber, besonders in Verbindung mit obigen Umständen, ist 10. die elektrische Luft, sowohl bey heimlichen, als wirklich ausgebrochenen Gewittern, (die Wirkungen des Blitzes und Hagels selbst ungerechnet, da jener einzelne Stämme verwüset, und dieser, wenn er Zweige und Schale heftig zerschlägt, größere Districte gleichsam in eine Auszebrung versetzt, worauf der Wurm sich ohne Zeitverlust einfindet,) den Pflanzen überhaupt, vornehmlich aber solchen, deren Ausdunstungen vor andern sulphurisch sind, gefährlich; welche Beschaffenheit der Fichte, in Ansehung der ausnehmend bituminösen Substanz ihres Saftes, allerdings eigen ist. Die eigenen Beobachtungen, nebst der Menge öffentlicher aus verschiedenen Gegenden Deutschlands gleichlaufend eingelaufener Nachrichten überzeugen den Naturforscher zur Genüge, wie auszeichnend der Sommer 1783, in Ansehung der erstickenden Wirkungen gedachter elektrischer Luft, für das Pflanzenreich überhaupt gewesen ist.

Wenn nun entweder durch Verdampfung gedachter schwefeligen Luft, der Saft der Zweige und des Stammes in seiner Circulation gehemmet und gleichsam vergiftet worden, oder auch der Baum durch vorerwähnte Umstände in Siechtheit verfallen ist: so hat es mit einem solchen Baume und einem kranken Thiere fast gleiche Beschaffenheit, nur daß jener seltener, als dieses, und wenn ein solcher Fichtenstamm vom Käfer angegriffen worden ist, gar nicht geneset. Erwachsene Stämme werden dadurch in Ansehung des Holzes selbst untauglicher, indem es etwa zu Bau- und Nuß-Holz vorher vorzüglich gut, nunmehr wegen seiner stockigen Eigenschaft schlechter als gesundes Brenn- oder Kuhl-Holz ist; wozu noch kommt, daß die Menge desselben den nur einiger Maßen vortheilhaften Vertrieb verhältnißmäßig erschweret. Der Nachwuchs aber, oder das junge Holz, wird nicht weniger davon angegriffen, und geht für die Nachwelt verloren (*); wiewohl von letztem *Erasmus* (**) das Gegentheil behaupten will.

Nach *Jägers* Urtheile, ist das bewährteste, oder vielmehr einzige, Mittel, der Wurmtrockniß zu begegnen, kein anderes, als die schleunigste Hinwegräumung der inficirten Stämme, woben man die äußerste Vorsicht nöthig hat, daß dieses Uebel sogleich in der Geburt ersticket werde. Denn einzelne Stämme und kleine Bezirke sind hiervon leichter zu säubern, als große Durchhaue zu machen, indem man da mehrentheils Gefahr läuft, das gerettete Holz den Sturmwinden bloß zu stellen, und auf solche Art aus dem Regen in die Traufe zu kommen; woben der Umstand, daß die Fichtenwurzeln insgemein ohne alle Pfahl- und Herz-Wurzel flach auf der Erde hin laufen, folglich ihren Stämmen gegen gewaltsame Bewegung keine hinlängliche Unterstüßung geben, von nicht geringer Erheblichkeit ist. Wenn also der Forst-Bediente, i. bey Besuchung des ihm anvertrauten Revieres, die kranken, abgestorbenen, oder schon inficirten Stämme zu entdecken fleißig bemüht ist, zumahl in solchen Jahreszeiten, die dem Insecte vorzüglich günstig,

auch

(*) Dieser Schade ist um so beträchtlicher, da eines Theils die Rinde solcher abgestorbenen Fichten zur Garbe-Löbe ganz untauglich wird; andern Theils der Mangel des Harzes den Mangel des Peches unmittelbar nach sich zieht.

(**) *Anleit. zum Forstwesen*, Cap. 7, §. 5, lit. c.

auch die Wirkungen der elektrischen Luft häufiger sind; 2. die letztern bey feuchter oder kühler Witterung, wenigstens in den Morgenstunden, ehe die Sonnenwärme und trocknere Luft dem Käfer den Flug erleichtert, wodurch er sich an das gesunde Holz anhängen, und solches ebenfalls angreifen könnte, mit möglichster Geschwindigkeit hinwegräumen läßt; wenn 3. Forst-Nachbarn verbunden werden, falls ihren gemeinschaftlichen Gränzen dergleichen Unheil drohete, einander hiervon Nachricht und Warnung zu geben, auch wegen schleuniger Abstellung zu conferiren, damit nicht die Nachlässigkeit des Einen die Sorgfalt des Andern unnütz mache; ingleichen, 4. wenn Forst- oder Revier-Inhaber verpflichtet werden, dergleichen Hinwegräumung ohne Anstand, und ohne deswegen vorher besonders anzufragen, schleunigst zu veranstalten; wenn endlich 5. nicht gestattet wird, daß windbrüchiges oder sonst gefälltes Holz so lange auf der Stelle liegen bleibe, bis es gleichsam zu Asch, mithin diesem schädlichen Insecte zur Beute geworden ist: so werden schwerlich bessere Anstalten erforderlich seyn, den Einbruch des Käfers zu verhüten. Denn das Räuchern, welches sonst den meisten Insecten übel bekommt, ist in großen Waldungen unmöglich auszuüben, und läßt sich wegen der Brennbarkeit der Nadel-Holz-Waldungen, Versengung der Rinde, u. d. gl. gar nicht gedenken. Sollte das Uebel schon so weit eingerissen seyn, daß ganze Districte öde da stehen, so ist ebenfalls kein anderer Rath, als förderfamst, und, wo möglich, bey nassem oder kaltem Witterung dergleichen Holz hinweg zu räumen, woben freylich die Absonderungs-Linie der gesunden und der angestochten Stämme zuerst vorzunehmen, letztere Sorte rein nachzuhohlen, und, so viel immer möglich, dahin zu sehen ist, daß das gerettete Holz, wegen des zu befürchtenden Windbruches, auf der West-Seite gedeckt bleibe.

Der herzogl. sachsen-weimarische Bau-Controllieur, J. J. N. Steiner, schlägt, in seinen Versuchen über die Herkunft des Borken-Käfers oder fliegenden Holz-Wurmes, nach *Linné* *Typographus* genannt, nebst einigen wahrscheinlichen Mitteln diese Insecten zu vertilgen, m. 2 illum. Kupfern, Jena, 1785, 8. 34 B. folgende Mittel vor, wodurch einem so großen und unwiederbring-

bringlichen Schaden, als die Borken = Käfer verursachen können, theils abgeholt, theils vorgebauet werden möchte. 1. Wo windbrüchiges oder anderes krankes Holz aufgemacht und in Klasten geschlagen wird, sogleich die Scheite von aller Rinde zu entblößen, und selbige mit Vorsicht zu verbrennen, oder aus den Waldungen zu schaffen. 2. Die Stücke von diesen Hölzern, wenn man sie nicht gleich ausmachen kann, ebenfalls bis in den Erdboden abzuschälen, damit sich zwischen der Rinde und dem Holze keine Brut ansetzen könne. 3. Allen Blöcken, welche zu Schneidemühlen = Waren abgeschnitten, und öfters eine geraume Zeit in den Waldungen liegen bleiben, ebenfalls die Rinde abzunehmen, und dadurch sowohl das Blauwerden derselben, als auch das Ansetzen der Käfer = Brut zu verhindern. 4. Röhre = Stämme, die gewöhnlich in ihrer Rinde bleiben müssen, gleich nach ihrer Fällung, aus der Waldung weg, und in das Wasser zu werfen. 5. Gesunde Klasten = Scheite, wenn man solche wegen Mangel eines baldigen Verkaufes, mehr als ein Jahr in dem Walde stehen lassen muß, bey dem Aufmachen ebenfalls zu schälen, und die Rinde, wenn sie nicht mit Nutzen, Lohe davon zu machen, verkauft werden kann, zu verbrennen, oder armen Leuten für das Abschälen zu geben. 6. Bey einem einmal inficirten Baumfress, so bald als möglich, die Districte abzutreiben und sämtliches Holz zu verbrennen, da solches ohnehin zu nichts mehr zu gebrauchen ist. 7. Etliche Jahre nach einander die nächsten an einem angefressenen Holze gränzenden Schläge auf dem Stamme abzuschälen und nackend stehen zu lassen, bis zur Fällung, auch hiermit so lange zu continuiren, bis eine gänzliche Abnahme der Insecten sich bestätigt hat.

Hr. Prof. Rösig schreibt, in No. 41 des leipz. Int. Bl. v. J. 1785, S. 343, über die Mittel gegen die Borken = Käfer, folgendes: „Der Borken = Käfer ist für die Fichtenwaldung äußerst nachtheilig; er bahnt sich seinen Weg unter der Rinde, löset diese ab, durchfurcht sie, und der Baum muß nothwendig eingehen; und so wurden vor einiger Zeit viele tausend Fichtenstämme ein Opfer dieses Käfers. Man hat bisher das Umhauen der Bäume, das Abbrennen der Rinde oder Kaste ziemlich als die einzigen noch brauchbarsten Mittel angesehen, obgleich das letztere mit

mit vieler Gefahr verbunden ist. Ich will hier einen Vorschlag wagen, den ich aus einem Natur = Phänomen entleihe. Der Blitz tödtet sehr oft kleine Thiere und Insecten, wenn er sie auch nicht unmittelbar trifft, sondern die elektrische Materie in der Luft in Menge auf einander verbreitet, tödtet vermuthlich durch ein Ersticken diese Geschöpfe; vielleicht auch durch zu starke Erschütterung der Luft. Wie wenn man durch einen elektrischen Stoß an einem von solchen Käfern angefüllter Bäume einen Versuch machte, ob vielleicht durch die schnelle Erschütterung und durch ein Ersticken diese Thiere getödtet werden könnten! Ich erwarte nicht, daß mir jemand Einwürfe wegen der Schwierigkeiten in Ansehung des Aufwandes, der Vorrichtungen, des Fortpflanzens des Stoßes, Ausführung bey vielen Bäumen auf ein Mahl, u. s. f. mache; ich habe auf alle diese schon selbst gedacht; am allerwenigsten wird mich die Schwierigkeit, den Stoß ohne kostbare Vorrichtungen auf viele Bäume auf ein Mahl anzubringen, beunruhigen, da dieses sehr leicht durch Drähte von einem Baume zu dem andern geschehen könnte; und so könnten durch einen einzigen Stoß Millionen getödtet werden.“

„Eben diesen Vorschlag, den Holzwurm durch eine elektrische Commotion zu vertilgen, hat auch der Abt Bertholon gethan, wovon man in Hrn. L. N. Lichtenberg Magaz. für das Neueste aus der Physik und Naturgesch. 2 B. 4 St. S. 104, f. Nachricht findet.“

In No. 26 des leipz. Int. Bl. v. J. 1786, findet man folgende Bemerkungen eines Ungeannten über den Borken = Käfer.

„Die Entstehung des fliegenden Wurmes leite ich, nach meiner gefaßten Meinung, nicht lediglich, wie es verschiedene thun, von den trocknen Jahren, von einem sulphurischen Boden, von überflüssigem Nahrungssaft, und von den übrigen von Hrn. Wildmeister Jäger angeführten Ursachen, her, die uns schon längst diese Thiere zum Vorschein hätten bringen müssen, sondern ich glaube vielmehr, daß die späten und abwechselnden Fröste, im J. 83, 84 und 85, uns dieses verwüstende Insect zugezogen haben. Da ich selbst Holz besitze, in welchem sich dieser Wurm aufhält, so will ich hier die von mir gemachten Bemerkungen bloß anführen, auf welche ich auch meine gefaßte Meinung gründe.“

gründe. Die mitternächtliche Seite des Holzes ist der Ort, welchen das Schicksal, ein Raub dieser Thiere zu werden, bestimmt hat. Die in den Jahren 83 bis 85 abwechselnde Kälte und Wärme, welche auf der mitternächtlichen Seite den Trieb, den die Sonne zur Circulation des Saftes in den Monaten Febr. und May in den Baum legte, durch die ungewöhnliche Kälte unterbrach, verursachte eine Stockung und Gährung in dem Saft. Ein Beweis davon ist, daß Bäume, welche den Wurm haben, von oben absterben, weil der Trieb des Saftes durch die Stockung gehemmet wird, und nicht mehr gehörig im Baume circuliren kann, hingegen Fäulniß der Stämme meistens von unten anfängt, der Lauf des Saftes daher nicht so, wie bey einer Stockung, gehemmet wird, sondern so lange, bis der Baum nicht ganz faul wird, noch immer in einem geschwächten Triebe bleibt. Durch die oben angenommene Stockung des Saftes, erzeugt sich in dem in Fäulniß übergegangenen Saft, welcher in eine Säure ausartet, eine Wabe; diese legt ihre Eyer zwischen Borke und Stamm; hieraus entsteht der Wurm, welcher mit seinem Stachel die in der Borke befindlichen Oeffnungen sticht, durch welche er seine Excremente, die meistens aus faulen Holz-Theilen bestehen, von seiner Wohnung absondert. Die von den Würmern gemachten Oeffnungen, durch welche die Luft auch von aussen hinzu kommen kann, verursachen das Abspringen der Schale, und dann steht der zu allem Gebrauch un dienliche Stamm gänzlich entblößt, ohne alle Decke da. Daß sich die Wabe gleich andern Raupen dann in geflügelter Gestalt zeigt, läugne ich nicht, nur fehlt es mir an Ueberzeugung, mit Hrn. Jäger zu glauben, daß die Ansteckung geflügelt vor sich gehen solle.

„Daß die Dürre allein, die Grund-Ursache dazu nicht seyn kann, beweist ein im Himmelschanner Revier auf einem ganz nassen sumpfigen Boden stehendes Stück Holz, welches eben so sehr von dem stiegenden Wurme gemißhandelt worden ist, als andere auf trocknen Plätzen stehende Holzungen. Daß man zur Beschleunigung der Holz-Dürre allerdings zuweilen an manchen Orten, wo es an vernünftiger Aufsicht fehlt, beiträgt, ist nicht zu läugnen; und unter diese Beschleunigung ist vorzüglich das Moos und Streu-Rechen zu zählen. Die so nothwendige Hülle der sich ausbreitenden Wurzel wird, um einige Groschen zu

zu erwerben, zum Streu-Rechen Preis gegeben, ohne weder das Absterben des Stammes, noch den Verlust der so fruchtbaren Erde, die mehr denn einige Jahre zur Beschleunigung der jungen Holz-Saat dient, in Erwägung zu ziehen.

„So willig und bereit ich auch bin, meine Meinung durch vernünftige, doch nicht beißende Einwürfe, im Betreff der Entstehung der Borken-Käfer zu ändern: so schwer wird es mir doch, mich entschließen zu können, die wieder meine Meinung laufende Ansteckung der Bäume, und die deshalb von Verschiedenen angegebenen Gegen-Mittel zu billigen.

Da 1. meines Erachtens, der Holz-Wurm sich als Raupe generirer, keinesweges aber in der veränderten Gestalt eines geflügelten Thieres durch Hin- und Herfliegen mehr schadet. Daher der Grund in der Witterung liegt, gegen welche schwerlich Vorbeugungs-Mittel zu entdecken seyn werden.

2. Würden die Kosten der von Einigen angegebenen Gegen-Mittel, mit Ablesung des Wurmes von den Bäumen, den ganzen daraus entstehenden Schaden bey weitem übertreffen, und endlich die dazu erforderlichen Arbeiter, wosern nicht eine besonders starke Bevölkerung in den Wald-Gegenden veranlaßt würde, dazu nicht hinreichend seyn.“

Von dem Dermestes Piniperda Linn. welcher aber keinen Schaden thut, und daher von Miller der Wald-Gärtner genannt wird, s. Klein-Käfer, No. II, im XXXII Th. S. 77.

In den neuen weichen Spitzen der Nester, oder des so genannten Maywuchses, findet man auch öfters kleine Knospen, welche eigentlich Behältnisse der jungen Brut eines Wurmes, Chermes Abietis Linn. sind. Es werden diese Triebe unterwärts ausgedehnet, verkürzt und aufgetrieben, und stellen eine schuppige, stachelige Frucht vor, welche einem jungen stacheligen Zapfen gleicht, indem die verkürzten und hart gewordenen Nadeln, als feine Stacheln, überall hervor ragen.

In Schweden hält sich eine Art Blatt-Wespen, Tenthredo, als Larve oder Raupe auf den Fichten auf; da:

daher sie von Linné *Tenthredo pini*, und von Müller der Kien-Gresser, genannt wird. Man findet solche insgemein im Jul. auf den Fichten-Zweigen in Gesellschaft beisammen. Sie sind oft in einem Trupp von mehr als 100 versammelt, und halten sich sehr dicht neben einander. Sie liegen gemeiniglich längst den schmalen Nadeln der Fichte, daß der Kopf nach der Seite der Blattspitze hin steht. Zuweilen sitzen einige so, längst demselben Blatte, daß der Hinterleib der einen dem Hinterleibe der andern zugekehrt ist. Sie fressen unaufhörlich, und machen ganze Zweige kahl. Wenn sie einen Zweig abgefressen haben, begeben sie sich auf den benachbarten, ohne sich zu trennen; und so entblättern sie viele Zweige, die man auch gleich unterscheiden kann. Sie sind ziemlich groß, besonders sehr lang, und gleichen den Raupen der Mittel-Größe. Insgemein beträgt ihre Länge 15 Lin. Der Kopf ist braungelblich, oder dunkelochergelb. Der Körper und die Hautfüße sind weißlich, etwas in das Grüne spielend. An jeder Seite sind 2 Reihen schwarzer, länglicher, ziemlich großer Flecke; eine derselben ist etwas unter den Luftlöchern, und besteht aus 13 Flecken, davon auf jedem Ringe 1, auf dem letzten aber 2 sind. Der letzte ist wirklich durch eine deutlich ausgedrückte Fuge, in 2 fast gleiche Querstücke getheilt, daß die After-Raupe 13 Ringe zu haben scheint. Die Flecke der 3 ersten Ringe sind kleiner, als der übrigen. Eine ausführliche Beschreibung dieser Fichten-Blatt-Wespe, findet man in Hrn. Var. Degeer Abh. zur Gesch. der Insekten, nach Hrn. Göze Uebersetz. 2 B. 2 Th. Nürnberg. 1779, 4. S. 247, fgg.

Eine andere Art schädlicher Fichten-Raupen beschreibt Bergmann, im 31 B. der übers. Abh. der Kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1769, Ep. 1772, 8. S. 270, fgg.

Auch

Auch leidet die Fichte öfters durch die Rothfäule, oder den Rothholzm, wodurch das schönste Holz unbrauchbar wird, und zwar noch frisch ein gutes Brennholz abgeben kann, sonst aber nach und nach wirklich faulet. Es verbreitet sich dieses Uebel aus der Krone überall hin, und geht nach aussen durch das ganze Holz, so, daß es, statt weiß zu seyn, roth aussieht, und in eine wirkliche Fäulniß übergeht. Die Beschädigung der Thau-Wurzel-Spitzen gibt hierzu die erste Gelegenheit, und diese wird leicht durch ein unvorsichtiges Streu-Rechen veranlassen.

Die Fichte reinigt sich durch das Abwerfen der untern Zweige sehr bald und weit früher, als die Edel-Tanne; man muß daher der Natur alles allein überlassen, und keinen großen Zweig abschneiden, weil große Wunden durch das Ausfließen des Harzes den Wuchs zurück halten. Bey kleinen und dünnen Aesten kann man es im Nothfalle schon eher wagen; und Dähmhel hat dieses ohne Nachtheil unternommen.

Bey dem Anbaue der Fichte, fragt es sich noch: ob derselbe auf einem guten Boden, wo Büchen, Eichen und anderes Laubholz gut wachsen würden, rathsam sey? Es würde dieses wieder alle Forstwirtschafts-Regeln seyn; denn wenn man den aus den Laub-Hölzern zu erwartenden Vortheil berechnet, so ist er im Ertrage weit vorzüglicher und gewisser. Man darf also nur einen solchen Platz dazu wählen, welcher kein anderes Holz zu tragen vermag, und mit welchem man darüber schon Versuche angestellt hat, oder von welchem man doch nach Ueberzeugung wissen kann, daß er nur allein für Fichten zuträglich ist. Diese Anmerkung fällt indessen weg, oder hat ihre Einschränkung, wenn Fichtenholz und deren Breter selten, oder doch, gegen anderes Holz gerechnet, daselbst kostbar sind, und ein Jeder muß nach solchen Vorfällen seine Berechnung bestimmen. Findet sich alsdann ein offener Nutzen bey

ben dem Anbaue der Fichten: Wälder, so muß man damit den Anfang machen, der Boden möge auch noch so gut seyn.

Dem Wild: Fraße ist die Fichte nicht so sehr ausgesetzt, als die Edel: Tanne und die Kiefer; doch wird sie, so lange sie jung ist, von dem Tannen: Wilde eben so wohl, als anderes Nadel: Holz, weg gefressen.

Das Alter der Fichte ist an dem Gipfel (Quers) und den innern Ringen deutlich wahrzunehmen.

Die Ersekung der entweder abgestorbenen oder durch die Art weggenommenen alten Bäume in den Fichten: Wäldern, kann nicht füglicher, als durch die so genannten Schonungen geschehen. Da die Wälder gemeiniglich mit allen Arten von Vieh übertrieben und behütet zu werden pflegen, so ist es ganz natürlich, daß das weidende Vieh den theils von dem verstreuten Samen, und theils auch aus den Wurzeln hervor kommenden jungen Aufschlag wieder zertritt oder abfrisst. Der junge Holz: Zuwachs kann daher niemals recht zu Kräften kommen; und wenn auch noch hier und da ein Stamm aufkommt, wird doch, weil die Spiken abgefressen sind, folglich das ganze Wachsthum des Baumes verstümmelt worden ist, niemals etwas rechtes daraus. Es ist daher höchst nöthig, daß beständig ein gewisser Theil des Waldes von der Hütung wechselweise so lange frey bleibe, bis der junge Aufschlag solche Höhe und Stärke bekomme, daß das Vieh ihm weiter keinen Schaden mehr thun kann. Nach den gewöhnlichen Forstwirtschafts: Regeln muß wenigstens jährlich der 80ste Theil eines Fichten: Waldes geschonet werden, weil man voraus setzt, daß diese Gattung von Bäumen binnen einer Zeit von 80 Jahren zu einer solchen Vollständigkeit gelanget, daß mit Nutzen ein Gebrauch davon gemacht werden kann. Die Zeit der Schonung ist gemeiniglich auf 6 Jahr bestimmt; doch richtet man sich auch hierbey nach der Güte des Bodens, indem,

na:

natürlicher Weise, der junge Aufschlag in einem guten Boden schneller, als in einem schlechten, wächst. Der gleichen Schonungen verursachen zwar eigentlich keine besondere Kosten, indem das zu schonende Revier nur mit Stroh: Wischen ausgesteckt, und den Hirten, mit dem Viehe davon zurück zu bleiben, anbefohlen werden darf. Weil aber die Hirten bey der Wald: Hütung das Vieh nicht so, als im Freyen, in ihrer Gewalt haben: so will die bloße Absteckung eines solchen Schon: Plazes nicht allemahl hinlänglich seyn, sondern es muß derselbe mit einem Graben umfasset werden. Die an diesen Graben zu wendenden Kosten sind die einzigen, welche hierdurch verursacht werden; sie können aber niemals beträchtlich seyn, weil ein Fichten: Wald gemeiniglich einen leichten sandigen Boden hat, in welchem die Anfertigung solcher Gräben nicht schwer fällt.

Die Fichte gibt vielfachen **Vortheil und Nutzen**. Sie läßt sich unter der Schere halten, und taugt gut in Gärten zu Pyramiden und Hecken. Die balsamischen Ausdunstungen der Fichten: Wälder sind besonders den Schwindfüchtigen sehr heilsam; und man findet, nach verschiedenen Versicherungen, unter den Einwohnern der damit häufig bepflanzten Gegenden, selten Kranke von dieser Art.

Wie in den Fichten: Stämmen die Wald: Beuten zur wilden Bienenzucht gemacht werden, s. im IV Th. S. 427, f.

Die Schweden genießen den wurmtreibenden Saft, welcher im Frühlinge von diesem Baume fließt, als ein sehr angenehmes Getränk. In den nördlichen Provinzen Schwedens, wo sie oft Mißwachs haben, insonderheit in Nordland und Lappland, wird aus fein geriebener Fichten: Rinde Brod gebacken. Das geschieht auch in theuern Zeiten von dem gemeinen Manne in Norwegen. Man schält die braune Rinde ab, nimmt den darunter befindlichen markigen und süßen Splint,

Def. Enc. XXXVII Th.

I

track:

trocknet ihn im Ofen, mahlt ihn, vermischt ihn mit Gerste oder Haber, und bäckt Brod daraus. Man nimmt diesen Splint von Bäumen, welche mit nächstern verkohlet werden sollen.

Die jungen Sprossen (Turiones oder Cymae) sind, wie die von der Kiefer: Fichte (*Pinus sylvestris*), ein vortreffliches Mittel wider den Scharbock. Sie werden auf dieselbe Art, mit Bier oder Wasser gekocht, angewandt, welches Decoct einen bitteren Terpenthinartigen Geschmack hat. Das nach vorübergegangener Gährung aus ihnen destillierte Wasser des Ertivüller, ist bey Hermann (*) in großem Werthe. Die zarten Zweige erquickten durch ihren angenehmen balsamischen Geruch, reinigen und kühlen die Luft. Sie werden daher auch des Sommers in Schweden, insonderheit auf dem Lande, klein geschnitten, und in die Wohnmüngen, auch selbst der Gefunden, gestreuet. In den Zimmern der Kranken sind sie um so mehr nützlich, wenn sie mit Bier oder Essig, und wenn der Kranke sehr schwach ist, mit Rhein: Wein angefeuchtet werden. Es ist auch heilsam, die in Wasser gesetzten Zweige in das Zimmer zu stellen. Die zerschnittenen Nadeln zwischen Leinwand gelegt und um den Kopf gebunden, sollen die Kopf: Schmerzen lindern. Aus den zarten Spitzen der Zweige kann man, wenn ihnen Korn zugefügt wird, vermittelst der Destillation ein Wasser abziehen, welches in einigen Ländern zwar wie Brant: Wein getrunken wird, im Geruche und Geschmache aber dem ungarischen Wasser gleich kommt, als wenn es von Rosmarin verfertigt wäre. Man nimmt, in dieser Absicht 2 Theile geschrotene Nocken, 1 Th. Malz, und 6 Th. von den äußersten und fingerlangen Fichten: Zweigen, insonderheit aber zur Frühlingszeit, und brennt dieses zusammen, wie gewöhnlich; alsdann klärt man

(*) *Cynosura mat. med. T. 2. p. 190.*

man es ab, und destilliert es mit 3 Handevoll Fichten: Zweige, an welchen die Nadeln gelassen werden.

Aus der Rinde der Fichten und Kiefern fließen öfters Harz: Tropfen, welche sich verdicken, verhärten, und in weiße oder gelbliche Körner verwandeln, welche eine Art Weihrauch sind, und eben so gut, als der ausländische Weihrauch, sind. Wir haben dessen Erhaltung größten Theils den Ameisen zu danken, welche diese Körner sammeln, und in ihre Haufen zusammen tragen; s. Th. I. S. 640. Wenn man diesen Weihrauch anzündet, ist er von angenehmem Geruche. In der Größe einer Haselnuß mit Endorther abgerieben, soll er wirklich wieder den Stein und catarrhatischen Husten dienstlich seyn,

Das Harz (*Resina*) schwißt zwar von selbst aus der Fichte heraus; man erhält aber mehr, wenn man Einschnitte in den Baum macht, welches das Harzen, Harz scharren, schaben oder reissen, genannt wird. Was hierbei zu beobachten sey, habe ich im XXI Th. S. 58, fgg. angezeigt. Das auf die eb. daf. beschriebene Art gesortene und gereinigte Harz, wird in trockner Gestalt aufbewahret, und, nach seiner Farbe, das weiße, gelbe oder braune Harz genannt. Es ist zähe, und riecht unangenehm, wenn man es auf Kohlen wirft. Die Handwerker bedienen sich seiner verschiedentlich zu Pech, Oehl, Leim, u. s. w. Hippocrates gab es sogar bey innerlichen Geschwüren. Weit vernünftiger aber wendet man es jetzt bloß zu Pflastern an, ihnen dadurch eine größere Härte und Zähigkeit zu geben, damit sie desto besser die Lust abhalten, und die Zerteilung und Eiterung befördern mögen. Hierher gehört z. B. das Lorbeer: Pflaster (*Empl. de baccis lauri*), das gelbe Pflaster (*Empl. citrinum*), u. a. m.

Fichten, welche auf etwas magern Boden wachsen, sind in ihren Holz: Ringen enge, und inwendig durch: aus weiß, und geben ein gutes Bau: Holz; diejenigen

hingegen, welche in fettem Boden gestanden haben, taugen wenig, weil sie große Holz: Ringe, und zwischen solchen ein weiches und leicht faulendes Holz haben, welches strohgelb, oder auch bräunlich, ist. Die Balken tragen eine größere Last, als das Eichen: Holz. Den Gebäuden, welche dumpfig oder feucht liegen, nimmt man es zu Schwellen nicht gern. Aus den jungen und schwachen Bäumen werden Hopfen: Stangen und Latzen, u. d. gl. gefertigt, und ihre Schindeln dauern 18 bis 25 Jahr. Man pflegt aus den stärksten gemeiniglich Sägeblöcke zu hauen, und daraus Breter zu schneiden. Die Tischler verarbeiten diese lieber, als andere, weil sie leicht und fein zu hobeln sind. Das Holz dient ferner zu Gefäßen, als: Wasser: Eimern, Milch: Fässern, Gelten, und andern Hausgeräthe, welches nicht schwer seyn soll. Durch öfteres Waschen mit Urin, worin Pferde: Mist gemischt ist, kann man es roth färben.

Die Rinde wird zum Leder: Gärben genommen. Aus den langen und dünnen Wurzeln verfertigen die Lappländer Stricke; sie ziehen nämlich die Wurzeln zwischen den Schenkeln und dem Messer: Rücken durch, um die Rinde abzusondern, theilen diese mit dem Messer, der Länge nach, in 4 bis 5 Theile, wickeln sie in Balken, kochen sie in einem Kessel mit Wasser und vieler Asche, 1 bis 2 Stunden lang, nehmen sie alsdann heraus, schaben sie warm noch etliche Mal auf dem dicken Beine mit dem Messer: Rücken ab, und drehen sie in einander zu Stricken. Auf eben diese Art, doch ohne die Wurzeln zu spalten, flechten sie aus denselben schöne Körbchen (*). Aus der feinen Rinde machen sie Rähne, welche

(*) Auch in unsern Gegenden werden Back: Röhre, wie Körbe, aus den kleinen an der Oberfläche der Erde umher laufenden Wurzeln von Kieferbäumen und andern Nadel: Holze, geflochten, wie Hr. P. Germershausen, im 7 St. des Witt. Wochenbl. v. J. 1783, S. 49, f. lehrt. In Herzberg, und noch besser bey Dahlen, im obernächsischen Kreise, werden

welche mit dünnen Wurzeln zusammen genähet werden, und so leicht sind, daß ein einziger Mann dieselben auf dem Kopfe tragen kann, und die dem ungeachtet 4 Personen fassen.

Man hat gefunden, daß die Pferde und das Rind: Vieh, den Sommer und Winter über, mit Fichten: Reifern, als welche das ganze Jahr hindurch grünen, unterhalten werden können. Sie sollen, nach der Versicherung, welche Hr. Reg. R. Sandberg, im 2 B. der übers. Abh. der Kön. schwed. Acad. der Wiss. a. d. J. 1740, S. 247, fgg. gibt, so gut als Hafer für die Pferde, und Siede für die Kühe, seyn, ihnen wohl bekommen, und überdies noch das Gute an sich haben, daß sie das Vieh vor mancherley Zufällen und Krankheiten bewahren. Das Vieh soll, wenn es einmahl daran gewöhnt ist, sie ungemein gern fressen, und besonders sollen ihm die im Frühlinge grünenden und roth ausschlagenden Enden oder Knospen bekommen. Da aber diese nicht immer zu haben sind, so nimmt man mäßig große Zweige, aber immer von jungen Fichten, streift die kleinen Reiser davon ab, und hackt oder stampft sie so klein als nur möglich ist. Diese gehackte oder fein gestampfte Fichten: Reiser thut man hernach in ein Gefäß, und gießt Wasser darauf, welches man 48 Stunden stehen läßt, während welcher Zeit sich das meiste Harz heraus zieht. Von diesen Fichten: Reisern, welche man mit so viel Schrot, oder Hafer, oder was sonst dazu bey der Hand ist, vermengt, nach dem man die Pferde besser oder schlechter gefüttert haben will, legt man jedem Pferde etwas in der Krippe vor. Daß man sie im Anfange mit etwas Schrot oder Hafer vermengt, ist deswegen nöthig, damit sie sich erst daran gewöh-

§ 3

den Feuer: Eimer, von geflochtenen kiefernen Wurzel: Holze, inwendig mit Pech und Unschlitt verstrichen, das Stück für 6 Bat. gefertigt, welche dauerhafter und besser, als die letzteren, seyn sollen. Siehe Th. XIII, S. 72, f.

gewöhnen; haben sie sich einmahl daran gewöhnt, so fressen sie dieselben ganz trocken, und ohne daß man nöthig hat, sie wieder anzufeuchten, noch etwas darauf zu streuen. Mit Rüben, Ochsen und jungem Viehe, verfährt man eben so. Sie lassen sich zwar anfangs, wie die Pferde, dazu nöthigen, fressen sie aber endlich gern, und gedeihen wohl dabei; zumahl, wenn man sie mit Salz-Lake, und in Ermangelung dieser, mit Menschen-Urine besprenget; doch müssen die Fichten-Kiefer sowohl kleiner gestampfet, als auch länger eingeweicht, und mit etwas, es sey nun Schrot, oder schwarzes Mehl, vermengt werden, wenn Ochsen, Kühe, und vornehmlich das junge Vieh, wohl damit zu recht kommen sollen. Damit nun aber auch diese Fütterung den Wäldern nicht zum Schaden gereiche, sind diejenigen, welche die Zweige einsammeln, dazu anzuhalten, daß sie nur die untersten Zweige an den jungen Fichten abschneiden, als welche die Natur ohnehin abwirft. Man erlangt durch dieses Mittel zugleich auch noch diese beyde Vortheile, daß das Holz reiner wird und besser wächst.

68 St. der Hannov. gel. Anz. v. J. 1754, Col. 957, fgg.

123 St. der Leipz. Samml. 1754, 8. S. 219, fgg.

20 St. der Stuttg. phys. ökon. Realzeit. oder gemeinnützl. Wochenschr. v. J. 1757, S. 295, 189.

82 St. der gel. Beytr. zu den braunschw. Anz. v. J. 1761, Col. 655, f.

37 St. der nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anz. v. 11 Sept. 1771, Col. 289, fgg.

7 St. der ökon. Nachr. der patriot. Ges. in Schles. v. J. 1776, S. 50, fgg.

23 St. des Goth. gemeinnützl. Wochenbl. v. J. 1782, S. 91.

Im 34 B. der übers. Abh. der Kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1772, S. 277, f. erzählt Hr. Baron E. S. Drensterna folgenden Versuch, dem Fattermangel mit Granreise abzuheilen. „Der knappe Zugang an Futter vorwichnes Jahr veranlaßte mich, auf eine beträchtliche Ersohrung zu denken. Ohne was von dem Vorschlage anzunehmen, den man mir that, gehacktes Granreis mit heißem Wasser auszulaugen, oder mit Kleyen, Spreu

und

und Salz zu bestreuen, setzte ich mir vor, und das in Betrachtung des langen Weges nach der Scheune, so viel als möglich das Verfahren zu brauchen, das am wenigsten kühnlich und kostbar wäre.

„So bald das Vieh im Herbst eingestallt war, ließ ich größeres und feineres Granreis heim führen, wie ich es bekam, doch je feiner, desto besser. Ich ließ hiervon mit der Handart Granreis nach Bedürfen abhauen, aber so fein, als man es bey uns auf den Boden zu streuen pflegt. Von diesem gehackten Granreis, ohne andere Vermischung, als 1 Theil geschnittenen Stroh, oder größeres Heu, und 2 Th. Granreis, ließ ich jedem Par Ochsen ein gutes Kofflaß geben, bey denen mit dieser Fütterung der Anfang gemacht ward. Den ersten Tag schmeckte ihnen kein Granreis; den zweyten laßen sie das Stroh aus, aber den dritten suchten sie das Granreis aus, und ließen das Stroh unberührt; doch bekamen sie jeden Tag frisches Granreis. Nachher ward ein wenig geschnittenes Stroh und Heu unter das Granreis gemengt, da denn alles zusammen verzehret ward, doch so, daß zuerst das Granreis ausgelesen ward. Da mir dieser Versuch die Möglichkeit bestätigte, so fing ich damit auch bey jungem Viehe an, und es gelang, wie vorhin. Dann kam die Reihe an die Kühe, welche mit dem Granreise, wie anderes Vieh, fürlieb nahmen, und die Milch bekam davon keinen harzigen Geschmack, wie manche muthmaßen. Endlich mußten auch Pferde davon zehren, welches etwas schwerer zunging; aber nachdem das Granreis so fein als möglich gehackt war, auch gestampft, auch etwas gereinigtes Salz, und ein Par Handvoll geschrotener Hafer mit Häckerling darunter gestreuet, so ward es auch von ihnen gefressen. Man machte mich damit zu fürchten, die Thiere würden von dieser Fütterung gegen das Frühjahr sterben; aber von der Zeit 1771, da sie eingestallt wurden, bis 1772 im May, da sie heraus gelassen wurden, ist bey keinem einzigen von 70 Häuptern eine Krankheit bemerkt worden, die alle auf diese Art sind gefüttert worden, auch nicht bey den Pferden. Gegentheils ist das Vieh fleischig und stark zum Gebrauche beym Ackerbau und andern Führen gewesen.

„Ich muß nicht unangemerkt lassen, daß der Dünger hierdurch ansehnlichen Zuwachs bekommt, eher fauler, und länger feucht bleibt, als wenn viel Stroh, wie meistens ge-

schießt, im Dünger unverändert gefunden wird. Wenigstens denke ich künftig allezeit mit Einnischung des Branntweins fortzufahren, um bey der Frühlings-Arbeit, da die Zeit nicht zuläßt, die Leute beständig so mit Branntwein-Hacken zu beschäftigen, reines Heu zum Ruhesutter für das Zugvieh zu haben."

Nach Ellis Berichte, werden in Nord-Britannien die Schafe vor der Fäule und vor stichem Reibe dadurch bewahrt, daß man ihnen Fichten-Reis zu fressen gibt. Die Fichten wachsen daselbst häufig, und Viele geben dünne Reiser davon den Schafen im harten Winter, und im nördlichen Theile, wo der Schnee lange anhält, zu fressen, wovon sie vollkommen gesund bleiben, ohne daß sie der Fäule oder andern Zufällen unterworfen werden. Sie fressen es auch lieber, als fast irgend ein anderes Futter. Wo niedrige Fichten in Zäunen, Sträuchen und Hecken stehen, die fressen sie von selbst ab. In England aber sind viele Gegenden, da es an solchen Bäumen mangelt, weil sie nur im feuchten, sonst unfruchtbaren kieseligen Grunde wachsen. Wo das Land nicht allzu leicht noch zu sandig ist, da die Schafe gar nichts daneben finden, werden sie mit Fichten-Reis durch die gefährliche Winter- und Frühlings-Zeit glücklich durchgebracht.

An einigen Orten in Finnland füttert man die Schweine, den ganzen Winter über, mit der Rinde von Fichten, welche man im Frühlinge, wenn der Saft läuft, abschälet und in Haufen trocknet. Die Finnländer gewöhnen die jungen Schweine zum Rinden-Fressen vermittelst eines Leiges, den sie zu ihrer eigenen Nahrung in Rinde im Ofen backen, indem sie ihnen denjenigen, welchen sie in der Rinde übrig gelassen haben, so lange auszulecken geben, bis sie sich auch gefallen lassen, ein Stück trockner Rinde zu fressen.

Weil das Holz im Brennen unter allen übrigen Hölzern am meisten knistert, wird die Rinde auch Springholz

Holz genannt. Die Kohlen müssen zwar denen von Kiefern etwas nachstehen, werden aber bey den Gewerken des niedersächsischen Harzes am häufigsten gebraucht.

2. Die weiße nordamerikanische Fichte, *Abies piceae* foliis brevioribus, conis parvis biuncialibus laxis Duham. *Abies canadensis* Mill. *Pinus canadensis*, foliis solitariis linearibus obtusiusculis submembranaceis Linn. (*) *Pinus canadensis*, foliis solitariis subulatis bifariam versis, ramulis glabris, cicatricibus sub foliis decurrentibus. conis ovato-oblongis pendulis laxis, squamis subrotundis Duroi, Fr. l'Epinette blanche, Engl. the New-Foundland white Spruce-Fir. Diese sowohl, als die folgende schwarze nordamerikanische Fichte, ist, nach Kalm's Berichte, in Canada sehr gemein, in den übrigen nordamerikanischen Provinzen aber ziemlich selten, weil sie eine kalte Gegend liebt, und nach Süden zu gänzlich verschwindet. Man findet sie dort auf den obern Rücken und Spitzen der Berge, wo der Schnee im Frühlinge weit länger liegt, und im Herbst viel zeitiger fällt, als an andern Orten. Sie wächst auch mehrentheils in solchem Boden, dergleichen unsere gemeine Fichte liebt. Die Blätter oder Nadeln sind bey ihr heller, als bey der folgenden, und die Rinde ist weißer, daher sie auch den Nahmen der weißen Fichte erhalten hat. Die Blätter sind nicht völlig $\frac{1}{2}$ Zoll lang, grasgrün, vierseitig, auf jeder Fläche mit einer meergrünen Furche versehen, laufen in eine stumpfe Spitze aus, und sind krumm gebogen. Ihre Länge beträgt etwas über $\frac{1}{2}$ Z. Sie stehen rund um die Zweige, dichter als an unserer gemeinen Fichte, und am Ende eines jeden Blattes nach unten geht auf der glatten Seite eine erhabene Narbe der Länge nach hin.

T 5

(*) In dem 5 Th. des Hausvaters des Hrn. v. Münchhausen, S. 222, scheint ein Irrthum vorgefallen zu seyn, wenn ihr die linnäische Benennung der Spierlings-Tanne beigelegt wird, da sie doch darauf gar nicht paßt.

hin. Die Blüthe erscheint im May. Die männlichen Blumen sitzen in kleinen, $\frac{1}{2}$ Z. langen, aufgerichteten, gelblichen Köschchen; die weiblichen aber in kleinen grünlichen Zapfen, die den jungen Zapfen der Lerchenbäume in der Aehnlichkeit nahe kommen. Die Zapfen hängen bey der Reife nach der Erde hin, sind 3 Z. lang und $\frac{3}{4}$ Z. breit, gelbbraun und glatt. Die Schuppen sind $\frac{1}{2}$ Z. lang, und beynähe eben so breit, oben gerundet, unten mehr spitzig zulaufend, und inwendig etwas ausgehöhlt. Sie breiten sich leicht aus, und bilden einen lockern Zapfen. In jeder derselben liegen zwei kleine ovale, auf einer Seite breit gedrückte, schwärzliche Samenkörner mit schmahlen länglichen gelblichen Fügeln. Ihre Reife ist im Herbst. Man darf sie nicht, wie die gemeinen Fichten-Zapfen, erst gegen den Frühling sammeln, weil wegen der lockern Zapfen zu befürchten ist, daß die Samen alsdann schon ausgefloßen seyn.

Man hat die Körner in unsern Gegenden in lockerer, mit Sande gemengter Erde flach ausgesät, und sie sind gut und häufig aufgegangen. Sie keimen mit schmahlen Nadeln auf, und werden schon bey $\frac{1}{2}$ F. Höhe verpflanzt. Wie schon aus ihrer Geschichte erhellet, leiden sie bey unsern Wintern nichts. Sie lieben einen mageren trocknen Boden vorzüglich, und scheitern in solchem hier mehrentheils alle Jahr fast an 2 F. hoch. Müller und Charlevoix geben sie auch als die größten der amerikanischen Fichten an; deswegen sie auch mit der Weymouths-Kiefer für das nuzbarste amerikanische Nadel-Holz gehalten wird. Sie treiben ihre Schüsse früher, als die folgende schwarze Fichte, welches ebenfalls von ihren Blumen gilt. In ihrem Wuchse und der äussern Gestalt nimmt diese Fichte sich in Pflanzungen wohl aus; und weil der erstere schnell und hoch ist, so wird sie durch das Holz nuzbar genug seyn.

Die

Die Einwohner des nördlichen Amerika, bedienen sich von ihr und der folgenden Art, der frischen mit Blättern versehenen Zweige, um daraus ein Bier zu brauen, welches, nach Kalin's Berichte, nicht übel schmeckt, und mit gutem Nachbiere verglichen werden kann. Siehe im 1 Th. S. 93, fgg.

Bei warmem Wetter triefet, nach Miller, aus ihnen, und den Stämmen der schwarzen Fichte, ein feiner helter Terpenthin, welcher, wie das flüssige Harz der Edel-Tannen, zu frischen Wunden gut ist, und den die englischen Wundärzte in den dortigen Gegenden nehmen.

3. Die schwarze nordamerikanische Fichte, *Abies Piceae foliis breuibus, conis minimis Duham.* *Pinus foliis singularibus Gronov.* *Abies Mariana, foliis linearibus acutis, conis minimis Mill.* *Pinus Mariana, foliis solitariis subulatis bifariam versis, ramulis pubescentibus, cicatricibus sub foliis sessilibus, conis ovalibus pendulis, squamis ovalibus marginibus laceris & undulatis Duroi.* Fr. l'Epinette noire, Engl. the Newfoundland black Spruce-Fir. Sie wächst mit der vorigen in Nord-Amerika in gleicher Gegend und gleichem Boden. Die Blätter sind an $\frac{1}{2}$ Z. lang, und also länger, als bey der weißen; sie stehen rund um die mehr feinem Zweige, doch mehr einzeln, sind schmaler, mehr gerade, und in der Farbe dunkler, ob sie gleich ebenfalls 4 Seiten mit meergrünen Furchen haben. Die unter ihnen befindlichen, an jener der Länge nach laufenden Narben der äussern Rinde sind bey ihnen nur als kleine, aus der Rinde hervorgehende Knöpfe zu bemerken, und sie unterscheidet sich durch diese, durch die Gestalt und Farbe der Nadeln, durch die mehr schwärzere, und mit einemhaarigen Wese überzogene Rinde, durch die Zeit ihres Treibens, da ihre Schüsse und Blumen später, als bey der erstern, kommen, durch die abweichende Farbe der Blüthe, durch die Gestalt und Farbe der Zapfen, und den geringern Wuchs, von jener merklich und als eine eigene Art. Die männlichen Blumen stehen in,

in, $\frac{1}{2}$ Z. langen, aufgerichteten, schmahlen, violetten Kästchen, und die weiblichen in purpurfarbigen kleinen Zapfen, ben einander. Diese leßtern werden im Herbst reif, hängen nach der Erde hin, und sind etwas über 1 Z. lang, und 1 Z. breit. Sie sind als ein ovaler zugespitzter Kegel, von braunrother Farbe, gestaltet. Die Schuppen sind länglich, oben breit, unten zugespitzt, $\frac{1}{2}$ Z. lang, über $\frac{1}{4}$ Z. breit, oben am Rande gefeibt, und liegen dicht an. Die beyden schwarzen geflügelten Samenförner, welche in jeder derselben liegen, sind kleiner als bey der weißen Fichte.

Die jungen Stämme laufen, wie bey der weißen Art, mit eben so viel Nadeln, bey gleicher Behandlung gut auf, ertragen unsere Winter, und lieben, nach Miller, in Amerika einen nassen Boden, worin ihm Kalm widerspricht, womit auch die hiesige Erfahrung überein stimmt. Da indessen ihr Wuchs niedriger bleibt, so sind sie für uns nicht so nußbar, als die weißen.

Die nordamerikanische rothe Fichte, Engl. the New-Foundland red Spruce-Fir, ist, nach Miller, und wie sich dieses auch merklich zeigt, eine Varietät der schwarzen Art, von der sie durch die hell grünere Nadeln, durch die oben stumpferen Zapfen, und durch die röthliche Rinde, in etwas abweicht.

4. Die Edel-Tanne, Silber-Tanne, taxblättrige Tanne, Weiß-Tanne, auch schlechtweg Tanne und Tenne, oder Mast-Baum, genant, Abies Taxi folio, fructu sursum spectante Tourn. & Duham. Pinus foliis solitariis planis pectinatis emarginatis Hall. Abies alba, foliis subtus argenteis emarginatis, conis erectis Mill. Pinus Picea foliis solitariis emarginatis, conis oblongis erectis, squamis subrotundis planis basi acuminatis Duroi. Fr. Sapin à feuilles d'If, Engl. the Silver-leaved Fir-Tree, the Yew-leaved Fir-Tree. Sie wächst auf den Gebirgen und

andern hohen Gegenden in der Schweiz, Schwaben, Bayern, Tyrol, Böhmen, Mähren, Franken, Thüringen, Sachsen, und nach Umelin auch in Sibirien, doch daselbst nie über den 58sten Grad nördlicher Breite. Die Blätter oder Nadeln stehen an den Zweigen auf beyden Seiten einzeln fast in gleicher Ordnung, wie die Zähne eines Kammes, gemeiniglich in doppelten Reihen über einander. Sie sind schmal, platt gedrückt, steif, am Ende hohl ausgeschnitten, auf der obern Fläche dunkelgrün glänzend, auf der untern hingegen mit zwey weißen (*), vertieften, und drey grünen erhabenen zarten Streifen gezeichnet. Die Blüthe erscheint im May. Die männlichen Blumen kommen an den Zweigen zwischen den Blättern, als kleine ovale Körner, in länglichen Klumpen hervor. Sie sind der Länge nach durch eine Vertiefung getheilt, und bestehen aus rothen kleinen Schilden, die rückwärts gebogen sind, und deren jeder zwey Staubbeutel mit gelblichem Befruchtungs-Staube enthält. Die weiblichen Blumen sind schon das Jahr vorher, ehe sie aufblühen, nicht weit von dem Ende des letzten Triebes, vorhanden, wo sie sich als längliche braune Knöpfe zeigen, und bereits im August sichtbar werden. Sie haben bey dem Aufbrechen die Gestalt kleiner länglicher Zapfen von braunrother Farbe, an welchen die Schuppen in einander geschoben sind und dicht auf einander liegen. Die innere solcher Schuppen ist herzförmig, oben rund, und enthält die beyden Frucht-Reime; die äussere hingegen ist dünner, schmähler, und aus der Mitte geht aus einer braunen trocknen gezahnten halbrunden Erhabenheit eine schmale Spitze herab, durch welche Spitzen die Zapfen sich von den Zapfen unserer Pech-Tanne unterscheiden.

(*) Man findet zuweilen eine Varietät, wo die Blätter unterwärts gar nichts weißliches zeigen, sondern ganz grün sind. Es wird dieselbe ganz falsch das Weiblein der weißen Tanne genannt.

unterscheiden. Das Samen-Korn ist das größte unter den tannenartigen Bäumen, von brauner glänzender Farbe, zusammen gedrückt und beynahe dreyeckig, mit mittelmäßig langen und breiten Flügeln versehen. Es enthält vieles Harz. Die Zapfen erfordern nach geschehener Befruchtung 5 Monathe Zeit, und sie werden also im Sept. reif. Wenn daher Hr. v. Lengefeld (*) dazu eine Zeit von 17 Monathen ansetzt, so scheint dieses bey ihm deswegen zu geschehen, weil er die jungen noch unentwickelten Tannen-Knospen, die erst im folgenden Frühlinge zum Blühen aufbrechen, darunter versteht. Den Zapfen ist es besonders eigen, daß die Schuppen bey dem Reifwerden des Samens von selbst abfallen und den Samen fahren lassen, so, daß nichts, als der mittlere Stiel, woran sie befestigt waren, auf dem Baume zurück bleibt. Sie stehen auf den Zweigen allezeit aufwärts gerichtet, da sie bey den Fichten hingegen herab hängen. Die äussere Rinde ist aschgrau und glatt. Das Holz ist weiß, leicht, aber harzreich.

Nach Beckmann's und Anderer Erfahrungen, säet man den Samen, wenn er gegen das Frühjahr gut aufgehen soll, zur Herbstzeit, auf einen Boden, welcher weder zu sandig noch zu naß ist. Man kann ihn ohne irgend eine Bedeckung hinwerfen, wenn das Erdreich sonst nur vorher durch das Grabseil oder den Pflug locker gemacht ist. Dieses letztere Verfahren ist selbst in den so strengen Wintern von 1767 und 1768 nicht mißrathen, indem das in dem Körper befindliche Harz sie vor dem Erfrieren bewahrt.

Die jungen Pflanzen keimen mit 8 langen, platten, strahlenweise aus einander stehenden Blättern, welche so breit als die Blätter eines alten Baumes sind.

Wenn

(*) In seinen Anmerkungen von den auf dem Thüringer Walde bekanntesten drey Arten Nadelhölzern, als der Tanne, Fichte, und des Kienbaums, Nürnberg. 1762, 4.

Wenn aus der Tanne ein hoher Baum werden soll, muß sie einen guten Boden haben. Dühamel führt von ihr an, daß sie ein kühles und feuchtes Erdreich liebre, und gern im Schatten an dem Hange der Berge gegen Norden zu stände. Doch kommt sie auch in kieselgem Erdreiche, wenn es tief einen lockern Grund hat, fort; und man sieht gleichfalls schöne Bäume auf solchen Bergen, wo fast überall Fichten hervor stehen.

Nach Hrn. v. Lengefeld Bemerkungen, kommt das Samen-Korn, wenn es im Herbst ausgefäet ist, im Frühlinge in die Milch; diese fängt an die Hülse berstend zu machen, und treibt den Erde fassenden Keim. Die Herz- und Neben-Wurzeln befestigen sich, und so bald diese standhaft sind, treiben sie in dem ersten Jahre ein grünes Stämmchen von $\frac{1}{2}$ Z. Höhe, und die unter der Hülse noch einige Zeit verborgenen 5 bis 6 Nadeln. In dem zweyten Jahre wächst die Pflanze ungefähr 1 Z. höher; und der neue Wuchs bekommt, mit Beybehaltung der ersten Nadeln, um und um kleine hellgrüne Nadeln. Im dritten Jahre ist zwar der Zusatz in der Höhe nicht merklich, der Stamm aber verstärkt sich, und zeigt an dem Gipfel ein Neben-Aestchen. Im vierten Jahre erscheint ein ähnlicher kleiner Neben-Ast; der Stamm wird stärker, und wenn er das fünfte Jahr erreicht hat, treibt er in die Höhe, die Jahrwüchse zeigen sich deutlicher, die Aeste vermehren sich und wachsen als Querle.

Die Kälte schadet den Tannen nicht, in heißem Erdreiche aber schwächen sie. Sie wachsen sehr gerade und hoch, spizen sich im Wachstume nicht so scharf als die Fichten, und breiten die Aeste nicht weit aus, wachsen also, nach niedersächsischer Mund-Art, viel heller, als jene.

Man hat zuweilen große ungeheure Stämme bemerkt. Beckmann führt einige Beispiele davon an; z. B. daß im Vogtlande eine gefällte Tanne 28 Klafter Holz,

Holz, und eine in Nieder: Oestreich, 1713, vom Winde umgerissene 23 Klafter Holz gegeben habe. Auf dem Pilatus: Berge in dem Canton Lucern soll ein solcher Stamm befindlich seyn, welcher zwar nur 8 F. im Umkreise hat, in der Höhe von 15 F. aber sogleich neue Aeste von 1 F. Dicke im Durchschnitte und 6 F. Länge treibt, auf deren jeglicher Spitze ein großer Baum ausgewachsen ist, und dadurch eine Art eines Kron: Leuchters darstellt.

Bei einer von Hrn. v. Beltheim, dem Besitzer der von Hrn. Dürri beschriebenen hartholischen Pflanzungen, im J. 1765 nach Schwaben unternommenen Reise und Besichtigung der dortigen Forsten, hat Derselbe in den württembergischen Forsten des Schwarzwaldes, zwischen der Stadt Freudenstadt und dem Wildbade, zwey Stämme angetroffen, welche in Gegenwart der württembergischen Herren Ober: Jägermeister v. Brandenstein, Ober: Forstmeister v. Brandenstein, und Expeditions: Rathes Stahl, aus andern dort befindlichen Bäumen zur Probe gefällt wurden. Der erste befand sich im langen Walde, Wildbader Hut, und war der stärkste. Seine Höhe war 160 Fuß, und man zählte daran 360 Saft: Ringe. Der Stamm blieb 4 F. hoch an der Erde stehen, und dieser hatte am Boden 6 F. 6 Z. im Durchschnitte. Ueber dem Stamme betrug die Stärke des Holzes im Durchmesser 5 F. 5 Z.; nach der Länge von 72 F. war er 36 Z.; nach 80 F., noch 32 Z.; nach 100 F., noch 20 Z.; und nach 150 F. noch 10 Z. am spitzigen Ende dick.

Die andere Tanne wurde in der schönen Münze gehauen, war 120 F. lang, und man zählte an ihr 196 Saft: Ringe. Der Stock, welcher 3 F. im Durchschnitte hatte, behielt 2½ F. Höhe. In der Länge von 80 F., war die Dicke des Stammes im Durchmesser 20 Z., und auf 100 F. noch 15 Zoll.

Auch der herzogl. württembergische Land: Jägermeister v. Wechmar erzählte bei Gelegenheit dieses Umhauens, daß er kurz vorher ebenfalls einen Stamm habe fällen lassen, welcher auf 80 F. Länge noch 49 Z. im Durchmesser gehalten hätte.

Wenn

Wenn die Tanne in gutem Boden steht, ist ihr Wachsthum schnell. Beckmann behauptet, daß sie in einem dichten Gehäue in 13 Jahren Mannes hoch wüchse, und daß ihre Höhe in 20 Jahren schon über 13 leipz. Ellen betrüge. Eben so führt Bourgeois (*) von den in der Schweiz befindlichen an, daß sie bei einem Alter von 20 Jahren schon Kohlen: Holz, und im 30sten Jahre Balken geben. Duroi meldet, daß die auf trocknen steinigen Grund gesäeten Tannen, ungefähr nach 40 Jahren meistens 50 F. Höhe, und im Durchmesser 9 F. Dicke erhalten.

Die Tanne kann sich in einem für sie angemessenen guten Boden, nach 20 Jahren, von ihren unnöthigen Aesten reinigen; doch reinigt sie sich später, als die Fichte. Erst nach solcher Reinigung wird der Wuchs merklich, und er zeigt sich alsdann schäftig und gipfelfeich. Früchtigen Samen darf man vor dem 30sten Jahre nicht erwarten; denn wenn auch gleich die Samen da sind, sind sie doch mit keinem Kerne zu Hervorbringung des Stammes, sondern nur mit flüssigem Harze angefüllt. Die Wurzel gleicht zwar der Roth: Tanne, sie ist aber stärker, geht tiefer unter sich, und hält ihren Stamm gegen die Sturmwinde fester.

Die Tannen werden bisweilen, doch seltener, als die Fichten, von Würmern angegriffen, die sich in der Rinde ansetzen, und wovon ich oben gehandelt habe. Kommen auch Tann: Wild und Rehe in dergleichen Gehäue, so werden die jungen Pflanzen von diesen Thieren bis auf den Boden abgefressen.

Die Tanne ist ein sehr nützlicher Baum. Ihr Nutzen bei dem Schiff: und Häuser: Baue ist bekannt. Zu Pfählen in das Wasser schickt sich dieselbe sehr gut; das Holz soll im Wasser nicht faulen. Venedig und Amsterdam sollen auf dergleichen Pfählen stehen.

(*) S. Bomare Dict. d'hist. nat. T. 10. p. 231.

stehen. Es trägt gut, und bricht wegen seiner Zähigkeit weniger, als das härteste Eichen-Holz. Aus dem Holze, welches weißer als Kiefern- und Fichten-Holz, hingegen nicht so schwer ist, werden viele musikalische Instrumente verfertigt.

Die jungen frischen Zapfen werden, wie die von den Fichten, mit Zucker eingekocht, und nicht so wohl als Confect, wie Ehrhart berichtet, auf die Tafeln gesetzt, sondern als eine heilende und stärkende Arznei wieder den Samenfluß angerathen.

In den Beulen oder Blasen, welche sich an der Rinde des Stammes ansetzen, und unter dem Nahmen der Tannen-Blättern bekannt sind, ist ein heller Terpenthin befindlich, welcher besonders in der Schweiß gesammelt wird. Diesen hält Dühamel für besser, als den Terpenthin aus Lerchenbäumen. Das Harz-Scharren aber ist dem Baume sehr nachtheilig, und die von der Rinde entblößten Bäume werden eben so leicht rothfaul, als bey der Roth-Tanne; allenfalls könnte man zwey Jahre zuvor, ehe man die Stämme fället, diese Berrichtung unternehmen.

Das Terpenthin-Dehl wird von den Zapfen gewonnen, welche um Johannis abgenommen, zerhacket, und mit Wasser abgezogen werden; das auf dem Wasser schwimmende Dehl wird alsdann abgeschöpft.

Siehe auch im 1 Th. S. 61, f.

4. Die Gileadische Balsam-Tanne, *Abies taxi folio, odore balsami Gileadensis Raj. & Duham.* *Abies balsamea, foliis subtus argenteis apice submarginatis bifariam versis Mill.* *Pinus balsamea, foliis solitariis submarginatis, subtus linea duplici punctata Linn.* *Pinus balsamea, foliis solitariis submarginatis, conis ovato-oblongis erectis, squamis subrotundis planis basi acuminatis Duroi.* Fr. Sapin à feuilles d'If, dit Baumier de Gilead, Engl. the Balm of Gilead Fir. Nach Linné und Miller kommt sie ursprünglich aus

Wir:

Virginien und Canada; sie müßte aber auch auf den Pyrenäen wachsen, wenn es gegründet ist, daß Dühamel sie daher erhalten hat. In Ansehung der äußerlichen Gestalt der Blätter ist sie der Edel-Tanne sehr ähnlich, nur in den Nadeln etwas schmähler, kürzer und hellgrüner, ob gleich Linné sie als breiter angibt. Sie sitzen auch kammartig, doch dichter und in mehreren Reihen, die obere jederzeit kürzer, als die untere, und mit den Spitzen nach innen gebogen. Die Knospen unterscheiden sich von der Edel-Tanne dadurch, daß sie ganz, rund, dicht in einem regulären Zirkel befindlich, glänzend und braun sind, da sie hingegen bey jener aschgrau und zugespitzt sind, auch weitläufiger stehen. Die Blumen kommen, ausser dem Verhältnisse minderer Größe, mit denen von der Edel-Tanne völlig überein. Die weiblichen geben kurze, längliche, braunbläuliche Zapfen, die gleichfalls den Bau der Edeltannen-Zapfen in den Schuppen und übrigen Theilen haben. Sie sind 3 Z. lang, und 1 bis 2 Z. breit. Die Schuppen fallen, wie an der Edel-Tanne, ab; und eine jede enthält zwey, um ein Drittel kleinere, gleich gestaltete und geflügelte, braunbläuliche Samen-Körner. Die äußere Rinde ist aschgrau und glatt.

Die Blätter riechen für sich frisch, und, wenn man sie zwischen den Fingern reibt, balsamisch harzig, anstatt daß der Geruch bey der Edel-Tanne mehr dem ausgepreßten Kerbel-Kraute gleicht. Sie verrathen dadurch den größern Reichthum eines feinern Harzes.

Nach den in England gemachten Versuchen, ist sie unter allen bisher bekannten Tannen die schönste, so lange sie noch jung ist. Diese Schönheit soll aber selten über 10 bis 12 Jahr dauern, und der Baum insgemein bald absterben, wenn er in der Jugend stark getrieben hat. Als ein sicheres Kennzeichen ihres Verlustes nimmt man an, wenn die Haupt-Schüsse

frummen werden, worauf aus ihrem Stamme viel Terpenthin fließt, und gleich nachher fallen die Nadeln ab, und die Stämme sterben in einem, oder in ein Paar Jahre. So lautet die Millersche Erzählung, die man zwar in der ältern, aber nicht in der neuesten Ausgabe seines Gardeners Dictionary findet. Vielleicht hat er nachher seine Anmerkung eingeschränkt gesehen, und hin und wieder eben so gute Bäume, als auf dem Land: Sitze des Herzogs von Bedford gefunden, die von ziemlicher Höhe in einem tiefen sandigen Boden stehen, weswegen er dieses lockere Erdreich, in welchem die Wurzeln tief eindringen können, für die Ursache ihres guten Zustandes hält.

Unter unserm Himmelsstriche ist bey nahe zu vermuthen, daß diese Tanne, wegen des mehr in einander gedrängten Saftes, wenn auch die Millersche Nachricht wahr seyn sollte, länger als in England aushalten werde.

Die in Harbke, 1772, befindliche größte, war über 12 Jahr alt, da sie im J. 1759 schon als eine Pflanze aus England geschickt wurde, und doch in dem schönsten Wachstume. Sie hatte auf 17 F. Höhe, und unten an der Erde gemessen 4 Z. Dicke im Durchmesser.

Man streuet den Samen wie den von der Edel-Tanne, aus; nur geschieht dieses, wegen seiner Kostbarkeit, eher in Kästen und auf Garten-Beeten, als im freyen Holze. Er keimmet mit 5 kleinen schmahlen Nadeln. Hierdurch weicht er von der Weiß-Tanne merklich ab, bey welcher sich in solchem Zustande 8 Nadeln befinden. In den ersten Jahren scheint der Wuchs mit der Edel-Tanne gleich stark zu seyn, in dem folgenden aber kommt er demselben keinesweges bey, sondern bleibt zärtlicher und niedriger. Unsere kälteste Winter schaden ihnen nichts, und sie nehmen einen mittelmäßig guten Boden wohl an.

Der Stamm ist, wie bey der Weiß-Tanne, mit häufigen Beulen auf der Oberfläche versehen, die bey einem gelinden Drucke leicht aufspringen, und einen hellen, stark und wohl riechenden Terpenthin von sich geben, dessen Geruch dem Geruche des stark riechenden Storchschnabel-

Kraus

Krautes (*Geranium odoratissimum* L.) am nächsten kommt. Von solchem Terpenthin hat der Baum seinen Namen, indem dieser in England gemeinlich für den Balsam aus Silead verkauft wird.

Durch ihre Schönheit gibt die Balsam-Tanne Gärten und Pflanzungen eine wahre Zierde; und dieses scheint auch wohl, ausser dem Gewinne des Terpenthines, der Nutzen zu seyn, den wir uns davon versprechen können, wenn es gegründet bleibt, daß wir auf das Holz, wegen des niedrigen und geringern Wuchses, wenig rechnen dürfen.

Siehe auch im 1 Th. S. 62.

6. Die Schierlings-Tanne, *Abies minor pectinatis foliis Virginiana*, *conis parvis subrotundis Pluck. et Duham.* *Abies americana*, *foliis linearibus obtusiusculis bifariam versis*, *conis subrotundis Mill.* *Pinus americana*, *foliis solitariis obtusis*, *conis subrotundis*, *squamis subrotundis planis*, *cortice laevi Duroi.* *Fr. Petit Sapin de Virginie*, Engl. the Hemlock Spruce-Fir. Virginien ist das Vaterland dieser von den europäischen Arten sich so merklich unterscheidenden Tanne. Die Blätter gleichen in etwas den Wachholder-Nadeln, sind breit gedrückt, $\frac{1}{2}$ Z. lang, schmahl, und an beyden Enden stumpf zugespitzt, oberwärts dunkelgrün, und unterwärts mit weißen Strichen versilbert. Sie sind an den Zweigen zwar kammartig befestigt, doch stehen sie weiträuflicher, als an den beyden vorhergehenden, bald nach oben, bald nach unten, so, daß auf der obern Fläche des Stieles noch hin und wieder dieselben sich einzeln befinden; und ein jeder auf diese Weise belaubter Zweig endigt sich mit einem einfachen Blatte an seiner Spitze. Ihr Geruch ist balsamisch, wenn man sie zwischen den Fingern reibt. Die Zapfen sind kleiner, als die Zapfen des Lerchen-Baumes, und, so lange sie verschlossen sind, nur von $\frac{1}{2}$ Zoll, nachher aber von 1 Z. Breite und 1 Z. Länge. Sie sind unten breiter als oben, zugespitzt und braun-

u 3

gelb.

gelb. Die Schuppen sind dick und gerundet. Die in jeder Schuppe befindlichen Samen-Körner sind hellbraun, und in der dreieckigen Gestalt zwar den Edeltannen-Samen ähnlich, doch nur den roten Theil so groß, als jene. Die schmahlen gerundeten Flügel sind gelblich, und mit feinen Streifen versehen. Die Rinde der Aeste ist glatt, bey alten aschgrau, und bey jungen hellbraun.

Ihr Wuchs ist darin sonderbar, daß die jährigen Schüsse, wie die Zweige der babylonischen Weide, krumm gebogen nach der Erde hängen, und sich erst in dem folgenden Frühlinge wieder in die Höhe richten und verstärken. Auch sind diejenigen Stellen des Stammes, aus welchen die Neben-Zweige entspringen, mit einer zirkekrunden erhabenen Rinde gleichsam als mit einem Wulste umgeben.

Man kann sie durch die Ausstreuung des Samens auf ein lockeres Gartenbeet, oder in mit Erde gefüllte Kasten, leicht erziehen. Gegen unsere Kälte sind sie nicht empfindlich; und weil die Blätter nicht dicht stehen, werden sie von der Last des Schnees wenig gedrückt.

Ihre Höhe soll niemals ansehnlich werden, hingegen breiten sie ihre Aeste in horizontaler Richtung weit um sich her aus. Dieses geschieht besonders in den ersten Jahren, und kann leicht das Ansehen geben, als wenn sie buschweise wächst. Die höchsten in Harbke befindlichen Bäume sind, bey einem ungefähr 14 jährigen Alter, 14 F. hoch, und unten an der Erde gemessen im Durchschnitte 4 Z. dick. Zehnjährige haben 10 F. Höhe, und 2½ Z. Dicke. Jährlich treiben sie in ihren Schüssen über 1 F. lang.

In Nord-Amerika sollen, nach Miller, in einigen Gegenden ziemlich hohe und starke Bäume stehen, welches, nebst dem von Hrn. Duroi in Harbke bemerkten Wuchse, der Angabe von ihrer geringen Höhe wieder-

spricht.

spricht. Sie würden dadurch von wahrem Nutzen seyn, da man sie sonst nur jetzt als einen schönen und seltenen Baum gebrauchen könnte.

Gronov (*) verwechselt sie offenbar mit der gileadischen Balsam-Tanne, und wirft beyder Beschreibungen durch einander.

II. Fichten,

bey welchen mehr als ein Blatt aus einer gemeinschaftlichen Scheide hervor kommt.

7. Die gemeine Kiefer, Kiefer-Fichte, der Cirbelbaum, die Dale, Ferge, der Festsbaum, die Feuren, Fohre, Forsche, Fogle, Förling, Fackelfohre, Fuhre, Gräbnholz, Harzbaum, Kienbaum, Kienföhre, (im Wendischen Koina, Kuina.) Mandelbaum (im Württembergischen) Pergel, der Schweizer, Thäle, Ziegeholz, Ziegenholz, Zirkelbaum, *Pinus sylvestris genevensis vulgaris*, & Tada *F. B. Pinaster Clus. Plin. Lob. Picea Casp. Piceaster Bellon. Pinus foliis binis convexo-concavis, conis masculis solitariis axillaribus Hall. Pinus sylvestris foliis geminis, primordialibus solitariis glabris Linn. Pinus sylvestris, foliis geminis, conis pyramidalis, squamis oblongis obtusis Duroi. Fr. Pin des bois. Engl. the wild Pine.* Die gemeine Kiefer wächst bey nahe in allen Theilen von Europa, sowohl in den kältesten, als auch temperirten und warmen Gegenden, ist aber nach dem verschiedenen Boden und andern Umständen in ihrem Wachstume verschieden. Die schmahlen Nadeln oder Blätter sind stark, und gehen allezeit zu zwey, selten zu drey Stück, auf einer Warze aus einer gemeinschaftlichen Scheide. Sie sind von innen ausgehöhlt, passen daher, wenn man sie an einander legt, wieder zusammen, und laufen oben

11 4

spitzig

(*) Flora Virgin. p. 152.

spitzig aus. An den Zweigen stehen sie im Kreise umher, haben eine meergrüne Farbe, und bleiben den Winter hindurch auf dem Baume. Ihre Länge beträgt, bey dem frischen Wuchse derselben, 2 Zoll. Bey diesen und den folgenden Kiefer: Arten sitzen die männlichen Blumen in länglichen aufgerichteten Kähnen auf den äußersten Spitzen der Zweige. Sie erscheinen bey uns im May, und die Staubbeutel enthalten einen gelblichen Befruchtungs: Staub. Deysters ist dieser Staub in solcher Menge zugegen, daß der Boden damit bedeckt ist; ja, nach Duhamel, sollen in großen Kiefer: Wäldern, während eines kleinen Regens, die Bäume gleichsam mit einem dicken Rauche umgeben zu seyn scheinen, welcher aus dem abgespülten Staube seinen Ursprung hat. Der in den Chroniken älterer Zeiten so genannte Schwefel: Regen war nichts anders, als dieser bey trockenem Wetter von dem Winde häufig weg geführte gelbliche Samen: Staub. Dieser Staub thut dem Viehe großen Schaden, daher dasselbe in den Monathen May und Junius durchaus nicht in die Kiefer: Wälder zu treiben ist.

Es erzählt hiervon ein Förster ein merkwürdiges Beispiel, daß, als er noch als ein Jäger: Bursch bey Dresden gedient habe, dieser Staub bey großem Winde stark gefallen sey, und daß alles Vieh, welches im Walde gehütet, oder nur unter dem Winde gepflüget hätte, davon crepirt wäre. Auch wäre viel Wild todt umgefallen gefunden worden; ja auch Menschen wären davon aufgeschwollen, welches ihm selber wiederfahren sey. Nur einiges Vieh, welches stark gekeifert hätte, wäre davon gekommen.

Wenn das Vieh dergleichen auf die Zunge bekommen hat, und sehr keifert, wäre wohl nichts dienlicher, als die Zunge mit Salz abzureiben, oder mit Salz: Wasser abzuwaschen.

No. 27 des leipz. Int. Bl. v. J. 1769, S. 274.

Die weiblichen Blumen lassen sich zu gleicher Zeit in kleinen länglich runden Ballen bemerken, theils einzeln, theils und am mehresten zu 2, theils zu 3, 4 und

und 5 Stück bey einander. Sie stehen aufgerichtet, senken sich aber nachher auf die Seite. Im Anfange sind sie grünlich, gelblich, oder röthlich. Diejenigen haben daher geirret, die nur Eine Farbe annehmen wollten, und die übrigen verwarfen. Die rothe Farbe verwandelt sich aber bald in eine grüne; und die solcher Gestalt gefärbten Zapfen (Kien: Äpfel) wachsen bis in die Mitte des Jul., mit braunen Puncten auf den Schuppen bezeichnet, zu der Größe einer kleinen länglichen Büchsen: Kugel. Diese Größe behalten sie mit Verwechslung der grünen Farbe in die graue, bis in den May des folgenden Jahres; wachsen von diesem Monathe bis zum Jul. vollkommen zu kleinen kegelförmig zugespizten Zapfen, von 2 Z. Länge und über 1 Z. Breite, aus, werden grau oder olivensfarbig, und im Oct. reif. Nach dieser Berechnung haben sie also 18 Monathe zu ihrer Vollkommenheit nöthig. Die Schuppen solcher reifen Zapfen, unter deren jeder zwey kleine beflügelte schwarze Körner in zwey besondern Höhlen verdeckt liegen, sind länglich gespalten, die Körner selbst aber etwas größer als ein Hanf: Korn.

Wenn die Zapfen vor dem Winter nicht eingesammelt werden, hängen sie bis im März, oder auch wohl bis im April, verschlossen, öffnen alsdann bey trockenem Wetter und Sonnenschein ihre Schuppen, und lassen den Samen nach und nach ausfliegen. Zu dieser Zeit des Ausfliegens findet man an der Kiefer gemeinlich Zapfen von dreierley Alter. Die ersten sind solche, die vor drey Jahren geblühet, und schon im vorhergehenden Frühlinge die Samen haben fallen lassen. Sie sehen denjenigen, welche zweijährig sind, ziemlich gleich, stehen aber einen Jahrwuchs weiter zurück; und man muß sie keimen, wenn man bey dem Einsammeln eine vergebliche Mühe sparen will. Die zweyten sind diejenigen, welche vor zwey Jahren geblühet ha-

ben, und im vorher gegangenen Jahre reif geworden sind. Ihre zimmetbraune Farbe, und daß sie an dem zweijährigen Schusse stehen, sind die sichersten Kennzeichen bey ihnen und von ihrer Reife. Die dritten sind diejenigen, welche im vorigen Frühlinge geblühet haben, und erst in diesem Herbst ihre Reife erhalten. Diese letztern sitzen allezeit an den jüngsten Schüssen, und sind die kleinsten.

Die Rinde ist in magerm Grunde an den Stämmen sehr unordentlich und tief aufgerissen, von aschgrauer Farbe, und an den obern Theilen und den übrigen Zweigen ist sie gelb und sehr dünn. Auf solchen Bäumen wachsen auch die Zweige krumm und unordentlich, welches man deutlicher sieht, wenn ihnen zu vieler Raum und zu viele Luft gelassen wird. Auf einem guten fruchtbaren Boden hingegen zeigt sich die Rinde viel regelmäßiger gerissen, und mit regelmäßigen und mehr glatten Schuppen. Steht in diesen die Kiefer zu weitläufig, so bleibt sie kurz und dick, und breitet sich in viele große Aeste aus; im engen Stande aber wird sie gerade wie eine Kerze aufwachsen, von den untern Aesten durch die Natur selbst entlediget, und nur in der äußersten Höhe mit einem etwas ausgebreiteten Wipfel geziert seyn. Wenn der Stamm mit einer glatten, dicken, gelbröthlichen Rinde überzogen ist, pflegt man diese Kiefer in etlichen Gegenden die Föhre, oder auch Seidenholz, zu nennen; wenn aber die Rinde schon rauh, oberwärts am Stamme schuppig und von Farbe rothbraun ist, will man sie nur eine Kiefer, oder einen Kienbaum, nennen. Beyde aber wachsen aus einerley Samen, und die Veränderungen sind nur zufällig. Wenn das Holz gesund ist, hat es einen weißen Splint, und einen gelben im Alter röther werdenden Kern. Im Gewichte ist es leicht, doch schwerer als Fichtenholz, und in seinen Fibern harziger und zäher, als die übrigen Nadelhölzer, den Lerchenbaum aus-

ge-

genommen, folglich unter ihnen am dauerhaftesten. Ein Kubit: Fuß grünes Holz wiegt 39 Pfund, 2 Loth; und eben so viel trocknes, 18 Pf. 16 L. 2 Quent.

In jedem wohl bevölkerten und ordentlich eingerichteten State, müssen gewisse wohl gewählte Gegenden, und Flecke Landes, besonders dem Holz: Anbaue gewidmet seyn. Diese sollten billig von zulänglichem Umfange seyn, daß der unentbehrliche Bedarf der Einwohner fortdauernd darauf erzogen werden könne, weil es nicht rathsam seyn möchte, sich in Ansehung der Lebens: Nothwendigkeiten, von einem benachbarten Lande abhängig zu machen. Diese Flecke, sie seyn entweder bereits mit Holze bewachsen, mithin wirklicher Wald, oder bestimmt, daß erst wildes Holz darauf erzogen werden soll, mithin noch raumes Forst: Land, machen den Forst oder Wald aus; und dieser ist der Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Bewirthschaftung des Forst: Mannes. Den Wald muß der Forstmann zwar unterhalten, aber auch nutzen. Bey einer gehörigen Nutzung der Schwarz: oder Tangel: Wälder, müssen nothwendig Geräumte (Räumen), oder von Holze entblößte Flecke entstehen, und diesen Geräumten, nebst dem raumen Forst: Lande, muß der Forstmann seinen Fleiß und seine Bemühungen vorzüglich widmen. Weniger Arbeit erfordern die Wälder von Laub: Holze, besonders in denen man Bau: Nutz: und Brenn: Holz unter einander zieht, und auf Stamm: Lohden und Laß: Kiefer rechnet, womit die Natur selbst den Wald unterhält, wenn sie in ihren Wirkungen nur nicht gestöret, und alles, was derselben hinderlich seyn könnte, aus dem Wege geräumt wird. In Wäldern von Nadel: Holze hingegen, wo man den verwerflichen Gebrauch des Plenterns oder Auslichtens verbannt hat, bringt es die allgemeine für gut anerkannte Eintheilung der Förste in Schläge mit sich, daß auf ein Mahl ein bestimmter, zusammen hangender Theil des Waldes abgetrieben,

oder

oder nieder gehauen werde. Die ein Mahl gefällte Kiefer ist durch die Art bis in ihre äußerste Wurzel getödtet, mithin wird der abgetriebene Schlag, bis auf einige etwa stehen gebliebene Samen-Bäume, völlig von Holze entblößt, und also raumes Forst-Land. Diese abgetriebene Schläge, wie das raume Forst-Land überhaupt, sind dazu bestimmt, daß Holz darauf angezogen werden soll; und der Forstmann muß seine vorzüglichste Sorgfalt darauf richten, das Forst-Land gehörig in Anwuchs zu bringen. Hierzu gelangt er auf zwey Wegen; nämlich: durch Anpflanzung junger Stämme, oder durch den Samen.

Die Besetzung eines Ortes mit jungen Kiefer-Stämmen, ist keinesweges unmöglich; sie ist vielmehr im Kleinen allerdings, und in gewisser Absicht, mit gutem Nutzen auszuführen. Es gibt Dorfschaften, die, mit verhältnißmäßig gutem Fortgange, flüchtige Sand-Schellen dadurch fest gemacht, und der Versandung ihres Aekers vorgebeugt haben. Es gehört aber dazu anhaltender Fleiß. Denn von den verpflanzten jungen Stämmen stirbt, selbst bey nicht vernachlässigter Wartung, bis sie recht angewachsen sind, mithin bis in das dritte Jahr, alljährlich ein Theil ab, welcher durch Nachpflanzen ersetzt werden muß. Im Kleinen kann eine Gemeinde damit zu Stande kommen, wenn die Menge ihrer Hände sich vereinigt, und ihre Bemühung, so oft es nöthig ist, mit übereinstimmendem Eifer wiederholt. Im Großen hingegen, wo es zu viel Zeit und zu viel Menschen erfordern würde, einerley Arbeit mehrmahls zu wiederholen, dürfte der Verlust der Zeit und der Kosten-Aufwand viel zu beträchtlich seyn, als daß es rathsam wäre, sich darauf einzulassen. Ueberdies lehrt die Erfahrung noch nicht, ob dergleichen verpflanzte Kiefern zu recht gesunden Stämmen erwachsen.

Aus

Aus diesen und mehrern schon hinlänglich bekannten Gründen, wird jeder Forstmann die Forstpflanzung und Vermehrung des Kiefern-Holzes durch den Samen vorziehen; zumahl, wenn sein Revier von mehrerer Beträchtlichkeit ist, als daß er es spielend im Stande erhalten könnte, und wenn ihm der Werth der Zeit und des Geldes bekannt ist. Es fragt sich nun: Welches ist die beste Art und Weise eine Schonung, oder ein Stück zum Wiederanziehen des Kiefern-Holzes bestimmtes Forst-Land, nach Beschaffenheit der vorkommenden Umstände, in der kürzesten Zeit, und mit den wenigsten Kosten, sicher und zuverlässig in Bestand und Anwuchs zu bringen? Ueberhaupt gibt es dreyerley Arten, ein Forst-Land durch Holz-Samen in Anwuchs zu bringen. Man kann sie 1. die bloß natürliche, 2. die gemischte, und 3. die bloß künstliche Holz-Saat nennen.

1. Die natürliche Besamung des Forst-Landes findet alsdann Statt, wenn man einen zum Holzwuchs bestimmten Ort, oder einen Fleck raumen Forst-Landes ohne Zuthuung anderer Mittel, bloß durch den Anflug in Anwuchs bringen will. Jeden Ort, den man bestimmt hat, junges Holz darauf anzuziehen, nennt man einen Zuschlag, oder eine Schonung. Anflug nennt man den Samen, welcher seine mütterliche Wohnung in dem schuppigen Zapfen des Kienbaumes (dem Kien-Apfel) freywillig verläßt und vermittelst des an dem Samen-Korne befindlichen Flügels, bey mäßiger Luft sich eine ziemliche Strecke von dem Baume entfernt, und woraus der junge Aufschlag hervor wächst.

Es verdient eine genauere Prüfung, in wie fern diese natürliche Besamung thunlich, rathsam und nützlich sey. Diese Prüfung setzt zwey Fälle voraus. Man will nämlich entweder einen freyen, von Samen-tragendem Holze entlegenen, oder einen im Walde selbst, oder nahe am Walde gelegenen Ort, in Anwuchs bringen.

Zu

In dem ersten Falle ist von der Natur kein Anflug zu hoffen; denn wo kein Samen-tragender Baum in der Nachbarschaft ist, da kann sich auch kein Same verbreiten oder einfinden. Nur ein unbewohntes und unbauetes Land bezieht sich nach und nach mit Holze; dazu gehört eine lange Reihe von Jahren, und in bevölkerten und angebaueten Ländern ist daran gar nicht zu denken. Wer daher einen solchen Ort mit Holze in Anwuchs bringen will, muß sich entschließen, denselben selbst zu besäen. In diesem Falle wird also die bloß künstliche Besamung nothwendig. Daraus folgt, daß die bloß natürliche Holz-Saat nur bey solchem raumem Forst-Lande Statt finden könne, welches entweder nahe am Walde, oder im Walde selbst, liegt. In diesen beyden Fällen, muß es neben einer zureichenden Anzahl von Samen-tragenden Bäumen liegen; in beyden kommt es also auf die Lage, zugleich aber auch auf die Beschaffenheit des Bodens mit an. Die Samen-Verhältnisse der Kiefern pflegen sich, wie die von andern Holz-Arten, welche flüchtigen Samen haben, bey westlichen Winden zu öffnen, und mit denselben am leichtesten auszufliegen. Auch sind diese Winde um die Zeit, wenn der Same ausfliegt, die gewöhnlichsten. Daher würde für einen Schon-Ort, dem das Samen-tragende Holz ost-süd- und ostnordwärts liegt, wenig oder gar kein Anflug zu hoffen seyn, weil die westlichen, über den Schon-Ort, nach dem Samen-tragenden Holze streichenden Winde, den Samen auf die entgegen gesetzte Seite führen. Höchstens könnte ein solcher Ort in einem langen Zeitraume allenfalls sparsam, mit einzelnen Stämmen besetzt werden, von welchen, weil sie Raum haben, in die Zweige zu wachsen, mit untermengten Geräumten, nur struppiges Holz zu erwarten stände. Dergleichen Gehölz würde dem Forstmanne Schande machen, und gleichwohl den Schon-Ort zu viele Jahre der Hütung entziehen, als daß es, die natürliche

liche Besamung abzuwarten, rathsam wäre. Das Samen-tragende Holz müßte also dem Schon-Orte gegen Westen, Süden, und Nord-Westen liegen, wenn man auf eine zulängliche Besamung durch den Anflug rechnen wollte. Alsdann aber kommt es wieder darauf an, wie weit der Wind den vollständigen Kiefer-Samen von den Bäumen ab, mit sich fort führen, und wie weit folglich ein solcher Schon-Ort von dem Samen-tragenden Holze entfernt seyn könne. Sollte diese Entfernung sich wohl über 100, höchstens bis 150, Schritt erstrecken können? Einzelne Samen-Körner kann ein, besonders starker, Wind wohl weiter tragen; allein, wer versichert, daß eben zu der Zeit, wenn die Schuppen der Kien-Aepfel sich öffnen, ein heftiger Wind entstehen werde? Wer ist auch Bürge dafür, daß der Wind, wofern die Samen-tragenden Bäume den Schon-Ort gewisser Maßen nicht umschließen, den Strich gerade darauf hin nehmen werde? Wer wird es rathsam finden, sich auf einen glücklichen Zufall zu verlassen, wenn man sichere Mittel hat, zu seinem Zwecke zu gelangen? Daraus würde ich folgern, daß man einen Schon-Ort, welcher, selbst in dieser sonst vortheilhaften Lage, über 150 Schritt von dem Samen-tragenden Holze entfernt ist, durch eigene Arbeit besäen, und keinesweges die natürliche Besamung durch den Anflug erwarten müsse.

Vielleicht wäre es zuträglicher, schon für das über 100 Schritt von dem Samen-tragenden Holze entlegene Forst-Land, auf die natürliche Besamung nicht mehr zu rechnen. Beobachter werden durch den Augenschein versichert seyn, daß ganz dicht am hohen Holze, und so weit der Schatten desselben von oben herab sich erstreckt, kein Same anfliege, wenigstens nicht aufschlage. Von da ab, bis zu einer Entfernung gegen 100 Schritt, fliegt der Same häufig; weiter ab aber immer sparsamer,

mer, und zu einzeln an, als daß daraus gutes Holz zu hoffen wäre.

Für hohe felsige Gebirge schickt sich die Kiefer nicht, aber auch im flachen Lande findet man viele, und zum Theil hohe Hügel. Man kann also für die Morgen- und Mitternacht-Seite der Berge, wenn es an Samen-tragendem Holze nicht fehlt, weit mehrere Rechnung auf den Holz-Anflug, und auf den Fortgang des Aufschlages machen, als für die Abend- und Mittags-Seite.

Nächst der Lage, kommt es auch auf die Beschaffenheit des Bodens und seiner Oberfläche an. Letten, Lehm-Land, und überhaupt schweren, nassen und strengen Boden, muß man niemals zu einem Kienens-Zuschlage wählen. Aber auch leichtes und Sand-Land kann mit Moos und andern Kräutern, oder mit Heide, dermaßen überzogen seyn, daß der anfliegende Same dadurch verhindert wird, den Boden zu erreichen. Durch dürres Moos und in Kräutern, beynähe in freyer Luft gehalten, und ohne auf dem Erdboden fest anzuliegen, kann der Same sich nicht beleben, folglich nicht keimen, und er muß also entweder verfaulen oder vertrocknen. Wenn selbst einige Körner, auf einem solchen benarbteten oder überzogenen Orte, den Erdboden erreichen, so stehen die daraus hervor keimenden Stämmchen in Gefahr, durch das schneller wachsende Kraut bedeckt und unterdrückt, und, da ihnen der freye Zugang der Luft benommen wird, erstickt zu werden.

So mißlich es also ist, auf einem dergestalt überzogenen Schon-Orte, durch die bloße natürliche Besamung, oder durch den Anflug, ohne vorhergegangene Zubereitung des Bodens, Holz zu erziehen: eben so mißlich ist es, wenn dieser Schon-Ort von Kräutern ganz entblößt ist, und aus einer bloßen Sand-Schelle besteht. Von einem solchen Boden, wenn der überliegende Sand in geringer Tiefe, nicht besseres Erdreich

bloß

bloß bedeckt, kann man zwar an sich kein vorzügliches Holz erwarten, man muß doch aber bemühet seyn, alles zu nützen; und allenfalls wäre es Vortheil genug, wenn dadurch der fliegende Sand nur fest, wenn der Wind einzufallen verhindert und die benachbarte Gegend vor Versandung in Sicherheit gesetzt würde. Der auf solchen Sand-Schellen angeflogene Same ist, der Natur allein überlassen, vielerley Gefahr ausgesetzt. Bald hebt ihn der Wind mit dem Sande zugleich wieder auf, und führt ihn weiter; oder der mit dem Sande spielende Wind bedeckt ihn so hoch, daß er nicht aufgehen kann, zumahl wenn ein starker Regen ihn vorher schon in den Boden geschlagen hatte. Selbst der junge, auf solchem Boden erwachsene, zwey- und mehriährige Stamm muß oft noch vertrocknen, wenn der Wind die leichte Decke seiner Wurzeln fort führt, oder ersticken, wenn er durch einen Windstoß mit Sande überschüttet wird. Der Fleiß des Menschen kann einige dieser Gefahren abwenden, andere vermindern; und es ist daher nöthig, daß die Kunst der Natur, auch in Ansehung dieser Schonungen, zu Hülfe komme.

Raumes, im Walde selbst gelegenes Forst-Land, denke ich mir nur in der Lage, wenn es wenigstens auf der ganzen westlichen Seite vom Walde oder von Samen-tragenden Bäumen umschlossen ist. Wo solches durch abgetriebene Schläge entstanden ist, sollte es sich gewöhnlich so finden, wenn bey der Anlage der Schläge kein Versehen begangen, und auf die natürliche Besamung gerechnet ist. Indessen können verschiedene Umstände eine Ausnahme von der Regel verursacht haben. Sind diese Geräumte hingegen durch langwieriges Pflütern, Brand, oder andere Zufälle, entstanden, so muß man sie nehmen, wie sie sind.

Ist dieses Forst-Land von beträchtlichem Umfange, und so gelegen, daß ein Theil desselben sich merklich, also über 100 und mehrere Schritte weit von dem Sa-

Oct. Enc. XXXVII Th.

K

men:

men-tragenden Holze entfernt, so treten eben die Umstände ein, welche ich bey dem freyen, von Samen-tragenden Bäumen in eben der Weite entlegenen Forst-Lande angemerkt habe. Von solchen Geräumten kann daher, in gehöriger Zeit, nur derjenige Theil hinlänglichen Anflug erhalten, der sich dem hohen Holze, oder den Samen-tragenden Bäumen, nähert. Der entferntere Theil bleibt unbesäet und wüste. Diefen wenigstens würde der Forstmann selbst besäen müssen, wenn er seine natürliche Absicht, einen gleich guten geschlossen stehenden Aufschlag zu erhalten, erreichen will. In Ansehung der im Walde selbst gelegenen Sand-Schellen, entscheiden die Lage und der Umfang von selbst. Sind solche vor dem einfallenden West-Süd- und Nordwest-Winde, durch langes Samen-tragendes Holz gut gedeckt, und nur so groß, daß der Same überall anfliegen kann, so dürfte man sich damit weiter keine Mühe machen, und die Kosten für künstliche Besäumung und Bedeckung könnten um so füglicher erspart werden, da der Vortheil von dem auf solchem Boden nur geringes Wachstum versprechenden Holze so beträchtlich nicht ist, daß die längere oder kürzere Zeit von einigen Jahren dabey in Betrachtung gezogen zu werden verdiente; da ferner dergleichen Holz, wenn es zu enge steht, sehr bald bemoset und häufig vertrocknet; und da besonders auf den Verlust der Hütung gar keine Rücksicht genommen werden darf, weil dergleichen Sand-Flächen nur sparsam eine fastlose Pflanze, und nur hin und wieder ein Pflänzchen Bocksart und Hunds-Gras hervor bringen, mithin an sich zur Vieh-Weide wenig nützen.

Große Sand-Schellen hingegen, wenn sie gleich noch so gut gelegen und von hohem Samen-tragenden Holze umschlossen sind, werden selten in einem Menschen-Alter, überall sehr langsam, und niemals in ihrer Art gehörig mit Holze bewachsen, wenn der Mensch

Mensch nicht dazu beiträgt. Sie sind daher ein Gegenstand des Fleißes und der Kunst des Forstmannes, und dürfen keinesweges der Natur überlassen werden. Eben so wenig werden stark begrasete, verangerte, dicht mit Moose und Kraute überzogene Geräumte, so vortheilhaft auch ihre Lage mitten im Walde sonst seyn mag, durch den natürlichen Anflug in Anwachs gebracht werden. Ein Forstmann muß daher auch dergleichen Plätze durch Fleiß und Kunst in Anwachs bringen.

Außer diesen besondern Ursachen, welche die natürliche Besamung des raumen Forst-Landes durch den Anflug allein, oder die bloß natürliche Holz-Saat, theils unmöglich, theils zur Erreichung des Zweckes unzulänglich, machen, gibt es noch einige allgemeine, die dem Forstmanne nicht weniger wichtig scheinen werden, wenn er es seiner Pflicht gemäß hält, jeden Fleck Forst-Land durch den Holz-Anbau auf das beste zu nützen, mithin alles raume Forst-Land, auf die den Umständen angemessenste beste Weise mit möglichster Zeit-Ersparung in gehörigen Anwachs zu bringen.

Es ist nichts ungewöhnliches, daß der Holz-Same mehrere Jahre hinter einander mißrath; selten geräth er recht gut, noch seltener überall. Schon um deswillen bleibt es ungewiß, ob der Kiefern-Same in der Gegend und an dem Orte gerathen, und so reichlich, als es erfordert wird, sich verbreiten werde, wo die Geräumte, zu deren Besamung er dienen sollte, gelegen sind. Selbst dann möchte man sich noch oft getäuscht finden, wenn man nach der Menge der vorhandenen Kien-Äpfel, die Quantität des darauf erfolgten tauglichen Samens und dessen Anflug, mit Gewißheit hätte bestimmen wollen. Die 18 bis 19 Monathe, welche dieser Same gebraucht, seine Vollständigkeit zu erlangen, setzen ihn früh oder spät mancherley Unfällen aus. Wenn der Apfel auf eine oder die andere Weise am Stiele beschädiget wird, so leidet der Same, und wird

nicht vollkommen; mithin bleibt er untauglich, 'einen dauerhaften Baum hervor zu bringen. Den Samen selbst schützt seine feste Decke nicht vor dem Wurmsfraße und vor andern Beschädigungen. Daher kommt es, daß man aus einer Menge Kien-Äpfel nicht selten nur wenig tauglichen Samen erhält.

„Über etwas Same findet sich doch alljährlich, und überall. Es sey so wenig es wolle, durch die Länge der Zeit muß er sich doch vermehren, und zuletzt durch den Anflug den Boden mit jungem Holze bedecken.“

Dieses ist noch immer die Sprache manches Forstmannes, der im Walde geboren, und mit mancher Schonung um die Wette aufgewachsen ist. Eine andre Bewandniß hat es mit dem Holze. Je mehr Zeit über die Besamung vergeht, desto später erhält man Holz, und desto weniger. Die aus den sparsam angefliegenen Samen-Körnern in den ersten Jahren aufgeschlagenen Bäumchen wachsen einzeln fort. In völliger Freiheit, und von keiner Seite beschränkt, verbreiten sich ihre Zweige weit umher, und machen, wenn sie sich einmahl von der Erde erhoben haben, in der ersten Kraft ihrer Jugend, nach allen Seiten alljährlich starke Triebe. Haben sie 5 bis 6 Jahr voraus, so verursachen diese Seiten-Zweige den nachwachsenden Stämmchen einen unvermeidlichen Tod, indem sie denselben die freye Luft entziehen, und sie folglich ersticken. Das Nadel-Holz überhaupt, mithin auch die Kiefer, reinigt sich nur alsdann, wenn es geschlossen steht. Sobald die Seiten-Zweige sich berühren, werden sie trocken, und trennen sich, ohne Aeste oder Wunden nachzulassen, von dem Stamme. Dadurch erhält das Herz oder der Mittel-Trieb, mehrere Nahrung und Kraft, in die Höhe zu wachsen. Einzeln stehende Bäume, welche dieses Hülfsmittel entbehren, reinigen sich also nicht, folglich erhalten sie nie die gehörige Länge, werden

nie

nie Bau-Holz, und geben immer nur knorriges Brenn-Holz.

Der anfliegende Same, selbst wenn er gut gerathen und häufig ist, verbreitet sich auch schwerlich über die ganze Schonung. Einige Flecke werden damit überhäuft, auf andere fällt gar nichts. Daher kommt es, daß dergleichen bloß natürliche Schonungen vielleicht niemals überall mit gleich geschlossen stehendem Holze besetzt sind. Daher entstehen die häufigen, wenn gleich kleinen Geräumte, wodurch ein Theil des Forst-Landes immer ungenutzt bleibt.

Außer dem Holze ernährt das Forst-Land auch Pflanzen, die dem Viehe zur Nahrung dienen können und sollen. Man ist mithin schuldig, so weit es der Holz-Bau gestattet, auch auf die Hütung Rücksicht zu nehmen. Es ist nicht gleichgültig, ob ein Schon-Ort 8 bis 10 Jahr früher oder später, zur Hütung wieder aufgegeben werden könne. Woher entstehen die übereinstimmenden Klagen der Landwirthe über den Verlust der Hütung? So bald von Schonungen die Rede ist, wenn der Grund dieser Klagen nicht in der Wichtigkeit des Verlustes liegt. Wäre er unbedeutend, wie sollte der Landwirth, den so viele Gegenstände von der Unentbehrlichkeit des Holzes überzeugen, der oft genug Gelegenheit hat, den Holz-Mangel sehr zu fühlen, nach dem Wiederaufgeben der Schonungen so sehnlich verlangen, da er einseht, wie nothwendig sie seyn!

Aus dem Vorhergehenden erhellet zur Genüge, warum es gemeiniglich lange Zeit erfordere, ehe ein Schon-Ort, dessen Besamung der Natur überlassen ist, zur Behütung wieder aufgegeben werden könne. Billig muß der jüngste Aufschlag so weit in die Höhe gewachsen seyn, daß die Schafe keine am Stamme unmittelbar stehende Nadel mehr erreichen können. Eine durch die Kunst gehörig angelegte Schonung gelangt in

10, höchstens in 12 Jahren, dahin, wenn der Boden nicht gar zu schlecht, und eben deshalb zugleich den Hütungs-Interessenten ziemlich entbehrlich ist. Bei einem sonst wohl gewählten Schon-Orte, werden vielleicht 20 und mehrere Jahre erfordert, ehe solcher durch den natürlichen Anflug völlig in Bestand und Anwuchs gekommen ist, wofern nicht besondere glückliche Umstände, auf die man der Regel nach nicht rechnen darf, dabei mit gewirkt haben.

Sollte nicht aus allen diesen Umständen die Folge zu ziehen seyn, daß es nur einen Fall gebe, in welchem der Forstmann die Mühe und Kosten ersparen könne, bei Besamung der Schonungen der Natur zu Hülfe zu kommen? Daß er nämlich im Walde selbst gelegene, von hohem Samen-tragenden Holze umgebene Sand-Schellen, oder solche Geräume, die nur sparsam mit Gras und Kraut hin und wieder bewachsen, und bei einem geringen Umfange dergestalt gelegen sind, daß der anstieigende Same dieselben überall erreichen kann, der Besamung der Natur überlassen möge; und doch können, selbst bei diesem Falle, einige Ausnahmen Statt finden.

2. Der Forstmann darf sich noch nicht dabei beruhigen, wenn nur sein Schon-Ort überall mit Samen versehen ist. Der Zweck der Besamung ist, daß Holz daraus wachsen soll; also muß er auch darauf bedacht seyn, den jungen Aufschlag zu sichern, damit er nicht verwahrloset oder gar vertilget werde, sondern unbeschädigt fort wachsen könne. Der Forstmann, welcher sich nicht um die Oberfläche seines Forst-Landes allein, sondern auch um die innere Beschaffenheit desselben, so weit die Wurzel des Holzes eindringt, bekümmern soll, ist ferner schuldig, nach der Beschaffenheit seines Bodens, nicht nur die schicklichsten und nußbarsten Holz-Arten, sondern auch jede so vollkommen als möglich, zu erziehen. Nun kann es sich zum öftern eräugnen, daß der

flie-

fliegende Sand, oder ein leichter unfruchtbarer Boden, ein besseres Erdreich nur flach bedeckt, und daß folglich von einem solchen Schon-Orte besseres Holz zu erwarten ist, als die bloß natürliche Besamung in einem langen Zeitraume darauf hervor bringen würde; wäre es alsdann nicht die Pflicht des Forstmannes, die Natur mit seiner Kunst und mit seinem Fleiße zu unterstützen, und wenigstens durch ungesäumtes Nachsäen, die Geräume, die der natürliche Anflug übrig gelassen hat, in Anwuchs zu bringen? Auf diese Weise entsteht die gemischte Holz-Saat. Unter der gemischten Art, Holz zu säen, verstehe ich dasjenige Verhalten des Forstmannes, wenn er, zur Besäumung eines Stück Forst-Landes, und zum Fortkommen des aufgeschlagenen jungen Holzes, nur zum Theil die Hand anlegt, zum Theil aber das Geschäft der Natur selbst überläßt. Wenn daher der Forstmann eine von Samen-tragenden Bäumen, in der erforderlichen Lage umgebene Sand-Schelle von geringem Umfange, um den Anflug vor Beschädigungen zu sichern, umzäunet, oder in einer größern, die durch den natürlichen Anflug mit Samen nicht versehenen Plätze durch Nachsäen in Anwuchs bringt, so macht er dergleichen Schonung zu einer gemischten Forst-Verbesserung. Diese gemischte Holz-Saat erfordert in so fern Aufmerksamkeit, als der Forstmann verbunden ist, die Erreichung seiner Absicht mit möglichster Kosten-Ersparung zu suchen, zumahl wenn er bemerkt, daß dem Landmanne jedes Jahres Aende, die Arbeit und Mühe seiner Feld-Bestellung belohnt, und daß der Gärtner sich füglich der Frucht des Obst-Baumes, den er gezogen hat, erfreuen könne, er selbst aber nur zum Nutzen künftiger Geschlechter arbeite, die nur unsern Beispielen folgen, wenn sie, kalt wie ihr Werkzeug, des Mannes uneingedenk sind, unter dessen Aufsicht und durch dessen Sorgfalt der Baum aufwuchs, den sie zu Balken oder zu Wellen-Stämmen verbrauch-

chen, und sich nicht für verpflichtet halten, ihm die angewandten Bemühungen und Kosten zu verdanken.

Es ist auch der Vernunft gemäß, daß der Forstmann jede Unterstützung, welche die milde Natur ihm freiwillig anbietet, zu nutzen suche; daher erfordert es seine Pflicht, bei jedem zur Schonung bestimmten Flecke wohl zu überlegen, in wie fern die Umstände ihn einige Erleichterung, in Ansehung der Mühe und Kosten, hoffen lassen. Je öfter und sorgfältiger er den Gang der Natur und ihre Wirkungen betrachtet hat, je sicherer und von so ungetrübtem Erfolge werden seine Voraussetzungen und Erwartungen seyn. Doch muß man diese Erwartungen nicht zu weit ausdehnen; denn der Mensch ist zur Arbeit geschaffen, und ein Wald, dessen Aufsicht nur auf die Nützung bedacht, und, im Vertrauen auf die gute Natur, zum Wiederaufbau träge und lässig ist, geht gewiß zu Grunde. So wohlthätig die Natur auch ist, so erleichtert sie die Mühe des Forstmannes nur dadurch, daß sie ihn bei dem Geschäfte der Besamung thätig, und zuweilen zureichend, unterstützt. Die Erleichterung, welche sie ihm bei der Zubereitung des Bodens verschaffet, wenn sie ihm Sand-Schellen, und andere magere, nur hin und wieder mit Kräutern einzeln besetzte Flecke Landes anweist, verdient nur in so fern seinen Dank, als auch der ganz unfruchtbar scheinende Boden doch immer genützt werden kann, wenn der gehörige Fleiß darauf verwendet wird. Hiernach werden sich die Fälle bestimmen lassen, in welchen eine gemischte Holz-Saat Statt finden könne, und in welchen hingegen sie mißlich, und ganz unmöglich, sey. Ganz unmöglich ist sie, wie die bloß natürliche Holz-Saat, in Absicht auf alles von Samen-tragenden Bäumen entfernt liegende Forst-Land; und zu mißlich, als daß man darauf Rücksicht nehmen sollte, wenn die Schonungen gegen die Samen-tragenden Bäume die erforderliche Lage nicht haben. Sie ist also
nur

nur alsdann anzuwenden, wenn die Samen-Bäume westwärts und nahe genug stehen; oder wenn es rathsam befunden worden ist, in einem abgetriebenen Schlag die nöthige Menge Samen-Bäume stehen zu lassen. Beide Fälle erfordern viele Vorsicht. Man muß die Umstände nutzen, ohne das Kostbarste zu verschwenden, nämlich die Zeit, deren Verlust nicht wieder zu ersetzen ist.

Im Ganzen genommen, wird also der Forstmann selten Gelegenheit haben, sich der thätigen Güte der Natur, bei Besamung des raumen Forst-Landes, zu erfreuen. Der Fall eräugnet sich nicht oft, daß solche zur gemischten Holz-Saat bequem liegende Flecke zu Schonungen gemacht, oder mit Kiefern in Anwuchs gebracht werden sollen. Wenn er aber eintritt, so kommt es darauf an, ob eine solche Schonung die vorzüglichste Aufmerksamkeit erfordere, oder ob der Forstmann, in dem unter seiner Aufsicht stehenden Reviere, anderes, zur künftigen Benutzung besser gelegenes, für das Holz besseres Wachstum versprechendes, und der künstlichen Besamung vorbehaltenes raumes Forst-Land habe, worauf er seine Zeit, seinen Fleiß, und sein Geld, vorzüglich wenden müsse.

Da die menschlichen Kräfte so eingeschränkt sind, und da es Beispiele gibt, daß stiefmütterliche Zurücksetzung den Knaben nicht verhindert hat, ein tüchtiger Mann zu werden: so würde ich in letztem Falle dem Forstmanne rathen, seine meiste Sorgfalt auf die Schonungen zu wenden, die seine vorzüglichste Aufmerksamkeit verdienen, die übrigen zur gemischten Holz-Saat wohl gelegenen Schonungen, in Ansehung der Besamung, der Natur zu überlassen, und nöthigen Falls, nur den Boden in so weit zu zubereiten, als er es zur Aufnahme des anfliegenden Samens bedarf. Findet er bis in das vierte Jahr zulänglichen Anflug, und hat er die nöthigen Vorkehrungen zur Sicherheit des Holzes gemacht,

macht, so kann er sich immer dabey beruhigen, wenn gleich sein Holz nicht überall gleich dicht und geschlossen steht. Große Geräumte hingegen muß er spätestens im vierten Jahre durch Nachsäen in Anwuchs zu bringen suchen, weil nachher für nachwachsende Stämme keine Hoffnung mehr ist. Wenn hingegen solche zur gemischten Holz: Saat wohl gelegene Forst: Districte der Haupt: Gegenstand der Forst: Verbesserungen sind: so würde ich es dem Forstmanne zur Pflicht machen, sich, um dieselben in Anwuchs zu bringen, mehr auf seinen Fleiß, als auf die Güte der Natur, zu verlassen. Er müßte zu dem Ende, selbst bey der besten Kenntniß seines Revieres, das hohe Holz, von welchem er den Anflug erwartet, mit Eintritt des Herbstes noch in besondern genauen Augenschein nehmen; und wenn es gleich richtig ist, daß man guten Samen in häufig gerathenen Kien: Äpfeln hoffen kann, doch nicht bloß aus den daran befindlichen Äpfeln, auf die wahrscheinlich Zulänglichkeit der nachfolgenden Besamung schließen, sondern er müßte zugleich die Beschaffenheit dieser Äpfel untersuchen, und nach ihrer Menge und Güte zugleich seinen Ueberschlag machen. Fände er den Vorrath, den die Natur ihm zeigt, unzulänglich, so müßte er den fehlenden Samen selbst herbey schaffen, und zwar um so sorgfältiger, je mehr der Boden seiner Schonung zum Begrasen oder Bekrauten geneigt ist, und je weniger er folglich auf den Nachwuchs des künftigen Jahres rechnen darf. Zugleich ist es in die Augen fallend, daß der Same in eben dem Maße sparsamer anfliegt, in welchem die Schonung von dem hohen Holze entfernt liegt. Den Theil derselben, welcher über 100 Schritt von dem hohen Holze entlegen ist, müßte folglich der Forstmann selbst mit hinlänglichem Samen versorgen. Wenn es nun aber auch den größten Anschein hat, daß der natürliche Anflug in nöthiger Menge erfolgen werde; wenn der Boden tüchtig zubereitet ist,

daß

daß er den Samen aufnehmen könne; wenn der Forstmann den entlegern Theil der Schonung selbst besät, und zur Sicherung des jungen Holzes die nöthigen Anstalten getroffen hat: so kann er sich nun auch, in Absicht desjenigen Theiles seiner Schonung, dessen Besamung er der Natur ganz, oder zum Theil, überlassen hat, einen gewissen und erwünschten Fortgang versprechen. Man besehe dergleichen von der Natur angesäete Gehäge; man wird keines finden, in welchem das junge Holz überall gleich und geschlossen stände; in jedem wird man noch Plätze finden, die sich oft zu niedlichen Schlangengängen vereinigen. Diese Plätze also, die bey der Besamung durch den Anflug, wo nicht allezeit, doch gemeinlich, übrig bleiben, muß man durch Nachsäen in Anwuchs bringen; und dabey kann man sich immer auf Schwierigkeiten schicken, die, nach Beschaffenheit des Bodens, oft sehr erheblich werden.

Dieses Nachsäen muß in den ersten Jahren geschehen, damit die nachwachsenden Stämmchen im Schatten die ältern nicht ersticken; und ist der Boden zum Begrasen geneigt, so muß derselbe zuvor wieder abgeräumt werden, damit der Same das Erdreich erreichen könne. Der Kosten nicht zu gedenken, welche dieses verursacht, und die vielleicht zulänglich gewesen wären, gleich anfangs hinreichenden Samen anzuschaffen, welche Aufmerksamkeit erfordert es nicht, die schon vorhandenen zarten Holz: Pflanzen zwischen dem Grase und Kraute wahrzunehmen! Wie wenig sind dieselben vor der Beschädigung des Tagelöhners gesichert, welcher, mit der Hacke in der Hand, an dem Zwecke seiner Arbeit schwerlich Theil nimmt; und sind der Schonungen mehrere, wie ermüdend ist die beständige genaue Aufsicht, deren Führung der Forstmann sich nicht entziehen kann, wenn er das junge Holz auf manchem Flecke erhalten will, wo es der sonst fleißige Arbeiter ohne Wartung nicht erblickt!

Ein

Ein großer Theil dieser Bedenklichkeiten fällt alsdann von selbst weg, wenn der Boden, entweder seiner natürlichen Beschaffenheit, oder einer vorher gegangenen Beackung, oder einem andern Umstande zu Folge, von der Art ist, daß man in wenigen Jahren keine Veräucherung befürchten darf, mithin die Flecke, welche des Nachsäens bedürfen, leicht zu übersehen sind; und dieses ist der eigentliche Fall, in welchem der Forstmann, durch die thätige Hülfe der Natur, in den Stand gesetzt wird, Mühe und Kosten zu ersparen. In diesem Falle würde er unüberlegt handeln, wenn er sich derselben nicht bediente, da ihm der Nutzen einleuchtet, und ein guter Erfolg nicht ausbleiben wird, wenn er aufmerksam und berriebsam genug ist, denen Mängeln, welche er bei der Besamung durch den natürlichen Anflug jederzeit zu finden Gelegenheit haben wird, zu rechter Zeit abzuheben.

Bei einer gehörig eingerichteten Bewirthschaftung der Tangelwälder, wird der Forstmann sein Augenmerk vornehmlich darauf zu richten haben, daß er die alljährlich abgetriebenen Schläge wieder in Anwuchs bringe. Wäre sein Revier in einer geschlossenen Strecke bei einander gelegen, und weder von Ackerstücken durchschnitten, noch durch Brüche und Geräumte, oder auf andere Weise getrennt; wären die Schläge nur so breit, daß sie, bei der gehörigen Lage, von dem anfliegenden Samen des neben stehenden Holzes überall erreicht werden könnten; und wären sie immer gehörig angehaue, so würde allerdings auf den Anflug Rücksicht genommen werden können. Ein kluger Forstmann wird die Umstände unerinnert nutzen; wenn ihm aber das angränzende hohe Holz auch wenig Unterstützung verspricht, wird er doch altes Samentragendes Holz in den Schlägen gehabt haben, und die Wiederbesamung des abgetriebenen Schlags, durch Samen-Bäume, deren gemeiniglich 8 bis 10 auf einen Morgen gerechnet

wer-

werden, und die mit Zwischenräumen von 80 bis 90 Schritt stehen zu bleiben pflegen, sich erleichtern können. Nun fragt es sich: Ist diese Erleichterung, ob sie gleich zur Verminderung der Kosten beitragen kann, auch rathsam, und vortheilhaft?

Es ist gewiß, daß ein frey stehender Baum mehreren Samen trägt, als ein Baum in geschlossenem Holze. In den abgetriebenen Schlägen müssen die Samen-Bäume frey stehen; mithin werden sie, wenn nicht besondere Zufälle es verhindern, alljährlich Samen tragen. Allein, diese mit gutem Walde oder starkem Jopfe versehene Samen-Bäume stehen einzeln, und dem Anfälle jedes Sturmwindes ausgesetzt, leicht in Gefahr, früher umgeworfen zu werden, als sie ihren Zweck haben erfüllen können. Ferner bleibt es doch auch einigem Zweifel unterworfen, ob der Same an diesen Bäumen eben in dem Jahre, da man die Besamung des Schlags von ihnen erwartet, gut und in hinreichender Menge gerathen, und ob er sich überall in der Schonung verbreiten, oder nur fleckweise anfliegen werde. Oft erlaubt es die Beschaffenheit des Bodens wieder nicht, von mehreren Jahren den Anflug zu erwarten. Und wenn auch diese und manche andere Bedenken, die von der Oberfläche des Bodens, von der Art wie der Same anfliegt, und von mehreren vorerwähnten Umständen, abgeleitet werden können, ganz, oder zum Theil, aus dem Wege geräumt oder gehoben werden könnten, so fragt es sich noch immer: wie lange sollen die Samen-Bäume stehen bleiben? Vielleicht so lange, bis der Schlag, mit gehörigem Anfluge versehen, und überall mit Aufschlage bestanden ist? Darüber vergehen viele Jahre; und es ist eine ewige Wahrheit, daß im Schatten der alten Bäume kein junges Holz wächst. Eben darin liegt der Grund von dem Nachtheile des Plentens und Auslichtens der Nadel-Wälder, wenn man nämlich hin und her einzelne Bäume fällt; eben

darum

darum werden die Forste wüste und leer, in denen man unter erwachsenen Bäumen, oder unter hohem Holze, so einzeln sie auch stehen, um wenigstens etwas Ge-
sträuch zeigen zu können, junges Nadelholz erziehen will, und die gesenkten Zapfen einzeln und kümmerlich aufgeschlagener Latten verkündigen dem Vorübergehenden die Schande des Forstmannes, dessen Einrichtung so verkehrt war.

Wenn es daher immer nöthig seyn wird, daß die Samen-Bäume eher aus dem Schlage weggeschafft werden, als bis ihr Fällen und ihre Abfuhr eine Menge junger Stämme vertilgen; und wenn in einem Schlage, welcher zum Theil durch diese Samen-Bäume besät ist, wenigstens die Stellen raum bleiben, welche dieselben beschatteten, und mit mancherley neuen Unbequemlichkeiten hinter her erst in Anwuchs gebracht werden müssen: so dürfte es sich berechnen lassen, daß die Kosten zu Anschaffung des Samens, den die Samen-Bäume ausgestreuet haben, und die etwa zum Aussäen erforderlich gewesen, in vielen Fällen minder beträchtlich gewesen seyn würden, als der Nachtheil, den diese Bäume verursacht haben, es sey, daß man den Verlust der Zeit, oder den ungleichen Wuchs des Holzes in solchem Gehäge, oder die Mühe des vielfältigen Nachsäens, und die besonders bey begrasetem Boden, doch nicht völlig zu vermeidenden Geräume in Anschlag bringe, zumahl da, in Ansehung der letztern, der Verlust von dem ungenutzt bleibenden Boden, noch immer mit dem Nachtheile verbunden ist, daß auch die Bäume, welche dadurch zum Ausbreiten der Zweige Raum bekommen, gemeiniglich kurz, wo nicht struppig bleiben, und nicht zu ordentlichem Holze anwachsen.

Da also der Fälle so wenige sind, wo die gemischte Holz-Saat Statt fände, und da ein Theil dieser wenigen Fälle noch dazu so bedenklich und mißlich ist: so wird der Forstmann, dem es ein Ernst ist, sein Revier

zu

zu unterhalten und zu verbessern, genöthigt seyn, großen Theils zur bloß künstlichen Holz-Saat seine Zuflucht zu nehmen, der natürlichen und der gemischten aber sich mit vieler Vorsicht, und nur bey vortheilhaften Umständen zu bedienen.

3. Wenn der Forstmann sich selbst um die Erhaltung des zur Besamung seiner Schonungen erforderlichen Samens bemühet, und solchen herbeyschaffet; wenn er diesen Samen in das vorher zur Aufnahme desselben gehörig zubereitete Forst-Land austreuet, und durch angewandte Mittel, in so fern es nöthig ist, den Aufschlag vor Beschädigungen sichert: so tritt der Fall der bloß künstlichen Holz-Saat ein. Zur zweckmäßigen Vollführung derselben, wird: 1) guter Same erfordert; der Same aber kann weder keimen, noch fort wachsen, wenn er das reine Erdreich nicht berühren und sich darauf nicht fest anlegen kann, mithin muß 2) der Boden von der Beschaffenheit seyn, oder dazu zubereitet werden. Ferner erfordert 3) die Art und Weise der Aussaat, oder der Ausstreung des Samens, besondere Aufmerksamkeit, und die Sicherung des Samens und des jungen Holzes vor Beschädigungen, einige Vorsicht.

Zur Güte und Brauchbarkeit des Samens wird erfordert, daß er reif und vollständig geworden, mithin zu gehöriger Zeit gebrochen, oder vom Baume abgenommen, daß er unverdorben erhalten und ausgestreuet sey. Ich getraue mir nicht, die eigentliche Zeit der Reife und Vollständigkeit des Kiefern-Samens fest zu setzen. Döbel, in der 2ten Aufl. seiner neu eröffneten Jägerpraktika, meldet im 3 Th. Cap. 32, S. 22, daß derselbe seine Reife schon im November habe, und daß, wenn man ihn zur Besamung wüster Flecke säen wolle, die Äpfel im Nov. Dec. und Jan. abgebrochen werden müssen. Im 4 Th. Cap. 22, S. 33, aber sagt er ausdrücklich: „Der Kiefern-Same aber bekommt seine Reife

Reife nicht eher, als im Jan. und Febr. völlig". Beckmann, in seinen Versuchen und Erfahr. von der Holzsaat, führt, in der 3. Abh. S. 110, an, daß der Kiefern-Same im Oct. reif geworden sey. Hr. v. Zanthier setzt die Zeit der Reife im Dec., und hält das Ende des Nov., den Dec. und Jan. für die beste Zeit zur Einsammlung der Zapfen. Hr. Prof. Glutsch sagt, daß der ganze Kien-Apfel oder Zapfen bis im Oct. und Nov. zur Vollkommenheit gelange. Hr. Jung läßt den Samen im Nov. reif werden. Kurz, alle vom Forstwesen handelnde Schriftsteller kommen zwar darin überein, daß der Herbst und der Anfang des Winters die Zeit zur Reife des Kiefern-Samens sey, in Ansehung des Monathes aber sind die Meinungen nicht ganz übereinstimmend. Im Grunde möchte sich auch die eigentliche Zeit der Reife ganz allgemein wohl nicht bestimmen lassen, weil vieles von der Witterung und von der Lage der Bäume abhängt, wovon die erste veränderlich, und die andere verschieden ist. So viel ist indessen gewiß, daß die Kien-Apfel am Baume sich eher nicht öffnen, bis die im Frühlinge zunehmende Wärme des Sonnenscheines die Schuppen derselben aufzieht, und dem geflügelten Samen die Freiheit verschafft, sich zu verbreiten.

Man kann es zwar nicht beweisen, aber ganz unwahrscheinlich ist es doch nicht, daß der Frost im Jan., vielleicht auch noch im Febr., zur Vollständigkeit des Kiefern-Samens, oder auch nur dazu beitrage, daß die Schuppen der Kien-Apfel sich leichter öffnen. Da nun im mindesten kein Nachtheil davon zu befürchten, vielmehr einiger Nutzen davon zu erwarten ist: so dürfte es wohl am besten seyn, die Kien-Apfel, wovon man den Samen zur Ausaat gebrauchen will, nicht vor dem Jan., und wenn der Winter strenge und von langer Dauer gewesen ist, bis in den März brechen zu lassen. Bei zulänglichen Anstalten behält man alsdann immer

immer noch Zeit übrig, die Kien-Apfel auszuklingeln, und zur Frühlings-Saat den reinen Samen davon zu erhalten, wenn man sich von der vorjährigen Aende nicht schon in Vorrath gesetzt hätte. Da aber die Kien-Apfel, wenn der darin befindlich gewesene Same schon ausgeklogen ist, noch über ein Jahr am Baume hängen bleiben, und da Beckmann sehr richtig bemerkt, „daß die Schuppen dieser samenleeren Zapfen, bey anhaltender nasser Witterung sich wieder zuschließen, so, daß sie von Leuten, die von diesem Umstande nicht unterrichtet sind, und alsdann noch für gute und mit Samen-Körnern versehene Zapfen angesehen, und bey dem Einsammeln, unter die guten und brauchbaren mit gebrochen werden“, ob gleich Cramer (*) dafür hält, daß die Kien-Apfel, wenn sie sich ein Mal aufgethan haben, nicht wieder zuschließen, wie man an den Zapfen der Fichten bemerkt: so muß der Forstmann sorgfältig dahin sehen, daß er mit dergleichen samenleeren, mithin unnützen, Kien-Apfeln nicht betrogen werde, weil er einen Theil seiner Mühe und Kosten einbüßt, wenn er dergleichen samenleere Zapfen zum Ausklingeln mitgenommen hat, noch größern Nachtheil aber davon hat, wenn er dieselben mit aussäet. Der Tagelöhner, welcher zum Brechen und Einsammeln der Kien-Apfel gebraucht wird, ist zuweilen, zumahl wenn er nach dem Maße, welches er abliefert, bezahlt wird, listig genug, dergleichen untaugliche Kien-Apfel vorsätzlich einzusammeln; und es hält schwer, unter einer beträchtlichen Menge den Betrug zeitig genug gewahr zu werden. Da es aber auch an ehrlichen Leuten nicht fehlt, die man immer am liebsten gebrauchen wird, so muß man die Unwissenden unterrichten, wie sie bey zweifelhaften Anschein sicher wählen.

Wenn

(*) In seiner Anleitung zum Forstwesen, S. 44.

Wenn der Kien:Apfel bey einer sanften Berührung, oder gar von selbst, in die Hand fällt, und sonst noch fest aussieht (*), so kann man ihn ohne Bedenken wegwerfen; sicherer noch bezeichnet ihn der Plak, den er an dem Zweige einnimmt. Wenn der diesjährige Jahreswuchs im Jul. gebunden hat, so stehen schon auf dem Knopfe gleichsam die Spizen, mit welchen der künftige Jahrestrieb wächst, a a, Fig. 2038. Im May des folgenden Jahres entwickeln sich an diesen Spizen, so bald sie sich zum Wachsthum regen, zweyerley Blüthen. Die weiblichen bringen, nach erhaltener Befruchtung, die Grundlage zum künftigen Apfel hervor, welcher an der Spitze des neuen Triebes fort wächst, und bey geendigtem Triebe etwas größer, als eine starke Erbse, erwachsen ist, b b. Diese Anlage erwächst im künftigen Frühlinge zum zeitigen Apfel, und sitzt mithin, wenn sie vollständig ist, am ersten Gipfel, (Querl) c c. Dieses ist also der gewöhnliche Plak des brauchbaren Kien:Apfels, welcher sich zugleich durch eine etwas dunklere Farbe, von den samenleeren, weiter nach dem Stamme zu sitzenden Äpfeln auszeichnet.

Da der erste Entwurf, oder Embryo, zum Kien:Apfel immer am Knopfe, wo der Jahreswuchs sich gebunden hat, sitzt, so scheint die Stelle in Hrn. Gleditsch Forst-Wissensch. S. 444, wo es heißt: „Die weibliche oder Fruchttragende Blume der Kiefer, welche gleich unter dem neuen Jahrestriebe steht, ist anfänglich roth,“ u. s. w. unrichtig zu seyn. Denn, wenn diese weibliche Blume unter, und nicht vielmehr an dem neuen Jahrestriebe selbst stände, so müßte der Entwurf zum künftigen Apfel b. b. am ersten, der reife Apfel c. c. hingegen gewöhnlich am zweiten Querl setzen, wo man ihn aber nicht finden wird.

Zuweilen eräugnet es sich, daß der neue Jahrestrieb gleich an dem Knoten des letztern, durch eine weißgraue Made

(*) Die mit geöffneten Schuppen zeichnen sich von selbst als untauglich aus.

Made oder auf andere Weise beschädiget wird, und abfällt. In solchem Falle sitzt der reife Kien:Apfel an der Spitze des Zweiges. Doch dieser Zufall fällt von selbst leicht in die Augen; und mit gedachtem Kennzeichen bekannt, wird wenig Erfahrung zureichen, selbst Knaben zum Einsammeln tüchtiger Kien:Äpfel brauchbar zu machen.

Die Aufbewahrung der Kien:Äpfel, es sey zur Saat, oder zum Ausklingeln, erfordert wenig Mühe. Auf einem trocknen luftigen Boden oder Zimmer werden sie sich sehr gut erhalten, wenn sie nur nicht zu hoch aufgehäuft, und besonders alsdann, wenn sie bey feuchtem Wetter gesammelt sind, oder damit man das Anlaufen verhindere, wenn sie in dem warmen Behältnisse schwitzen, und, wie man zu sagen pflegt, die Kälte an ihnen ausschlägt, von Zeit zu Zeit gewendet oder umgeschüttet werden.

Um die Samen:Körner aus den Zapfen heraus zu bringen, welches man das Ausklingeln der Kien:Äpfel nennt, ist kein anderes Mittel bekannt, als die Wärme, welche die Zapfen nöthigt, abzuspringen, und die Körner fahren zu lassen. Aber wie verfährt man damit, ihnen die benötigte Wärme zu verschaffen? Man hat schon mancherley Methoden in Vorschlag gebracht, deren Ausübung öfters so lächerlich, als schädlich, gewesen ist. Einigen beliebte es, die Zapfen auf die Malz:Dörre zu schütten, und solche so lange mit Feuer zu nöthigen, bis sie aufgesprungen, und die Körner unter den Schuppen heraus gefallen sind. Diejenigen Zapfen nun, welche unterwärts lagen, sind natürlicher Weise zuerst aufgesprungen, und der ausgefallene Same mußte dann auf der Dörre (sie mag nun von eisernen Platten, Drahte, oder Holze, gewesen seyn,) so lange schmachten und brennen, bis die Zapfen noch etliche Mahl umgewendet, und, den übrigen in sich gehaltenen Samen vollends fahren zu lassen, von der Hitze ge-

nöthiget wurden; dann wurden alle diese aufgesprungene Zapfen, mit ihren zur Ausbeute gegebenen Samen: Körnern, nach und nach abgelesen, und wieder frische an deren Stelle aufgeschüttet, welche auf dieselbe unbarmherzige Art mit Feuer und Rauche behandelt wurden.

Eine etwas leichtere Methode, damit nicht immer eine besondere Person zum Feuer: schüren u. den ganzen Tag angestellt werden dürfte, war folgende. Man ließ einen Back: Ofen heißen, nahm die Kohlen heraus, schüttete $\frac{1}{2}$ Schuh hoch volle Samen: Zapfen hinein, vermachte das Schür: Loch, und ließ die Zapfen auf der heißen Platte so lange schmachten, bis sie endlich aufgeschnappt, und die Körner heraus gerollt waren. Hatte man aber eben Brod gebacken, und solches aus dem Ofen genommen, so wurde, um weiter kein Holz verbrennen zu dürfen, die Gelegenheit genutzt, der Ofen mit Zapfen angefüllt, und dadurch nicht allein Holz, sondern auch das Geld für diejenige Person, die auf der Malz: Dörre das Feuer schüren, die Zapfen aufschütten, umwenden und wieder herab nehmen mußte, erspart. In einem zugemachten, erhitzten Back: Ofen hatten sie dergleichen Wartung und Pflege nicht nöthig; denn man konnte dergleichen aufgeplakte Zapfen und den ausgefallenen Samen, gelegentlich, wenn der Ofen etwas abgekühlt war, wieder heraus nehmen.

Einige hielten dieses für zu langweilig, und schütteten die Zapfen auf die Decke ihres Stuben: Ofens, oder auf die obersten Platten und Gesimse ihrer in den Treib- und Garten: Häusern befindlichen eisernen Ofen. Andere, die es besser zu machen glaubten, ließen in ihre Zimmer, oder in die Stuben ihrer Dienstbothen, über dem Ofen Stangen befestigen, legten die Zapfen auf weidene Hürden, und setzten solche auf die Stangen, bis die Zapfen von der aufsteigenden Hitze endlich nach und nach aufschnappten, und die Samen: Körner

Sträuben und Klopfen fahren ließen. Weil aber dieses eine beschwerliche und langweilige Arbeit war, welche nur im Winter bey eingeheizten Stuben zu unternehmen ist, so fielen endlich Einige auf eine natürlichere Methode. Sie ließen nämlich breterne Kisten, und in deren Mitte ein enges bewegliches Gitter machen, daß die Zapfen nicht durchfallen konnten; auf dieses Gitter schütteten sie eine Quantität Zapfen, stellten die Kasten an die Sonne, und ließen sie, unter öfterm Umrühren, so lange darin, bis sie glaubten, daß die Samen: Körner aus solchen heraus, und durch das Gitter auf den Boden gefallen wären. Alsdann nahmen sie die leeren Zapfen weg, hoben das Gitter heraus, und erhielten also eine Ausbeute von ausgefallenem Samen.

Eine solche Maschine, oder ein solches Zapfen: Gerüst, wird von Beckmann eine Huberte genannt, und er macht davon (*) folgende Beschreibung.

„So schlecht, als die Erfindung einer Huberte, zu dem Ausbringen des Samens aus den Zapfen, manchem, dem ersten Ansehen nach, scheinen möchte, so mancherley Umstände sind doch bey ihrer Verfertigung nöthig, wenn wir unsere Absicht mit derselben sicher und gewiß erreichen wollen. Es wird daher wohl von vernünftigen Lesern nicht gemißbilliget werden, wenn ich von der ganzen Bau: Art eines solchen breternen Gerüsts hier eine so genaue Beschreibung einschalte, als es sich mit Worten thun läßt. Sollte sie auch nicht so vollkommen lebhaft und deutliche Begriffe hervor bringen können, als die Betrachtung einer solchen Huberte selbst, wenn man sie mit eigenen Augen untersuchen kann, so wird sie doch wenigstens den Rahmen einer nicht unnützlichen Anleitung zu der Erbauung eines solchen Zapfen: Gerüsts verdienen. Unten werden also erstlich 3 so genannte Böcke gesetzt, auf welche der Boden der Huberte selbst aufgenagelt werden muß, und zu liegen kommt. Solcher Boden ist entweder ordentlich zu spünden,

oder

(*) In seiner Anweis. zu einer pfléglichen Forstwirtschaft, Chemn. 1759, 4. S. 199.

oder die Breter müssen so gelegt werden, daß allezeit eines über das andere ungefähr 2 Zolle vorsteht. Daß solcher Boden gespündet, oder die Breter desselben über einander vorstehend gelegt werden müssen, ist deswegen nöthig, weil sonst, wenn dieselben durch die anhaltende Sonnenwärme immer mehr und mehr zusammen dorren, zwischen ihnen Klüften und Zwischenräume entstehen, durch die der ausgebrachte Same nothwendig durchfallen müßte. Nun sind zu beyden Seiten des Bodens Seitenbreter anzusetzen, und zugleich das niederste derselben auf der untern Seite, die auf dem breternen Boden aufsteht, in die über einander aufliegenden Breter solches Bodens genau und sorgfältig, oder nach der Handwerksprache fleißig einzupassen. Es muß aber dieser Umstand und sorgfältiges Einpassen ja recht mühsam geschehen. Denn sonst fährt an windigen Tagen der Wind und die Luft auf der einen Seite unserer Buberter durch diese offene Spalten und Zwischenräume hinein, und führt auf der andern Seite durch eben dieselben den bereits aus den aufgeborstnen Zapfen ausgefallenen Samen hindurch und weg. Eben so geben auch diese kleinen Luftlöcher den Mäusen Gelegenheit, daß sie zu dem Samen in unsere Buberter kommen, und sich mit demselben eine Güte thun können. Da ferner die Decke der Buberter schlechterdings schief von oben herabwärts, fast wie ein Dach eines Hauses laufen und liegen muß; als wird erfordert, daß diese Seitenbreter auch so schief herunter abfallen, folglich, wenn sie an dem obersten Ort 3 Bretbreiten hoch sind, auf beyden Seiten an dem niedern Ort nicht gar 1 Bretbreite hoch bleiben müssen. Oben sind der Quere nach eben so viele Breter anzuschlagen, als die Seitenbreter an diesem Orte hoch sind; auf der untern Querseite aber wird nur 1 Bret solcher Gestalt nöthig seyn, und solches doch noch einige Zolle über den breternen Boden unterwärts vorstechen. Nun wäre noch die Decke zu beschreiben nöthig. Diese muß gleichfalls an dem obern Ort der Seitenbreter recht genau und fleißig eingepaßt werden. Sie wird übrigens fast auf gleiche Art, wie der Boden verfertigt, so daß immer ein Bret über das andere 2 bis 2½ Z. vorstechen muß, bis auf das unterste, als mit dem der Bau der Decke anzufangen ist, und welches wenigstens 3 völlige Zolle über die Buberter nothwendig hervor raget. Denn wo es solche Beschaffenheit nicht hat, und

und überhaupt die ganze Decke nicht auf die ermeldete Art verfertigt wird, so wehet der Wind an stürmischen Tagen die Regentropfen durch die Breter der Decken hinein auf den Samen, welches auf das sorgfältigste zu verhüten ist. Auch müssen die Breter einer dergleichen Decke hüben und drüben mit Leisten und Vorschlägen eben so, wie die Breter des Bodens, versehen werden. Denn sonst blieben sie ja nicht liegen, sondern führen über einander weg und herunter. Eine Decke muß man aber über seine Zapfen-Buberter schlechterdings haben, damit man solche, und den in ihnen enthaltenen Samen, sowohl des Nachts vor dem Ungeziefer und den Feuchtigkeiten des Thaues u. s. w. verwahren, als auch bey vorfallenden Regenwettern und trüben Tagen vor aller Rasse und Schaden bedeckt haben und in Sicherheit setzen könne. Bey jähligen und augenblicklich einfallenden Plag- und Sturm-Regen sind freylich zu Bedeckung einer solchen Buberter allemahl zwey Personen nöthig, die die Breter nach den auf dieselben zu verzeichnen den Nummern ordentlich und gehörig über sie herlegen. Wollte sich dieser Unbequemlichkeit wegen jemand einer Decke von Wachseleinwand aus dem Ganzen bedienen, und solche so anbringen, daß sie mit einer Schnur von einem allein auf- und gezogen werden könnte, würde es nicht übel gethan seyn. Ferner ist in Ansehung dieser Buberter noch zu merken, daß sie an solche Orte hingestellt werden müssen, wo sie den Sonnenstrahlen recht frey ausgesetzt seyn, und ihre erwärmende Kraft und Wirkung genießen können. Denn je besser sie in der Sonne stehen, je besser ist es. Da aber nach Gelegenheit solcher Orte gar oft Hühner, Tauben und Vögel dem Holzsaamen in den aufgedeckten Bubertern ohne vorhergehende Einladung zusprechen, so würde auch diese Ungelegenheit zu vermeiden seyn, wenn man seine Zapfen-Buberter mit einem Netze überziehen, und mithin die Verwüstung des Samens den ungebetenen Gästen unmöglich machen wollte. Wer sich um die Ausmachung des Holzsaamens aus den Zapfen auf diese sichere Art zu bemühen Lust hat, der wird vielleicht finden, daß oft den äußerlichen Umständen nach geringscheinende Dinge zu Erleichterung und Bewerksichtigung solcher Absicht sehr nothwendig und wichtig sind.“

Fig. 2039 ^a) und ^b), Abbildung der Beckmannischen Zapfen:Huberte.

Fig. 2039 ^a), stellt eine offen stehende und mit Zapfen angefüllte Huberte dar.

a, a, a, sind die drey Böcke, auf denen der Boden der Huberte selbst aufgenagelt wird, und zu liegen kommt. Sie sind, von der Erde an, $\frac{1}{2}$ leipz. Ellen hoch.

b, ist der Boden der Huberte selbst, dessen Breiter in einander gespündet seyn müssen.

c, die hintere Wand der Huberte, $1\frac{1}{2}$ leipz. E. hoch, und 6 E. lang.

d, d, die beyden schief und oben herabwärts laufenden Seitenwände derselben, deren jede 3 E. 8 Z. in die Länge hat, und an dem Orte

e, e, wo sie mit der hintern Wand die Ecke macht, $1\frac{1}{2}$ E., und an dem Orte

f, f, wo sie mit der vordern Wand in die Ecke zusammen stößt, 11 Z. hoch ist.

g, g, g, sind die Einschnitte der Seitenbreiter und des Steges, in welche die Breiter der Decke genau und sorgfältig eingepaßt werden müssen.

h, ist die vordere Wand, welche mit der hintern einerley Länge hat, in der Höhe aber nur 11 Z. beträgt.

i, der mitten durch die Huberte schief herab liegende Steg, auf welchem die Decke ruhet, deren Breiter sich, in dessen Ermangelung, in der Mitte einwärts biegen, schüttern, und krumm laufen würden.

k, ein über die Huberte gezogenes Netz, um der Verwüstung des Samens durch die Hühner, Tauben, Vögel etc. vorzukommen.

l, sind die in die Huberte geschütteten Zapfen selbst.

Fig. 2039 ^b), stellt eine zugedeckte Huberte dar.

m, ist die, wie ein Dach, schief herabwärts laufende, und aus 6 Breitern zusammen gesetzte Decke.

n, n, n, n, sind die Dächer, wo das oberste Bret jedes mahl 2 bis $3\frac{1}{2}$ Z. über das folgende vorstehen muß, damit der Wind bey stürmischem Regenwetter nicht Regentropfen zwischen die Breiter hinein auf die Zapfen werfen könne.

o, o, o, o, sind die viereckigen hölzernen, an den Breitern zu befestigenden Vorschläge, welche verhindern, daß ein Bret nicht über das andere herab rutschen kann.

1, als

n, als das unterste Bret der Decke, muß 3 Z. über die vordere Wand der Huberte hervor stehen, damit auch hier der Wind keinen Regen in die Huberte hinein wehen könne. Es muß ferner dieses Bret in der Gegend

p, p, auf seiner inwendigen Seite, mit zwey dergleichen sub o schon beschriebenen hölzernen Vorschlägen versehen werden, die es an der vordern Wand der Huberte anhalten, weil es sonst nicht bleiben, sondern herab rutschen würde.

Hr. L. F. F. Baron von Weineck hat an diesem Zapfen:Gerüste einige Abänderungen getroffen, welche dasselbe noch brauchbarer machen, und nach welcher Art die Ausklingelung der Zapfen mit leichter Mühe und Arbeit, mehr beschleuniget wird. Es sagt Derselbe, in seinem vollständigen Forstcalender, Bresl. 1777, gr. 8. S. 44, fgg.:

Fig. 2040 ^a) zeigt, daß ich zu der Beckmannischen Huberte, anstatt des untern Breiterbodens, ein Gatter von Draht, wovon die Quadrate $\frac{1}{2}$ Zoll groß seyn müssen, angebracht habe. Unter selbigen kommt ein Schieber von dicht und genau zusammen gefügten $\frac{1}{2}$ Z. dicken Breitern, welcher, um nicht dem Verwerfen von der Sonnenhige unterworfen zu seyn, unten mit 3 Leisten versehen ist. Dieser Schieber befördert das Zurückprellen der Sonnenstrahlen, und auf solchen fällt der Same durch das Gatter, welchen man von Zeit zu Zeit, mit Herausziehung des Schiebers, vermittelst der vorn angemachten Luch-Ecke, in den darunter befindlichen Kasten, oder Schutzladen, streicht. Auf dieses Gatter der Huberte werden die Samenzapfen dergestalt gelegt, daß sie nicht über, sondern nur neben einander zu liegen kommen, da denn die Sonnenhige solche aufspringend macht. Damit aber der Same um so gewisser alle heraus fallen möge, müssen diese Zapfen von Zeit zu Zeit stark umgewendet werden.

Ben einfallendem trübem oder Regen-Wetter muß die Huberte unverweilt zugedeckt werden, damit die Zapfen sich weder von der Masse neuerdings schließen, noch der Same verderben könne. Ben heiterm Wetter und schönem Sonnenschein aber, kann oben über die Huberte eine von

D 5

Draht

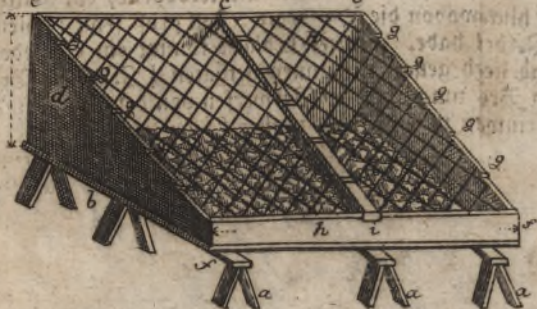
S. 2037. G. 273.



S. 2038. G. 338.



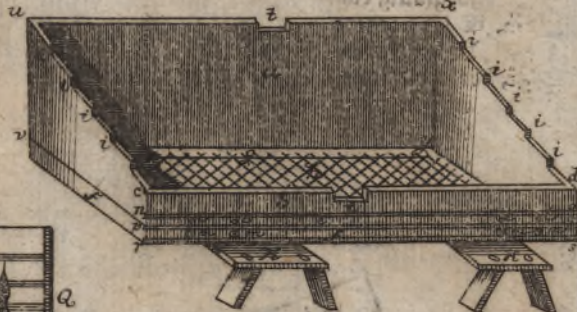
S. 2039. a). G. 344.



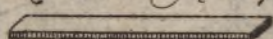
S. 2041.
G. 348.



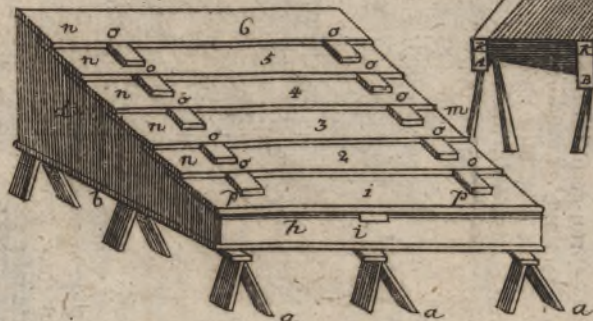
S. 2040. a). G. 346.



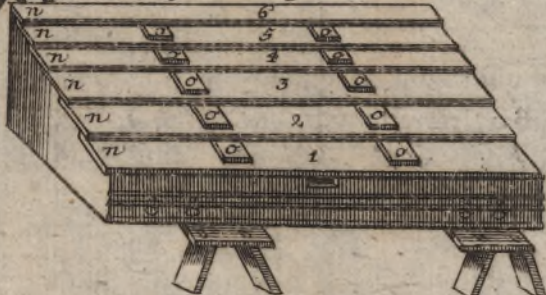
S. 2040. b). G. 347.



S. 2039. b).



S. 2040. c).



Draht gegitterte Decke, oder auch ein Netz, gelegt werden, damit die Vögel solchen nicht ausfressen können.

Genauere Beschreibung der Fig. 2040 a).

- a, ist die Suberte.
- b, die vordere Wand derselben, 11 Z. hoch.
- c, d, die Länge der Suberte von 15 Schuh.
- e, der Schieber, welcher unter dem Gatter von Draht untergeschoben ist.
- f, ein unter diesem Schieber befindlicher Kasten, oder Behälter des ausgefallenen Samens.
- n, o, die wegen Abstreifung des Schiebers angebrachte Tuch-Ecke.
- g, eine Leiste, woran das Gatter h von unten befestigt ist.
- h, das Gatter, worauf die Samenzapfen liegen.
- i, i, sind die Einschnitte der Seitenbreter, in welche die Breter der Decke genau und sorgfältig eingepaßt werden müssen.
- k, k, zwei Balken, auf welchen der Boden der Suberte selbst aufgenagelt wird und zu liegen kommt; solche sind von der Erde 2 Sch. hoch.
- l, l, l, vier Ringe an dem unter dem Gatter angebrachten Schieber, um solchen durch 2 Personen heraus ziehen, und den Samen ab-, und in den darunter befindlichen Schubladen herunter streichen zu können.
- m, m, m, m, sind ebenfalls vier Ringe, womit auch 2 Personen den Schubladen heraus ziehen können, um den darin befindlichen Samen heraus nehmen zu können.
- p, und o, q, ist eine von vorn an den Schieber e befestigte Leiste, von 2 Zoll breit.
- r, s, der Boden der Suberte.
- t, t, sind Einschnitte in der vordern und hintern Wand, worin alsdann ein Balken von proportionirter Stärke gelegt wird, wenn bei Regenwetter die Suberte mit Bretern zu bedecken ist.

Anmerk. Damit der unter dem Gatter befindliche, $\frac{1}{2}$ Z. dicke, sehr accurat zusammen gefügte Schieber e. von der Hitze nicht so leicht aufspringen, oder sich verwerfen könne, müssen unter solchen 3 Leisten befestigt werden, und könnten alsdann in p, q ebenfalls 3 Einschnitte gemacht werden, damit das Hervorziehen des Schiebers durch solche Leisten nicht verhindert werde. Oder, man faßt beyde

Sei-

Seiten des Schiebers querüber mit hartem Holz ein, so sind diese Leisten nicht nöthig.

u, v, die hintere Wand der Suberte, 3 Werkschuh 4 Zoll hoch.

Von v bis y, muß die hintere Wand mit h und o vorn parallel so durchschnitten werden, daß der Schieber e durch diese hintere Wand, wenigstens um 2 Z. hervor gehe.

Fig. 2040 b, ist der quer über die Suberte zu liegen kommende Dramm oder Balken, auf welchem die beim Regenwetter darauf zu decken kommende Breter in der Mitte ruhen.

Fig. 2040 c), m ist die wie ein Dach schief herabwärts laufende, und aus 6 Bretern zusammen gefügte Decke.

n, n, n, n, sind die Orte, wo das oberste Bret jedesmahl 2 bis $3\frac{1}{2}$ Z. über das folgende vorstehen muß, damit das stürmische Wetter nicht Regentropfen zwischen die Breter hinein auf die Zapfen werfen könne.

o, o, o, o, sind die viereckigen hölzernen, an den Bretern zu befestigenden Vorschläge, welche verhindern, daß nicht ein Bret über das andere herunter fahren könne.

1, als das unterste Bret der Decke, muß aber 3 Z. über die vordere Wand der Suberte hervor stehen, und

p, p, auf seiner innwendigen Seite mit 2 dergleichen sub o schon beschriebenen hölzernen Vorschlägen versehen werden, die es an der vordern Wand der Suberte anhalten, weil es sonst nicht liegen bleiben, sondern herab fallen würde. Auf diese Art erspare ich das Ausziehen, welches ich mit der Beckmannischen Suberte verrichten mußte.

Ist nun, vermöge dieser Suberte, der Same aus seinen Zapfen gebracht, welches jedoch in solcher Menge geschehen muß, daß nicht allein zu dem diesjährigen Anbau genug, sondern auch auf einige vielleicht mißrathene Jahre vorräthig bleibt, welches viele Sammeln aber mehrere Suberten erfordern würde, dann wird dieser Same in einen Kasten, wegen der ihm nachgehenden Mäuse und Ratten, an einem trocknen Orte verwahrt; nicht aber, wie Hr. v. Carlowitz will, an einem temperirten Orte. Denn ich habe keinesweges zu befürchten, daß der in einem Kasten ver-

verwahrte Same, wenn er im Trocknen steht, weder ausdörren, noch erfrieren werde; und man weiß sicher aus der Erfahrung, daß er sich daselbst, ohne mit Sägespänen vermischt zu werden, 5, auch 6 Jahre aufbehalten läßt, und, nach Verfließung dieser Jahre, eben so nach dem Ausfäen aufgeht, als wäre er im vergangenen Herbstes gesammelt worden. Der Kummer des Hrn. Döbel ist daher halb so unnöthig, als sein Vorschlag mit Aufhebung des Samens in einer Sandgrube.

Eine andere Art von Maschine zu diesem Behuf, beschreibt der ungenannte Verfasser der vermischten historisch- und ökonomischen Aufsätze, Nürnberg. 1784, 8. S. 33, fgg. in folgender Nachricht.

„Zu leichter Ueberkommung eines vollkommenen guten und tüchtigen Samens aus den Zapfen, habe ich im J. 1763 eine Zeichnung entworfen, und darnach eine Samens-Dörre, dessen Effect die Sonne übernimmt, verfertigen lassen, worauf man auf ein Mahl so viel Zapfen legen konnte, daß die Ausbeute an Samen jederzeit eine nürnbergische Meße, auch bisweilen noch etwas mehr, betrug.

„Wenn man nun Sommerszeit, zumahl die Blätter der gesammelten und auf einem Boden in Verwahrung habenden Zapfen, um jene Zeit von der Wärme der Luft ohnedem schon etwas rege gemacht und aufgezo-gen worden, die Zapfen bey heißem Sonnenschein fleißig umwendete: so könnten öfters an einem Tage 2, 3, auch 4 Mahl frische aufgeschüttet, und auch so viel Meßen Samen erlanget werden. Zwar ist diese Erfindung sehr einfach; allein doch wage ichs, sie gegenwärtig kürzlich zu beschreiben, und die Zeichnung davon sogleich beizufügen. Die Einrichtung ist nach dem beygesetzten Maßstab und Littern abzunehmen, und kann auch nur halb so groß verfertigt werden. Fig. 2041.

„Sie ist 21 Schuh lang, 5 Sch. breit, und steht auf 6 vierbeinigen Böcken, A A, B B, C, jeder 5 nürnberg. oder rheinl. Schuh lang, aus einem 8 Zoll im Quadrat gehauenen Holze, wovon die zwey äußersten, A, auf der vordern Seite 3 Sch. 3 Z., und auf der hintern 4 Sch. hoch; dann die mittlern zwey, B B, auf der vordern Seite 2 Sch., und auf der hintern, 3 Sch. 4½ Z.; und die untersten, C, auf der vordern Seite 2 Sch., und auf der hintern 2 Sch.

Sch. 9 Z. hoch, mit Einschluss der Länge von den Beinen, zu stehen kommen. Auf einer richtigen Stellung dieser Böcke beruhet die meiste Accurateße. Damit sie aber in ihrer ordentlichen Richtung bleiben können, muß man sich einen besondern Platz wählen, welchen vom frühen Morgen bis späten Abend die Sonne beschienen kann, und dessen Profil gerade gegen Süden zu geht. Man läßt nämlich die Böcke auf horizontal im Erdboden eingelegte breite Steine, nach obigen Maß ordentlich stellen, und die zwey untersten, damit sie von ihrer angewiesenen Weite von 1 Sch. gar nicht weichen können, auf der obern Fläche vorn und hinten mit 2 bis 3 Z. dicken, und 4 bis 6 Z. breiten Quers-Diegelein mit eingelassenen Schwalbenschwänzen befestigen, auch solche noch überdies auf beyden Seiten mit eichenen Nägeln aufnageln. Stehen nun die Böcke in ihrer ordentlichen Richtung, so nimmt man die Zimmermanns-Nöthel- oder Farbschnur, hält solche an die Stirn des obersten, mittlern und untersten Bockes, und zeichnet damit, wie viel von der untersten Schärfe an, jedem abgeholfen werden muß, damit die Bodenbreiter recht parallel auf solchen zu liegen kommen.

„Hierauf werden, der Länge nach, recht ausgetrocknete Breter D D genagelt, die aber alle bey 1 Z. breit gefasset werden müssen, damit, wenn sie wieder Vermuthen noch schwinden sollten, es keine Klüfte gebe. Sammtliche Bodenbreiter dürfen auf jeder Seite nicht länger, als 9 Sch. 8 Z., horizontal in der Länge halten, (welches aber nach der schiefen Lage noch etliche Zoll mehr beträgt) und bey dem Annageln mit den obersten Böcken parallel laufen, daß also nicht nur zwischen den zwey untersten Böcken eine Oeffnung von 1 Sch., sondern auch auf solchen noch 2 Z. auf jeder Seite Raum übrig bleibt. Sodann wird ein Gitter E mit einem 4 Zoll breiten Rahmen gemacht, und in diese Oeffnung genau eingepasst; welches also auf dem, an den untersten Böcken übrig gebliebenen zweyzölligen Raume anzuheben und befestiget werden kann. Dieses Gitter muß mit drey eckigen Schienen oder Sprißeln, (welche, besserer Haltung wegen, den kurzen Weg oder die Zwerch laufen, und wovon die flachen oder breiten Theile zu oberst kommen müssen,) von einer solchen Weite verfertigt werden, daß die Samenkörner gut durchfallen können. Unter dieses Gitter wird ein, von dünnen Brettern gemachter Kasten F,

R, angebracht, welcher mit zwey Nebenleisten, auf zwey andere, neben an die Böcke genagelten Leisten ruhen, und darauf hin und her geschoben werden kann. Ist dieses geschehen, so ist der Boden DD, welcher nunmehr nach dem Horizontal-Maß im Ganzen 20 Sch. 8 Z. lang, und 5 Sch. breit ist, völlig fertig; und nun müssen rechts und links die zwey Quer- oder Seiten-Theile GG, aus zwey Stücken starken $1\frac{1}{2}$ Z. dicken Bretern geschnitten, und jedes ebenfalls 5 Sch. lang, an die zwey äußersten Böcke gut angenagelt werden, daß jedes auf der hintern Seite 9 Z., und auf der vordern nur 6 Z. hoch über dem Boden zu stehen kommt, wo sodann durch diese zwey Breter-Dickung solcher um 3 Z. länger wird. Nun ginge es vollends an die hintern und vordern zwey langen Seitentheile H und I, wovon jedes zwar 20 Sch. 11 Z. lang ist, aber nicht von gleicher Höhe seyn darf, nämlich das hintere H, an den zwey Ecken der zwey äußersten Böcke AA, 9 Zoll, und in der Mitte bey den zwey untersten Böcken CC, 24 Zoll, und das vordere I an den zwey äußersten Böcken AA, nur 6 Z., und in der Mitte bey den Böcken CC, auch nur 21 Z. hoch. Diese zu befestigen, kann man in die 4 Ecken kleine, 3 Z. im Quadrat haltende Säulchen aufrichten, wovon die hintern zwey ebenfalls 9 Z., und die vordern zwey nur 6 Z. über den Boden erhöht werden; auch kann man an die Stirn eines jeden Bockes aufwärts eine starke Leiste, K, und an solche die Seitenbreter mit annageln. Endlich fehlt der Deckel noch. Zu diesem werden fünf 14zöllige, nicht allzu starke, 21 Sch. lange Breter L, M, N, O, P, genommen; diese werden auf vier starke Leisten also angenagelt, daß jedes Bret von oben herunterwärts das nächstfolgende um 2 Z. deckt, damit das Regenwasser ablaufen könne, und das unterste oder letzte wird über den Kasten noch um 2 Z. vorstehen. Die Leisten müssen aber auf der äußern Seite des Deckels gerichtet, auch auf die beyden Stirnen des Deckels noch zwey Leisten, QQ, genagelt werden, welche wenigstens 1 oder 2 Z. über solche herunter ragen, damit, wenn der Deckel zugemacht wird, solche den untern Kasten einschließen, daß weder Regen noch Wind hinein kommen kann. Und hiermit wäre die Arbeit fertig. Weil aber dieser Deckel etwas schwer ist, und von Einer Person weder auf- noch zugemacht werden kann, so müssen 4 starke eiserne Bänder, R, gemacht, und auf der

ho-

hohen Seite angeschlagen werden. Mit diesen geht man aber also zu Werke: Man läßt auf der hintern oder höhern Seite des Kastens, zwischen den vier äußern Böcken, vier Säulen, von ungefähr 6 oder 8zölligem Holze, in den Erdboden graben, und also richten, daß sie genau an den Kasten kommen, und accurat dessen Höhe erreichen; an diese vier Säulen werden die hintern Wandbreter und die Kloben zu den vier eisernen Bändern befestiget. Man muß daher auch die Eintheilung der Deckel-Leisten also treffen, daß sie den eingegrabenen Säulen just gleich kommen, damit die eisernen Bänder an solche mit angenagelt werden können. Damit sich auch der Deckel im Zumachen nicht biegen, und gleich eben auflegen könne, wird in der Mitte des Kastens, oben überzwerch eine starke Leiste S herüber gemacht, worauf derselbe im Zufallen mit aufrufen kann.

Endlich muß ich noch eine Methode angeben, wie der Deckel ganz leicht und nur von Einer Person dirigiret werden kann. Hat man Gelegenheit, diesen Samenkasten nahe an ein Gebäude zu setzen, so befestigt man in einem Balken desselben 8 bis 10 Sch. hoch, ein Eisen mit einer hölzernen Welle U, macht in die zwey äußern oder mittlern Deckel-Leisten, zwey eiserne Kloben, schlingt zwey pferdehaarene oder in Dehl getränkte Seile VV darein, vereinigt solche in einer gewissen Entfernung, zieht es sodann über die Welle, und hängt ein proportionirliches Gewicht W daran, welches den Deckel mit aufziehen hilft. Hat man aber keine Gelegenheit, den Kasten an ein Gebäude zu setzen, so läßt man einige Schuh hinter solchen eine Säule T entweder von einer gewachsenen Zwiesel, oder von einem dazu ausgehauenen Stücke Holz, oben mit einer Welle versehen, eingraben, das Seil U über solche ziehen, und mit einem Gewichte W versehen; oder man kann auch, wenn es der Platz erlaubt, ein Gewicht, nach der Art eines Ziehbrunnens, daran machen lassen, mit welchem man den Deckel gar leicht in die Höhe heben, und wieder zulassen kann.

Den nützlichen Gebrauch dieses Samenkastens wird ein Jeder leicht einsehen. Man schüttet nämlich, so bald es im Frühling warme Tage gibt, solchen eine quere Hand hoch voller Zapfen, und rührt sie mit einem Rechen, wenn sie aufgesprungen sind, etliche Mahl recht durch einander, daß

daß die Körner heraus fallen. Diese rollen sodann, weil er der Länge und Breite nach schief steht, auf solchen hinunter, und fallen durch das Gitter in den untern Kasten, aus welchem man sie nach Belieben an den Ort ihrer weitern Aufbewahrung bringen kann. In heißen Sommer-Tagen darf man die Zapfen ohnbedenklich einen halben Schuh dick aufschütten, weil die Sonne, wegen des schiefen, gegen Mittag gerichteten Standes und aufrecht stehenden Deckels, so durchdringend darauf fällt, daß solche in einigen Stunden bey einem oder erlichmaligen Umrühren ohne Zweifel alle aufgesprungen sind, und man an einem Tage gar wohl 3 auch 4 Mal frische wieder aufschütten kann. Hat man aber diesen Kasten nicht nahe an seiner Wohnung, und allenfalls zu befürchten, daß jemand den Samen entwenden möchte, so darf man nur an den untern kleinen Kasten, einen eisernen Kloben, und an den nächsten Hock, oder gleich darüber, eine dergleichen Anleg machen lassen, so kann er auch versperret werden, und so auf gleiche Art auch der große Kasten.

Nach dieser Beschreibung möchte sich wohl mancher die unrichtige Vorstellung machen, daß die Erbauung eines solchen Samenkastens etwas theuer zu stehen käme, und mit vieler Weitläufigkeit verknüpft wäre; allein, bey einer genauen Nachsicht, und wenn man den davon habenden Nutzen dagegen wieder in Betrachtung zieht, wird sich das Gegentheil zu Tage legen. Ich bekomme dadurch nicht nur den Samen tüchtig, darf nicht fürchten, daß er mir weder in, noch auf dem Boden verbrennt, noch weniger, (weil er nicht dem Regenwasser ausgesetzt ist,) daß er auskeimen oder schimmelig werden sollte. Ich kann mich also sicher darauf verlassen, daß, wenn es nicht ungefähre Zufälle verursachen, meine damit treffende Aussaaten nicht verunglücken werden. Wir haben häufige Beispiele, daß durch untüchtigen Samen, Schläge öfters befällt, und die damit gehabte Kosten vielmals verdoppelt werden mußten. Nehme ich nun ferner an, daß man an einem einzigen heißen Sommertage auf diese Art mehr Samen erhält, als man in den Backöfen und auf den Stubenöfen zu vielen Mahlen nicht erlanget, und auf jene Weise weder Holz des halb zu verbrennen, noch weniger so viel Zeit und Mühe dazu anzuwenden nöthig hat, der Unbequemlichkeit nicht zu gedenken, der man in den Zimmern mit dem Aufschütten

und

und öftern Umwenden, dann mit dem Abnehten und Ausklopfen der Zapfen, den Winter durch beständig ausgelegt ist: so wird jeder Unbefangene sich leicht von den Vorzügen dieser Methode überzeugen.

Für diejenigen aber, welche sich vielleicht allzu fürchterliche Vorstellungen von den Kosten zu Erbauung eines solchen Samenkastens machen, wollen wir einen ungefähren Ueberschlag entwerfen, und ihn gegen den damit habenden Ertrag und Nutzen abgleichen.

3. B. Nach einem genauen Entwurf ist dazu erforderlich:

	Fl.	Kr.
2 Stämme Holz, zu Böcken, Beinen und Säulen, à 2 fl. thut	4	—
16 Breter, à 21 Schuh lang, jedes à 24 kr.	6	24
6 Tage Zimmermanns Arbeit, à 25 kr.	2	30
Nägels und Eisenwerk	2	26
Das Gitter, wodurch der Same in den untern Kasten fällt	—	20
Das Seil zum Gewicht, den Deckel aufzuziehen	—	20
Einen Handlanger auf 6 Tage, à 15 kr.	1	30
Summa des ganzen Betrages	17	30

„Nun wollen wir aber erst die Frage aufwerfen: ob die Herrschaft oder der Forst-Bediente die Kosten zur Erbauung eines solchen Samenkastens übernimmt? Wir wollen dabei annehmen, daß, wenn der Forst-Bediente die Beschaffung der Zapfen nicht auf seine Kosten, sondern durch herrschaftliche Hand-Fröhner, oder Waldbrecht- und Gnadenholz-Interessenten besorgen und übernehmen darf, ihm im erstern Falle für jede Meße tüchtigen Samen 15 Kr., und im letztern Falle 20 Kr. für seine Benützung abgerechnet würden, so können sich die von der Herrschaft verlegten Kosten bey einem einzigen reichlichen Samen-Jahre schon erlösen, wenn 210 Meßen Same um den gesetzten Preis abgeliefert worden sind. Hätte aber der Forst-Bediente die Auslagen für sich bestritten, so werden ihm solche mit der gestimmten Ablösung 52½ Meß. Samen, ebenfalls wieder vergütet, und er hat den Vortheil, daß er ihn nunmehr als sein Eigenthum betrachten, und viele Jahre auf gleiche Weise nutzen und gebrauchen kann, zumahl, wenn er noch etwas wenigens anwenden, und Wind und

Oek. Enc. XXXVII Th.

3

Wet

Wetters wegen, die äussersten Theile desselben mit einer schlechten Dehlfarbe auch anstreichen lassen wollte. Sollte aber manchen die Erbanung eines solchen Samenkastens zu unbequem und dem Preise nach zu kostbar scheinen, so kann man ihn auch nur die Hälfte so groß bauen, und auf vier Böcke stellen lassen, wie ich erst kürzlich auch einen dergleichen von 9 Sch. in der Länge, und 3½ Sch. in der Breite, mit wenigen Kosten habe bauen lassen, der im Kleinen eben die Dienste, nur aber mit dem Unterschiede thut, daß man weit weniger Zapfen aufschütten, und nicht so viel Ausbeute an Samen auf ein Mahl erlangen kann, als bei dem vorher beschriebenen größern.“

Gemeiniglich wird der Kiefern-Same ganz rein von Flügeln abgerieben und gesäubert. Diese langweilige Arbeit pflegt man sich wohl dadurch zu erleichtern, daß man den ein Mahl durchgeriebenen Samen in Wasser wirft, wieder trocknet, und noch ein Mahl durchreibt. Es ist einleuchtend, daß der Same dadurch sehr angegriffen werden müsse, und ich halte dafür, daß er dabei mancher Beschädigung unterworfen sey. Deswegen scheint es zuträglicher zu seyn, wenn dieser Same nur sanft durchgerieben wird. Der größte Theil der Flügel wird davon abgehen; und es ist von gar keinem Nachtheile, wenn gleich einige Stücke von den Flügeln an den Körnern sitzen bleiben, am wenigsten wenn der Same mit einiger Vorsicht in die Furchen gestreuet wird.

Den reinen Kiefern-Samen bis zur Ausfaat im folgenden Frühlinge brauchbar zu erhalten, bedarf es bloß eines trocknen kühlen Bodens oder Zimmers, dem der Zugang der Luft verschaffet werden kann, und der wenig Mühe, denselben von Zeit zu Zeit mit der Schaufel umzuschütten.

Die Kiefer ist mit schlechtem Lande zufrieden, und kommt in einem sandigen trocknen Boden gut fort. Ein fetter, strenger, kley- und thoniger Boden, besonders aber ein niedriger, nasser, oder felsiger Boden taugt für diesen Baum also gar nicht. Es liebt derselbe aber

einen

einen frischen Sand, und einen reichlich mit Sande vermischten Lehm-Boden. Bei Anlegung der Schonungen kommt es auf die Beschaffenheit desselben und seiner Oberfläche an.

Die innere Beschaffenheit des, jetzt gedachter Massen, zum Anbau des Kiefern-Holzes erforderlichen und tauglichen Bodens, in so fern zur Bestimmung der Art der Bearbeitung und Zubereitung desselben, darauf Rücksicht genommen werden muß, darf nur in Ansehung der Festigkeit oder Lockerheit in Betrachtung gezogen werden. Daraus entsteht die erste Frage, in wie fern nämlich ein aufgelockerter, mürbe und milde gemachter Boden dem Wachstume der aufkeimenden Kiefer zuträglich seyn könne? Diese Zuträglichkeit kann sich bloß dadurch äußern, daß solcher Boden mehr Nahrungstheile aus der Luft annehme, und daß der lockere Boden das Eindringen und die Verbreitung der Wurzeln erleichtere, und daß demselben dadurch Gelegenheit verschaffet werde, mehrere Nahrung einzuziehen. Daran scheint man wohl gedacht zu haben, wenn er dieses Umstandes folgender Gestalt erwähnt: „Steht man in der Meinung, daß die Wurzeln in dem aufgethauenen Boden leichter eindringen können, so irrte man sehr; denn da kein Baum-Same tief in die Erde darf eingebracht werden, so dringen die Wurzeln kaum in zwei Jahren einer queren Hand tief ein; indessen aber setzt sich die Erde wieder so fest auf einander, als wenn sie niemahls wäre aufgehacket worden, folglich ist es eine unnütze und sehr kostbare Arbeit, u. s. w. Der Gärtner kann allerdings noch manches dagegen einwenden; allein dieser erzieht auch seinen Obstbaum, der Frucht und nicht des Holzes wegen, und es wäre Unrecht, wenn er dem Forstmanne zumuthen wollte, seine Kiefern-Schonungen wie kleine Baum-Schulen zu behandeln. Eben so unüberlegt handelte der Acker-Mann, welcher die Verschiedenheit, die sich zwischen Getreide und Holz findet, außer Acht ließe. Die

3 2

Wur-

Wurzeln des erstern sind von einer ganz andern Structur, feiner und zarter, als die Holz-Wurzeln. Auch müssen sie in kürzerer Zeit, als ein Jahr, so viel Nahrung an sich ziehen, als zum völligen Wachsthum der Pflanze und zur Vollständigkeit der Frucht erfordert wird; und um diese Nahrung zu suchen, sind sie bald häufig und verbreiten sich von allen Seiten. Eine ganz andere Bewandniß hat es mit der festern Wurzel der Kiefer. Diese haben mehrere Kraft in sich, den Boden zu durchdringen; ihrer sind wenige; die Herz- oder Pfahl-Wurzel dringt sehr bald tiefer in den Boden ein, als der Pflug gereicht hat, und das junge Stämmchen, welches über ihnen hervor keimt, ist im ersten Jahre so zart und klein, daß es weder zu seinem Wachstume, noch zu seinem Unterhalte, einer Menge weit umher Nahrung suchender Wurzeln bedarf.

Wer sich im Walde umgesehen hat, wird auch bemerkt haben, daß vollkommen gewordene Samen-Körner an jedem Orte, wo sie den reinen Erdboden erreichen können, gekeimt und Wurzel geschlagen haben; und kein Forstmann wird läugnen, daß aus diesem Anfluge gute Bäume erwachsen seyn würden, wenn er nicht in der ersten Jugend entweder verbissen, oder unter hohem Holze, aus Mangel der Luft, erstickt wäre. Daraus folgt, daß die Wurzel der Kiefer, vom ersten Keime an, Stärke und Kraft genug habe, in den unaufgelockerten Wald-Boden einzudringen, und sich zu verbreiten, um so mehr, da man die Kiefern in sandigen Boden säet, welcher gemeiniglich von Natur nicht bindend, an sich schon locker und niemahls zu fest ist. Gesezt aber auch, der Boden wäre mit Lehm vermengt, und folglich fester, dergestalt, daß das Eindringen der Wurzeln muthmaßlich schwerer würde, so hat es zwar einigen Anschein, daß das Auflockern von Nutzen seyn könnte; man bedenke aber, daß solcher Boden zwischen den 5 bis 6 Wochen, die der Same bis zum Aufgehen

gehen erfordert, zumahl im Frühlinge, da Hagel, Platzregen und Sonnenschein abwechseln, sich schon wieder fest zusammen sezt. Ferner ziehe man in Betrachtung, wie geringe der Umfang ist, den die Wurzeln der einjährigen Kiefern einnehmen, und wie wahrscheinlich es ist, daß diese Holz-Art einen Theil ihrer Nahrung aus der Luft erhält, mithin nicht nöthig hat, eine Menge Haar-Wurzeln in den Boden umher zu verbreiten: so wird der gehoffte Nutzen vom Auflockern des Bodens sich sehr verlieren. Auf der einen Seite wären also die Kosten, welche in dieser Rücksicht auf das Auflockern des Bodens gewendet worden sind, in den meisten Fällen, da nämlich der Sandboden an sich leicht und locker genug ist, ganz unnütz; und nur selten würden sie von geringem und gleichwohl noch zweifelhaften Nutzen seyn. Hingegen kann dieses Auflockern auf der andern Seite sehr nachtheilige Folgen haben. Denn je lockerer der Boden ist, (von Sandschellen und ähnlichem Erdreiche ist gar nicht die Rede; indem ein Jeder von selbst einsehen wird, daß man nicht dessen Flüchtigkeit durch Auflockern vermehren, sondern vielmehr für die Befestigung desselben sorgen müsse,) je leichter können starke Platzregen den Samen entweder in den Boden einschlagen oder einwaschen. Der Kiefern-Same leidet wenig, und, wenn er noch am Flügel sitzt, gar keine Bedeckung. Die solcher Gestalt vergrabenen Samen-Körner verderben daher in der Erde, und um so leichter, wenn der Boden noch dazu bindend ist, und der auf den Regen folgende Sonnenschein eine Rinde auf der Oberfläche hervor bringt, welche den Zugang der Luft völlig verhindert. Noch größer wird dieser Nachtheil, wenn Aien-Äpfel ausgesäet sind, weil dieselben, der nachtheiligen Folgen des Umwendens durch die Ege nicht zu gedenken, in lockern Boden desto leichter einsinken, je besser und folglich schwerer sie sind, alsdann aber nicht aufspringen. Am schädlichsten wird diese Lockerheit in

trocknen und heißen Jahren, zumahl wenn der Boden hitzig, und durch dessen Umarbeitung das Kraut vertilget ist, welches noch einigen Schatten geben könnte. Alsdann dringen die Sonnenstrahlen desto tiefer ein, sie erhitzen den Boden, und helfen den Winden, ihn aller der Fruchtbarkeit zu berauben, welche die junge Kiefer, besonders nach vollendetem ersten Jahres-Triebe, zu ihrer Erhaltung erfordert, wenn auch ihre Wurzel sich vielleicht nicht weiter reget, mithin zum Ausbreiten keiner Erleichterung mehr bedarf; und dieses trifft gerade in die Jahreszeit, wenn die Hitze am stärksten ist.

Aus sehr auffallenden Wirkungen der Natur wird man also belehret, daß es der künstlichen Auflockerung des zum Anbau des Kiefern-Holzes erforderlichen und dienlichen Bodens, nicht nur nicht bedürfe, sondern daß solche auch nachtheilig seyn könne. Hingegen überzeugt uns die Beobachtung eben dieser Wirkungen, daß auch der Kiefern-Holzsame weder keimen noch Wurzel treiben könne, wenn er nicht auf dem reinen Erdboden dicht anliegt, und aus demselben beleet wird. Dieses zu bewirken, darf also die Zubereitung des Bodens sich bloß auf dessen Oberfläche erstrecken. Man hat zwar Beispiele, daß hin und wieder eine einzelne Schonung, welche mit einer Art von weißem Moose und mit Heide-Kraut, dem Anselme nach, dicht überzogen gewesen ist, und in deren Nachbarschaft die Samen-tragenden Bäume sparsam genug gestanden haben, ohne alle Zubereitung des Bodens, mit natürlichem Anfluge versorget, und ohne alles Zuthun der Menschen, selbst ohne sorgfältig mit der Behütung geschonet zu seyn, mit schönem Aufschlage in Bestand gekommen ist. Daraus lassen sich aber keine Folgen für das Ganze ziehen, weil man den Gang, den die Natur in solchen Fällen nahm, vielleicht gar nicht, gewiß aber nicht sorgfältig genug, beobachtet hat. Denn man frage jetzt den Forstmann, unter dessen Augen solche Schonungen entstanden und

aufgewachsen sind; und statt hinreichender, aus wohl bemerkten Umständen hergeleiteter Ursachen, wird man gemeiniglich die nichts sagende Antwort erhalten, daß das Land den Samen gut annähme. Vermuthlich sind in solchen Fällen die wenigen umher gestandenen Bäume, einige Jahre nach einander, mit samenreichen Kien-Nepfeln vorzüglich gesegnet gewesen; günstige Winde haben den Anflug befördert, und gedeihliche Frühlings-Witterung hat jedes Samen-Korn zum Fortgange gebracht, welches vielleicht zur rechten Zeit eingefallener Hagel oder Regen, vielleicht ein anderer Zufall, mit dem reinen Erdboden vereinigt hatte. Aus Muthmaßungen lassen sich indessen keine sichere Folgen, noch weniger Vorschriften, herleiten; zudem sind dergleichen zusammen treffende Glücksfälle so selten, als solche wohl gerathene Schonungen. Die Zeiten sind jetzt nicht mehr, daß man beträchtliche Flecke raumen Forst-Landes bloß zu neuen Versuchen von zweifelhaftem, wo nicht unwahrscheinlichem, Erfolge, ungenutzt liegen lassen könnte, um durch sorgfältigere Beobachtungen der Natur, die gewiß immer seltenen Fälle ausfindig zu machen, in welchen man, ohne Mühe und Kosten anzuwenden, seinen Zweck gewiß erreichen würde. Man muß daher den gewiffen, ob gleich mühsamern, Weg einschlagen, und den Boden in den Stand setzen, daß der anfliegende, oder vielmehr ausgestreute Same das reine Erdreich nicht leicht verfehlen könne.

Die Beschaffenheit der Oberfläche des Forst-Landes ist in zwei Haupt-Fällen verschieden. In einem umlängst von Holze entblößten Orte, oder in einem abgetriebenen Schlage, hat man nämlich, außer der auf lange raum gewesenem Forst-Lande gewöhnlichen Narbe von Grase, Moose, u. d. gl. da es noch nicht sehr üblich geworden ist, die Bäume, an statt sie zu fällen, auszustocken, auch Stubben und Wurzeln; und in abgelegenen Forsten bleibt auch das schwache Zackenwerk,

oder der Busch und Wald, gemeiniglich ungenutzt liegen, weil dergleichen Kiefern: Busch, als Wäsen oder Wellen, der Beträchtlichkeit der Transport: Kosten und seiner geringen innern Güte wegen, ohne ansehnlichen Verlust von keinem Besitzer eines entlegenen Waldes abgesetzt werden kann. Ein solcher mit Stubben, Wurzeln, Ruch und Busch versehener Ort erfordert, wenn er zur neuen Schonung bestimmt ist, mehrere Mühe, als ein Fleck räumen Forst: Landes, welches davon befreiet ist. Es muß daher zuerst das Zacken- und Buschwerk, wenn man es weder absetzen, noch als Raff- und Lese: Holz unentgeltlich los werden kann, zusammen gebracht, und wenn man keine Gelegenheit hat, benachbarte Sandschellen damit zu bedecken, unter guter Aufsicht, und damit man vor allen Schaden desto mehr gesichert sey, wo möglich, wenn das Erdreich noch mit Schnee bedeckt, wenigstens naß, ist, verbrannt, die Asche aber aus einander gestoßen werden.

Das Ausgraben der Stubben, und Aushauen der stärkern Wurzeln, würde das zweite notwendige Geschäft seyn, weil solche eines Theils jeder Bearbeitung des Bodens hinderlich sind, und weil andern Theils die Stubben einen beträchtlichen Raum einnehmen, welcher besser genutzt werden könnte. In der Nachbarschaft großer Städte, und vieler Feuerung bedürftender Manufacturen und Gewerbe, fast in jeder volkreichen Gegend, die gemeiniglich dem Holz: Mangel zuerst ausgesetzt ist, und besonders, wenn schiffbare Gewässer den Transport erleichtern, wird das aus den Stubben und Wurzeln zu lösende Geld, die auf die Ausstockung und das Aushauen verwandten Kosten reichlich ersetzen. Wenn solches nicht geschähe, müßte man sich, der Nothwendigkeit wegen, zu dem Zuschusse bequemen; und man kann sich um so leichter dazu entschließen, da die übrigen Kosten der Zubereitung des Bodens, wo nicht gänzlich dadurch erspartet, doch allemahl sehr werden

werden vermindert werden. Wenn ein nur einiger Maßen wohl mit Holz bestanden gewesener Schlag, oder ein anderer Ort im Walde abgetrieben worden ist, wird die Anzahl der Stubben nicht geringe seyn, und die Gruben, welche durch das Ausgraben derselben entstehen, werden, mit Inbegriff der Gänge, aus welchen die starken an der Oberfläche liegenden Wurzeln gehauen sind, für sich schon einen beträchtlichen Theil der ganzen Oberfläche des Ortes ausmachen. Es versteht sich von selbst, daß die Gruben wieder zugeworfen und eben gemacht werden müssen; und dadurch wird der ganze Raum, den diese Gruben und Wurzeln eingenommen hatten, schon zur Besäung zubereitetes Land. Zugleich gibt dieses Ausgraben der Stubben, und Aushauen der Wurzeln, eine sehr schickliche Gelegenheit, die etwa vorhandenen starken Stauden von Geniste (Gelsier) und Heidekraut aus dem Grunde mit weg zu räumen. Den alsdann noch übrig bleibenden Theil des benarbteten, mit Mose überzogenen und verangerten Bodens, müßte man wie anderes raumes Forst: Land behandeln.

Zum Ausgraben der Stubben und Aushauen der Wurzeln, scheint der späte Herbst, selbst der Winter, wenn Schnee und Frost es nicht verhindern, und der Anfang des Frühlings, um deswillen die bequemste Zeit zu seyn, weil alsdann die Feld: Arbeit keine Arme beschäftigt, und in bevölkerten Gegenden mancher Tagelöhner von der Tenne entbehret werden kann. Das Zuwerfen der Gruben, wie die übrige Bearbeitung der Oberfläche des Bodens, möchte man aber bis kurz vor der Zeit, wenn der Same ausgesäet werden soll, anstehen lassen müssen, damit dieser Same ein frisches Erdreich finde, worauf er sich desto fester anlegt, und aus demselben eher befebet wird; doch auch nicht zu lange, damit das Erdreich sich wieder setzen könne.

Ist vorher schon raum gewesenenes Forst-Land, wie man es in vielen Gegenden findet, einzeln mit Strauch und Kiefern, die gemeiniglich struppig und kußlig sind, und desto mehr Schatten werfen, besetzt: so dürfte es hinlänglich seyn, wenn solche nur ausgehauen werden; denn die einzeln stehenden Kiefern-Stubben, die weder stark seyn, noch starke Seiten-Wurzeln haben werden, verhindern die übrige Arbeit nicht, die Kiefern-Stämme schlagen nicht wieder aus; und wenn auch anderes im mageren Boden einzeln stehendes Gestrauch neue Triebe machte, so möchte doch der für die jungen Kiefern daraus entstehende Nachtheil die Ausstockungs-Kosten nicht überwiegen, zumahl wenn die Schonung der Mittags-Sonne ausgesetzt ist, und am wenigsten in trocknen Jahren, in welchen den jungen Kiefern vielmehr einiger Schutz gegen die Sonnenstrahlen zuträglich seyn möchte.

Sehr stark mit Hasen- und Heide-Kraut überwachsenes Land, würde ich abzubrennen rathe; und sollte sich das erstere sehr bestaudet haben, so würde man ebenfalls zum Ausgraben schreiten müssen, weil die starken Wurzeln des Hasen-Krautes das Pflügen in solchem Falle sehr erschweren, und dasselbe wohl gar unmöglich machen würden.

Die räumte Schonung ist hiernächst entweder stark verärgert, d. h. mit Grase und Kräutern dicht überwachsen, oder völlig mit Moos überzogen, und dergestalt benarbet, oder mit fremden Sachen bedeckt, daß der Holz-Same dadurch verhindert werden würde, das rechte Erdreich zu erreichen, und sich fest darauf anzulegen; oder der Boden ist nur hin und wieder mit einzelnen Pflanzen besetzt; oder er besteht aus einer bloßen Sandschelle; überdem aber begreift er entweder flaches Land, oder Hügel und Thäler. Auf alle diese Umstände muß man, bei Bestimmung der Art und Weise der

der Zubereitung der Oberfläche des Bodens Rücksicht nehmen.

Eine starke Verärgierung, wenn sie nicht durch tiefe Lage und Ueberschwemmung, oder anhaltende Nässe, verursacht worden ist, ist ein Zeichen von der Güte des Bodens. Erstreckte sich diese Güte weiter, als auf die Narbe, und in eine dem Wurzel-Triebe der Bäume gemäße Tiefe: so sollten billig solche Derter, zumahl in Gegenden, wo die Gelegenheiten, Laub-Hölzer und insonderheit Eichen anzubauen, sehr sparsam sind, dazu angewendet werden; wiedrigenfalls, und wenn solche Derter zu Kiefern bestimmt sind, gibt es zwei Wege, die Oberfläche derselben zur Aufnahme des Samens zu zubereiten. Man könnte nämlich dieselben entweder zum Getreide-Bau, 1 oder 2 Jahr, nutzen. Die fruchtbaren Theile, welche dem Erdboden dadurch entgehen, wenn er zwei Getreide-Aernden liefern muß, möchten die hinter her wachsenden Kiefern wohl nicht sehr vermissen; und den Ackermann würden, wenn nur der Boden nicht zu schlecht ist, die Getreide-Aernden für seine Arbeit reichlich belohnen; zugleich würde der sonst zusammen hangende Hasen-Torf umgearbeitet, und es müßten, wahrscheinlicher Weise, der Kiefern-Saat verschiedene Vortheile daraus erwachsen. Auch ist diese Methode, so gar wenn der Boden einen nur sehr mäßigen Körner-Ertrag hoffen ließ, hin und wieder im Gebrauch gekommen; und da sie zur Verminderung der Kosten gereicht, so wird sie, theils darum, theils aber auch, weil man durch die Beackung mildern und lockerern Boden zu erhalten hoffet, verschiedentlich noch angerathen. Die Haupt-Absicht dieser Beackung geht wohl dahin, daß die Gras-Narbe vertilget, und der Nachwuchs des Grases, in so fern es den jungen Kiefern nachtheilig seyn könnte, für die nächst folgenden Jahre gehemmet werde; daß ferner die Oberfläche des Bodens, welche bey dem bloßen Aufbre-

brechen des verangerten oder bemosten Landes, durch einmahliges Pflügen ungleich und holperig, voller Gruben und Höhlungen wird, gleich und gerade werde; weil die Kiefern-Samenkörner, welche in den Gruben und Löchern zu liegen kommen, wenn der nächste Regen die Erde von den erhaben liegenden Klößen und Erd-Schollen zum Theil abspülte, und sie damit überdeckte, nicht aufgehen würden, und weil die jungen Kiefern-Pflanzen, welche auf den erhabenen Erd-Klumpen hervor keimen, in dem nächsten Sommer leicht vertrocknen könnten, indem diese Klumpen mit dem übrigen Boden nicht gehörig zusammen hängen, und die dazwischen befindlichen Höhlungen das völlige Austrocknen der Erde befördern.

Wenn man aber erweget, daß eine zweijährige Beackung nicht zureichend seyn möchte, die in solchem Lande bleibenden Gras-Wurzeln, noch weniger den Samen, zu vertilgen, und daß ein solcher grasiger Boden im Frühlinge nach der zweiten Aernde, wenn er nun zur Holz-Saat aufs neue gepflüget werden soll, immer schon so weit wieder begraset seyn wird, daß er durch das einmahlige Pflügen doch nicht milde, gleich und gerade werden, sondern immer wieder ungleich, voller Erd-Schollen und Klöße, mithin voller Löcher und Gruben, seyn wird: so glaube ich, daß der Vortheil solcher Beackung größten Theils in die Tasche des Forst-Bedienten fließen werde, der sich derselben nicht gern begeben möchte, ohne daß, die Aufopferung zweier Jahre Zeit bey Seite gesetzt, dieser Zweck dadurch erreicht werde.

Hieraus dürfte es sich zugleich folgern lassen, warum es gar nicht rathsam sey, vielmehr von nachtheiligen Folgen seyn könnte, den Boden zur Kiefern-Saat wie zum Getreide zu pflügen; selbst wenn man, welches ich, schon der beträchtlichen Kosten wegen, keines weges rathen möchte, denselben zu wiederholten Malen

pflü-

pflügen, egen und walzen lassen wollte. Die zweite Zubereitungs-Art scheint daher vorzüglich und dem Zwecke völlig angemessen zu seyn, weil die der ersten entgegen stehenden Bedenken sich dabey nicht finden, und weil man sich durch den Augenschein überzeugen kann, daß viele auf solche Weise zubereitete Schonungen sehr erwünscht in Anwuchs gekommen sind. Diese Methode besteht darin, daß man dergleichen verangerten Boden nur ein Mal durch den Pflug dergestalt reihenweise flach abschälen läßt, daß zwischen zwey aufgepflügten Furchen allemahl ein unaufgepflügter, etwa 6 bis 8 Z. breiter, Strich oder Balken stehen bleibe, auf welchem der Rasen der aufgepflügten Furchen mit der bewachsenen Seite unterwärts zu liegen kommen muß. Dieses reihenweise Pflügen, wobey, wie man es in einigen Gegenden nennt, zwischen zwey Furchen ein Strichbalken stehen bleibt, hat den Vortheil, daß der Same, wenn er in die Furchen gestreuet wird, frisches, doch kein hohles oder bolles, sondern zusammen hangendes Erdreich nicht verfehlen kann. Die ein wenig vertieften Furchen erhalten sich frisch und kühl, weil sie von den stehen gebliebenen Balken einigen Schutz gegen die Sonne, und besonders gegen den Strich der trocknen Winde, haben, welches den darin ausgekeimten jungen Kiefern sehr zuträglich ist; und man darf nicht befürchten, daß solche von dem etwa wieder hervor sprossenden Grase werden verblüht oder erstickt werden.

Der Geist des Widerspruches ist fruchtbar an Einwürfen und Schwierigkeiten. Er gebär die Einwendung, daß der Raum, den die unaufgeklüht stehen gebliebenen Striche, oder die Strichbalken, in der Schonung einnehmen, ganz ungenutzt verloren gehen, und daß die jungen Kiefern, die in den 6 bis 8 Z. von einander entfernten Furchen aufschlagen, nicht geschlossen genug stehen, und nicht gehörig in die Höhe treiben würden. Allein der Augenschein lehrt, daß sich, nach

Wers

Verlauf sehr weniger Jahre, selbst in mäßig stark gesäeten oder angeflügten Gehägen, die stärksten und am muntersten wachsenden Stämme hervor ziehen, und die zunächst neben ihnen stehenden Stämme ersticken. Daraus folgt, daß jeder lebende Stamm einen gewissen freyen Raum um sich her haben müßte. Dieser für jeden fortwachsenden Stamm nothwendig erforderliche Raum wird, so bald nun die Kiefern anfangen, Seiten-Zweige zu treiben, also vom 3 und 4ten Jahre an, beträchtlicher als 8 Z. im Durchschnitt; mithin kann es auf keine Weise schaden, wenn der unbedeutende Raum von 8 Z. gleich vom Anfange an frey bleibt. Da es nun die Natur der Sache von selbst mit sich bringt, daß mehrere Bäume, deren Stämme von allen Seiten dicht an einander geschlossen ständen, zugleich nicht fortwachsen können, und daß selbst von den, auf diese Weise, in Reihen von 8 Z. in der Breite, aus einander gesäeten Kiefern, der größte Theil absterben muß, ehe sie nur zu Latten- und Bohlen-Stämmen erwachsen: so würde es sehr unüberlegt seyn, bey dieser Zubereitungs-Art des Bodens, den Verlust des Landes weiter erwähnen zu wollen.

Auf eben diese Weise würde ich alles übrige Land zu zubereiten anrathen, welches mit Mose überzogen, oder mit andern Dingen, als kurzem Heidekraute, u. d. gl. überdeckt ist, die den Samen verhindern könnten, den reinen Erdboden zu erreichen. Einzeln mit Bocksbart und andern Kräutern besetzte Dörter, dürfen vielleicht gar keine Zubereitung erfordern, wenn man dieselben, zur Zeit wenn sie im Frühlinge noch mit Schnee bedeckt wären, welches zwar nicht oft zutrifft, oder wenn man einen baldigen Regen zu hoffen hat, besäen könnte. Könnte man diese Zufälle nicht abpassen, so würde es ebenfalls nicht nachtheilig seyn, dieselben auf eben die Weise zu zubereiten, zumahl wenn man den Pflug besonders flach stellen, und nur die äußerste

ferste Oberfläche von den Furchen abnehmen läßt, um dergleichen gemeiniglich leichten Sandboden nicht flüchtig zu machen. Bey eigentlichen Sandschellen muß man vielmehr dafür sorgen, den Samen, und selbst das Erdreich, vor dem Verwehen zu sichern, als daß man auf weitere Zubereitung zu denken nöthig hätte; und diese Sorgfalt beweiset man dadurch, wenn man das Eindringen des Windes durch eine wohlfeile Verjüngung von Tangel-Keisig theils zu verhindern sucht, theils den Sand damit bedeckt.

In Ansehung der Hügel und Thäler, ist zu bemerken, daß die Furchen nicht von der Höhe nach der Tiefe, oder umgekehrt, sondern in der Quere an dem Abhänge gezogen werden müßten, weil wiedrigensfalls der Regen den Samen abwaschen und insgesammt nach dem Grunde hin spülen würde. Schädlich aber wird es nicht seyn, wenn einige von oben schräge nach unten zu laufende Wasser-Furchen gezogen werden, um, zumahl wenn den Gründen Abzug verschaffet werden kann, bey entstehendem Plagregen das Reißen des Wassers zu verhüten.

Man hat die Frage aufgeworfen: Ob es wohl rathsam seyn möchte, bey dem Forst-Lande, wie bey dem Acker-Lande, eine Art von Brache einzuführen? Daß man bey dem Ackerbaue den Nutzen des Brachehaltens theils bestritten, theils ganz und gar geläugnet habe, ist aus Th. VI, S. 303, fgg. zu ersehen. Im Allgemeinen läßt sich vieles davor, aber auch vieles dafür, sagen, und die Entscheidung wird gemeiniglich von besondern Umständen abhängen. Jedermann wird hingegen zugestehen, daß die Abwechselung oder Veränderung des Bodens dem Wachsthum und Gedeihen aller Arten von Pflanzen zuträglich sey, und daß die Getreide-Aernden sowohl, als auch die Garten-Früchte, von Zeit zu Zeit schlechter ausfallen, wenn man mehrmahl hinter einander einerley Gattung in ein und eben demselben Lande bauet; s. Th. I. S. 78, fgg. Sollte es nicht mit dem Holze eine ähnliche Verwandtschaft haben? Der Augenschein lehrt, daß das junge Holz in solchem

chem Lande, welches vorher als Acker genutzt worden, oder lange raum gewesen ist, schneller und besser wachse, als in einem Boden, welcher nur kurz vorher mit Holze, besonders von eben der Art, bewachsen gewesen war.

Es geht nun zwar nicht an, daß man wechselseitig das Forst-Land zum Getreide-Bau geben, und das Acker-Land zum Forste nehmen könnte; auch kann man mit den Holz-Gattungen nicht sogleich wechseln, weil die harten Laub-Hölzer in dem schlechten Boden der Kiefern nicht wachsen, mithin der bessere Boden wieder zu Laub-Hölzern genommen werden muß. Kleine Schonungen, die entweder auf Geräumten in dem Forste, oder auf unausgebaute-m und versandetem Acker-Lande angelegt werden, kommen hierbey in keine Betrachtung. Hingegen einem jedes Mahl abgetriebenen Schläge in einem Kiefern-Walde kann man diese Veränderung sogleich verschaffen, wenn man ihn eine Zeit lang zum Getreide-Bau einräumte und beackern ließe. Es käme darauf an, daß man den davon zu hoffenden Vortheil mit dem etwaigen Nachtheile vergliche, und, wenn der Nutzen wahrscheinlich wird, den Versuch im Großen anstellte.

Den Kiefern ist nur leichter Boden beschieden; doch ist derselbe oft mühsam zu bearbeiten, weil die zurück gebliebenen Wurzeln und allerley Ständen das Pflügen beschwerlich machen. Eben darum wird der Landwirth, dem ein abgetriebener Schlag, um die zur Holz-Saat erforderlichen Zubereitungs-Kosten zu ersparen, zu ein- oder zweymahliger Bestellung mit Getreide, überlassen worden ist, mit dem Pflügen es so genau nicht nehmen, und das Getreide kaum zweyfährig bestellen. Nach der zweyten Aernde würde der Boden sich schon leichter und besser bearbeiten lassen; allein die dritte Aernde möchte, bey der geringen Güte des Landes, kaum die Saat und die übrigen Kosten bezahlen; und eine dreyfährige Beackernung ist, meines Erachtens, zu Erreichung des Zweckes auch noch nicht hinlänglich.

Wenn man aber den Schlag nach der zweyten Getreide-Aernde ein Jahr ruhen, und alsdann noch zwey Mahl Getreide tragen ließe; so würde die oberste Erdschicht, wenigstens so tief, als der Pflug eingedrungen war, schon sehr verändert werden; und theils von den Stoppeln, rheils von den versteckten kleinen Wurzeln und untergepflügten Kraute oder Mose, eine Art von Düngung erhalten haben.

Der

Der Landwirth, welcher in 5 Jahren, 4 Aernden von dem Lande des Schläges gemacht hat, würde denselben, im nächsten Frühlinge, sehr gern unentgeltlich zur Holz-Saat reihenweise, mit stehend bleibenden Balken, pflügen, und wenigstens wenn der Same ihm geliefert wird, bestellen lassen, und folglich würde der Forstmann wenigstens alle Bestellungs-Kosten ersparen.

Diese Bestellungs-Kosten allein scheinen mir aber noch nicht hinlänglich zu seyn; den Verlust von 5 Jahren zu vergüten, da auf solche Weise das Holz im Wachsthum zurück gesetzt wird. Man müßte daher versichert seyn, daß die dem Lande verschaffte Abwechselung den Trieb und das Wachsthum des Holzes, wenigstens in den ersten 8 bis 10 Jahren, verhältnißmäßig beförderte und beschleunigte, so wie es wohl keinem Zweifel unterworfen ist, daß der ausgestreute Same in solchem Lande weit besser auf-, und der junge Aufschlag besser fortgehen werde, als wenn der Schlag gleich im folgenden Frühlinge, nachdem er abgetrieben worden ist, aufgepflügt und wieder besät wird.

Natürlicher Weise wird dadurch die Wirtschaft der Schläge in so fern alterirt, daß die ersten 5 Jahre hindurch kein abgetriebener Schlag mit Holz-Samen wieder besät wird, und daß folglich von 120 Schlägen, statt eines, deren fünf beständig raum seyn. Nur nach Ablauf dieser ersten fünf Jahre, wird wieder alljährlich ein Schlag mit Holz in Anwuchs gebracht, und die Wirtschaft wieder in ihrer Ordnung fort geführt werden können. Es werden sich aber auch wenige Besitzer von beträchtlichen Forsten rühmen können, daß es ihnen dergestalt an raumen Forst-Lande fehle, daß sie außer Stande seyn, den in diesen 5 Jahren erwachsenen Kiefern-Samen zu dessen Besäung nützlich zu verwenden, und dadurch ihrem Forste die Verbesserung zu verschaffen, welche durch die Beackernung der Schläge verzögert wird.

Ob das, in solcher Gestalt behandeltem Boden erwachsene Holz, in 115 Jahren die Stärke und Vollwüchsigkeit erhalten werde, die es, bey der gewöhnlichen Behandlung des Bodens, in 120 Jahren erlangt, das können freylich nur künftige Geschlechter bestimmen; wenn wir sie, durch Aufbewahrung der nöthigen Nachrichten, dazu in den Stand setzen. Der jetzt lebende Forstmann arbeitet aber auch für die Nachkommenschaft, und zu ihrem Besten un-

terrichtet er sich durch Versuche. Sollte man daher, nach Verlauf von 6, 8 bis 15 Jahren wahrnehmen, daß das erwachsene Holz, in den vorher beackerten Schlägen eben die Stärke und Länge erhalten hätte, oder gar noch vorzüglicher wäre, als das in denen Schlägen, welche 4 bis 5 Jahr früher, ohne vorhergegangene Beackering in Anwuchs gebracht sind, befindliche Holz, so wären alle Bedenken gehoben.

Bei den ersten Versuchen muß man freilich die Zeit von einigen Jahren, gegen die Zubereitungs- und Bestellungs-Kosten, und die damit sonst noch verbundenen augenscheinlichen Vortheile, gewisser Maßen auf das Spiel setzen; wenn aber der Erfolg meine nicht ganz unwahrscheinliche Vermuthung bestätigte und bewährte, so wäre die Ersparung dieser Kosten ein ganz beträchtlicher Gewinn, zumahl da ein jeder Forst-Eigenthümer berechtigt ist, die Nutzung der Schläge durch den Getreide-Bau sich selbst zu zueignen, und sich dadurch zu Forst-Verbesserungen einen Fond zu verschaffen.

Bis auf den heutigen Tag werden, wenigstens in den von der Natur selbst vorzüglich für Kiefern bestimmten Forsten der Churmark Brandenburg, die Kiefern-Gehäge, noch öfter mit Kien-Aepfeln oder Zapfen, als mit reinem Kiefern-Samen, besät; und wahrscheinlich wird noch manches Jahr verfließen, ehe man es wird möglich machen können, bloß reinen Samen auszusäen. Das Ausklingeln der Kien-Aepfel ist allerdings beschwerlich und mühsam. Die eigentlichen Forst-Bedienten können sich, ohne andere Dienst-Geschäfte zu versäumen, nicht füglich, am wenigsten im Großen, damit abgeben. Es scheint mir hart, wenn man ihren Weibern und Kindern zumuthen wollte, sich damit zu beschäftigen, und ihre Einkünfte sind oft zu sparsam zugemessen, als daß sie fremde Leute dazu halten könnten. Zu wünschen wäre es daher, daß große Herren und Besitzer ansehnlicher Waldungen, besondere Leute dazu annehmen, und den Besitzern geringerer Waldungen, welche selbst Rath zu schaffen keine Gelegenheit hätten,

hätten, ihren Bedarf für billige Bezahlung abzulassen erlaubten. In den kön. preussischen Staaten sind auch deshalb einige Anstalten bereits getroffen, die ohne Zweifel zu ihrer Vollkommenheit gelangen, und, wie in manchen andern Landes-Einrichtungen, für die Nachbarn zum Muster dienen werden.

Das Aussäen der Kiefern-Zapfen ist in der That vielen Bedenklichkeiten unterworfen. Man ist z. B. niemals im Stande, die Quantität des tauglichen Samens, welche dadurch auf die Schonung wird verbreitet werden, genau und richtig zu bestimmen, weil man es dem verschlossenen Zapfen nicht ansehen kann, wie viele recht reif gewordene Körner er enthalte; wenigstens entscheidet die Größe und Gestalt dabei wenig, wie man denn oft in kleinen Zapfen mehr taugliche Samen-Körner, als in größeren, findet; und ungewiß ist das Gewicht, weil Feuchtigkeit und Harz einen großen Einfluß dabei haben. Und wer kann, bei einer großen Menge von Zapfen, jeden einzelnen in die Hand nehmen und besichtigen? Selbst, wenn man die besten Kien-Aepfel aussät, hängt es noch gar sehr von der Witterung ab, ob, und wie sie sich öffnen und den verschlossenen Samen in Freiheit setzen werden; und da der Same oft nur einzeln und nach und nach ausfliegt, so ist er um so mehr in Gefahr, den Vögeln zur Beute zu werden. Die Zapfen öffnen sich auch, wenn nicht sehr trocknes und warmes Frühlingswetter einfällt, nur auf der der Luft zugekehrten Seite. Die auf dem Boden liegenden Schuppen bleiben verschlossen. Man muß daher die ausgesäeten Zapfen wenden; und wie unendlich viele von den vorher ausgesprungenen Samen-Körnern werden bei dem Geschäft, zumahl wenn der Ort aus leichtem Sandboden besteht, zu tief in die Erde getreten, als daß sie aufgehen könnten!

Diese Umstände, aus welchen sich zugleich erweisen ließe, daß mit dem Aussäen der Kiefern-Zapfen nur zu

oft eine unnöthige Verschwendung des Samens verbunden sey, und die in die Augen fallende Bemerkung, daß die Natur nicht Zapfen, sondern den darin gewachsenen reinen Samen austreuet, werden zwar bey jedem Forstmanne den Wunsch erwecken, daß er bloß reinen Samen auszusäen im Stande seyn möchte; allein, dieser Wunsch bleibt bis jezt noch unerfüllt, weil eines Theils die Anstalten zum Ausklingeln der Zapfen nicht allgemein sind, und andern Theils der wenige reine Same, welcher zu erhalten steht, sehr kostbar, und doch von der zuverlässigen Güte und Tauglichkeit nicht ist, daß man sich bey dem Ankaufe desselben nicht öfters getäuscht finden sollte. Auch wieder Willen ist man daher noch immer genöthigt, zur Ausfaat mehr auf Zapfen, als auf reinen Samen, zu rechnen; man wird daher auch in Ansehung der Art und Weise, solche auszustreuen, auf jedes insbesondre Rücksicht nehmen müssen.

Das zweckmäßige und geschickte Ausäen selbst, oder die Verbreitung der Kien: Nessel und des Samens, erfordert eine Fertigkeit in Handgriffen, welche nur durch die Uebung erlangt wird. Wäre der Boden auf vorerwähnte Weise zubereitet worden, so würde es unrecht seyn, Kien: Nessel oder Samen auf die bey dem Getreide übliche Weise zu säen, weil alles, was davon auf die Strichbalken fiele, unnöthig verschwendet seyn würde. Der Same soll in gehöriger Menge, bloß in die aufgepflügten Furchen gebracht werden. Es ist nicht zu läugnen, daß dazu mehrere Zeit erfordert werde, als zu der gewöhnlichen Art zu säen, es sey denn, daß man eine Maschine, oder ein anderes einfaches Mittel, zur Beschleunigung des Geschäftes ausfindig machen könnte. Dagegen wird es aber auch nicht schwer halten, zu dieser leichten Arbeit Kinder abzurichten, welche dieselbe für eine geringe Belohnung, unter der Aufsicht eines verständigen Mannes, im Spielen, rüchrig verrichten werden. Allein, die Bestimmung der Quantität

des Samens, welcher zur zweckmäßigen Besäumung eines Ortes, nach seinem Flächen: Inhalte, erforderlich ist, dürfte einige Schwierigkeiten haben, man mag nun reinen Samen oder Kien: Nessel aussäen wollen.

Um hohe, glatte und gerade: schäftige Bäume zu erhalten, müssen die Kiefern von Jugend auf enge besämen und geschlossen stehen, weil sie sich selbst reinigen, d. h. ihre durch die umher stehenden Bäume im Wachstume gehinderten, und in Ermangelung des Raumes absterbenden Seiten: Zweige abwerfen müssen. Alsdann erstickt zugleich eine Menge bloß zu dem Ende nöthig gewesener Bäume, und daher ist die unter den Forstleuten sehr allgemeine und beliebte Meinung vermuthlich entstanden, daß die Kiefern nicht zu dick und enge stehen können. Ich lasse es dahin gestellt seyn, in wie fern diese Meinung, eigentlich genommen, Beyfall verdiene. Diejenigen Forstleute, welche, bey gehöriger Kenntniß, mit Aufmerksamkeit und Beurtheilung zu Werke gehen, werden sich dadurch zu unnützer Samen: Verschwendung nicht verleiten lassen, zumahl wenn sie bemerkt haben, daß übersäete Gehäge gemeinlich in 4 bis 5 Jahren um desto mehr frisch zu wachsen aufhören, je schlechter der Boden ist; daß sie alsdann vergelben, und einige Jahre fast still stehen, bis die frischesten Stämme sich hervor ziehen, nachdem eine Menge von diesen auf einander gepreßten Holz: Pflanzen, ohne irgend einigen Nutzen gestiftet zu haben, vertrocknet sind. Ein recht orthodoxer Forstmann hingegen, wenn er, zumahl wie es leider hin und wieder noch üblich ist, seine Lehr: Jahre mit Schnepfen: Schießen, Dohnen: Stellen und Wild: Kehren zugebracht, kaum einige beyläufig erhaltene Lehren in das Gedächtniß gefaßt, und ausser dem Reviere seines Lehr: Herren wenig oder gar nichts gesehen hat, wird sich immer glücklich preisen, wenn sein Aufschlag, wie Kresse hervor keimt, und mit der praktischen Ausübung der obigen Meinung Parade machen. Das Sprichwort:

„Der Landwirth, der sich reich zu säen glaubt, wird gemeinlich verlieren“, dürfte gewisser Maßen auf den Forstmann passen. Es hat zwar der Kiefern-Same sehr viele Nachstellungen, und der Abgang ist also sehr beträchtlich, worauf auch wohl diejenigen rechnen, welche das starke Säen bey den Kiefern so dringend empfehlen. Gleichwohl muß ich diesen Freunden des übermäßig starken Säens etwas Eigennutz beylegen, es sey nun, daß sie ihren Absatz befördern, oder ihre Ware in gutem Rufe erhalten wollen, wenn vielleicht die Hälfte ihres Samens verdorben war.

Leichter möchte sich vielleicht das Maß mit einiger Gewißheit bestimmen lassen, wenn man reinen Samen aussäet, weil man billig sollte voraus setzen können, daß dieser Same durchgehends gut und tauglich sey. Bey dem Aussäen der Kien-Apfel hingegen kommt es nicht nur auf die an sich so sehr verschiedene Beschaffenheit derselben, sondern zugleich auf die Witterung mit an, in so fern solche nämlich das Aufspringen derselben befördert, verzögert, oder gar verhindert, weil davon theils der stärkere oder geringere Abgang, durch Vogelfraß, theils aber auch das Verderben oder die Erhaltung manches Kornes abhängt, welches bey kaltem nassen Wetter in dem Apfel vergraben bleibt. In Ansehung des reinen Samens wird man gewiß nicht sehr irren, wenn man annimmt, daß eine berl. Meße, (deren 16 auf einen Scheffel gehen,) 3 Pfund völlig abgeriebenen und von Flügeln gesäuberten Samen enthalte, wiewohl freylich der Same so rein nicht abgerieben werden sollte, weil er dabey zu sehr angegriffen wird und Schaden leiden kann. Man kann ferner annehmen, daß 1 Pfund Same 67200 Körner enthalte; mithin enthält eine Meße 201,600, und ein berl. Scheffel 3,225,600 Körner.

Der Kiefern-Same ist noch kleiner, als Kocken. Wenn nun Beckmann als eine sichere Regel vorschreibt:
Daß

„Daß auf ein Stück Holzboden, von eben der Größe als ein Stück Acker, auf welches der Hauswirth oder Landmann 1 dresdn. Scheffel Korn säet, auch 1 dresdn. Sch. Same von Schwarzholz gesät werden müsse“, so würde daraus folgen, daß auf einen Morgen von 180 rheinl. Ruthen, wo man in leichtem Boden 12 berl. Meßen, im Mittelboden aber wohl bis zu 1 Scheffel Kocken auszusäen pflegt, wenigstens 12 Meßen, oder 36 Pfund Kien-Same ausgestreuet werden müßten. Auch der ausgestreute Kocken hat Nachstellung und Abgang. Man könnte, in Ansehung dessen, daß die Kiefern-Samen-Körner kleiner sind, als der Kocken, und, wenn man im Anfange des Frühlings säet, zur Zeit da die Vögel noch keine Junge haben, und folglich auf eine frisch besäete Kiefern-Schonung so begierig nicht fallen, (wenn man es des beträchtlichen Preises des Kiefern-Samens ungeachtet, nicht rathsam fände, auf einer großen Schonung einen Vogel-Scheltcher zu halten,) wohl annehmen, daß von dem ausgesäeten Kiefern-Samen eben so viel Körner aufgehen, als vom Kocken; mithin würde eine Kiefern-Schonung so dicht bewachsen seyn, als ein bestelltes Korn-Feld, und auf 1 Morgen von 180 rheinl. Ruthen würden von 12 Meßen, 2,419,200 Samen-Körner ausgefallen seyn. Wenn auch nur die Hälfte davon aufginge, würde auf 1 Morgen noch immer 1,209,600 junge Stämme aufschlagen, und folglich auf dem kleinen Umfange von 1 Quadrat-Fuß rheinl., worauf ein fünf- bis sechsjähriges Stämmchen kaum Platz hat, über 46 Stämme zu stehen kommen. Ich setze voraus, daß der Same sehr geschickt und ordentlich gesät sey; denn es wäre noch weit ärger, wenn er fleckweise häufig, und fleckweise zu sparsam ausgefallen wäre.

Von diesen jungen Stämmchen werden zwar schon im ersten und zweyten Jahre viele zurück bleiben; allein die übrig bleibenden können in 3 und 4 Jahren schon
N^o 4
denn

den erforderlichen Raum nicht mehr haben, und werden mithin entweder vergelben, oder die stärksten werden sich hervor ziehen, und der größte Theil wird, ohne zu irgend etwas tauglich gewesen zu seyn, vertrocknen; denn eigentlich thut das geschlossen oder enge zusammen stehen des Holzes erst von den 5 oder 6ten Jahre an, seine Wirkung. Die bis dahin erwachsenen Stämme müssen alsdann schon immer einen verhältnißmäßigen Raum haben, und der Umfang von 1 Quadrat-Fuß möchte für jeden solchen Stamm wohl nicht zu reichlich gerechnet seyn.

Wie unentbehrlich nöthig die freye Luft, wenigstens der Zugang derselben, zum Wachsthum der Kiefern sey, ist einleuchtend. Auf einander gedrängte Stämme können im Dickicht zugleich nicht wachsen. Wenn man aber im Durchschnitt jedem fünf- bis sechsjährigen Stämmchen auch nur den kleinen Raum von 1 Quadrat-Fuß gibt, so behält man doch auf 1 Morgen, noch 25,920 Stämme, von denen in der Folge doch schon die Hälfte völlig zureichen würde, einander in die Höhe zu treiben, und die Reinigung zu bewirken. Es müssen vielmehr von dieser Hälfte der 12,960 Stämme alljährlich, und von Jahr zu Jahr noch eine große Menge absterben; denn derjenige Forst ist gewiß in recht gutem Stande, in welchem man auf 1 Morgen, von 180 □ R. rheinl. 9000 Stück zehnjähriges Holz, 6000 Stück Bohnen-Stangen, 2000 Hopfen-Stangen, 1000 Stück Latten-Stämme, 400 St. kleines Bauholz, im frischen Wuchs, und am Ende 200 St. ausgewachsenes Holz, findet.

Wozu soll also das überflüssig dicke Säen dienen? Sollen vielleicht von mehreren ausgestreuten Körnern mehrere aufschlagen, wenn die Vögel stark anfallen? Ich denke, die Vögel fallen da am stärksten an, wo sie das mehresten finden; und da sie nicht hin und wieder ein Korn, sondern auf dem Flecke, wo sie sich einmal befin-

befinden, alles, was ihnen in die Augen fällt, desto begieriger wegfressen, je mehr sie vor sich haben, so möchte man seine gute Absicht sehr verfehlen. Oder, sollen von mehreren aufgeschlagenen Pflanzen und jungen Stämmen, bey sich eräugnenden Unglücksfällen, mehrere einzelne Stämme übrig bleiben? Ich sehe noch nie, daß ein sehr heißer und trockner Sommer hin und wieder einzelne Stämme umbrachte; das junge Holz vertrocknete fleckweise, und am stärksten, wo es sehr dick stand; vermuthlich weil es alsdann weder den Thau genießen, noch die zu sehr in einander gepreßten Wurzeln ihre gehörige Stärke und Vollständigkeit erlangt hatten, um die in einiger Tiefe im Boden vorhanden gebliebene Feuchtigkeit einsaugen zu können. Ich würde also das überflüssig starke Säen schon darum wiedererathen, weil es ohne Nutzen ist, und vielmehr nachtheilig seyn möchte. Aber auch die Kosten, welche zur Unzeit darauf verwendet werden, verdienen sehr in Betrachtung gezogen zu werden. Könnte man auch das Pfund reinen Kiefern-Samen immer für 10 Ggr. erhalten, so macht es doch ein Beträchtliches aus, zumahl wenn jährlich mehrere und in die Hunderte gehende Morgen raumen Forst-Landes zu besäen sind; wenn man bey einem Morgen 4, 8 bis 24, und mehrere Pfunde Samen ersparen kann.

Es wäre gewiß lächerlich, wenn man jedem Samen-Korne seinen bestimmten Platz anweisen, und verlangen wollte, daß jedes Stämmchen, und jedes Stück zuwachsendes Holz, auf einem bestimmten Raume, in symmetrischer Ordnung erzogen werden und aufwachsen sollte. Oft werden mehrere Stämmchen und Stämme gedrängt bey einander erwachsen, wenn sie von aussen, oder um sich her Luft haben, und bey der zum besten eingerichteten Saat wird manches Fleckchen von mehreren Quadrat-Füßen ohne Aufschlag bleiben, oder ledig werden, wenn der Same Schaden gelitten hat, oder

die darauf befindlich gewesenen Pflanzen unkommen. Es wird immer vieles vom Zufalle abhängen, und der menschliche Fleiß und Verstand mag unzulänglich seyn, auf alle Fälle passende und einen sichern Erfolg versprechende Grundsätze zur Bestimmung der Kiefern-Holz-Eaat anzugeben; soll man darum alles dem Zufalle überlassen, und immer dem tausendköpfigen Ungeheuer frohnen, worin vorgefaßte Meinungen, Willkür und Gurdünken ausarten? oder ist der Vorwurf der Verdauteren, aus dem Munde des Böbels, der sich vielleicht auch in die Farbe des Waldes kleidet, so beschwerlich? Ich fürchte immer, es sey Bequemlichkeit oder Trägheit, wo nicht Stolz und Eigensinn, wenn man unter dem grünen Rocke so geneigt ist, alles zu fürchten, zu tadeln oder zu verwerfen, was Grundsätzen ähnlich werden oder dazu leiten könnte; und noch mehr fürchte ich für den Forst, dessen Aufseher auf Vorurtheilen und Meinungen ohne weiteres Nachdenken beharrt, und sein Gurdünken für untrieglicly hält.

Auf einzelne kleine, unbefäet oder unbefest bleiben: de Fleckchen, selbst von einigem Quadrat-Fuß, wenn sie nur unbeträchtlich bleiben, mithin keine Geräumte verursachen, noch durch Nachlässigkeit oder gar aus Vorsatz entstanden sind, kann es, bey einem Kiefern-Gehäge von Beträchtlichkeit, wohl nicht ankommen. Das junge Holz muß so dicht und geschlossen stehen, daß es sich selbst reinigen und in die Höhe drängen kann, ohne sich unter einander dergestalt zu pressen, daß ganze Flecke, aus Mangel der Luft, vertrocknen und absterben, und ohne daß mehrere Stämme verdrückt werden und ersticken müssen, als zu Erreichung des Zweckes von Zeit zu Zeit nöthig gewesen wäre. Meines Erachtens, haben 25,920 Stück fünf- bis sechs-jähriger Stämme, auf 1 Morgen von 180 □ Ruthen rheinl. nicht Raum genug; doch will ich, der vorerwähnter Maßen beliebten Meinung wegen, diese Summe annehmen.

nehmen. Ich will ferner zugeben, daß von den aufgetreuten Kiefern, vom Keimen an, bis sie das fünfte Jahr erreicht haben, vier Fünftel abgegangen seyn; solcher Gestalt würde man, um 25,920 Stück fünf-jährige Stämme zu erhalten, 129,600 Stück jungen Aufschlages auf 1 Morgen gehabt haben müssen. Solche zu erhalten, würden also $1\frac{4}{5}$, höchstens 2 Pfund reiner Same erforderlich gewesen seyn. Man rechne drey Viertel Abgang von dem ausgestreuten Samen, welcher, ohne zu keimen, oder eine Pflanze hervor zu bringen, verloren gehe: so würde man auf 1 Morgen von 180 □ R., 8 Pfund oder $2\frac{2}{3}$ Mch. Samen gebrauchen. Von einem gehäuftten berl. Scheffel, wie die Kien-Aepfel gewöhnlich gemessen werden, kann man, wenn solche gut gewesen und ordentlich ausgeklungelt worden sind, auf 1 Pf. reinen von Flügeln und Unrath gesäuberten Samen rechnen.

Rathsamer dünkt es mir aber, den Kiefern-Samen durch das Abreiben der Flügel nicht stark anzugreifen; und alsdann wird man aus 1 Sch. Kien-Aepfel, mit Jubegriff der an den Körnern theils mehr, theils weniger, sitzen bleibenden Flügelstücke, 1 Mch. Samen erhalten, die zwar, des darunter gebliebenen Unrathes wegen, mehr als 1 Pfund wiegen, tauglicher Körner aber doch nicht mehr als 1 Pf. recht rein gemachten Samen enthalten wird. Von solchem nur gelinde abgeriebenen Samen, würden also auf 1 Morgen von 180 □ R. 8 Mch. mithin so viel zu rechnen seyn, als 8 Scheffel gute Kien-Aepfel gegeben haben würden. Ein berl. Scheffel Kien-Aepfel kann zwar, wenn die Zapfen groß sind, 3600 Stück fassen; sind solche hingegen klein, können wohl 4,500 und mehrere Stücke darin enthalten seyn. In einigen sind 30 mehr, in andern aber nur 25 recht vollständige Samen-Körner. Im Durchschnitt bekommt man aber doch nicht mehr, als die oben angezeigte Körner-Zahl; und es ist immer sicher:

sicherer, die geringere Zahl anzugeben, weil man, bey einer großen Menge auszuklingender Aepfel, nicht leicht jedes darin befindliche Korn, und niemahls so viel Körner erhält, als wenn man die Aepfel einzeln auszumachen im Stande wäre. Ob nun gleich 1 Sch. Kien-Aepfel 90,000 Samen: Körner, und vielleicht noch mehr, enthalten kann: so würde man doch sehr irren, wenn man bey der Aussaat der Aepfel darauf rechnen wollte; man würde vielmehr sehr zufrieden seyn können, wenn so viel Samen: Körner ausfielen, als bey dem Ausklingeln zu erhalten sind.

Es muß zwar, bereits erwähnter Maßen, bey Bestimmung der Quantität der auszusäenden Kien-Aepfel, auf die Beschaffenheit und Güte derselben Rücksicht genommen werden; es hat aber doch die Witterung, welche nie vorher zu bestimmen ist, Einfluß dabey. Mit aller Gewißheit, die nur Eigenliebe und Selbstvertrauen, Lehrbrief und Hirschfänger erteilen und einflößen mögen, versichert mancher Forstmann, daß man es unter 1 Wispel Kien-Aepfel auf 1 Morgen von 180 □ R. nicht thun könne. Für 1 Wisp. Kien-Aepfel werden 4 bis 5 Rthlr., nämlich 4 bis 5 Egr. auf 1 Scheffel, vergütet. 24 Scheffel Aepfel geben, wenn man auf 1 Scheffel nur 3600 Aepfel rechnet, die, ob sie gleich recht vollständig seyn müssen, doch jeder nur 15 gute Samen: Körner geben sollen, 1,382,400 Samen: Körner. Wenn 8 Pfund, oder 537,600 reine Samen: Körner zur Besäumung eines Morgen Landes zureichend befunden werden sollten: so fällt es in die Augen, wie sehr auch diese Vorschrift in das Uebertriebene gehe. Ein Scheffel recht gute Kien-Aepfel wird, wenn die Witterung günstig, d. h. bey warmen Sonnenschein wenig mit Regen untermengt ist, vielleicht mehr als 15 Körner auf 1 Aepfel gerechnet, oder 57,600 Körner auf dem Lande verbreiten, wenn solche zur rechten Zeit und gehörig gewendet werden. Deswegen glaube

glaube ich, daß man von recht guten Aepfeln, mit 8 bis 9 Scheff., von geringern, mit 10, und von noch schlechtern, wenn man sie zu verwenden genötigt gewesen wäre, höchstens mit 12 berl. Sch. einen Morgen von 180 □ R. genugsam besäen könne.

Ein vernünftiger Forstmann wird zugleich auf alle Neben: Umstände Rücksicht nehmen, und wenn er durch die natürliche Besäumung, oder den Anflug von benachbarten Bäumen, einige Unterstützung zu erwarten hat, selbst so viel nicht aussäen; und auf einen ganz leichten und schlechten Boden auch weniger Samen ausstreuen, als auf einen bessern. Besondere Zufälle können freylich das Mißrathen einer Schonung verursachen, wenn sie gleich mit aller möglichen Sorgfalt angelegt ist. Bey einer ganz und gar verunglückten Schonung muß man die Arbeit von neuem wieder anfangen; einzelne Geräumte hingegen kann man durch Nachsäen in Stand setzen. Man darf auch keinesweges an dem Fortgange der Schonung verzweifeln, wenn bey ausgesäeten Kien-Aepfeln im ersten Jahre der junge Aufschlag nicht gleich überall und in gehöriger Menge vorhanden ist. Es ist gewiß, daß manche Körner im zweyten Jahre noch aufgehen; und man muß daher billig warten, ob sich von solchen der Nachwuchs im zweyten Jahre finden werde. Es ist wahrscheinlich, daß diese ein Jahr über gelegene Körner sich im Erdreiche erhalten haben; wenigstens hat man von dem Gegentheile, und daß solche in den Aepfeln über gelegen hätten, keine wahrscheinliche Vermuthung; und man kann auch von dem ausgesäeten Samen, und dem natürlichen Anfluge, dergleichen Nachwuchs hoffen. Der Regel nach geht indessen der Kiefern-Same gemeiniglich im ersten Jahre auf. Man darf daher den Haupt-Aufschlag von dem Nachwuchse niemahls erwarten, und sich kein Bedenken machen, in solchen Geräumten, auf welchen im ersten Jahre zu wenig,

wenig, oder gar kein junges Holz zum Vorschein gekommen wäre, im zweiten Jahre sofort nachzusäen.

Die beste und schicklichste Zeit zur Saat läßt sich durch eine allgemeine Vorschrift wohl nicht genau bestimmen. Am wenigsten wird man vielleicht irren, wenn man die Natur beobachtet, und mit ihr zugleich zu säen sich bemühet. Wenn Frost und Schnee, oder auch nur kalte und feuchte Witterung, den März durch, wohl bis in den April, anhalten: so werden sich die Kiefern: Zapfen an den Bäumen weit später öffnen, als wenn der März trockne Luft und Sonnenschein mitgebracht hat. Es ist etwas ganz außerordentliches, wenn der Frühling im Februar eintritt.

Eigentlich sollte wohl der Kiefern: Same zu keimen beginnen, wenn die Kiefer zu treiben oder zu wachsen anfängt; und diese Zeit ist im May. Die Natur wird ihre Anstalten gewöhnlicher Weise dazu treffen, und der Mensch sollte ihrem Beispiele folgen. Eine zu frühe Saat kann mißrathen, wenn späte Fröste den Samen in der Belegung, den jungen Keim, oder das hervor kommende zarte Pflänzchen treffen. Zu spät gesäete Kiefern werden aber gemeiniglich im ersten Winter großen Theils zu Grunde gehen, weil die jungen Stämmchen nicht Zeit genug gehabt haben, ihren krautartigen Körper zur Reife zu bringen und zu Holz abzuhärten.

In Ansehung der Saat: Zeit würde ich also dem Forstmanne rathen, sich nach der Witterung zu richten, den Gang der Natur zu beobachten, und den Samen nicht später, als im April, zu säen. Kien: Aepfel müssen einige Zeit der Luft und Sonne ausgesetzt seyn, ehe sie aufspringen. Die aus den gesäeten Aepfeln sich verbreitenden Samen: Körner kommen daher immer später zum Keimen, als der ausgestreute reine Same. Die März: Luft ist gewöhnlich scharf und trocken; auch hat die Sonne in diesem Monate schon viele Kraft. Der veränderliche April läßt weit eher Regen und

feuchte

feuchte Luft vermuthen, als der März. Dieser scheint daher zum Aufspringen der Aepfel beförderlicher zu seyn, als jener; und man würde also wohl thun, die Aepfel noch 8 Tage früher, als den reifen Samen, zu säen. Wer die spätere Aussaat der Aepfel anrath, der befürchtet, daß die bei einfallendem warmen März: Wetter geöffneten Schuppen bei folgender Kälte sich wieder schließen, und daß solche, wenn vollends Regen einfällt, mit Sande verwaschen werden möchten, wodurch das Aufspringen des Samens verhindert würde. Allein, wer weiß nicht, daß der April mit Regen, frischer Luft und Sonnenblicken abwechselt, und daß selbst der May oft noch sehr kühl ist?

Uebrigens müssen ausgesäete Kien: Aepfel, wenn man bemerkt, daß sie auf der der Luft zugekehrten Seite gehörig aufgesprungen sind, nicht wohl mit der Ege, sondern mit einem grünen Kiefern: Strauche, oder mit schmalen weitzackigen hölzernen Harken, die nach der Breite der aufgeschügten Furchen eingerichtet seyn müssen, locker gewendet werden. Die Ege, wenn sie gleich mit hölzernen Zacken versehen, und noch so leicht ist, wird eines Theils die in den Furchen liegenden Aepfel nicht gut ergreifen noch schütteln, und wenden; andern Theils aber von dem auf die stehen gebliebenen Balken gebrachten Abraume der aufgeschügten Furchen einen Theil abreißen, und manches Samen: Korn und manche Aepfel in den Furchen vergraben. Auch der Strauch wird manchen Aepfel unberührt lassen; allein die Harken werden, wenigstens zur ersten Auslage, einige Kosten verursachen; und da sie von Menschen gehandhabt werden müssen, so wird ihr Gebrauch etwas langweiliger und kostbarer seyn, wenn man gleich Kinder dazu gebrauchen kann.

Gegen nicht vorher zu sehende Zufälle lassen sich nicht füglich Anstalten vorsehen; in manchen Fällen hingegen ist der Forstmann theils zur Sicherung seines

ausge-

anagefreneten oder angeflogenen Samens, theils zur Beschützung des jungen Holzes, zu Vorkehrungen verpflichtet, die er billig aus der Lage und Beschaffenheit seiner Schonung, und aus andern damit verbundenen Umständen, selbst entdecken und beurtheilen muß. So ist es z. B. in die Augen fallend, daß die beste und reichlichste Besäumung einer dem Anfalle des Windes ausgefetzten Sandfelle, um junges Holz zu erziehen, immer unzureichend seyn würde, wenn man den Samen und die jungen Pflanzen gegen die Gewalt des Windes nicht schützte, der in solchen Sand-Seen wüthet, und Erdreich und Samen zuweilen mit einander aufhebt und zerstreuet. Es kommt aber auf die Umstände an, ob eine Tangel-Verzäunung auf der Seite, wo der Wind gewöhnlich am stärksten her wehet, oder den Zug hat, hinreichend sey, seine Anfälle abzuhalten, oder ob eine Bedeckung des ganzen Ortes mit Tangel erforderlich sey.

Es hält schwer, die gegen Mittag und Abend gelegene Seite der Berge mit Kiefern in Anwuchs zu bringen. Ein trockner Sommer vereitelt nicht selten die darauf verwandte Mühe und Kosten. Selbst Birken, wenn sie in den ersten Jahren gegen das Austrocknen des Bodens nicht geschützt werden, verdorren. Aespen allein sieht man frisch darauf wachsen. Um Kiefern zum Fortgange zu bringen, würde man denselben Schutz gegen die anprellende Sonne zu verschaffen, mithin den Fuß des Berges mit einer Reihe Aespen zu besäen oder zu bepflanzen, und hinter diese einen Strich mit Kiefern anzupflanzen haben. Wollte man den Berg auf ein Mal in Anwuchs bringen, so würde man, von einem Zwischenraume zum andern, mit den Aespenhecken fortfahren müssen; wiedrigenfalls müßte man mit der Besäumung des folgenden Striches so lange Anstand nehmen, bis die ersten Kiefern einigen Schutz gäben.

Das

Das Roth-Wildbret, welches besonders den heranwachsenden Stämmen durch das Schälten nachtheilig wird, läßt sich von großen Gehägen und Dichteten schwerlich abhalten; und wer viele oder beträchtliche Schonungen hat, wird alljährlich von dem Wildbrete oder den Rehen verbissene Stämme bemerken. Allein, der befugten und unbefugten Jäger gibt es bereits so viele, daß man wohl eben nicht nöthig hat, eine stärkere Verminderung des Wildbretes aller Art zu wünschen. Dagegen ist der Forstmann verbunden, besonders die in seinem Reviere zur Hütung berechtigten Schäfer in genaue Aufsicht zu nehmen, und sich bey denselben, so viel als möglich, in Ansehen und Furcht zu erhalten, und allen Entschuldigungen durch richtige und in die Augen fallende Bemerkungen seiner Schonungs-Gränzen, besonders durch Gräben oder Verzäunungen, vorzubeugen.

Vorschläge zur Verbesserung der Kiefernholz: Saat. Zum Unterricht für Forstleute. Berl. und Stett. 1785, gr. 8. s. u. c. h. B.

Um den bisher abgehandelten Anbau der Kiefern, besonders in den kön. preuß. Ländern, mit Einem Blicke zu übersehen, will ich hier die Anweisung, wie reiner Kienen-Same ohne Flügel gesäet, und wie die Flügel von reinen Kienen-Saamen abgemacht werden müssen, d. d. Berl. d. 15 Nov. 1779, beysügen.

Der beste Kienen- oder Kiefern-Same sitzt gemeinlich oben in den stärksten, höchsten und gesunden Bäumen, und wird bekanntlich erst im zweyten Jahre, spät im November reif. Man findet daher auf einem Baume oft dreyerley Kien-Aepfel, als: erstlich, die reif gewordenen; zweytens, die in dem zukünftigen Jahre erst reif werden; und drittens, diejenigen, welche in dem vorhergehenden Jahre reif gewesen sind, ihre Samen aber haben fliegen lassen, und sich wieder zugeschlössen haben.

Oef. Enc. XXXVII Th.

Bb

Die

Die letztern sind nun zwar an ihrer ältern und hellern Farbe, und besonders daran kennbar, daß sie nicht so frisch wie die andern aussehen, und an trocknen Stielen sitzen; indessen muß doch bey dem Einsammeln der Kien-Aepfel sehr darauf gesehen werden, daß weder dergleichen alte leere Kien-Aepfel, noch solche ganz junge von unwissenden Leuten mit abgebrochen und eingesammelt, besonders auch, daß zum Nachtheil der Bäume und des künftigen Samens, nicht ganze Zweige, woran Kien-Aepfel hängen, mit herunter gerissen werden. Da nun der Kien-Same erst spät im Nov. reif wird, so dürfen auch die Kien-Aepfel nicht eher, als im Dec. und Jan., doch aber auch nicht später, gesammelt werden, weil sie sich später hinaus, bey Sonnenschein und Abend-Winden, sonst öffnen, und den Samen fliegen lassen.

Die gesammelten Kien-Aepfel müssen alsdann vor allen Dingen auf einen trocknen Breterboden, nicht auf, sondern neben einander, geschüttet, und in den ersten acht Tagen, wenigstens täglich ein Mahl, umgeharkt werden, damit die Feuchtigkeit des Reifes und der Luft abtrockne, weil sie sich sonst hernach schwerer öffnen, auch wohl gar schimmelig werden, sich brennen und verderben, wenn sie, ohne erst abgetrocknet zu haben, hoch über einander liegen. Sind nun die Kien-Aepfel solcher-gestalt abgetrocknet, so legt man sie auf Sorden in warmen Stuben, anfangs nicht gleich ganz nahe an einen heißen Ofen, weil sonst das harzige Wesen in den Kien-Aepfeln durch die sogleich vorhandene starke Hitze auf ein Mahl zu schmelzen oder zu fließen, und die Schuppen zu verkleben pflegt, daß sie nicht so leicht aufspringen können.

Das Feuer in den Ofen wird allgemächlich sehr langsam angeleget, und so regieret, nachdem das

Zim-

Zimmer Flein oder groß ist, und man wenig oder viel Knacken hört; denn dieses Knackenthum die Kien-Aepfel, wenn die Schuppen aufspringen. Merkt man nun, daß die Kien-Aepfel sich aufthun, so müssen die Sorden etwas geschüttelt werden, daß mit der Same heraus und durchfalle, welcher alsdann möglichst bald, und zwar so oft es sich der Mühe belohnet, aus der Hitze weggeschafft, auf einen trocknen Breterboden oder auf einen Tisch in einem luftigen Zimmer ausgeschüttet, und nicht gleich in Säcke gethan werden muß.

Bleibt der Same zu lange in der Hitze, so trocknet er natürlich sehr ein; und dieses verursacht eben so natürlich, daß er alsdann nicht so gut und geschwinde, als sonst, aufgehen kann.

Um den Samen desto leichter zu sammeln, hängt oder leget man auch wohl ein leinen Tuch unter; ist es aber ein zu dieser Sache allein zubereitetes Zimmer, so legt man vierkantig geschnittene Schwellstücke, oder etwas erhöhte Breter, hin und wieder hin, worauf man sicher gehen kann, ohne den Samen zu zertrümmern, nachdem er mit einem Besen von den Schwellhölzern oder Brettern abgekehrt ist.

Auf diese Weise erhält man sehr leicht vielen und schönen reinen Kien-Samen, womit gewiß drey Mahl so viel, gut und besser, besät werden kann, als mit den Kien-Aepfeln geschehen seyn würde. Viel Holz zum Einheizen wird auch nicht erfordert, denn das schlechteste Reis- und Zacken-Holz ist dazu gut genug; überdieß wird das Feuer hernach durch abgetragene leere Kien-Aepfel unterhalten, so, daß man, wenn die Sache erst im Gange ist, wenig und fast gar kein Holz dazu gebraucht. Die Samen-Körner aber haben alsdann noch kleine, feine Flügel; wird nun der Same mit

B 6 2

sei-

seinen Flügeln ausgesät, so darf keine Erde darüber kommen, sonst erstickt er, und geht nicht auf.

Der Same, welcher noch Flügel hat, muß also bloß oben auf die Erde gesät werden; er geht aber alsdann nicht so bald, noch so häufig, auch nicht so gut auf, als wenn er ohne diese Flügel gesät, und alsdann etwas Erde darüber gekommen wäre. Denn der Wind kann ihn alsdann nicht so leicht wegwehen, oder beunruhigen; und die sich oft scharenweise darnach zusammenziehende Vögel können ihn nicht so häufig, noch so leicht wegnehmen, und er fängt auch leichter an zu keimen, wenn er etwas mehr in als auf der Erde liegt, wiewohl niemahls mehr Erde darüber kommen darf, als daß der Same nur eben etwas bedeckt ist. Denn wenn das Samen-Korn aufgeht, so wird es durch den Keim oder Stängel, den es in die Erde treibt, aus der Erde wiederum heraus getrieben, und kommt oben auf den aus der Erde kommenden Stängel, und also wohl 1 Zoll hoch über der Erde zu sitzen, so daß, wenn hernach die Hülse des Samen-Kornes von der Spitze des Stängels abfällt, so kommt die Krone des jungen Bäumchens zum Vorschein. Liegt nun viel Erde über den Samen, so kann sich das Korn, besonders wenn es noch einen Flügel hat, nicht durch die Erde wieder heraus quälen, sondern muß darin ersticken und verderben; daher es denn auch in allen Fällen schädlich ist, Schafe u. d. gl. über einen besamten Ort zu treiben, weil sie den Samen in einen von Natur lockern oder locker gemachten Boden viel zu tief eintreten. Von diesem läßt sich dann auch leicht auf das Einlegen des Samens schließen, ob und in welchen Fällen es vortheilhaft oder schädlich sey. Der Vortheil, den Kienen-Samen ohne Flügel zu säen, und alsdann etwas Erde darüber bringen zu können,

können, ist demnach ganz klar; es kommt also nur noch darauf an, wie die Flügel von den Samen-Körnern abzumachen. Dieses geschieht am leichtesten auf folgende Weise. Das Abreiben mit den Händen ist zu kostbar und beschwerlich; man thut daher einen oder gar einige Scheffel Kienen-Samen in einen Sack, legt diesen auf eine Schütte Stroh, damit er nicht hart liege, und läßt den Sack mit frischen Stöcken dreschen, und oft umwenden. Der Sack wird alsdann viel Staub von sich geben, und der Same sehr zusammen fallen. Man sieht darnächst gar bald, daß die Flügel sämmtlich von den Körnern losgegangen sind, und können zwey Leute in einem Tage wohl über 20 Scheffel Samen von den Flügeln abdreschen.

Will man nun die Körner von den Flügeln ganz absondern, so muß das alles erst durch ein grobes Sieb gejaget werden, worin bloß das größte, als die einzelnen Schuppen zc. zurück bleiben, der Same und Staub aber durchfalle. Darnächst wird ein feineres Sieb genommen, durch welches bloß der Staub fällt, der Same aber zurück bleibt. Sodann wird der Same erst geworfen, wie Getreide, und kommt alsdann auch der schlechte und taube Same bey dem Staube zu liegen. Den Samen gleich anfangs wie Getreide zu werfen, geht nicht an. Hiernächst hat man denn doch den Endzweck noch nicht erreicht, denn die so genannte Flügel-Hülse ist immer noch als eine Haut um die Samen-Körner sitzen geblieben, und diese Hülse ist hauptsächlich mit Ursache, warum keine Erde über den Samen kommen darf. Es muß also diese Hülse auch erst weggeschafft werden, sonst hilft die Wegschaffung des Flügels sehr wenig.

Man legt also eine Menge Samen neben einander, besprenget ihn durch eine Bürste mit frischem

Wasser, thut ihn sodann in einen Sack, legt diesen auf ein Bret, und läßt ihn bey öfterm Umwenden stark reiben. Nicht lange darnach kommt schon wieder ein Staub, und dieser zeigt an, daß sich die Hülsen abthun, und der Same zugleich schon wieder trocken werde. Es finden sich alsdann die Säute der Körner wie lauter kleine Hülsen, und der Same hat einen Glanz, wie poliert, bekommen, als wodurch er denn auch hauptsächlich von dem nicht gehülseten Samen zu unterscheiden ist. Will man alsdann die Hülsen von den Körnern absondern, so kann solches durch das Werfen, wie Getreide rein gemacht wird, geschehen. Ueberhaupt finden sich viele Handgriffe und große Vortheile bey dieser Arbeit, wodurch solche sehr erleichtert wird, und die sich nach einigen Versuchen sogleich zeigen, daher man wohl thut, nur gewisse zuverlässige Leute für beständig dazu zu gebrauchen.

Die Aussaat geschieht alsdann im Monath März, und man hat bey dem abgehülseten Samen weit weniger Fatalitäten und Zufälle zu befürchten, auch gewiß zu hoffen, daß er gleich nach sechs Wochen alle auf ein Mahl sehr schön aufgehe, und noch vor Eintritt des Sommers und des Herbstes so zunehme und holzartiger werde, daß der junge Anwuchs Hitze und Frost ausstehen könne, anstatt daß er davon sehr oft verderben muß, wenn er später aufgeht.

Der trockenste, schlechteste und sandige Boden ist gut für das Kien- oder Kiefern-Holz, und man kann solches sehr leicht darauf forbringen, wenn nur, wie es sich gehört, dabey zu Werke gegangen wird. Denn wenn man den Samen auf einen verangerten, bemosten Boden austreuet, so bleibt er natürlich in dem Moose und Heidekraute hangen, oder auf den dicken Rasen liegen, und ver-

verdirbt, weil er keine Erde ergreifen können. Sät man ihn in einen klaren fliegenden Sand, so ist das eben nicht besser, und auch alle Kosten verloren; denn der Wind wehet ihn alsdann mit weg, oder er wird hoch mit Sand bedeckt; bleibt er aber ja so liegen, wie er ausgesät ist, so wird er doch noch immer von den Winden beunruhiget, weil der Sand nicht stille liegt. Wird er aber auch nicht beunruhiget, und keimet er auch, so kann er doch in zu lockern Boden nicht gedeihen, weil der Sand ohne Narbe oder ohne harte Oberfläche die Wurzeln nicht fest genug halten kann, auch seiner Lockerheit halber zu leicht und zu oft so austrocknet, und ausdörret, daß nicht die mindeste Nahrung zurück bleibt, weil keine Narbe oder Festigkeit da ist, welche einige Nahrung oder Feuchtigkeith an sich zurück behalten kann.

Sodann tritt noch vor allen andern Uebeln das hauptsächlichste hinzu, daß ein jeder lockerer Boden in kühlen Frühjahrs- und Herbst-Nächten, bey Thau und Reife, sich etwas erhebt oder aufquellert, und daß sich eben dieser Boden wiederum senket, wenn er durch die Sonne erwärmet wird. Je lockerer nun der Boden ist, je höher quillt er alsdann; er fällt aber auch sodann desto tiefer, und bey diesem Fallen oder Senken fällt der Sand von den kleinen Stämmen ab, sie liegen alsdann oft schon 2 bis 3 Zoll lang, Millionen weise, an einen Morgen ganz bloß mit ihren Wurzeln oben auf der Erde, und verdorren. Dieses ist eben dasjenige, wenn man sagt, der Frost zieht die Pflanzen aus der Erde, und was man bey allen Holzgattungen befürchten muß, wenn man in zu lockern Boden sät.

Das Bedecken des fliegenden Grundes durch Tanger und Reis muß lediglich um deswillen ge-

schehen, um erst dem Boden Ruhe zu verschaffen, damit er sich senken und eine Narbe ansetzen könne, worin der hernach darauf auszustreuende Same eine Festigkeit finde, die nicht nur den Bewegungen des Windes widerstehen, sondern auch hauptsächlich durch die Feuchten, kalten Frühjahrs- und Herbst-Nächte, sich nicht so leicht, auch nicht so hoch in die Höhe heben, oder aufquellen lassen könne.

Aus dem allen ist nun sehr leicht die Grund- und General-Regel einzusehen, daß erstlich ein verangerter und bemoster Boden nur ganz flach und nicht zu tief, sondern nur eben, gleichsam ganz flach so abgeplagget oder bloß aufgerissen werden müsse, daß die Samen-Körner nur eben frisches Erdreich ergreifen und Wurzel schlagen können, welches alsdann desto leichter geschieht, da der beste Dünger in der sitzen gebliebenen Erddecke besteht, die den Keim alsdann noch fest hält. Pflüget man zu tief, so wird dadurch das beste Erdreich weggenommen, und es entsteht daraus sehr leicht ein zu lockerer und gleichsam fliegender Boden, besonders in sandigen Gegenden, die an und vor sich schon locker genug sind. Der Same auf abgeplaggeten oder ganz flach abgeplügeten Boden, läßt sich auch sehr leicht, und so viel als nöthig unter die Erde bringen, wenn, wie doch allemahl geschehen muß, leicht darüber weg geegert oder geharket, sodann der Same erst ausgestreuet, und darnächst mit einem Büschel Strauchwerk, welches an einen Stock oder Leine gebunden seyn kann, darüber her gezogen wird. Zweytens, daß Sandschellen niemahls eher besamet werden müssen, als bis sie völlig gestöpft sind, und sich durch den aufgefahnen Tänger und Reis vorher eine Decknarbe oder Festigkeit angesetzt hat, welche hernach gleich bey der Besamung durch das Aufharken oder Auflegen wie-

der

der etwas wund gemacht werden kann. Man muß sich übrigens hüten, zu feuchte und steinichte oder solche Gründe mit Kien zu besamen, welche nicht erst tief unten, sondern in der Fläche mit Kies- und Wellgründe versehen sind; denn sobald die Pfahl-Wurzeln einen dergleichen Grund erreichen, so bleiben die Bäume oft erst in einem Alter von 20, 50 und 40 Jahren in ihrem Wachsthum stehen, werden bemostet und ungesund.

Um recht geschlossene Witter zu ziehen, muß der Same zwar etwas dicht gesät werden, aber nur nicht zu dicht, sonst benimmt ein Stamm dem andern die Nahrung, keiner kann recht fort, sie quälen sich, und kein einziger Stamm bekommt gute Wurzeln, denn der Mangel an Plaz und Nahrung verhindert, daß sich die Wurzeln hinlänglich ausbreiten können.

Ob nun wohl die Kien in weißen, gelben, schwarzen und dergleichen vermengten Sande, vor allen andern Holzgattungen, auch in einem solchen schlechten Boden, der kaum ein Grashalm trägt, fortzubringen sind: so ist doch ein mit Sand und Erde vermengter, etwas kiesiger Boden für sie der beste; hingegen ein lehmiger, steiniger und zumahl nasser Boden der schlechteste. Es wächst die Kiene auch wohl Mahl im feuchten Grunde, noch dazu zuweilen sehr geschwind, allein der Baum bleibt sehr selten gesund, und das Holz wird allemahl schwammig, korkig, und bey weitem nicht so fernfest und dauerhaft, als im trocknen Boden. Die Ursachen sind natürlich.

Die beste Zeit der Aussaat des Kien-Samens ist im März, und spätestens anfangs April, bey feuchter Witterung, damit sich die Körner desto bequemer mit Erde umgeben und ansaugen können.

Will man Kien-Aepfel säen, so muß man auf 1 Morgen von 180 rheinl. □ Ruthen ohngefähr, doch wenigstens 10 bis 12 Scheffel voll Kien-Aepfel rechnen. Sät man aber reinen Samen mit Flügeln, so sind nur 9 bis 10 Pfund, und an ganz reinen Samen, ohne Flügel, nur $7\frac{1}{2}$ bis $8\frac{1}{2}$ Pf. auf einen dergleichen Morgen nöthig. Es versteht sich dieses jedoch nur von ganz Holz-leeren und so belegenen Gründen, wohin die stehenden Orter keinen Samen wehen können, als worauf man bey Gehauichten stark rechnet, daher diese auf Ebenen billig, und wenn es andere dabey concurrirende Umstände erlauben, nie breiter, als etwa 20, höchstens aber nur 30 Ruthen, oder 100 bis 125 Schritt zwischen der Abend- und Morgen-Seite entlang durchgeführt werden sollten, damit die Abendwinde den Samen aus dem stehenden Orte leicht so weit auf das abgetriebene Behau herüber jagen können. Ueberhaupt aber dienen die Local-Umstände zur besten und sichersten Anweisung, wie viel Samen auf einen Morgen ausgesät werden muß; denn je schlechter der Boden, und je mehr Same darin (wie z. B. bey der Aussaat der Kien-Aepfel) verderben kann, je mehr muß ausgestreuet werden.

Unter die solidesten Besamungs-Anstalten gehört noch dieses hauptsächlich, wenn das Abpflügen der verangerten oder mit Mos und Heidekraut versehenen Gegenden spätestens im Sommer, und eher, als die Samen der Gräser und Heidekräuter reif werden, geschieht, wodurch vieler Nachwuchs von solchem Unkraute verhütet wird, und daß dar-nächst der Boden kurz vor der Aussaat im Früh-jahre um deswillen geeget werde, damit die Klüm-per und Kassen klein gemacht, und das Erdreich egal werde. Die zerrissenen Stücke des Kassens
oder

oder Plaggen dienen übrigens dem Boden zum Dünger, dürfen also nicht weggeschaffet, sondern müssen so klein, als thunlich, gemacht, und so liegen gelassen werden. Ist übrigens, wie man oft findet, der Same hin und wieder zu dicht, und anderswo in der Nähe zu weitläufig aufgegangen, so kann man die jungen Kienen im zweyten, dritten und vierten Jahre mit ganz außerordentlich vielen und großen Vortheilen verpflanzen, nur müssen sie alsdann mit einem schmahlen, in der Gestalt eines halben Mondes verfertigten Spaden so behutsam ausgestochen, und in eben so groß gestochene Löcher wiederum fest eingesetzt werden, daß die Wurzeln mit Erde bedeckt bleiben, und den nebenstehenden kein Schade zugefüget wird. Daher denn auch die Löcher, worin die Pflanzen gestanden, wiederum zugemacht werden müssen, wenn es anders die Lagen und Umstände söglich thun lassen. Sand-Schellen, welche sich gesetzt, und eine feste Oberfläche erhalten haben, können auf die Weise mit sehr wenig Kosten in Anwuchs gebracht werden, besonders, wenn die jungen Pflanzen ganz in der Nähe überflüssig zu haben sind, da sich alsdann viele hunderte in einem Tage von wenig Leuten verpflanzen lassen. Sie müssen aber alsdann nicht über 4 Fuß von einander gepflanzt werden, so, daß auf einen Morgen von 180 □ Ruthen etwa 1100 Stämme zu stehen kommen. Ferner ist dabey zu merken, daß die Pflanzen nicht aus starken, hohen Dicken genommen werden müssen, worin sie älter geworden zu seyn pflegen, als sie von weiten aussehen, auch wohl gar schon darin gekümmert haben, da sie alsdann die freye Luft nicht wohl vertragen, und nicht fortkommen können.

Was diese Verpflanzung hauptsächlich außerordentlich vorthailhaft macht, besteht darin, daß da-
durch

durch viele tausend Stämme von dem Absterben gerettet, und zu schönen Bäumen angezogen werden können, welche statt dessen höchstens einstens zu Hopfen- und Bohnen-Stangen heraus gehauen werden müssen, um den übrigen Luft zu verschaffen. Sodann, daß in einer Minute verschiedene Stämme ausgestochen, und zugleich eben so geschwinde wiederum eingepflanzt werden können; und endlich, daß wüste Gegenden auf einmahl dadurch wiederum in Anwachs zu bringen sind, besonders, wenn auch dazwischen etwas gesät wird, welches durch die gepflanzten Stämme ein weit besseres Gedeihen gewinnt; letztlich, daß die ausgestochenen Stämme auf einen, etwas darnach lang und breit eingerichteten Breterwagen auf einmahl schockweise Stunden weit verfahren werden können, nur muß es ganz langsam, möglichst immer im Sande fortgehen, damit sich die Erde nicht von den Wurzeln los rüttelt. Damit auch die Erde von selbst desto fester halte, so müssen im Decemb. und Febr., spätestens anfangs März, zum Verpflanzen solche Tage abgelauert werden, an welchen die Witterung warm oder ganz gelinde, der Boden aber von solcher Beschaffenheit ist, daß das Erdreich durch vorherige Feuchtigkeit zusammenhangender, als sonst, bleibt. Gesezt, die Stämme sollen alsdann etwa eine Stunde zum Transport außer der Erde bleiben, so läßt die zufällig warme oder gelinde Witterung nicht zu, daß ihnen der Frost schade; indessen muß allerdings und auf alle Fälle sehr damit geeilet werden. Die jungen Stämme bekommen alsdann von ihrer Verferung nicht die mindeste Empfindung, als wornach die ganze Sache eingeleitet und so angegriffen werden muß, daß ein jeder Mithelfer vorher durch Proben über dasjenige

ge unterrichtet ist, was ihm dabey zu verrichten obliegen soll.

Berlin, d. 15 Novbr. 1779.

Frh. v. d. Schulenburg.

Das Alter einer Kiefer läßt sich sowohl durch die so genannten Querle, oder die jährlichen Triebe des Haupt-Astes, als auch durch die innern Saft-Ringe, füglich bestimmen; wie lange sie aber in vollkommenem gutem Zustande bleiben könne, dieses hängt allein von der Güte des Bodens ab. Auf einem guten Boden kann man bey ihr jährlich auf mehr als 1 Fuß Höhe Zuwachs in einer fast beständig gleichen Dicke rechnen. Sie fängt gegen das Ende des Aprils, oder mit dem Anfange des May, zu treiben an, und wächst bis in den August. Mit 80 Jahren ist sie alsdann zu allen möglichen Arten von Bau-Holz brauchbar, und die Berechnung läßt sich weiter darnach ausdehnen, da sie auf 150 und mehrere Jahre fort wächst.

Wie hoch die Stämme in gutem Grunde werden können, davon führt Dürvi ein Beyspiel aus dem Munde des damahls noch lebenden chursäch. Ober-Förstmeisters, Hrn. Doppel von Brunofowsky, an. Dieser erzählte im J. 1762, gegen den Hrn. Besitzer der harbfischen Pflanzungen, einiger Kiefern, aus deren jeder in dem vorhergehenden Jahre 8 große Sägeblöcke, zu 16 F. Länge, gefallen waren. Sie mußten also, ohne den Schopf zu rechnen, 128 F. Höhe, und in solcher noch die gehörige Breite zu Bretern, gehabt haben. Die Erzählung selbst bestätigten vier in der Gesellschaft gegenwärtige chursächsische Kammer-Räthe, und daß die Berechnung an die herrschafel. Kammer aus den Försten bey Stolpe eingeschickt sey.

Starker Wind, Raufreif, Glatteis, und häufiger Schnee, sind der Kiefer gefährlich, weil die Gipfel mehrentheils rund, und stark belaubet, die obern Aeste aber leicht brüchig sind, und leicht aus einander reißen.

reissen. Doch schränkt sich die Gefahr nur auf offene und lichte Derter ein; in geschlossenen und dichten ist sie weit geringer, und die weitläufigen Kiefern-Wälder im Brandenburgischen, Sächsischen und Böhmeischen, geben das beste Zeugniß davon.

Die größten Feinde der ausgestreuten Samen-Körner, sind die Mäuse und kleinen Vögel, welche auf alle mögliche Weise abgehalten und verschuchet werden müssen. Zwar finden sich in Rösel's Insectenbe-lustig. (*), drey verschiedene Raupen von Nacht-Schmetterlingen, welche sich von den Nadeln und dem Holze junger Kiefern nähren, sie kommen aber in Nieder-Sachsen nicht so häufig vor, und schaden überdies nicht so stark, daß man sie als fürchterliche Feinde betrachten dürfte. Die letztern von Rösel angeführten, verursachen, daß bisweilen an Kiefern und Fichten die obern Aeste verderben, und das übrige grün bleibt, da sich denn an dem abgestorbenen Zweige eine Beule von Harz zeigt. Dasselbst fressen sich die aus den Eiern gekrochenen jungen Raupen in das Mark ein, und verursachen, daß der Saft und das Harz stärker nach einer solchen Stelle fließt; und da solcher Gestalt derselbe dem obern Theile benommen wird, muß dieser verderben. Dieses ist bey Linné *Phalaena Tinea Resinella*; und die beyden andern sind *Phalaena Bombyx Pini*, und *Phalaena Noctua quadra*.

Im Jenner 1784, hatte sich, wie in der von Hrn. L. S. we und Niem herausgegebenen physikalisch-ök. Zeit. a. d. J. 1785, S. 34, fgg. gemeldet wird, in Ober-Schlesien, in den plessischen Waldungen, eine Menge Raupen eingefunden, welche indessen nicht ganze Wälder, sondern nur Streifen von 1 bis 1½ Meilen Länge eingenommen haben. Sie waren etwas ungewöhnlich groß, am Rücken schwärzlich und am Leibe dunkelgrün, mit einer kleinen gelben Schattierung an den Seiten. Sie entstan-den auf jungen Kiefern, und nahmen an manchen Orten

(*) 1 Band, 2 Cl. 16 und 59 Taf. und 4 Cl. 17 Taf.

auf ½ Meile breite Flecke Waldes ein, wo sie immer weiter vorwärts gingen, und nichts als völlig entnadelte Bäume und Mist hinter sich ließen; wodurch auch der berastete Boden an selbigen Orten wie abgesengt aussah. In Zeit von 6 Wochen gingen sie einen Streifen von 1½ Meilen lang durch. Die Bäume schienen völlig abgestorben zu seyn. Man hätte vielleicht diesem Uebel einiger Maßen vorbeugen können, wenn gleich bey Entstehung dieser Ungeziefer, ehe sie überhand nahmen, und zu Anfange nur 100 oder mehrere, bloß niedrige Stämme damit befallen gewesen, dieselben mit angezündetem Stroh wären weggebrannt worden.

Im 22 St. gedachter Zeitung, a. d. J. 1784, S. 184, wird einer ähnlichen Raupen-Verheerung bey Stettin gedacht; und die ökon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schles. v. J. 1778, S. 403, liefern eben so fürchterliche Anzeigen von dieser Raupen-Art, die in vielen Gegenden Deutschlands gar nicht bekannt ist. Rösel hat sie in Nürnberg und dasigen Ländereyen durch langes Suchen einzeln und selten auf den Fichten angetroffen. Frisch meldet in seiner Insecten-Beschreibung, daß man im J. 1728, in vielen Kiefern-Wäldern der Mark Brandenburg diese Raupen sehr häufig angetroffen habe; und der Verfasser jenes Aufsatzes, Hr. Jod. Leop. Frisch meldet, daß er als Jüngling Augen-Zeuge gewesen sey, und die Raupen-Heere, so wie die abgefressenen Kiefern, habe betrachten können. In Schlesien fand er eben diese Raupen in den Jahren 1756, bis 1760, in manchen Gegenden im grünebergischen Kreise wieder, doch nur in wenigen Heeren, von welchen nur einige hohe und niedrige Bäume gänzlich abgefressen oder entlaubt wurden. Im J. 1773, bis 1777, fanden sie sich in obgedachten Gränz-Wäldern bald hier bald dort ein, und erschienen in manchem Jahre in solcher Menge, daß sie die schönsten und dicksten Kiefern-Bäume durch das gänzliche Abfressen ihrer Nadel-Blätter verborren machten. Hr. Frisch beschreibt diese in manchen Gegenden so höchst schädliche Raupen-Art, meldet ihren Schaden, den sie anrichten, und thut aus der Erfahrung eine Anzeige, wie ihre abscheuliche Menge zu vermindern, oder gar auszurotten seyn könnte, in folgender Nachricht:

Der Ritter von Linné benennt ihren Zwiefalter *Phalaena pini*. Die Raupe ist also die Fichten-Bien- oder Kie-

Kiefern-Baum-Raupe zu nennen. Einige halten sie mit vieler Wahrscheinlichkeit für die giftige *Pithiocampe* der Alten; der äussern Bildung nach wird sie von Hrn. Frisch und Rösel vortreflich abgebildet und beschrieben. Sie hat in der Gestalt vieles von der buntköpfigen großen Raupe, mit großem Kopfe, welche fast auf allen Arten der Fruchtbäume zu sehen ist. Der ziemlich große Kopf der Kiefern-Raupe ist aber ockergelb, und durch einen weißen Strich in der Mitte getheilt, der sich über dem Maule in eine Gabel zertheilt. Auf den ersten 3 Absätzen, an welchen die spitzigen Vorderbeine stehen, sieht man auf jedem recht sammetblaue Spiegel-Flecken. An den Seiten stehen ziemlich lange Haare, in Büscheln aber sind wenig Haare; am Kopfe und Schwanz stehen die längsten. Der ganze Leib ist hell mit braunen ordentlich gesetzten Flecken, an den Seiten mit weißen langen Flecken, die mit Dunkelbraun abgesetzt, und dabey pomeranzengelbe Flecke stehen. An den ersten Gliedern stehen zinnoberrothe Knöpfe, und die Raupe sieht ziemlich bunt aus. Alle weiße Flecke sind gleichsam schuppicht, oder mit solchen Staub-Theilchen besetzt, wie die Papilion-Flügel. Der große Nacht-Zweifalter, den Linné *Phalaena pini* nennt, ist dem Weibchen der *Phalaena dispar* ähnlich, die Farbe aber capuzinerbraun mit Grau vermischt, oft mit weißen Staubsedern hin und wieder bestreuet. Quer durch die Mitte der Flügel geht eine breite kaffeebraune Binde. Auch diese *Phalaena* oder Nacht-Zweifalter findet man bey Hrn. Frisch und Rösel schön abgebildet.

„Diese Raupen-Art ist, ihrer Natur nach, unter die geselligen, oder die sich als Raupen allezeit in großen Haufen neben einander aufhalten, zu zählen; ja diese sind so gar in ihrem Zug oder Marschen von einem Baume zum andern, als ob sie an einander geheftet wären, merkwürdig. Ich habe sie allezeit als in ordentlichen Gliedern dicht hinter einander kriechend gefunden; meistens schien ihr Zug von gleicher Breite, als eine handbreite, auch wohl breitere bunte lange Binde, die, nachdem sie häufig gerathen, einige hundert, ja wohl über tausend Stück Raupen in sich halten. Ich fand ein solches Raupen-Heer in ihrem Zuge über einen gewöhnlichen Fahrweg im Walde. Mein Wagen fuhr quer durch. Sowohl die Pferde, als die Räder, zerquetschten viele und zertheilten also ihre Ordnung zwey

Mahl

Mahl in beyden Geleisen. Ich bemerkte, daß sogleich der mittlere Haufe, als auch die letztern, Halte machten, und über die zerquetschten nicht fort kriechen wollten. Keine wich auch zur Seite aus, da sie doch auf beyden Seiten junge und erwachsene Kiefern hätten zu ihrer Nahrung bald erreichen können. Nach etlichen Tagen fand ich bey meiner Rückreise diesen Raupen-Zug noch auf eben der Stelle; die mehresten waren matt, andere schon todt. Einige bewegten sich noch immer mit ihrem Kopfe auf beyden Seiten. Diese Erfahrung trieb mich an, mehrere Versuche zu machen. Ich suchte von dieser Raupen-Art in eben dem Kiefern-Walde noch einige Heere auf, und fand eines darunter im vollen Ziehen. Mit einem dicken Baum-Aste zerquetschte ich eben so in ihrer Ordnung die Raupen einige Mahl, und fand, daß sie es, wie die erstern, machten, und nicht fort kriechen wollten. Sollte diese Bemerkung uns nicht eine Anweisung geben, wie man diese schädliche Raupen vermindern, oder gar ausrotten könnte?

„So bald man selbige in einem Kiefer- oder Kien-Baum-Walde häufig vermerkt, (welches leicht an den abgefressenen und von Blättern entblößten Aesten und ganzen Bäumen kann entdeckt werden,) so müßten die Jäger oder Heide-Läufer die Heerzüge dieser Verberber auffuchen, und darauf lauern, wann sie von einem abgefressenen Baume zum andern ziehen, da sie dann auf oben angezeigte Weise in ihrem Marsche gehindert würden, und in ganzen Heeren verhungern müßten. Gesezt, es wäre dieses zu mühsam: so ist es nöthig, daß man, so bald sie auf einem Aste gefunden werden, denselben abhauet oder herunter bricht, oder den ganzen Baum abhauet, wenn sie sich auf demselben schon ausgebreitet haben. Sie werden theils durch das Hauen schon erschüttert, theils durch den Fall des Baumes zertrümmert, und ihr gesellschaftlicher Schade also gänzlich gehindert. Solche Bäume, welche von diesen Raupen abgefressen werden, verdorren ohnedem; und es ist besser, daß sie bald umgehauen werden, ehe sie von selbst ausdorren. Bey diesen Geschäften mit der Raupen-Ausrottung ist es nöthig, sich zu hüten, daß der Haarstaub von denselben, und von ihren Häutungs-Restern, den Menschen nicht auf die bloßen Theile des Leibes falle, als: auf die Hände, Gesicht und Hals, sonderlich wenn die Schweißlöcher durch starke Bewegung eröffnet sind.“

Oef. Enc. XXXVII Th.

Cc

Die

Die Mühe, welche man auf die Anpflanzung und Vermehrung der Kiefer wendet, belohnt sich gewiß, weil sie von dem äußersten Gipfel, bis zu ihren tiefsten Wurzeln, zu allerley Gebrauche mit großem Vortheile genuset werden kann, und zugleich dieser Baum ein höheres Alter, als die übrigen Gattungen des Nadel-Holzes, erreicht.

Was die Beschaffenheit des Kiefern-Holzes, in Absicht auf den Gebrauch betrifft, hat es, der Erfahrung zu Folge, zwar mit dem Fichten-Holze einerley Nutzen, nur ist es bräunlicher, spröder und brüchiger, und dessen Bearbeitung daher zwar bey den Zimmerleuten gut, wenn sie gerade und frische grüne Stämme haben, die, wenn sie nicht ästig, wimmerig oder gedreht sind, sich deshalb, wohl behauen, schneiden und hobeln lassen; nicht aber in vielen Fällen, bey den Tischlern, und Andern, welche das Holz noch überdem trocken verarbeiten, und zu allerley Blättern und Tafeln zusammen fügen und richten müssen. Das Holz von den gesunden und schaftig wachsenden Kiefern, welches man bey uns Heide-Holz nennt, hat eine dünnere Rinde, ist kleinjähriger, leichter und etwas fester; das Holz von der andern Art hingegen ist grobfaseriger, spröder, und, wegen der verschiedenen Menge des Harzes und der Harz-Gallen, auch zuweilen brüchiger, und schwerer zu bearbeiten. Es gibt daher öfters keine recht lange Balken, oder doch selten solche, welche eine große Last zu tragen geschickt wären; denn sie brechen weit eher, als sie sich biegen. Das so genannte Heide-Holz, in den Sand-Heiden, und wo Feuchtigkeit ist, gibt ein weiches Holz zu Bau-Stücken und gemeinen Brettern; es wird bey uns in ausgelichteten Waldungen, mehr stammfaul gefunden, als das fette Kien-Holz. Recht reifes, kieniges, Kiefern-Holz, welches einen großen Kern hat, zu gehöriger Zeit gehauen, widersteht der Witterung, Nässe und Fäule besser, als das Weiß-

Weiß- und Roth-Tannen-Holz; doch wird man bey recht harzigem guten Fichten-Stamm-Holze öfters auch keinen Unterschied merken. Wenn die Stamm-Enden, (insonderheit das Topf-Ende,) der freyen Luft ohne Bedeckung ausgesetzt sind, werden sie spack, und sind, von der Zeit an, dem Wurmfraße ausgesetzt, und dem um sich fressenden Wulme dermaßen unterworfen, daß auch das schönste Holz, ohne stark und mit Schaden verschnitten zu werden, bey dem Baue nicht angewendet werden kann. Sonst kann das Kieferne Bau-Holz viel länger im Wasser liegen, auch in seiner Borke bleiben, als das von Roth- und Weiß-Tannen. Es trocknet ebenfalls ziemlich ein, aber doch weit langsamer, als das von der letztern Gattung. Sonst kommt es, dem Gewichte nach, dem Roth-Tannen- oder Fichten-Holze fast am nächsten, und wird der Kubik-Fuß davon, insgemein für 40 Pfund schwer angenommen.

Unter dem Kiefern-Holze gibt es bey uns Holländer-Holz, zu 60:70:80-fußigen Stämmen, die zugleich 10:12:16:18-zollig gefunden werden; auch befinden sich darunter besonders solche, die wegen ihres festen, etwas wimmerigen, aber vollkommenen Schaftes, eben die recht guten und großen Masten geben, der gleichen die Franzosen sonst schon in etlichen nordischen Häfen vor andern zu suchen gewohnt sind, und welche daher auch Mast-Kiefern genannt werden. In Rußland und in Sibirien, werden diese reife, kienige Kiefern-Stämme, außer den Lerchen-Bäumen, oder mit diesen zugleich, zu Rähnen, zu Kielen, und überhaupt zum Schiff-Bau, für das beste Holz gehalten. Außerdem gibt die Kiefer, in Ermangelung der Eichen, gute Well-Bäume oder Hammer-Wellen, auch sonst noch gute dauerhafteste Säge-Blöcke, mit einem großen kienigen Kerne, zu Bohlen, Pfosten und Dielen, welche öfters weniger ästig sind, als die von der Fichte. Es gibt auch Baum-Stämme, zu kurzen Ständern, Ec 2 Eau:

Säulen, Bändern, Einzug-Balken, Riegeln, Schwellen, und sonst recht starke Pfähle zu Gebäuden. Ferner wird das Kiefern-Holz mit Nutzen zu Pumpen-Stangen, zu hölzernen Bedeckungen der Schiff-Brücken, zu Wasser-Trögen und zu Brunnen-Röhren, gebraucht. Alles Röhr-Holz muß an der Sonnen-Seite gehauen werden, wo es kleinjähriger, aber stärker von Kern und magerer gefunden wird, in welchem Zustande es nämlich mehr Wasser anzieht, und dem Drucke der Luft besser widersteht, als ausser dem.

Aus allen Gattungen des Bau- und Schiff-Holzes, müssen die unreifen und so genannten sonnenschiefen Bäume ausgesuchet werden, als welche unter das Brenn-Holz gehören, weil sie, als Bau-Holz gebraucht, noch einige Zeit darnach, wenn sie schon wirklich im besten Verbande stehen, doch den Gebäuden großen Schaden thun können.

Was den Gebrauch des Kiefern-Holzes bey dem Wasser- und Civil-Baue betrifft, so ist es gewiß, daß das an und auf Bergen, auch steinigten Anhöhen, langsam gewachsene Stamm-Holz das festeste und beste sey, auch die dauerhaftesten Mast-Bäume gebe, und daß die eingerammten Pfähle davon, im fetten Moir-Grunde, Thon- und Lehm-Erde, auch unter Wasser, sich sehr wohl conserviren. In Gebäuden thun es die recht trocknen Balken, die mit fetter Erde bekleidet sind, auch. Die Brücken-Pfähle hingegen von Kiefern-Holze, wollen über dem Wasser, und wegen des beständig wechselweisen Anspühlens, Erweichens, Trocknens, Steigens und Fallens des Wassers, diese Dauer nicht zeigen. Wenn aber der Sand-Grund unter Wasser steht, erhalten sich solche Pfähle auch sehr gut. Der trockne, brennende, frey liegende Sand hingegen verzehrt gleichsam die kiefernen Pfähle in sehr kurzer Zeit dermaßen, daß man das schnelle Verderben derselben in solchem Sande,

Sande, in der freyen Luft, gegen die Dauer im fetten festen Grunde, etwaum wie 10 gegen 30 schätzen kann.

Das beste vom leichtem, mageren und feindrächtigen, wohl ausgetrockneten Kiefern-Holze, kommt zwar nicht immer vor die Tischler, es dauert aber auch nicht gar wohl im Wetter. Indessen wird das fettere, wohl ausgetrocknete, doch immer mit zu Fenster-Rahmen, zu Lattenwerke, Panelwerke, zu allerley Furnier-Arbeit, Fußböden, Tischblättern, Tafeln, Kasten, Kleider- und Küchen-Schränken, auch andern Sachen, angewendet, da denn, wegen der verschiedenen Breite, beyde Seiten der Länge nach genau zusammen gefüget und an einander geleimet werden müssen. Das gleichwüchsigste und feinste darunter lesen sich die Orgel-Bauer, Clavier- und Instrumenten-Macher, aus, weil es sich sehr fein bearbeiten, und zu Resonanz-Böden behobeln läßt; die Landleute aber ziehen das fette kleinigste zu ihren Läden, und die Böttcher das mittelmäßige zu langen Stäben, Faßdauben, für flüssige fette Waren bey der Haus- und Land-Wirtschaft, vor.

Die Kiefer gibt auch gutes Brennholz und Kohlen. Das Holz ist leicht, fängt bald Feuer, gibt eine helle Flamme, schnelle Hitze, und verbrennt bald eben so geschwinde; ausser bey etlichen Abänderungen desselben in gewissen Gegenden, woran der Boden und das Wachsthum Schuld sind. Das insonderheit mit Harz gesättigte Holz der Kiefer, aus den Stämmen, knorrigen Aesten und harzigen Wurzeln, welches sehr leicht und hell brennt, und daher sowohl zum Leuchten, als auch zum Anmachen des Feuers gebraucht wird, wird der Kien, oder das Kien-Holz (*), L. Taeda, ge-

Ec 3 nannt,

(*) Im Nieder-Keen. Es hat seinen Nahmen ohne Zweifel von seiner brennbaren Eigenschaft, da es denn zu dem alten noch im Schwed-üblchen kindä, Angelf. cynne, anzünden, woraus auch unser zünden geworden ist, gehört. Im Griech. ist καύω rennen. Die Lat. candere, incendere, Candela, u. s. f. gehören gleichfalls zu diesem Geschlechte.

nannt, und in Baum: Kien, Stock: Kien, und Vogel: Kien, unterschieden. Baum: Kien nennt man denjenigen Kien, welcher aus den Stämmen alter Kiefern, und Stock: Kien denjenigen, welcher aus den Kien: Stöcken, d. i. den Wurzel: Enden gefällter Kiefern, geschlagen oder ausgehackt wird. Unter Vogel: Kien versteht man eigentlich denjenigen Kien, welcher sich in den Gipfeln der Kien: und Tannenbäume befindet, wo sich die Vögel am häufigsten aufhalten. In weiterer Bedeutung pflegt man aber auch einen jeden mit vielem Harze durchzogenen, oder aus Harz: Gallen entstehen: den Kien, besonders von abgestorbenen Bäumen, Vogel: Kien zu nennen, weil er dem Kiene an den Gipfeln am ähnlichsten ist. Die aus dem Holze der Kiefer gerissenen Späne, deren die gemeinen Leute auf dem Lande und nahe an holzreichen Wäldern an statt der Lichter und der Fackeln sich bedienen, heißen Leucht: Späne, oder Schleissen, Fr. Eclisse. In so fern ein Stück Kien als eine Fackel gebraucht wird, heißt es eine Kien: Fackel, Fr. Torche. Zum Anzünden des Feuers in den Oefen und auf dem Herde, dient insonderheit das Holz von den Wurzeln der Kiefern. Diese werden in Stücke gesäget, die ungefähr eine Spanne lang sind; und darauf wieder in Stücke gespalten, die ungefähr $\frac{1}{2}$ Z. dick sind. Selbige werden trocken gemacht, und in Bunde von 20 bis 30 Stücken, mit Stroh, Bast, oder einem Weiden: Reife gebunden, und sodann in den Städten für ungefähr 6 bis 8 Pfenn. verkauft. Ein jedes Stück davon dient an statt einer Handvoll Stroh, die man sonst gewöhnlich zum Anzünden des Holzes nöthig hat. Weil in den Untertheilen des Baumes sich sehr viel Harz aufhält, so brennt ein solches Stück: chen Holz sogleich in lichter Flamme, wenn man es mit

dem

Da das je schon das Zeichen des langen i ist, so ist das h, welches Einige noch in diesem Worte, so wie in Kieme und andern einschoben, völlig überflüssig.

dem Schwefel: Stifte, oder mit dem Schwefel: Faden anzündet. Man legt es sodann zwischen das Holz, und man ist sogleich fertig. Man gebraucht also nicht halb so viel Zeit und Umstände, als wenn man Stroh nimmt. Zu geschweigen, daß in Zeiten, wo man Ursache hat das Stroh zu sparen, der Vortheil davon ganz beträchtlich ist, indem man mit einem kleinen Bunde solches Holzes fast eben so weit kommen kann, als mit einem Bunde Stroh.

Aus den Kien: Stöcken und Wurzeln wird schwarzes und weißes Pech, und Theer, gesotten, auch wird Kien: Ruß (*) daraus gebrannt, von welchem allen an seinem Orte gehandelt werden wird.

Aus dem weißen und klaren Harze erhält man das so genannte Kien: Oehl, welches besser eine Terpen: thin: Essenz genannt werden könnte. Es fließt dasselbe bei dem Pech: Sieden mit heraus, oder kommt vielmehr vor demselben her. Betriegerische Kess: Träger kaufen es stark, vermischen es mit Campher und Schwefel, und geben es hernach für Berg: Oehl aus. Das Kien: Oehl ist der armen Leute ihre Haus: Arznei, und dient ihnen statt des Bezoar: Pulvers. Wenn sie zu schwißen einnehmen wollen, verschlucken sie einen guten Löffel davon. Außerlich schmierern sie sich damit, wenn sie in den Schenkeln, oder andern Gliedern, Reissen empfinden. Man bestreicht die Korn: Schaufeln damit, weil man glaubt, daß der Korn: Wurm sich darnach verliere. Auch wird dasselbe, wie ich an seinem Orte zeigen werde, wieder den Reit: Wurm in der Erde gebraucht.

Die zerstoßene Rinde vertritt die Stelle einer guten Gärber: Lohe.

Et 4

Mit

(*) Im Oberd. Kienrauch, Niederl. Keenrool, Dän. Kenrog, im Schwed. Kimrök, in Schlesien Kadelorom. Daher die Kienruß: Zütte oder Ruß: Zütte, eine Aushalt im Walde, wo der Kien: Ruß aus den Kien: Stöcken gebrannt wird.

Mit den Keisern kann man die Saat-Würmer aus dem jungen Rocken vertreiben, wenn man sie bey der Wurzel abhauet und verkehrt, d. i. mit dem Gipfel, 18 bis 20 Schritt von einander, in die Erde steckt, wo dergleichen Würmer sich aufhalten. Dieses leichte und mit keinen Kosten verknüpfte Mittel, ist im J. 1741, von der kön. schwed. Akad. der Wiss. bekannt gemacht, und zur fernern Prüfung empfohlen worden.

Die häufig abgefallenen Nadeln kann man, in Ermangelung hinlänglichen Strohes, zu Streue in den Dünger gebrauchen, und mit den grünen im Nothfalle das Vieh füttern.

Man findet bisweilen bey uns von der Kiefer verschiedene Varietäten. Oft sind sie in den Nadeln kürzer, als gewöhnlich, und an den Zweigen buschiger. Hr. v. Nethausen (*) hat, S. 13, eine im Sumpf gestandene beschrieben und abgebildet, an welcher die Zapfen rund um den Zweig zu 18 bis 20 Stück bey einander standen, ob schon ihre Gestalt und die Nadeln nichts von der gemeinen Unterscheidendes hatten.

Die schottische Kiefer, *Pinus sylvestris foliis brevibus glaucis, conis parvis albicantibus Raj. & du Ham. Fr. Pin d'Ecosse, Engl. the Scotch Fir, or Pine*, welche Miller als eine eigene Art angegeben hat, und *Pinus rubra, foliis geminis brevioribus glaucis, conis parvis mucronatis*, nennt, ist, nach dem Urtheile des du Roi, wegen der genauen Uebereinstimmung mit unserer gemeinen, nur eine Varietät. Die Nadeln sind bey ihr kurz, etwas über 1 Z. lang, dick, gestreift, doch mehr seladonfarbig, als die von der vorher beschriebenen. Die Stämme fallen dadurch in Pflanzungen merklich in das Auge. Die Blüthen sind mit der gemei-

(*) Abbildung der wilden Bäume, Stauden und Buschgewächse, von C. W. Nethausen v. Schöllensbach. Münch. 1767, 4.

meinen von gleicher Farbe und Gestalt; die Zapfen allein sind schmähler, mehr weißlich braun, und zugespitzter. In unsern Gegenden, haben die Zapfen an 2 Z. Länge, und nicht völlig 1 Z. Breite im Durchschnitt. Einige Schriftsteller, und unter diesen Escherner, in seiner Abhandl. vom Fichtenbaume (*), haben zwar zwischen der schottischen, der genfer, und unserer gemeinen Kiefer, einen wesentlichen Unterschied finden wollen, welchen sie aber keinesweges bestimmen. So viel ist gewiß, daß es der Kiefer eben so, wie andern Bäumen, ergeht, daß ihr Wachsthum und äußeres Ansehen sich sehr nach der Stellung und dem Boden richten kann, und daß sie bald hoch, bald niedrig, bald gerade, bald krumm wächst, imgleichen bald grobe, bald enge Saft-Ringe, bald schwammichtes, bald dichtes Holz hat, und daß ihr Kern bald gelb oder roth, bald weiß, ist. Daß diese schottische Kiefer indessen auch schnell und stark treibt, beweisen die harbkesschen Erfahrungen. In dem Garten zu Schwöbber (**), war ein Stamm, in Zeit von nicht einmahl 16 Jahren, über 35 F. hoch gewachsen, und betrug an der Erde 3 F. 1 Z. im Umkreise.

Die Erziehung, Nukung, und übrigen Eigenschaften, kommen mit denen von der gemeinen Kiefer überein.

8. Die zweyblätterige, krumm wachsende Kiefer: Fichte, kleine Alpen-Kiefer, Crein in der Schweiz, Döfenbaum, Felsensöhre, Grünholz in Ungarn, Krummholz-Baum, Lackholz in Bayern, Legföhre im Württembergischen, Löwenföhre, Rothföhre, Spurrföhre in Tyrol, Zunderbaum, *Pinus rubulus Plin. & Dalech. Pinus sylvestris montana altera C. B. Pinus sylvestris Mugo seu Crein J. B. Pinus Mugo Lobel. Pinus Mugus Ec 5 Matthiol.*

(*) S. Berner ökon. Abhandl. 1763, 4 St.

(**) v. Münchhausen Hausvater, 5 Th. 1 St. S. 216.

Matthiol. Pinus Mugho *Scop.* Pinus montana tertia,
f. Pinus sylvestris altera Dod. Pinus montana minor
Gerard. Pinus montana, foliis geminis, conis pyrami-
 datis, squamis oblongis obtusis trunco ramisque flexuo-
 sis *Lin.* Pinus pumila incubacea, obscuro cortice
Flor. Suec. Pinus montana, foliis saepius ternis tenui-
 oribus viridibus, conis pyramidalis, squamis obtusis
Mill. Koszodrewina scutex *Brückm.* Fr. Pin de mon-
 tagne, *Engl.* The wild mountain Pine, the Mugho.
 Diese besondere Kiefer wächst auf den Gebirgen in Un-
 garn, auf den Alpen in der Schweiz und Tyrol, wie
 auch auf dem Kniebis, einer der höchsten Gegenden des
 württembergischen Schwarzwaldes, und in Bayern. Hr.
 v. Haller hält sie für eine Spiel-Art der gemeinen Kie-
 fer-Fichte. Den Nadeln, Zapfen und Samen nach,
 steht sie auch mit ihr in der genauesten Verwandtschaft (*),
 aber der besondere Wuchs, welcher auch an verschiede-
 nen Orten sich immer auf einerley Weise zeigt und be-
 ständig gleich bleibt, macht einen merklichen Unterschied
 zwischen beyden.
 Die Blätter oder Nadeln sind ein wenig länger
 und stärker, als bey der gemeinen Kiefer, und ihre
 Farbe ist ein dunkles schmutziges Grün. Die im May
 hervor brechenden Blumen machen keinen Unterschied.
 Die Zapfen erhalten fast die Größe unserer inländischen,
 nur sind die Warzen auf der äussern Seite der Schup-
 pen etwas erhabener. Die unter jeder Schuppe befind-
 lichen zwey Samen-Körner sind nicht kleiner, als
 die Kiefer-Körner, und eben so verhalten sich die mit dunk-
 lern Streifen gezeichneten Flügel. Die Bäume fangen
 schon

(*) Auch Hr. Ritter v. Moll sah zwischen dem Krummholz-
 Baume und der Föhre so viele Zwischen-Stufen, welche bey-
 de vereinigen, daß er kein Bedenken trägt, jenen für eine
 Spiel-Art von dieser anzusehen; auch sollen sehr junge Krumm-
 Holz-Bäume, wenn sie in gutes Erdreich versetzt werden,
 schlänke gerade Föhren geben.

schon im vierten und fünften Jahre an zu blühen; es
 zeigen sich aber zu dieser Zeit nur weibliche Blumen al-
 lein. Die Rinde ist bräunlich schwarz. Das Holz
 ist weiß, und mit vielen Harz-Röhren und flüssigem
 Harze versehen. Ein abgeschnittener Zweig trieft davon
 und läßt dasselbe noch lange nachher fahren. Man
 kann indessen diese harzige Feuchtigkeit nicht mit dem
 9 B. des Forstmagaz. als niedrig und ekelhaft im Geru-
 che angeben, sondern ich halte sie für die meisten Men-
 schen angenehm.

Nach den in den harbkesschen Pflanzungen mit dem
 Ausäen angestellten Versuchen, läßt sich ziemlich
 gewiß behaupten, daß der Same in gutem und schlech-
 tem Boden aufkeime.

Der besondere Wuchs, welcher dieser Kiefer den
 Namen des Krummholz-Baumes gegeben hat,
 besteht darin, daß der Stamm und die Zweige eigentlich
 nicht gerade in die Höhe gehen, sondern auf der Erde
 gedrückt und unordentlich, oft kreuzweise durcheinander
 laufen. Die Zweige kriechen wohl 20 bis 30 Fuß fort,
 alsdann aber richten sie sich pyramidalisch auf, doch stei-
 gen sie selten über 10 bis 13 Ellen in die Höhe. Ein
 mit ihnen besetzter Platz ist deswegen für Menschen bey-
 nahe undurchdringlich; und wenn die Erzählung eines
 angesehenen Generales, welcher in seinen jüngern Jah-
 ren mit den kaiserlichen Völkern, im J. 1732, einen
 Feldzug in Corsica gethan hat, sonst richtig ist, so wach-
 sen sie auf den Gebirgen dieser Insel ebenfalls, und ma-
 chen den Kriegs-Unternehmungen hinderliche Gehölze.

D. Schöber beschreibt, im 11 B. des hamb. Magaz.
 S. 596, ihren Wuchs folgender Maßen: „Das Krummholz
 „gehört nicht recht unter die Bäume, sondern ist, so zu
 „sagen, nur ein Strauch, und geht nicht in die Höhe, son-
 „dern läuft nur an der Erde fort, und wird selten (auf den
 „Gebirgen in Ungarn) über 3 Ellen hoch angetroffen; denn
 „so viel als in einem Jahre zuwächst, so viel senkt sich der
 „Haupt-Stamm wieder.“ „Ich habe“, sagt er ferner:
 „Neste

„Neste gefunden, die 5 bis 6 Zoll im Diameter stark, und bis etliche 30 Fuß weit auf der Erde fortgelaufen waren; an etlichen habe ich auch gesehen, daß sie, wie die Weinkrankheiten zu thun pflegen, wenn sie auf der Erde zu liegen kommen, an verschiedenen Orten Wurzel gefaßt hatten.“ Er bestätigt, in seiner Beschreibung, den dichten Wuchs, und daß an solchen Orten schwer durchzukommen sey. Wahrscheinlich ist dieser Wuchs auf den kalten, lange mit Schnee belasteten Bergen der Bitterung zu zuschreiben; denn hier laufen sie zwar wohl etwas auf der Erde fort, scheinen aber doch sich bald in die Höhe richten zu wollen.

Auf dem Kniebis ist der Boden, worauf der Krummholz-Baum steht, sumpfig, und der Graf von Sollenberg-Wernigerode wurde dadurch bewogen, nach Hrn. du Roi Angabe, auf dem kalten und ebenfalls sumpfigen Brocken mit der Anpflanzung junger Stämme einen Versuch zu machen, welcher von erwünschtem Erfolge war. Nach den erwähnten hohen Bergen ist es benähe unnötig zu sagen, daß dieser Baum unsere strengsten Winter zu ertragen im Stande ist.

Die Zweige sind sehr biegsam und zähe; sie sollten also ihren guten Nutzen bei Zusammenbindung großer und starker Stämme zu Flößen haben, wozu oft, zum Schaden der Förster, junge Tannen genommen werden. Der krumme Wuchs wird auch nicht hindern, daß daraus sehr gute Faß-Bänder gefertigt werden können, welche vielleicht länger, als andere, dauern würden.

Aus diesem Baume wird der ungarische Balsam verfertigt, welcher den Ungarn eine Universal-Arzney ist. Dieser öhliche Saft schwißt entweder von selbst aus den Spitzen der Zweige aus, und wird in gläsernen Flaschen aufgefangen, oder man erhält ihn auch durch das Auspressen. Der Erfinder dieses Balsames soll D. C. ist an ab Hortis. Stadt-Physicus zu Rásmark, gewesen seyn, welcher diesen Strauch um das J. 1650 entdeckte. In einem an den dasigen Apotheker geschriebenen Zettel, rühmt er diesen Balsam sehr. Ausser-

lich

lich gebraucht, sey er ein gutes Wund-Mittel, diene wieder fließende Geschwüre, Gicht, Querschungen, Verstopfung der monatlichen Reinigung, Lähmung, Podagra und Krämpfe; innerlich aber, zu 2 bis 9 oder mehrere Tropfen mit Aquavit genommen, eröffne er verstopfte Eingeweide, sey ein schweiß- und urintreibendes Mittel, sey dienlich wieder den Tripper, Stein, monatlichen Fluß, goldene Uder, Kopfschmerz, selbst wieder den Husten und die Schwindsucht, so, daß er ihn dem Balsame von Mecca gleich schätzt. Fast eben dieses rühmt Breyn (*) von ihm, welches mit demjenigen, was Brückmann (**) von ihm sagt, zu vergleichen ist. Es ist zwar wahr, daß er ähnliche Wirkungen, wie das Terpentindehl, hat; da er aber sehr bixig ist, so kann er oft, wenn er ohne Ueberlegung von gemeinen Leuten gebraucht wird, großes Unheil anrichten. Statt seiner verkauft man jetzt das aus den zarten Zweigen destillierte Dehl, welches aber oft mit dem Terpentindehle verfälschet wird; ab Hortis zieht das Dehl, Fischer (***) aber den wahren Balsam, vor. Man gebrauchte auch sonst das Holz, die Rinde, die Essenz, und den Spiritus.

Das Templindehl, Oleum Templinum, welches von den Roff-Trägern unter dem Nahmen Krummholz-Dehl verkauft wird, scheint nichts anders, als das aus den zarten Zweigen destillierte Dehl, zu seyn. Hermann (****) sagt, daß es aus den grünen Zapfen destil-

(*) Eph. Nat. Cur. Cent. 7, p. 5.

(**) Franc. Ern. Brückmann specimen prius botanico-medicum, exhibens fruticem Koszodrewinia, eiusque balsamum Koszodrewinowy oleum dictum. Brunsv. 1727, 4. 3 u. e. h. B.

(***) Dan. Fischers Relation von der Beschaffenheit und Nutzen des carpathischen Linbaums und Krummholzes, und der hieraus verfertigten Medicamentorum, st. im 2. Theil. der Bresl. Samml. 1718, 4. S. 331, fgg.

(****) Mat. med. To. 2, p. 194.

destilliert wurde. Es ist von gelbgrüner Farbe, angenehmen Geruche, und scharfen oeblichten Geschmacke. Die vorher von dem Balsam angeführten Wirkungen gesten auch von ihm. Als ein schweiß- und urintreibendes Mittel gebraucht es der gemeine Mann in den braunschweigischen Staten, wieder das Wechsel-Fieber und andere Krankheiten, aber oft mit unglücklichem Erfolge; man pflegt einige Tropfen davon mit Brantwein zu nehmen. Als ein äußerliches Mittel aber, bey verletzten Sehnen und Nerven, in Verbindung mit Amieson-Spiritus, ist es wirksam. Auch die Vieh-Aerzte gebrauchen es häufig wieder fließende Geschwüre des Viehes.

9. Die zweyblättrige, mit stacheligen gekrümmten Zapfen besetzte Kiefer-Sichte, die Jersey-Kiefer, *Pinus Canadensis bifolia, foliis curvis & falcatis, conis mediis incurvis du Ham.* *Pinus foliis geminis, squamis conorum oblongorum aculeatis Gronov.* *Pinus Virginiana, foliis geminis brevioribus, conis parvis, squamis acutis Mill.* *Pinus Virginiana, foliis geminis, conis oblongis incurvis, aculeis squamarum rectis du Roi.* Fr. *Pin gris*, oder *Pin cornu d'Amerique*, Engl. the Jersey-Pine, two-leaved Pine Bartr. Sie wächst in verschiedenen Provinzen des nördlichen Amerika. Die Blätter sind etwas über 2 Z. lang, inwendig mit einer Furche versehen, und am Ende zugespitzt. Ihre Farbe ist dunkelgrün. Sie blühet im May. Die männlichen Blumen stehen in kurzen gleichlichen Kästchen, und sind, ehe die Staub-Beutel den gelblichen Befruchtungs-Staub fallen lassen, roth. Die weiblichen Blumen sind in ihren Kegeln klein, die Schuppen bläuroth und an den Spitzen zurück gebogen. Die Zapfen erhalten in dem zweiten Jahre ihre Vollkommenheit, und sind alsdann 2½ Z. lang, und 1½ Z. im Durchschnitt breit. Sie sind glänzender, als an unserer gemeinen Kiefer, und in der Farbe mehr gelb:

gelbbraun; jede Schuppe hat auswärts am obern Theile eine scharfe braunrothe Spitze. Der Zapfen ist gegen das Ende zu mehrentheils krumm gebogen. Die Samen-Körner sind von der Größe unserer gemeinen Kiefer-Samen, aschgrau, und die Flügel derselben braunroth. Die Farbe der äussern jungen Zweige fällt bläulich aus, und sie sind im Frühlinge mit einem weissen hellen Harze, gleichsam als mit weissem Wachse, überzogen, durch welche beyde Merkmale sie sich von der virginischen zwey- und dreyblättrigen Kiefer, von welcher ich so gleich sprechen werde, unterscheidet, mit der man sie dem äussern Wuchse nach leicht vermengen kann.

Die Samen-Körner gehen häufig auf, und die Stämme ertragen unsere Winter, ohne Schaden zu leiden.

Sie liebt, wie alle übrige amerikanische Kiefer-Arten, eher ein schlechtes als gutes Erdreich. Miller und Ralm (*) melden von ihr, daß sie niemahls eine rechte Höhe erreicht, und in England wird sie deswegen wenig geachtet. Wenn sie gleich in der Jugend einen artigen Baum macht, so biegen sich doch bey mehreren Jahren und der Höhe von 8 Fuß, die Zweige krumm und niederhangend, wodurch sie ein schlechtes Ansehen bekommen. Die harknesschen Pflanzungen bestätigen diesen krummen und niedrigen Wuchs; denn mit jungen Stämmen der libanotischen Ceder von gleichem Alter vermischt, ist sie im Wuchse unter diesen in der Zeit von 10 Jahren zurück geblieben, da sie doch als eine Kiefer-Art, die in der Jugend gewöhnlich stark schießen, jene eigentlich hätte übertreffen sollen.

Der Nutzen kann, wegen des sperrig wachsenden Holzes, nicht groß seyn; und ein Liebhaber von Pflanzungen wird davon, zu Ausfüllung der Verschiedenheit, nur wenige Stämme wählen.

In

(*) S. Dessen Reisen, Th. 2, S. 475.

In Amerika verfertigt man aus dem Holze Pech und Theer, weil sie nach ihren Harz-Theilen mit unserer gemeinen Kiefer überein kommt. Zu Pfählen in der Erde taugt es nicht, denn es wird leicht von der Fäulnis und von Würmern, welche begierig darauf fallen, verzehrt.

Die zwey- und dreyblättrige nordamerikanische Kiefer, *Pinus Canadensis trifolia, conis aculeatis du Ham.* *Pinus echinata, praelongis foliis tenuioribus, cono echinato gracili Pluck. & Mill.* *Pinus echinata, foliis geminis et ternis, conis longis incurvis, aculeis squamarum reflexi du Roi.* hält Valler, ihrer Gleichheit mit der Jerser-Kiefer ungeachtet, für eine besondere Art; man kann sie aber eigentlich nur als eine Varietät von ihr gelten lassen. Die Blätter kommen bey ihr zu 2 und 3 Stück, aus einer gemeinschaftlichen Scheide. Sie gleichen, ihrer Gestalt, Farbe und Länge nach, denen von der Jerser-Kiefer vollkommen. Eben solche Ähnlichkeit gilt auch von ihrem Wuchse, der Farbe der äussern Rinde, des Holzes, und der Blumen. Die Zapfen allein weichen etwas von jenen durch die an den Schuppen befindlichen längeren, und mehr zurück gebogenen, Spitzen ab. Sie lässt sich durch den Samen ohne viele Mühe fortpflanzen, leidet bey unsern Wintern nichts, empfiehlt sich aber bey ihrem ebenfalls krummen und sperrigen Wuchse für Pflanzungen nicht besonders.

10. **Die zwey-langblättrige Kiefer-Sichte, die Meer-Kiefer, Meer-Söhre, der langnadelige Pinaster,** *Pinus sylvestris minor Gerard.* *Pinus sylvestris quarta Dod.* *Pinaster tenuifolius, iulis virescentibus C. B.* *Pinus maritima altera Matthiol. & du Ham.* *Pinus maritima, foliis geminis longioribus glabris, conis longioribus tenuioribusque Mill.* *Pinus maritima, foliis geminis, conis pyramidatis, squamis oblongis obtusis apice splendentibus du Roi.* Fr. Pin mari-

maritime. Engl. the maritime Pine. Man trifft diese Kiefern-Art auf den Bergen von Italien, und in dem südlichen Theile von Frankreich, wild an. Die Blätter sind 7 bis 8 Zoll lang, und hellgrün von Farbe. Sie stehen zu zwey Stück aus einer Scheide, mehrentheils wechselweise rund umher an den Zweigen, sind ihrer Gestalt nach, auf der äussern Fläche gewölbt, und auf der innern platt. Ihr Wuchs ist flatterhaft, und die braungelben Zweige sind zwar gerade aufstehend, breiten sich aber nach der Seite stark aus. Die jungen Triebe sind im Frühlinge grün. Die männlichen Blumen erscheinen, wie bey der gemeinen Kiefer, gelblich, und die weiblichen gleichen, in Ansehung der Gestalt und Farbe, denselben ebenfalls. Die Zapfen sind pyramidenförmig, beynabe 7 Z. lang, und 3 Z. breit. Die äussere Farbe ist braungelblich; und da die obern Schuppen glänzen, so kann man die geschlossenen Zapfen als glänzend angeben. Diese gelblich glatte Farbe befindet sich auch auf der innern Fläche der Schuppen, in welcher die beyden Samen-Körner liegen; auf der entgegen gesetzten Seite hingegen ist sie schwarz, blauröth, wie bey den eröffneten Zapfen der gemeinen Kiefer. Die schwarzen Samen-Körner haben häutige Flügel, länger als bey der gemeinen Art, sind aschfarbig, und mit braunen Streifen gezeichnet. Die äussere Rinde ist braun. Das Holz ist weiß, mit einem braunen Splint und wenigem Harze.

Der Same geht leicht auf, wenn man ihn auf Kasten, die mit lockerer Erde gefüllt sind, oder auf ein Garten-Beet säet. Doch geschieht die Erziehung im Kasten, wegen der Weichlichkeit der jungen Pflanzen, sicherer, weil man sie den Winter über in ein Gewächshaus bringen kann. Nach drey Jahren kann man sie in das freye Land pflanzen.

Ihr Wuchs ist in den angeführten warmen Ländern ziemlich schnell und stark; bey uns aber ist derselbe
Det. Enc. XXXVII Th. Dd schwarz

schwächer, als von der gemeinen Kiefer. Sie ist, nach ihrer besondern Zärtlichkeit bey unsern Frösten, nicht für Nieder-Sachsen anzurathen; denn ein harter Winter tödtet so gar Stämme von 10 F. Höhe, und 3 Z. Dicke. In jeder Nadelholz-Pflanzung machen sie sich durch die langen hellgrünen Nadeln und durch den statterhaften Wuchs kennbar, und geben ihrem Plaze eben kein schlechtes Ansehen.

Das Holz wird in Frankreich zu Weinreben-Stöcken und sonst verschieden angewendet; da es aber nur wenig Harz-Theile besitzt, so steht es in der Güte dem gemeinen Kiefer-Holze weit nach.

Die Büschel-Kiefer, *Pinaster tenuifolius*, iulo purpurascens C. B. *Pinus maritima prima Matthiol. & du Ham.* ist nur eine Varietät der vorigen, mit welcher sie, den Zapfen, den Samen-Körnern und der Gestalt der Nadeln nach, überein kommt; sie weicht nur darin von ihr ab, daß die Nadeln etwas dunkler und an den Enden der Äste mehr büschelweise anliegend sind, daß die Triebe im Frühlinge röthlich ausfallen, und daß die Zapfen nicht einzeln, sondern in mehrerer Zahl um die Zweige herum stehen. Ihr Wuchs ist folglich dichter, sonst aber bleibt ihre Zärtlichkeit bey Wintern gleich groß, und das Holz ist eben so wenig mit Harz-Theilen häufig angefüllt.

11. Die zweyblättrige ungeflügelte Samen tragende Sichte, die italiänische Kiefer, *Pinus Pinea Linn.*; s. Pinie.

12. Die fein eingekerbte, dreyblättrige Kiefer-Sichte, die virginische dreyblättrige Kiefer, *Pinus Americana, foliis praelongis subinde ternis, conis plurimis confertim nascentibus du Ham.* *Pinus rigida, foliis ternis, conis longioribus, squamis tenuioribus Mill.* *Pinus rigida, foliis ternis, conis pyramidalis confertis, squamis oblongis acutis du Roi.* Fr. *Pin à trochet*, Engl. the three-leaved Virginian Pine.

In jeder Scheide befinden sich bey ihr 3 schmahle, platt gedrückte, ungefähr 2 Z. lange, hellgrüne Nadeln, welche am Ende in eine Spitze auslaufen. Sie sind auf der äussern Fläche platt; auf der innern erhebt sich, der Länge nach, in der Mitte ein scharfer Strich, dessen Rand nach der einen Seite der Nadel stärker, als nach der andern, gebogen ist; und da die beyden Ränder der schmahlen Nadel ebenfalls etwas hervor stehen, so formiren sie auf der innern Seite eine Tiefe, und eine feine flache Furche. Der Rand der Nadeln ist mehrentheils sehr fein eingekerbt. Die Zapfen sind gelblichbraun; glänzend, größer und runder als bey unserer gemeinen Kiefer, und sollen büschelweise wachsen. Eine jede Schuppe hält zwey kleine Samen-Körner mit schmahlen, länglichen, weißlichen, häutigen Flügeln in sich geschlossen, und äußerlich ist ihr Knopf mit einer sehr kurzen Spitze versehen. Die Rinde der Zweige ist hellbraun. Der innere Bau des Holzes ist mittelmäßig fest, nur mit wenigern Harz-Theilen, als die Jersey-, und die zwey- und dreyblättrige Kiefer, versehen.

Die ausgestreueten Körner keimen leicht in junge Pflanzen auf; und diese bedürfen keiner Bedeckung noch besondern Wartung, weil sie unser Klima ausstehen können. Sie sind hier schon im dritten Jahre verpflanzt worden; und ihr Wuchs ist darin vor der Jersey- und der zwey- und dreyblättrigen Kiefer vorzüglicher, weil er gerade in die Höhe geht. Der Stamm erscheint stark belaubt, und nimmt sich in Pflanzungen wohl aus.

Die Art und Weise ihrer Nahrung ist aus demjenigen, was ich davon bey unserer gemeinen Kiefer gesagt habe, herzuleiten; nur halte ich den Stamm dieser dreyblättrigen, wegen des in geringerer Menge vorhandenen Harzes, nicht für so dauerhaft.

13. Die dreyblättrige Weibrauch-Sichte, der Weibrauch-Baum, die virginische Weibrauch-Kiefer, *Pinus Taeda, foliis ternis Linn. &*

Gronov. Pinus Taeda, foliis longioribus tenuioribus ternis, conis maximis laxis *Mill.* Pinus Taeda, foliis ternis, conis pyramidatis squamis oblongis obtusis reflexis *du Roi.* Sie wächst in Virginien und den sumpfigen Gegenden von Canada. Die Nadeln sind über 1 Spanne lang, und kommen, außer daß sie länger und in der Farbe heller sind, in ihrem Baue mit denen von der vorigen überein. Die Zapfen werden von Gronov. groß, und von Miller von der Größe der Zapfen des Pinien-Baumes angegeben. Ihre Gestalt ist ein längliches Oval. Die Schuppen stehen mit ihren Spitzen nicht aufwärts, und liegen daselbst nicht dicht an, sondern sind nach unten hin krumm gebogen. Die Rinde ist grau.

Der Wuchs dieser Kiefer, welche aus den Samen leicht aufkeimet, ist ziemlich schnell. Die Nadeln wachsen flatterig auf, und stehen an den Zweigen nicht so dicht, als an unserer gemeinen Kiefer. Das Holz ist in seinem innern Baue fest, ob es gleich dem Gewichte nach leicht ist. Mittelmäßige, nicht zu strenge Winter schaden ihnen nicht; wenn sie aber zu heftig einfallen, leiden sie an Aesten und Stämmen.

Der harzige Geruch eines abgeschnittenen Zweiges ist ein wenig feiner, als bey den übrigen Kiefern; und daher hat vielleicht diese Art ihren Beynahmen erhalten.

14. Die drey-langblättrige Kiefer-Sichte, die dreyblättrige amerikanische Sumpf-Kiefer, Pinus Americana palustris trifolia, foliis longissimis *du Hamel.* Pinus palustris foliis ternis longissimis *Mill.* Pinus palustris, foliis ternis, conis oblongo pyramidatis, squamis oblongis obtusis *du Roi.* Fr. Pin de Mirais d'Amerique, Engl. The american Marsh-Pine; the three leaved Swamp Pine. Sie wächst an sumpfigen Stellen des nördlichen Amerika. Aus jeder Scheide gehen 3 hellgrüne, schmale, auf der äußern Fläche gewölbte, auf der innern aber mit zwey Furchen durch-

durchgezogene, und am Ende in eine Spitze auslaufende sehr lange Blätter; sie sind die längsten unter allen Kiefer-Arten, und öfters über 1 F. lang. Sie wachsen an den Enden der Zweige büschelweise, welche daher einem Kehrbesen gleichen sollen, so, daß man den Baum selbst die Kehrbeien-Kiefer nennen könnte. Die Zapfen sind ebenfalls außerordentlich lang, und unter allen die größten. Ihre Länge beträgt 2 F., und die von den einzelnen Schuppen über 2 Z. Sie sind gelbbraun. Das Samen-Korn ist braun und dick, von der Größe des Kernes einer Herz-Kirsche; die Flügel sind braunroth, mit feinen Streifen versehen, 1½ Z. lang, und beynähe ¼ Z. breit. Die aschgraue Rinde scheint nach den jungen Bäumen sehr uneben und gerissen zu seyn.

Der Same keimet häufig auf, wenn man ihn in Kasten säet; die aufkeimende Pflanze hat aber darin etwas Besonderes, daß sie nicht, wie bey andern, mit einem einfachen, einzelnen Stämmchen durch die Erde hervor dringt, sondern gleich einen ganzen Büschel junger Nadeln, zu 5 Stück, treibt. Diese Kiefer in der Folge im Freyen anzuziehen, möchte indessen unter unserm Himmelsstriche beynähe unmöglich fallen. Von Natur lieben sie einen nassen und sumpfsartigen Boden; und gibt man ihnen diesen, so werden sie bey einfallenden Frösten allezeit Schaden nehmen. Miller bestätigt solchen Erfolg nach seinen Erfahrungen. In trockenem und dürrem Erdreiche wollen sie gar nicht treiben. Sie erreichen eine Höhe von 25 bis 30 Fuß.

15. Die fünfblättrige glatte Zirbelnuß-Sichte, die Zirbelnuß-Kiefer, der Ziernuß-Baum, die Zörbe, die Arve, oder Arbe, der Lein-Baum, die russische oder sibirische Ceder, Pinus latina, cortice fillo, foliis setosis subrigidis, ab una vagina non binis sed ut plurimum quinis, raro pluribus paucioribusque cono nucleisque quam in Hispani-

ca minoribus *Ammanu.* Pinus foliis quinis, cono erecto, nucleo eduli *du Ham.* Libanus Carpathicus *Brückm.* Pinus foliis quinis triquetris *Hall.* Pinus Cembra, foliis quinis laevis *Linn. & Mill.* Pinus Cembra, foliis quinis, conis ovatis erectis, squamis ovalibus concavis, nucibus cuneiformibus ala membranacea destitutis *du Roi.* Fr. Alviez, Arobe oder Arove. Engl. The Cembra. Diese Kiefer-Art wächst nicht nur in Sibirien, sondern auch auf den Schweizer Alpen, auf den tyrolischen, tridentinischen und carpathischen Gebirgen. Viele verwechseln sie fälschlich mit dem Pinien-Baume, (s. oben, No. 11,) weil die Kerne von beiden essbar sind. Hierunter gehört D. Schober zu Wieliczka (*), und Brückmann (**), welcher ebenfalls Aehnlichkeit damit findet. Die Anzahl der Blätter oder Nadeln beläuft sich auf 4, mehrertheils 5 Stück in einer gemeinschaftlichen Scheide. Sie sind dreiseitig, schmahl, zugespitzt, und 3 Z. lang. Ihre äussere Fläche ist platt, hellgrün und glänzend, und die innern beyden bräunlichen Seiten sind durch einen erhabenen, hellgrünen, glänzenden Strich getheilt. In ihren Büscheln stehen sie rund herum an den obern Spitzen der Zweige; und da diese Zweige aus allen Seiten des Stammes hervor gehen, so geben sie demselben ein gutes pyramidalisches Ansehen. Die männlichen Kätzchen haben, nach Hrn. v. Haller, eine ovale Gestalt, und sitzen auf den Enden der obern Zweige. Nach Hrn. Bergr. Scopoli (***), stehen sie allezeit zu 2 Stück neben einander, und haben ovale gefurchte Schuppen, und auf kurzen Stielen ruhende zwey-

(*) Siehe *Zamb. Magaz.* XI Band, S. 595.

(**) *Frac. Ern. Brückmann Specimen posterius botanico-medicum, exhibens arborem Limbowedrewo, eiusque oleum Limbowi oley dictum.* Brunsv. 1727, 4. 2 u. c. h. B. n. Abbild.

(***) *Ann. hist. nat.* II, p. 65.

zweifach getheilte Staubbeutel. Die weiblichen Kätzchen oder Zapfen sind in ihren oben spitzig auslaufenden Schuppen äusserlich purpurfarbig. Wenn die Zapfen befruchtet und völlig ausgewachsen sind, haben sie die Grösse und Gestalt eines Puten:Auges, sind aber unten platt gedrückt. Ihre Farbe ist braunroth. Die Schuppen sind dick und rund; und in einer jeden sind zwey Vertiefungen, worin zwey längliche, beynahe dreyeckige Nüsse von der Grösse eines Haselnuss-Kernes liegen. Diese Nüsse bestehen aus einer harten Schale, und einem weissen, oehlichten, süßen Kerne, welcher mit einer gelblichen Haut bedeckt ist.

Die äussere Rinde ist aschgrau, schrumpfig, und bekommt bey mehrern Alter des Stammes starke Risse. Das Holz ist weis, und mittelmässig fest, wegen der vielen Harz-Theile dauerhaft, und von angenehmen Geruche.

Hr. v. Haller unterscheidet die in der Schweiz befindlichen Bäume von den sibirischen, weil die letztern hochstämmig und ohne Knoten wachsen, weil das Holz ohne Geruch seyn soll, und weil ihre Nüsse, anstatt braun zu seyn, mehr aschfarbig, auch grösser ausfallen. Allein, da *Gmelin* (*) die sibirischen hohen Zirbelnuss-Kiefern häufig in sumpfigen Gegenden wachsend angibt, so kann ein solcher Stand leicht die schwächere Farbe der Nüsse, und den geringern Geruch verursachen, und die Kälte der schweizerischen Berge, an welchen sie höher als die Fichten stehen, kann die dortigen niedrig halten. Vergleichen Einwürfe sind von einigem Gewichte, und man kann also der Meinung des Hrn. v. Haller nicht beypflichten, sondern muß beyde als einen Baum ansehen.

Diese Kiefer ist bisher in Deutschland sehr wenig erzogen worden. Man hat die Samen aus Sibirien

DD 4

ver:

(*) *Flor. Sibir. To. I, p. 179.*

verschreiben wollen, und diese waren bei ihrer Ankunft gemeiniglich zu alt und so verdorben, daß sie nicht keimen konnten. Nunmehr aber, da man sie aus dem Tyrolischen und der Schweiz erhält, fällt dieser Vorwurf weg. Aus beyden sind in Harbke viele junge Pflanzen erzogen worden. Sie gehen mit 8, 10 bis 12 Nadeln auf, und die Kern-Hülse kommt wie ein geflügeltes Samen-Korn mit aus der Erde hervor.

Nach Miller soll die beste Zeit, sie auszusäen, der Frühling seyn, so bald der Frost sich aus der Erde verliert. Gemeiniglich pflegen sie ein völliges Jahr über in der Erde zu liegen, gehen auch wohl öfters noch später und erst im zweyten Jahre auf; und es ist also rathsamer, daß man das Aussäen kurz vor dem Winter unternimmt. Die Erfahrung bestätigt den Vorzug solches Verfahrens.

Daß sie unsere Winter sehr gut, und ohne zu leiden, ertragen, beweisen die in den harbkesschen Pflanzungen befindlichen, sowohl alten, als jungen Stämme, und ihr natürlicher Stand auf den höchsten Bergen. Linné rath, in den Gedanken von der Pflanzung nützlicher Gewächse auf den lappländischen Gebirgen (*), ihren Anbau auf hohen, kalten, und von Bäumen entbloßten Gegenden, an. Er erwähnt dabei zugleich seine und Mehrerer Bemerkung, daß sie nämlich in Gärten, wie alle Berg-Gewächse, nicht so gut fortkommen, weil sie hartes Erdreich, einen freyen Stand und viel Wind erfordern, überdies die Wärme der Frühlings-Tage und die mit ihnen verbundenen Nacht-Fröste nicht vertragen können, sondern den Winter gern auf einmahl überstehen, und nachher eine gleiche, nicht allzu starke Wärme verlangen. Doch treiben bey uns die Bäume in Einem Jahre über 1 F. hoch, und

(*) Im 16 B. der übers. Abb. der Kön. schwed. Akad. d. Wiss. S. 184. 199.

wachsen also schnell, daher man dieses nicht allgemein behaupten kann. In Sibirien wachsen sie, nach Gmelin's Berichte, zu einer ansehnlichen Höhe und Stärke.

Das Holz soll die Kraft besitzen, daß in den daraus verfertigten Kleider-Schränken sich niemahls Motten einfinden sollen.

Den Russen verschaffen die Nüsse vorzügliche Vortheile. Nach Gmelin wachsen die Zirbelnuß-Kiefern in der Gegend von Werchoturje in Sibirien, so häufig, daß die Einwohner dieselben zu ihrer Zeit als eine allgemeine Herde einsammeln. Sie werden durch ganz Rußland verhandelt; man ist sie daselbst entweder roh, oder presset ein Dehl daraus, welches von vornehmen Personen in der Fasten-Zeit zu Fischen und Gebäckern gebraucht wird. Wahrscheinlich sollte man auch aus ihnen eine gute Chocolate verfertigen können. Die äußere Schale des Holzes, wird in Sibirien zum Rothfärben des Branntweines genommen; und die dortigen Tischler verarbeiten das Holz gern, weil es etwas weich ist. Aus den Knöpfen und Schößlingen, wenn der Baum im Frühlinge neues Holz zu treiben anfängt, wird ein Balsam verfertigt, welcher carpathischer Balsam (Balsamus Carpathicus e Libano) genannt wird, den man aber lieber Cedro-Balsam nennen sollte, um ihn von dem Balsame, welcher aus dem Krummholz-Bäume erhalten wird, (s. oben, S. 412, f.) zu unterscheiden. Wir bekommen denselben aus Ungarn. Er ist von durchsichtiger weißer Farbe, und sehr flüßig; er riecht und schmeckt wie Wachholder-Dehl. Auch die Bekanntmachung dieses Balsames, haben wir dem Christ. ab Hortis zu verdanken. Er, und sein Nachfolger, Dan. Fischer, bediente sich desselben, in die Schläfe gestrichen, wieder den Schwindel, und, zu einigen Tropfen in das Ohr getropfelt, wider das Brausen der Ohren. Innerlich gaben sie ihn,

mit Aquavit, wieder den Stein, wieder bössartige Fieber. Als ein äußerliches Mittel gebrauchten sie ihn wieder die Rose, Entzündung des Brust: Felles &c. Von der Wirkung der mit Wasser abgekochten jungen Sprossen im Scharbocke, findet man bey Gmelin (*) ein merkwürdiges Beyspiel.

16. Die fünfblätterige, eingekerbte Weymouths: Fichte, die Weymouths: Kiefer, *Pinus Canadensis quinquefolia*, *Floribus albis, conis oblongis & pendulis, squamis Abietis fere similibus du Ham.* *Pinus foliis quinis, cortice glabro Gronov.* *Pinus Strobilus, foliis quinis, margine scabris, cortice laevi Linn.* *Pinus Strobilus, foliis quinis, conis oblongis pendulis, squamis ovalibus planis laxis du Roi.* Fr. Pin blanc de Canada, Pin de Lord Weymouth, Engl. The Lord Weymouth's Pine; the white Pine, or New England Pine. Den Nahmen Weymouths: Kiefer hat sie von dem Land: Sitze des Lord Weymouth in England erhalten, wo sich große Stämme befinden, und woher diese Kiefer: Art den Liebhabern zuerst bekannt wurde. Die Nadeln kommen aus allen Seiten der Zweige hervor. Sie sind, wie bey der Zirbelnuß: Kiefer, dreysseitig, und mit ihr, außer der mehr helleren Farbe, und daß sie feiner sind, gleichförmig gezeichnet. Ihre Länge beträgt über 3 Z., und ihr Rand ist sehr fein eingekerbt. Nach du Hamel erscheinen die männlichen Blumen im Anfange weiß, und nachher violett; du Roi aber gibt sie als schwefelgelb an. Die Zapfen sind ungefähr 6 Z. lang, und 1 Z. im Durchmesser stark. Die Schuppen sind braun, flach, gerundet, locker und glatt, eben nicht hart und dick, doch dicker als an den Fichten: Zapfen. Auf ihrer innern Fläche befinden sich zwey geflügelte Samen: Körner, von der Größe eines starken Weizen: Kornes. So wie

(*) Allgem. Reisen, 5 B. S. 430.

wie man in Deutschland die Zapfen aus den nordamerikanischen Samen: Kisten erhält, ist der größte Theil ihrer Schuppen von dem ausgeflossenen, nicht unangenehm riechenden Harze überzogen. Durch diese schmutzige Weiße unterscheiden sie sich sogleich bey dem ersten Ansehen, von allen übrigen. Die Rinde des Stammes und der Zweige ist glänzend bräunlich, glatt wie eine Linden: Rinde, und außer der libanotischen Eeder und der Schierlings: Tanne, ist diese besondere Glätte bey keinem Nadel: Holze anzutreffen. So lange eine solche Rinde nicht zu alt ist, finden sich in ihr sichtbare Gefäße, welche durch dieselbe hin und wieder laufen, mit sehr hellem wohlriechenden Harze angefüllt sind, und solches bey frischen abgeschnittenen Aesten triefen lassen. Das Holz ist weißgelblich, etwas weich, voll flüssigen Harzes. Man kann das Harz in Menge erhalten, wenn man in den Baum hin und wieder Einschnitte macht. Da aber durch ein solches Abzapfen ein jeder Baum, seiner innern Güte nach, leidet, so ist es übertrieben, schädlich.

Der Same wird im Herbst reif, und muß alsdann gesammelt werden, indem die Zapfen bey der geringsten warmen Witterung sich öffnen, und ihn fallen lassen. In einer mit Sande vermischten locker gemachten Erde, geht der Same im Freyen, freudig und wohl auf; und öfters erscheinen von zurück gebliebenen Körnern noch im andern Jahre junge Stämme. Sie keimen mit 8 Nadeln. Bis zum dritten Jahre werden sie vom Unkraute rein gehalten, und alsdann kurz zuvor, ehe sie grün zu werden anfangen, im April an die für sie bestimmten Plätze verpflanzt. Der Stamm wächst sehr gerade, und soll in Amerika über 100 Fuß hoch werden. Wie stark er in wenig Jahren werden könne, beweiset ein dreyzehnjähriger, im J. 1763 in dem v. Münchhausischen Garten zu Schwöbber gemessener Baum. Er hatte im Umfange 16 Z.

und

und eine ansehnliche Höhe. In der herzogl. braunschweigischen Forst-Pflanzung in dem Lecheln-Holze zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel, trifft man sie, doch auf einem aus Sand und Lehm bestehenden trocknen und lockern Boden, viel höher und stärker an.

Die Zweige sind biegsam und zugleich stark. Sie biegen sich ohne zu brechen, unter der Last des Schnees, welchem sie wegen der dicht sitzenden Nadel-Büschel besonders ausgesetzt sind. Bei unsern kältesten Wintern leiden sie nichts. In Amerika lieben sie einen nas- sen lockern Boden, welchen deswegen Miller für sie wählt. Doch kommen sie, nach du Roi Erfahrungen, in einem nicht zu trocknen Erdreiche sehr gut fort. Sie sollen sich, wie die Tannen und Fichten, von den untern Zweigen von selbst reinigen.

Das Holz ist von der Beschaffenheit und Güte, wie das von der Tanne, ja vielleicht wohl noch zäher und tragbarer. Die Stämme scheinen auch, wegen ihrer Höhe und Stärke, vortreffliche Balken zum Bauen abzugeben. Miller rühmt den Gebrauch zum Schiff-Bau und zu großen Masten an, worin ihm aber du Hamel mit dem Einwurfe widerspricht, daß sie zu viele Knoten hätten. Die folgenden Zeiten müssen den Nutzen dieser Bäume im weitsäuftigern Umfange zeigen, wenn wir erst in Deutschland im Stande seyn werden, die gezogenen Bäume anzuwenden. Wir können indessen bis dahin dieser Kiefer im voraus den Vorzug vor allen übrigen Kiefer-Arten zusprechen, wie sie denn auch schon wegen ihrer äußerlichen Schönheit eine Stelle in unsern Pflanzungen verdient.

Kiefer, (Alpen-) Kleine, siehe oben, S. 409.

— — (amerikanische Sumpfs-) s. oben, S. 420.

— — (Büschel-) s. oben, S. 418.

— — (Erd-) eine Benennung der im VIII Th. S. 513, f. beschriebenen Feld-Cypresse, *Teucrium Chamæpitrys* inn.

— — (gemeine) siehe oben, S. 311.

— — (Jersey-) s. oben, S. 414.

Kiefer,

Kiefer, (italianische) s. oben, S. 418.

— — (Kehrbesen) s. oben, S. 421.

— — (Mast-) s. oben, S. 403.

— — (Meer-) s. oben, S. 416, f.

— — (schottische) s. oben, S. 408.

— — (Sumpfs-) amerikanische s. oben, S. 420.

— — (virginische) cyblättrige s. oben, S. 418.

— — (virginische Weibrauch-) s. oben, S. 419.

— — (Weymouths-) s. oben, S. 426.

— — (Zibelnuss) s. oben, S. 421.

2. Kiefer (*), (der oder die) der Kinnbacken. Der Ober-Kiefer der Unter-Kiefer. Hecht-Kiefer. Kinnbacken von Hechten.

Sprichw. Der Kiefer ist der Alten Stütze. Die Alten halten sich mit den Zähnen auf. Das Alter hat keine andere Stütze, als Essen und Trinken. Man sieht Alte, die den ganzen Tag essen, die sich die unverdaulichsten Speisen erlauben, und denen es sehr wohl bekommt.

3. Kiefer; (die) das Fisch-Dhr; s. Kieme.

Kiefern, von der Kiefer oder Kien-Föhre. Kiefernes Holz. Kieferne Breter.

Kiefern-Deckel die Kiefern-Saut, an den Fischen; s. Kiemen-Deckel, und Kiemen-Saut.

Kiefe, s. Giefe.

Kiel, L. Kilia, oder, wie Einige wollen, Chilonium, eine ansehnliche Stadt mit einem bequemen Hafen, im Herzogthume Holstein, an einem Meerbusen der Ost-See, welcher die Kieler Fjörde (**) genannt wird. Sie war

(*) In den gemeinen Sprech: Arten auch Kiese, Kiesel, im Niederl. Keerve, Kisse, im Dän. Kilde, im Engl. Jaws, Chaps, ehedem Chawes, im Ungel. Ceakas, alle von Käuen, wovon in den gemeinen Sprech: Arten noch Kieien für nagen üblich ist. Siehe Käuen, im XXXVI Th. S. 280, und Keisen, eb. das. S. 721. Im Oberdeutschen ist es auch ungewisses Geschlechtes. Das männliche ist der Analogie gemäßer, weil die meisten Wörter, in welchen das Suffixum er ein Werkzeug bedeutet, dieses Geschlecht haben.

(**) In der Kieler Fjörde nimmt der schiffbare Canal seinen Anfang, welcher zu Gorth in der Ober-Elde aufhört, und 4 Meilen 370 Ruthen lang ist. Er kam 1784 zu Stande.

war bis 1773 die Haupt-Stadt der großfürstl. holsteingottorpischen Lande in Deutschland, welche gegen Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark vertauschet wurden. Das Schloß liegt überaus anmuthig, und hat auf seinem Thurme ein Observatorium. Der Schloß-Garten und der Spaziergang am Strande sind nicht minder schön. In dem Bezirke des Schlosses liegt auch das neue 1768 eingeweihte ansehnliche Gebäude der dortigen Universität, welche Herzog Christian Albrecht von Holstein im J. 1665 gestiftet hat. Es enthält dasselbe ein großes, sehr schönes, und ein kleineres Auditorium, den Sal zur Bibliothek, das Conscriptorien-Zimmer, ein wohl eingerichtetes anatomisches Theater, sammt dazu gehöriger Präparir-Kammer, und ein ansehnliches geräumiges Reit-Haus mit einer offenen Reit-Bahn.

Vor Zeiten hat diese Stadt mit zu den Hanseestädten gehört, auch eine Zeitlang die Stapel-Gerechtigkeit, in Ansehung aller aus Dänemark nach Deutschland, und aus Deutschland nach Dänemark gehenden Waren, gehabt, welche ihr Graf Johann III. von dem dänischen Könige Christoph II. im J. 1321 verschaffete. Die vornehmste Ursache, warum sie unter den deutschen Handels-Städten berühmt ist, beruhet auf dem so genannten Kieler Umschlag, da alle Jahre nach dem heil. drey-Königs-Tage der schleswig-holsteinische Land-Adel, viele große Beamte, Kaufleute und andere angesehene Personen, aus Hamburg, Bremen, Lübeck und andern Orten in Nieder-Sachsen, Mecklenburg, Pommern u. hier zu Umschlag, Anleihe und Wieder-Einforderung ihrer Gelder zusammen kommen. Dieser Geld-Verkehr währet 8 Tage; und zugleich wird ein ansehnlicher Jahr-Markt oder eine Messe gehalten, die am h. drey-Königs-Tage ein- und am Abend vor Lichtmesse (Mariä Reinigung) wieder ausgeläutet wird. Die Octava trium Regum, als die so ge-

uam

nannten Zahl-Tage, gehen eigentlich vom 7ten bis auf den 14ten, Mittags um 12 Uhr, nach jetziger Gewohnheit aber bis auf den 17 Jan. oder Antons-Tag, Mittags um 12 Uhr, welche drey letztern Tage die Respit-Tage genannt werden, vor deren Ablauf man den in der Zahlung säumigen Schuldner nicht in das Einlager fordern kann. Die Schuld- und Pfand-Verschreibungen werden fast allezeit datiret in Octavis trium Regum, zuweilen aber auch auf einen gewissen Tag in oder nach denselben, wie denn auch darin versprochen wird, daß die Wiederbezahlung in Octavis trium Regum des nächst folgenden Jahres, oder in den ersten O. T. R. nach der beidenden Theilen auf Johannis-Tag frey stehenden Loskündigung zu leisten. Wer zu dieser Zeit nicht bezahlt, den, er sey von was für einem Stande er wolle, kann der Gläubiger in das so genannte Einlager oder Inlager (s. Th. X, S. 432, f.), an welchen Orten in den Herzogthümern Schleswig und Holstein es ihm gefällt, citiren, wodurch der Schuldner verbunden ist, in einem benannten Wirths-Hause einer Stadt der Herzogthümer Schleswig und Holstein sich einzulegen, und daselbst bis zur Zahlung auf seine Kosten eine Art eines weiten Arrestes zu halten.

Seit 1780 sind, zur Beförderung des Transithandels von Hamburg nach Kopenhagen, Packet-Dorthe angelegt, welche beständig zwischen Kiel und Kopenhagen gehen. Jeden Sonnabend geht eines derselben von Kiel, und eines von Kopenhagen, ab, denen in Ansehung der Passagiere und Güter eine gewisse Tare vorgeschrieben ist. Zur bessern Beförderung des Transports der Waren zwischen Hamburg und Kiel, ist eine Rolle von Fuhrleuten errichtet.

Ein Verzeichniß aller zu Kiel aus- und eingeführten Waren, sammt Vieh und Pferden, vom J. 1782, findet man in Heinze Kielschen Magazin, I B. 2 St. S. 173 — 198.

In

In Kiel befindet sich auch eine Japance-Fabrik.
Von dem Kieler Biere, Witte genannt, s. Th. V,
S. 26.

Von den Kieler Bäcklingen, s. Th. XX, S. 754.

1. Kiel (der) ein nur bey den Gärtnern übliches Wort, wo die Zwiebeln der Blumen-Gewächse auch Kiele, und im Collectivo Kietwert Zwiebel-Gewächse, genannt werden. Zwiebel-Gewächse durch die Kiele vermehren. Junge Seglinge, welche sich an den alten Kielen ansetzen. Im Herbste, wenn sich der Saft in den Kiel gezogen hat.

Es gehört unstreitig zu Kaul, eine Kugel, Faulig, rundlich, und mit demselben zu Kau, so fern es nicht nur eine runde Vertiefung, sondern auch eine solche Erhöhung bedeutet. Siehe Kaue, im XXXV Th. S. 279, Keule, oben, S. 161, Kolbe, und das folgende; imgleichen Kiel-Kropf.

2. Kiel ein sehr altes, aber nunmehr vermuthlich veraltetes Wort, ein Schiff, ein Fahrzeug zu bezeichnen.

Es kommt bey den Angelsachsen und Normannen schon sehr frühe vor, deren Schiffe im mittlern Lat. colae, Culae, Cyulae, genannt werden. In andern Sprachen bedeutet es noch jetzt den Schiff-Boden, den untersten Raum im Schiffe, wie das Engl. Keele, das Franz. Cale, das Schwed. Kåle.

Es ist, nach Hrn. Adelung Urtheile, in dieser Bedeutung keine Figur des folgenden Wortes, welche eben so hart und sprachwiedrig seyn würde, als wenn man ein Schiff von dem Steuer-Ruder oder von andern Theilen benennen wollte, es müßte denn die Länge der herrschende Begriff seyn, weil die angelsächsischen Schiffe als lange Fahrzeuge beschrieben werden (*).

Es

(*) Hierüber macht Hr. Stosch in den kleinen Beiträgen zur nähern Kenntniß der deutschen Sprache, Berl. 1778, gr. 8. S. 199, folgende Anmerkung: „Mich dünkt, in dieser Bedeutung (Kiel für Schiff oder Fahrzeug), könne es ganz wohl eine Figur des folgenden, der unter 2 angeführten Bedeutung, seyn, wenn nämlich Kiel so viel heißt, als der Grund, Balken eines Schiffes, welcher durch die ganze Länge hindurch geht, und worauf das ganze Gebäude des Schiffes

Es gehört zu dem Stammworte hohl, von welchem auch die Gölle, die Galere, und andere Wörter, ihren Ursprung haben. Siehe Raue, Kelch, Kelle, Keller u. s. f. Das oberdeutsche Zeile, eine Art langer Donau-Schiffe zu bezeichnen, ist durch die gewöhnliche Verwechslung des Saumen- und Fisch-Lautes daraus entstanden. Eben dahin gehört auch das preussische Kiedel, gewisse große Fischer-Bothe zu bezeichnen. S. Roth, ein Haus, Röße, Reutel, u. s. f.

3. Kiel, Diminut. das Kielchen, ein Wort, welches überhaupt den Begriff der Länge, und oft auch den damit verknüpften Begriff der Schärfe, der Dünne hat, aber nur noch in einigen Fällen üblich ist.

1. Der festere unten hohle Theil der Federn an den Vögeln und dem Federviehe, deren unterer hohler Theil die Spuhle, und im Nieders. die Pose, Bese, genannt wird; der Feder-Kiel. Ein Gänse-Kiel, Schwane-Kiel, Raben-Kiel. Die Kiele von geschlossenen Federn. S. Kiel-Bett. Besonders so fern ein solcher Kiel zum Schreiben gebraucht wird, da denn figürlich und in der poetischen Schreib-Art auch wohl eine Schreib-Feder ein Kiel genannt wird. Auch die zarten noch in der Haut liegenden Kiele der größern Federn führen diesen Namen, dagegen sie im g. L. auch Stoppeln, und in Nieder-Sachsen Pylen, und mit dem Fisch-Laute Spülen genannt werden. Siehe Spuhle.

Im Oberdeutschen lautet es in dieser Bedeutung auch Kengel, Kitch, im Ital. Canoa, daher man es auch zu Kehle, Kelch, Canal, rechnen könnte, so daß mit diesem Worte zunächst auf den untern hohlen Theil gesehen würde. Nimmt man den Begriff der Länge für den Haupt-Begriff

„ses beruhet. Dieser Grund-Balken wird alldenn meronymisch, als ein Haupt-Theil des Schiffes, für das Ganze genannt, welches dann eben so wenig hart und sprachwiedrig ist, als wenn man sagt, ein Segel für ein Schiff. Die Flotte besteht aus so viel Segeln, oder wie man oft von den Segelfahrenden höret: Wir erblickten ein Segel von weiten, und machten Jagd darauf, u. d. gl.“

Begriff an, so gehört auch das Lat. *Caulis*, und mit einem andern Suffixo auch *Kalm* dahin. Im Nieders. wird ein Feder-Kiel auch *Staal* genannt, und im Oberdeutschen hieß er ehemals auch *Bolz*. Gänse-Bolz.

Im Bergbaue versteht man unter *Kiel*, eine enge Röhre, welche unter dem Kolben im Saß eines Kunst-Gezeuges angesteckt wird. Daher der *Steck-Kiel*, oder *Steckel-Kiel*, eine kleine Röhre in dem Pumpenwerke, in welcher das Ventil befestigt wird, und wozu auch das *Steckel-Blech* und die *Steckel-Schraube* gehören. Der *Ansteck-Kiel*, eine angebohrte Röhre, welche unter dem *Steckel-Kiele* angesteckt wird, damit man im Gewaltigen weiter unter das Wasser gelangen könne.

2. Der unterste lange Grund-Balken eines Schiffes, welcher von dessen Hinter-Theile bis nach dem Vorder-Theile geht, und zuerst auf den Stapel gelegt, und worauf sodann das ganze Gebäude des Schiffes befestigt wird; im Nieders. gleichfalls *Kiel*, Holl. *Kiel*, Keel, L. *Carina*, Fr. *Carene*, Quille, Dän. *Kiol*, Engl. *Quill*, Ital. *la Carena*, il Primo. Der starke dicke Balken, welcher an dem Kiele befestigt ist, um dessen untere Seite desto besser zu verwahren, wird der *falsche Kiel* oder *Aster-Kiel* genannt. So lange der Kiel eines Schiffes dauert, so lange wird solches immer für ein und eben dasselbe Schiff gehalten, und wenn auch sonst nicht ein Nagel von dem ersten Baue mehr davon, sondern alles daran verändert wäre.

Siehe auch *Kiel-Schwein*. *Kielen*. *Kiel-hohlen*.

Kiel, (Aster-) siehe kurz vorher.

— (*Ansteck*.)

— (*Steck* oder *Steckel*) } s. oben auf dieser Seite.

Kiel-Bett, ein Bett armer Leute von geschlossenen Feder-Kielen.

Kiel-

Kiel-Flügel, *Strombus fisserula* Linn. eine Flügel-Schnecke, welche in Ost-Indien sowohl im natürlichen, als versteinerten Zustande vorkommt. Müller gibt davon folgende Beschreibung: Sie ist ganz weiß; die Lippe läuft der Länge nach in einen gespaltenen Kiel aus, und ist an der einen Seite breitflügelig, an der andern liegt eine Lippe gegen die Spindel an, und zwischen selbigen zeigt sich die Oeffnung, welche einem gespaltenen Kiele gleich sieht, und sich über den Wirbel umkrümmt; der Schwanz hingegen ist kurz und gerade, und von der Mündung fast nicht zu unterscheiden.

Kiel-Kropf, im g. L. ein Kropf an der Kehle, besonders, so fern er von Kindern zuweilen mit auf die Welt gebracht wird; imgl. ein mit einem solchen Kropfe versehenes Kind.

Entweder von Kehle, ein Kropf an der Kehle, oder auch von Kiel, Kugel, wegen der kugelförmigen Gestalt; s. *Kiel* 1.

Da der große Haufe glaubt, daß ein solches Kind nicht natürlich, sondern von einer Here ausgetauschet worden sey, so sind ein *Kiel-Kropf* und ein *Wechsel-Balg* oft gleich bedeutende Ausdrücke. Siehe *Wechsel-Balg*.

Kiel-Rabe, s. *Rabe*.

Kiel-Recht, Fr. *Droit de Quillage*, ein Recht, welches in Frankreich die Kaufmanns-Schiffe bezahlen, wenn sie zum ersten Mal in einen Hafen einlaufen. Zu Bourdeaux ist solches 3 Livr. 4 Sols.

Kiel-Schwein, *Kiel-Schwie*, *Kiel-Schwinne*, im Nieders. *Kielswien*, Fr. *Carlingue*, Ital. *Contra-Carena*, eine dicke Bohle, welche über den Kiel und die Bauch-Stücke, 8 bis 10 F. in die Breite, durch die ganze Länge des Schiffes gelegt, und mit eisernen Bolzen an demselben befestigt wird, um den Kiel recht zu steifen, und die Masten darauf bequem zu setzen. Siehe *Schwein* 1.

Ge 2

Kiel-

Kiel = Wasser, Fr. Lague, bey der Schifffahrt, derjenige Streifen in dem Wasser, welchen das Schiff in seiner Fahrt macht, und welcher sich hinter demselben ausbreitet, nachdem der Kiel das Wasser gleichsam gespalten hat.

Kiel = Werk, Zwiebel = Gewächse; s. oben, S. 432.

Kielce, Kielcz, eine Stadt in Klein = Polen, in der Sandomirischen Woiwodschafft, in welcher der Bischof zu Krakau einen Pallast hat. Eben demselben gehören auch die dabey befindlichen Eisen = Werke.

Kielen; von **Kiel** 3, ist in doppelter Gestalt üblich.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs Worte haben, Kiele zu größern Federn bekommen, von Vögeln und dem Federviehe, wenn die jugendlichen Flaum = Federn den gewöhnlichen größern Platz machen. Der Vogel **fielet**.

2. Als ein Activum. 1) Mit Feder = Kielen, oder doch mit Stücken davon versehen, in welchem Verstande gewisse Saiten = Instrumente **gekiele**t oder **be = fiele**t werden. 2) **Ein Schiff kiele**n, es mit einem neuen Kiele versehen.

Kielhöhlen, ein nur in der Schifffahrt übliches Wort.

1. **Ein Schiff kielhöhlen**, Holl. Kiel = haalen om te kalkaateren, Verstellen, en Schoonmaaken, Fr. Carener, L. Navem reficiendam invertere, es auf die Seite legen, um den Kiel und den untern Theil zu kalkatern und auszubessern (s. Th. XXXII, S. 605, f.); gleichsam, es über den Kiel **höhlen**. Die Krieges = Schiffe werden wenigstens alle 3 Jahr ganz **gekiele**t, und alle Jahr auf die Hälfte.

2. **Einen Verbrecher kielhöhlen**, Holl. Kiel = haalen, Engl. kielhale, Fr. donner la Cale oder l'Escrapade de Marine, in den See = Rechten, eine mit der Wippe der Land = Soldaten übereinkommende Schiffs = Strafe, welche die nächste nach der Todes = Strafe ist, nach welcher der Verbrecher, mittelst eines mit ei-

nem

nem Stocke zwischen den Beinen an der großen Kaa befestigten Taues, in das Wasser gelassen, und drey Mahl unter dem Kiele eines Schiffes, welches wenigstens 20 bis 24 Fuß tief liegt, durchgezogen wird. Wenn nun der Leib, an welchem etliche Stück = Kugeln befestigt sind, das geringste vom Schiffe unter dem Wasser berührt, so ist er augenblicklich zerrissen; und dieses nennen die Franzosen, donner la grande Cale, oder donner la Cale par = dessous la quille, und die Holländer Kiel = haalen; zum Unterschiede der ordinären, welche das trockne **Kielhöhlen**, im Franz. schlechtweg donner la Cale, la Cale ordinaire, oder la Cale sèche Holl. van de Ree vallen of loopen laten (von der Kaa fallen lassen), genannt wird, wenn der Verbrecher von der großen Kaa, bis auf 5 bis 6 F. vom Wasser schnell herunter gelassen, und dann wieder aufgehalet wird. Wenn der Fall heftiger seyn soll, wird dem Delinquenten eine Stück = Kugel, oder ein anderes schweres Gewicht, an die Füße gebunden.

Die Vorthe = Knechte pflegen dergleichen Strafe auch wohl an den Hunden, die sie im Stehlen betroffen haben, zu vollziehen.

Kieme, (die) im g. L. einiger Gegenden, besonders Nieder = Sachsens, und bey den Schriftstellern des Natur = Reiches, knochenförmige Desfinitionen mit kam = förmigen Strahlen an dem Kopfe der Fische, welche ihnen an statt der Lunge zum Athem **höhlen** dienen, und sehr uneigentlich auch Ohren oder Fisch = Ohren genannt werden, da sie doch mit dem Gehöre nichts zu thun haben; L. Branchiae.

Im Nieders. **Kieme**, in einigen oberdeutschen Gegenden der Kampf, in Nieder = Sachsen auch die Kiefer, Kiepe; alle von Ka, Kau, ein hohles Behältniß, welches durch allerley Suffixa näher bestimmt wird. Siehe Garmen, Kammer, Kaue, Koben, Kober, u. s. f. Da Kiefer zweydeutig ist, und auch einen Kinnbacken bedeutet, so ist **Kieme** bequemer.

Daher der Kiemen-Deckel, ein Deckel, welcher die Kieme des Fisches verschließt. Die Kiemenhaut, *Membrana branchiostegia*, eine Haut, welche sich mit dem Kiemen-Deckel verbindet, und die Kiemen von aussen bedeckt. Siehe im XII. Th. S. 480, f.

Kiemen-Fuß, s. Kiefen-Fuß oben, S. 251.

Kiemen Wurm. Mit diesem Nahmen belegen die Holländer gewisse Fisch-Würmer, denen Linne den Geschlechts-Nahmen *Lernaea* gegeben hat. Es führt derselbe vier Arten an, welche durch folgende Kennzeichen unter sich eine Aehnlichkeit haben. Der Körper ist länglich vollrund, und pflegt sich vermittelst einiger Fühl-Hörner an andere Körper, insonderheit Fische, anzuhängen. Die Fühl-Hörner haben die Gestalt der Arme; und man zählt deren zwey, auch drey. Am Körper sitzen zwey Eyerstöcke, welche denselben gleichsam als doppelt geschwänzt vorstellen.

1. Der Kabeljau-Wurm, *Lernaea branchialis* Linn. Dieser Wurm ist ungefähr einen Finger lang, und einen dünnen Feder-Kiel dick, roth gefärbt, spindelförmig, und unter der Spitze mit einer Mündung versehen, um welche sich drey steife, dreyzackige Fühl-Spitzen befinden. Der hintere Theil ist mehr bauchig, gekrümmt, und mit einigen schwarzen Strichen geziert. Der Schwanz läuft stumpf aus, und die zwey Eyerstöcke bestehen aus einem Gewebe dünner Fäden. Der Aufenthalt ist in den Kiemen der Kabeljaue, in welchen dieser Wurm sich fest saugt.

2. Karauschen-Wurm, *Lernaea cyprinacea* L. Dieser saugt sich oben an den Körper der Karpfen und Karauschen an, und erregt dadurch rothe Flecke. Seine Länge beträgt ungefähr einen Finger breit. Der Körper ist keulförmig. Fühl-Hörner zählt man vier, und die Spitzen derselben sind mondförmig gebogen. Siehe auch im XXXIV Th. S. 639, f.

3. Lachs-

3. Lachs-Wurm, *Lernaea salmonea* L. Dieser sitzt öfters an dem innern Winkel der Kiemen bey dem Lachse an, und ist nicht viel größer als eine Menschen-Laus. Der Körper ist eyrund. Das herzförmige Bruststück endigt sich in eine Mündung, welche zwey Lippen hat, davon die obere ausgerändelt, die untere aber gespalten ist. Es sind nur zwey fadenförmige Fühlhörner zugegen. Die Fischer pflegen diese Würmer Salm-Läuse zu nennen, und für eine gute Vorbedeutung eines reichen Lachs-Fanges zu halten, wenn die meisten Lachse dergleichen Würmer an sich haben.

4. Dorsch-Wurm, *Lernaea stellina* L. Vorzüglich an dem Dorsche der Ost-See, auch an den Schell-Fischen des Nord-Oceans, zeigen sich dergleichen angefangte Würmer, welche von den übrigen merklich unterschieden sind. Die Gestalt ist halbmondförmig, das Bruststück herzförmig, und der Schwanz doppelt spindelförmig.

Kiemi, Kimi, ein Ort in der schwedischen Provinz Vottenien, am Flusse Kimi, wo er sich in den bottenischen Meer-Busen ergießt. Er treibt mit allerley Waren, die aus Lappland, Finnland und Rußland kommen, guten Handel.

Kimming, Kimmung; s. Kämme.

1. Kien, die Benennung eines besondern Salzes, oder natürlichen mineralischen Alkali, welches sich im Königreiche Hami in China in der Erde findet, der chinesischnen Seife gleicht, und daher auch den Nahmen Kien, womit sonst diese Seife belegt wird, erhalten hat. Siehe Laugen-Salz.

2. Kien, (der) das mit Harz gesättigte Holz der Kiefer, welches sehr leicht und hell brennt, und daher sowohl zum Leuchten, als auch zum Anmachen des Feuers, gebraucht wird. Siehe oben, S. 405.

Kien-Apfel, der schuppige Zapfen oder Apfel des Kimi-Baumes, welcher bey der Fichte und Tanne, der

Sichten-Apfel und Tann-Apfel genannt wird, und den Samen enthält. Im g. L. werden diese Zapfen Küsseln genannt. Siehe 5 Kase, im XXXI Th. S. 189, f.

Kien-Baum, im g. L. der oben, S. 311, fgg. beschriebene Kiefer-Baum, oder die Kiefer, weil sie unter allen ähnlichen Arten von Bäumen allein Kien gibt; im Oberdeutschen die Kien-Söhre. Im Wendischen wird sie daher auch nur Koina, Kuipa, genannt. Daher das Bey- und Neben-Wort Kienbäumen.

Kienbäumenes Holz.

Kien-Sackel, s. oben, S. 406.

Kien-Söhre, s. Kien-Baum.

Kien-Fresser, *Tenthredo pini* Linn.; s. oben, S. 286.

Kien-Holz, s. oben, S. 404.

Kien-Oehl, s. oben, S. 407.

Kien-Post, in einigen Gegenden ein Rahme des wilden Rosmarines oder Mutter-Krautes, welches in andern Kien-Rost genannt wird; *Ledum palustre* Linn. Siehe wilder Rosmarin.

Kien-Rost s. im vorherg. Artikel.

Kien-Ruß, s. oben, S. 407.

Kien-Stock. 1. Der Stock, d. i. zurück gebliebene Stamm von einem gefällten Kien-Baume, mit dessen Wurzeln, woraus sowohl Kien gehauen, (s. oben, S. 406,) als auch Pech, Kien-Ruß, u. s. f. gebrannt wird. 2. Figürlich werden in den Schmelz-Hütten die Stücke oder Scheiben Kupfer, aus welchen durch das Steigern das Blei nebst dem Silber vorläufig von dem Kupfer geschieden worden ist, wenn sie in das stärkere Darr-Feuer gebracht werden, Kien-Stöcke genannt; ohne Zweifel, wegen einiger Ähnlichkeit in der Gestalt.

Kienchang, oder Chienchang, sonst Kienvu genannt, eine Stadt in China, in der Provinz Kiangsi, an der Gränze

Gränze von Fokien. Der Reiß, welcher in der Gegend dieser Stadt wächst, ist, in Ansehung desjenigen, welcher in dem ganzen übrigen Kaiserthume eingebrndet wird, so auserlesen, daß er von hier aus an den Kaiser geschickt, und seiner Güte wegen das Silber-Korn genannt wird. Man verfertigt auch hier allerley sehr schöne Zeuge; ingl. ein Getränk aus Reiß, welches die Chineser Maou nennen, und vortreflicher als Wein ist.

Kiener, (der) im Bergbaue einiger Gegenden, z. B. in Tyrol, ein Kohlen-Brenner oder Holz-Knecht, welcher Kien zum Behuf der Schmelz-Hütten liefert.

In einem lat. Berg-Vertrage von 1185 in Spersg tyrol. Bergwerksgesch. schon Kener.

Kienning oder Chienning, eine große Stadt in China, in der Provinz Fokien, an dem östlichen Ufer des Flusses Min, über welchen daselbst eine Brücke geht, die zu beyden Seiten mit Häusern und Kaufmanns-Gewölben besetzt ist. Diese Stadt ist ein guter Handels-Ort, weil dieses eine Straße für die Waren ist, die den Fluß Min entweder hinauf oder hinab gehen.

Kientcheou, Kientchou, ein chinesischer seidener Zeug, welcher daselbst in großem Werthe ist. Die Seide, woraus er gemacht wird, ist kein Werk der gemeinen Seiden-Würmer, sondern diejenigen Seiden-Würmer, von denen man solche bekommt, sind wild, und machen ihr Gewebe nicht in Seiden-Häuslein, wie andere Seiden-Würmer, sondern wie die Spinnen an die Bäume und Sträucher, in den Wäldern, aus welchen es schwer oder gar unmöglich ist, sie in die Häuser zu bringen, und daselbst zu erziehen, weil sie dort schlecht fort kommen würden. Ihre Seide wird daher in dem Gehölze, und insonderheit in der Provinz Canton, aufgesucht. Sie ist von Farbe grau und ohne allen Glanz, daher auch die daraus verfertigten Zeuge wie eine gemeine ungebleichte Leinwand, oder ein etwas grober Drogue, aussehen. Unterdeffen sind sie doch

in großem Werthe und hohem Preise, und werden noch theurer, als die schönsten Atlasse, verkauft, weil sie sehr lange halten, und, ungeachtet sie sehr stark und dicht gewebet sind, niemahls brechen, überdies wie Leinwand gewaschen werden können, auch von nichts, ja so gar nicht einmahl vom Oehle, Flecken annehmen.

Kiepe, ein nur in Nieder-Sachsen übliches Wort, einen Kober zu bezeichnen, besonders so fern er dazu bestimmt ist, auf dem Rücken getragen zu werden. Es ist ein oben weiter und unten etwas enger, beynah rund, Korb, der auf dem Rücken getragen wird, in welchem man auf der einen Seite, die mehr flach als rund ist, oben und unten zwey Gurte befestiget, welche über die Schultern gehängt werden, so, daß die Kiepe recht auf dem Rücken zu liegen kommt. Desters hat die Kiepe auch unter dem Boden einen hölzernen Fuß oder ein Kreuz-Holz, daß sie nicht unmittelbar auf die Erde zu stehen kommt, damit sie, wenn sie voll gepackt ist, der Person, die sie tragen soll, um so leichter auf den Rücken gehoben werden könne.

Es kommt mit dem Worte Kober von einem und eben demselben Stamme her. Die Tasche in Kleidern heißt im Nieders. der Kiepsack, woraus vermittelt des vorgesehten Zisch-Lautes das hochdeutsche Schubsack geworden ist.

In einigen Gegenden ist die Kiepe ein solcher Kober von bestimmtem Gehalte. So hält eine Kiepe Schollen in Lübeck 600 Stück.

Im Wallach. ist Kupa, und im Alban. Kupa, ein Gefäß mit Handhaben, und im Griech. *κυνη*, eine Kufe. S. dieses Wort, ingl. Kieme.

Kieper, s. Küfer und Küper.

1. **Kies**, grobkörniger, mit kleinen Steinen vermengter, oder aus kleinen Kieseln bestehender, Sand, welcher auch Gries und Grand genant wird; **Kies-Sand**, **Kiesel-Sand**, L. Glarea, Fr. Gravier. Das Gewächs deines Leibes wird seyn wie Kies, Es. 48, 19.

Es

Es ist mit dem folgenden einerley Stammes, ob es gleich in der Bedeutung und dem Gebrauche davon unterschieden ist.

Daher Kieselicht, dem Kiese, d. i. groben Sande, ähnlich. Kieselig, Kies oder groben Sand enthaltend. Ein Kieselichter (besser Kieseliger) Grund, 5 Mos. 21, 4.

Es ist ein großer Unterschied zwischen einem kieseligen Boden, und einem Bette oder einer Schicht von Kies. **Kies** findet sich sehr häufig in kleinen Tiefen in der Erde; bisweilen sieht man denselben auch auf der Oberfläche bloß, und ohne einige Mischung von Erde. Was **Kies** genannt wird, ist eine Quantität kleiner Kiesel. Wenn diese nun die Oberfläche der Erde ausmachen so liegen sie an der Stelle des Bodens, wiewohl sie nicht eigentlich ein Boden genannt werden können. Sie können keinen Pflanzen Nahrung geben, es wachsen auch keine wild darunter, ausgenommen einige wenige an den Ufern der See, die so lange Wurzeln haben, daß sie 1 oder 2 Fuß tief durch diese lose Steine in die Erde dringen. Eine solche Bedeckung der Erde also, die bloß aus einer Quantität Kiesel besteht, wird **Kies** genannt; ein kieseliger Boden aber ist eine Zusammensetzung von guter Erde, Sand, Aley (d. i. zäher und fetter Erde), oder einer andern Substanz, mit diesem Kiese.

Der **Kies** wird vorzüglich zu Spaziergängen in Gärten gebraucht. Es sind aber die verschiedenen Arten davon nach ihrem Werthe gar sehr unterschieden. Dieses rührt nicht von der Beschaffenheit des Kiesel an und für sich selbst, sondern von der Mischung, welche die Natur in den Schichten derselben gemacht hat, her. Aller **Kies** besteht aus kleinen Kieseln und andern harten Steinen; bey einigen Arten desselben aber finden sich weniger von den letztern, als bey andern, und in einigen Schichten finden sich gar keine. Einige Gruben geben einen **Kies**, welcher bloß aus rundlichen

chen Kieseln von einer bläulich rothen Farbe besteht. Diese haben das Ansehen, als wenn sie gewaschen wären, indem sie nicht die geringste andere Materie enthalten. Eine solche Grube verdient kaum geöffnet zu werden; denn diese Art von Kies kann, ihrer Natur nach, niemals binden. Auch ist es nicht möglich, etwas hinzu zu thun, es müßte denn solches in einer großen Quantität geschehen. Ein Spaziergang, welcher damit belegt ist, scheint aus losen Steinen zu bestehen, er ist allezeit uneben, und es ist sehr beschwerlich darauf zu gehen. Die Farbe ist auch nicht angenehm.

In andern Gruben findet man Kies, welcher aus sehr vielen kleinen Steinen und sehr vielem Sande, besteht. Die Kiesel darunter sind gemeiniglich von einer blaffen Farbe. Dieser ist weit besser, Spaziergänge damit zu belegen; denn da die Kiesel und andere Steine nicht alle rund sind, so kommen sie dichter an einander zu liegen, und der Sand füllet gewisser Maßen die Zwischenräume. Indessen bindet dieser Kies doch nur mittelmäßig, und der Sand wird öfters durch starken Regen weggespült, daß leere Räume zwischen den Steinen bleiben.

Die beste Art Kies ist derjenige, welcher aus einiger Maßen irregulären Kieseln, sehr vielen andern harten Steinen, und einer guten Quantität mürbeligen Lehmes, besteht. Der Lehm, wovon die ganze Masse gelb aussieht, macht, daß der Kies dicht und fest bindet, denn er füllet alle Löcher zwischen den Steinen; und der Kley, woraus er zugleich mit zusammen gesetzt ist, hält alles fest, und verhütet, daß in trockner Witterung der Sand sich nicht erheben kann.

Diese verschiedene Arten von Kies können zu einem solchen Grade von Feinigkeit, als erforderlich ist, gebracht werden. Man kann die Natur nachahmen, und die schlechten Arten verbessern. Doch ist es nicht

rath-

rathsam, aus der zuerst genannten reinen und runden Art, durch einen Zusatz, einen guten Kies machen zu wollen; sondern, wenn das Land irgendwo einen ziemlich guten Kies hat, kann man denselben, wenn er häufig verlangt wird, durch eine geringe Bemühung um 100 pro Cent verbessern. Wird der Kies in trockner Witterung gar zu staubig, so lasse man zähen Kley, welcher vorher mit Sand und Wasser weich gemacht worden ist, darüber werfen, und gut damit umrühren. Oder hat man einen Kies, dem es an Lehm fehlt, so kann man diesen leicht hinzu thun.

Man gebraucht den Kies auch als eine Düngung. Da Kies an und für sich einen heißen Boden macht, so läßt er sich gut zu denjenigen Arten des Bodens gebrauchen, die von Natur kalt sind. Kalter Boden ist meistens zähe; Kies wärmt ihn aber nicht nur, sondern bricht ihn auch, und macht dem Regen und den Wurzeln der Pflanzen Platz. Da die Brechung der Zähigkeit des Bodens gemeiniglich die Absicht ist, weswegen man sich des Kiesel als einer Düngung bedient: so ist diejenige Art am besten dazu, die voll rauher und irregulärer Feuer- und anderer Steine ist. Diese Art wärmet einen Boden eben so gut, als derjenige Kies, welcher bloß aus runden glatten Steinen besteht, und bricht ihn weit besser. Da man den Kies gemeiniglich zu kleinem Boden gebraucht, so muß ein Landmann dahin sehen, daß an den Steinen kein Kley hänge; auch wird er wohl thun, wenn er alle große Steine heraus werfen läßt, als welche allein schädlich sind. Neben der kleinem Art von Boden, kann der Kies auch auf derjenigen, welche ihr am nächsten kommt, nämlich auf lehmigem Boden, als eine Düngung gebraucht werden. Man hat auf solchem Boden, der sehr wenig Sand gehabt hat, gesehen, daß die Erde, nachdem sie gepflüget worden ist, in feuchtem Winter große und dicke Klumpen bekommen hat. Ben-

der

dergleichen Boden würde Kies ein guter Zusatz seyn; denn der Kies würde verhüten, daß die Erde in keine solche Klumpen zusammen liefe, und der Sand würde sie vollends brechen.

Ein Kies-Boden oder ein von guter Erde, Sand, Kley, oder einer andern Substanz, mit dem Kiese zusammen gefester Boden, ist von verschiedener Art, nach dem nämlich die Materie, woraus er besteht, beschaffen ist. Daher gibt es kleyigen, lehmigen und sandigen, auch mägerlichen Kies. Wenn ein kieseliger Boden sehr schlecht ist, so ist die Bemühung, denselben zu verbessern, mehrentheils ganz vergeblich. Ist derselbe noch einigermaßen mit guter Erde gemischt, so hilft solches, die Düngung, worin sie auch immer bestehen mag, zu behalten. Ist aber gar zu wenig Erde darunter, so wird die Düngung durch den Kies weggespült. In einigen Orten besteht der Kies dieser Böden ganz aus glatten runden Steinen; an andern aber ist eine Mischung irregulärer Steine darunter. Zuweilen ist auch der Boden aus solchen irregulären Steinen und aus Erde zusammen gesetzt, ohne daß sich ein einziger glatter runder Stein darunter befindet. Ein solcher Boden wird mit Unrecht ein Kies- oder kieseliger Boden genannt, und er sollte billig ein steiniger heißen; denn die darin befindlichen Stücke sind Kalk- oder andere Fels-Steine. Dieses ist ein viel besserer Boden, als der andere, denn die Kalk-Steine sind von Natur warm; und weil sie ungleiche Gestalten haben, so mischen sie sich besser mit der Erde, und bleiben fester darin, als die andern Steine, deren Ründe und Glätte verursacht, daß sie beständig heraus fallen.

Der Boden, welcher aus kleyigem Kiese besteht, ist sehr zähe und beschwerlich. Die Steine brechen zwar die Substanz des Kleyes, und machen dem Regen Platz, hinein zu kommen, wie auch den Wurzeln der Pflanzen, daß sie durchdringen können; es fehlt aber

an

an einer gehörigen Mischung von Erde, zum Grunde und zur Unterstützung des Wachstumes. Ein solcher Boden wird am besten mit Märgel gedüngt; es muß aber eine rechte Art davon ausgesuchet werden. Es muß der leichte spröde Märgel seyn, welcher im Wasser sich in Staub verwandelt. Die größten Steine müssen aus solchem Lande heraus gesucht, und die Düngung muß zu gehöriger Zeit wiederholt werden.

Ein Boden, welcher aus lehmigem Kiese besteht, ist, seiner Natur nach, dem vorigen weit vorzuziehen. Er hat eine Mischung von Kley, Sand, feiner Erde, und runden Steinen. Die größern Steine müssen heraus gesucht werden, und man muß das Land auch eben so, als die schlechtere Art von lehmigem Boden, düngen.

Ein Boden, welcher sandigen Kies hat, ist, wenn gleich viele Erde mit dem Sande und Kiese vermischt ist, doch nur sehr mittelmäßig. Ist er aber von der schlechtesten Art, so ist er kaum werth, bearbeitet zu werden; denn der Regen spült den Sand, und mit demselben die Düngung ab, und der Boden geräth in den Zustand eines natürlichen und bloßen Kiesel. Wenn ein Landmann dergleichen Boden hat, oder sich damit einlassen will, muß er es sich sehr viel kosten lassen, ehe er einen beträchtlichen Nutzen davon erwarten kann. Die einzige vernünftige Art, einen solchen Boden zu verbessern, ist, einen Lehm daraus zu machen, und ihn alsdann mit Mist oder andern Materien zu düngen. In dieser Absicht muß er seinen Boden mit Kley bereichern, und dahin sehen, daß derselbe gut mit dem Sande und Kiese vermischt werde; und wenn er ihn dadurch gleichsam zu einem ganz andern Boden gemacht hat, muß er ihn gut mit Mist bewerfen, indem er nunmehr die Düngung halten kann; und kann er Märgel haben, so wird solcher eine vortreffliche Düngung seyn. Durch dieses Mittel wird er ihn fruchtbar machen können; es gehört aber Zeit dazu, und er macht durch seine Arbeit

viel

vielmehr einen neuen Boden, als daß er den vorigen verbessern sollte.

Die kieseligen Böden bringen überhaupt, wenn man sie zu Wiesen: Gründen gebraucht, süßes Gras hervor. Werden sie nun nach ihren verschiedenen Arten, mit Schlamm, Mist, oder Märgel, gedünget, so bringen sie es in ziemlicher Menge. Das muß der Landmann aber merken, daß kein Boden zu Vieh: Weiden mehr Sorgfalt erfordert, als eben dieser. Zur Düngung der Wiesen: Gründe auf einem kieseligen Boden, ist nichts besser, als eine Mischung von mürbem Mist, reinem Schlamm aus den Gräben, und den Böden alter Heu: Schober. Wird diese zu einer Zeit aufgelegt, daß man sich Hoffnung machen kann, der Regen werde sie allmählich hinein spülen: so hat sie eine erstaunliche Wirkung.

Bäume gerathen auf diesen Böden vielmehr durch Hilfe der darunter liegenden Schicht, als durch den Boden selbst. Buchen und Aeschen wachsen sehr gut darin, an einigen Orten auch Ulmen, aber nicht durchgehends. Daß die Bäume in diesem leichten Boden dem Korne nachtheilig seyn werden, hat man nicht zu befürchten, denn sie suchen ihre Nahrung in einer größern Tiefe.

2. **Kies**, ein Wort, welches ursprünglich einen jeden Stein, eine jede Stein: Art bedeutet zu haben scheint, aber nur noch in einigen einzelnen Fällen üblich ist.

1. Der Quarz, eine sehr harte, glasartige und gemeinlich krystallinisch angeschossene Stein: Art, ist in einigen Gegenden auch unter dem Nahmen des **Kieses** bekannt. Siehe **Kiesel**.

2. Im Bergbaue und in der Mineralogie, ist der **Kies**, Gr. und L. Pyrites, eine gelbe oder weiße Stein: Art, welche das Haupt: Erz des Schwefels und Arsens ist, und im ersten Falle Schwefel: **Kies**, im letztern weißer **Kies**, arsenikalischer oder Gift: **Kies**,

Kies, **Wasser: Kies** genannt wird, von dem Neben: Gehalte und der äußern Gestalt aber verschiedene andere Nahmen bekommt.

Im Böheim. Kyz. Bey den Lat. war Cos ein **Wasser: Stein**, und bey den Hebräern כֶּסֶם ein jeder Stein. Siehe 7 Raze.

Die **Kiese** sind Mineralien, welche denen Substanzen, aus welchen sie bestehen, ihrer Farbe oder ihrem Glanze, ihrer Schwere, und endlich auch den Gegenden des Erdbodens nach, wo man sie findet, den wahren Erzen der Metalle, in deren Gesellschaft man sie allezeit antrifft, ähnlich sind. Sie bestehen, wie die Erze, aus metallischen Substanzen, welche durch Schwefel, oder durch Arsenik, oder durch diese beyde Materien zugleich, vererzt worden sind, und aus einer unmetallischen Erde (*), welche mit ihren andern Bestand: Theilen genau vereinigt ist. Diese Mineralien sind demnach, und zwar in der strengsten Bedeutung dieser Benennung, wahre metallische Erze; allein ungeachtet dieser Ähnlichkeiten der **Kiese** mit den eigentlich so genannten Erzen, unterscheiden die Chemisten und Metallurgisten die erst gedachten Mineralien doch von den letztern; und die Ursachen, welche sie hierzu bewogen haben, sind diese, weil die Verhältnisse und die Verbindung der Materien, welche die **Kiese** ausmachen, von den Verhältnissen

(*) Diese von Zenzel und Cramer angenommene unmetallische Erde, wird in so fern von Wallerius (Elem. Metallurg. Sect. II. P. II. c. 2, §. 18, no. 4.) verworfen, als man sich dieselbe von der Mutter des Metalles verschieden, und innigst mit den vererzten Metallen vermischt denkt; die sich doch mit Erden nie, als nach ihrer Vererzung, vereinigen lassen. Und ungeachtet man zwar aus **Kiesen**, davon der Centner 25 Theile Schwefel gibt, selten mehr als 10 bis 20 Theile Eisen erhält, welcher Abgang eine unmetallische Erde anzeigen dürfte, so ist derselbe doch, nach Gerhards's Theil Beyer. 3. Chym. und Gesch. des Minerals. Th. 2, S. 581, mehr eine Folge des von dem Schwefel bey dem Rösten todt gebrannten Eisens, als ein Beweis für die Gegenwart einer unmetallischen Erde.

hältnissen und von der Verbindung der Materien der Erze unterschieden sind.

Ungeachtet es Kiese gibt, welche, wie ich zeigen werde, eben so viel und so gar zuweilen mehr Metall, als gewisse Erze, enthalten: so kann man doch, im Ganzen genommen, mit Wahrheit sagen, daß die Kiese weit weniger davon enthalten, hingegen aber eine größere Menge von den vererzenden Substanzen, nämlich vom Schwefel und Arsenik, bey sich führen, und daß vorzüglich zu ihrer Zusammensetzung eine weit größere Menge von einer mit ihren übrigen Bestandtheilen genau vereinigten unmetallischen Erde kommt. Die Verbindung dieser verschiedenen Substanzen, ist in den Kiesen ebenfalls weit stärker, als in den Erzen. Sie sind auch meistens viel härter; und alle sind beynah so hart, daß sie viel Funken von sich geben, wenn man sie mit dem Stahle schlägt. Wegen dieser Eigenschaft, da sie mit dem Stahle Feuer geben, hat man ihnen den Nahmen Pyrites beigelegt, welcher aus dem Griech. herkommt, und einen Feuerstein bedeutet. Man bediente sich ehemals auch wirklich, an statt derjenigen Kiesel (Pyromachi), welche man jetzt gebraucht, der Kiese zu den Schießgewehren, daher sie auch Büchsen- oder Flintensteine (Pierres à carabine) genannt werden; s. Th. XXV. S. 286. Viele Schriftsteller haben sie Markasite genannt, und nennen sie noch jetzt so. Es gibt vielleicht keine andere Art von natürlichen Körpern, welche mit so vielen verschiedenen Nahmen belegt worden ist, als diese. Ich habe hier nur die gebräuchlichsten angeführt. Wer ihr ganzes Nahmenverzeichnis zu wissen verlangt, wird es in Henckels Kies-Historie (*) ausführlich angezeigt finden. Ich bin hier:

(*) Joh. Fr. Henckels Pyritologia, oder Kies-Historie, als des vornehmsten Minerals, Lps. 1725, 8. 2 A. 22 B. u. 12 K. T. Ein weitläufiger Auszug daraus, st. im 9 St. der Leipz. Samml. 1744, 8. S. 839 — 854.

Frantz.

hierbey der Meinung dieses berühmten Chemisten, welcher von dieser großen Menge Nahmen behauptet, daß sie die Materie nur verworren gemacht habe. So viel ist übrigens gewiß, daß man vor dem großen und vorzüglichen Werke, welches Derselbe von den Kiesen geschrieben hat, nur sehr verworrene und wenig richtige Begriffe von ihnen hatte.

Die Kiese unterscheiden sich ferner von den Erzen durch ihre Gestalt, und durch ihre Lagerstätten in der Erde. Ungeachtet sie ziemlich oft vor den Erzgängen, und neben und bey denselben brechen, so kommen sie doch, eigentlich zu reden, nicht in solchen Erzgängen oder in solchen Massen vor, welche in die Länge und zusammen hängend fort streichen, wie die Erze, sondern allezeit in mehr oder weniger kleinen, von einander abgesonderten Massen (Nestern und Stockwerken). Ueberdies findet man die Kiese auch sehr oft und so gar in großer Menge an solchen Orten, wo sich keine Erze finden. Es erzeugen sich Kiese in den Thonarten, in der Kreide, in den Märgelarten, im Marmor, in Gypssteinen, im Alabaster, in den Schiefen, Spatheen, Quarzen, Graniten, Bergkrystallen; kurz, in allen Arten von Erden und Steinen. Man findet dergleichen auch häufig in den Steinkohlen, und in andern erdharzigen Materien.

Die Kiese unterscheiden sich auch von den Erzen durch ihren Glanz und durch ihre Gestalten, welche äußerlich oder innerlich, und oft äußerlich sowohl, als auch innerlich, beynah in allen regelmäßig und ordnungsvoll sind. Es gibt zwar auch einige Erze, z. B.

§ f 2

die

Frantz. Uebersetz. u. d. T. Pyritologie, ou Histoire naturelle de la Pyrite. Ouvrage, dans lequel on examine l'origine, la nature, les propriétés & les usages de ce minéral important, & de la plupart des autres substances du même regne. On y a joint la Flora Saturnifera &c. par Mr. Jean Fred. Henckel. Ouvrage traduit de l'allemand. à Par. 1760, 4.

die Blei-Erze, verschiedene Silber-Erze, und einige andere, welche ebenfalls regelmäßig gebildet und gleichsam krystallisirt sind; allein, diese Regelmäßigkeit der Bildung ist bey den Erzen nicht so allgemein und nicht so merklich, als bey den Kiesen. Der Glanz dieser Mineralien scheint von ihrer Härte, und die Regelmäßigkeit ihrer Bildung von der Menge der zu vererzenden Substanzen, welche dieselben enthalten, her zu rühren.

Nach allen diesen Kennzeichen kann man sehr leicht, und ohne daß man eine Zerlegung anstellen darf, einen Kies von einem wahren Erze unterscheiden. So oft man einen schweren mineralischen Körper sieht, welcher nebst irgend einer regelmäßigen Gestalt einen metallischen Glanz hat, dessen Masse durchaus ganz erscheint, d. i. ein zusammen hangendes oder stätiges Ganzes ausmacht, und weder ein Theil noch ein Bruchstück eines andern Körpers ist, und welcher überdies Funken von sich gibt, wenn man ihn mit einem Stahle schlägt: so kann man gewiß versichert seyn, daß ein solcher mineralischer Körper ein Kies, und kein Erz, ist.

Die Classe der Kiese ist überaus zahlreich, mannichfaltig und ausgebreitet. Sie unterscheiden sich von einander durch die Art und durch das Verhältniß der Materien, aus denen sie bestehen, imgleichen durch ihre Gestalten und Farben. Vornehmlich sind die Gestalten dieser Mineralien auf eine bewundernswürdige Weise verschieden. Man kann sich gewisser Maßen keine einzige Gestalt eines festen Körpers, sie mag übrigens regelmäßig oder unregelmäßig seyn, denken, die man nicht in irgend einer Art von Kiese vollkommen ausgedrückt findet. Es gibt kugelförmige, eprunde, cylindrische oder walzenförmige, pyramidenförmige, prismatische, würfelförmige, mit 5, 6, 7, 8, 9, 10 und mehr Seiten; andere sind eckig, und

auf

auf tausenderley Arten wegen der Grundflächen der Nadeln oder Strahlen, aus welchen sie innerlich bestehen, und deren Spitzen sich inwendig in einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte vereinigen, gleichsam rauh oder stachelicht anzufühlen.

Henkel theilt die Kiese, in Ansehung ihrer äußerlichen Gestalt, in 4 Arten ein, als: in runden, eckigen, tafelförmigen oder tafelförmigen, und pfeifenartigen.

Zu den runden gehören: 1. die Kies-Aepfel, Kies-Bälle, Kies-Kugeln, Kies-Klöße, Kies-Nüsse, oder Berg-Eyer, Globuli pyritacei sphaerici, Fr. Boules de Pyrite, welche in großen ganz runden Kugeln bestehen; 2. die halb runden Kies-Bälle, Globuli pyritacei hemisphaerici, welche inwendig blätterig oder strahllicht sind; 3. die Kies-Tieren, Globuli pyritacei oblongi, welche länglichrund, beynah oval, und gleichsam aus lauter kleinen Kugeln zusammen gesetzt sind; 4. die Kies-Trauben, Globuli pyritacei botrytes, welche wie Trauben büschelweise wachsen.

Zu den eckigen rechnet man vorzüglich die Kies-Krystallen, oder so genannten Markasite, Marchasite, Crystalli pyritacei, Drusa pyritacea; man findet denselben mit mancherley Ecken, mit 4, 6, 8, 10 und mehrern Ecken, wovon die Seiten entweder würfelig, geschoben, oder prismatisch, sind. Henkel gedenkt auch eines zellenförmigen Kiesel, welcher auf der zweyten Tafel abgezeichnet ist, und wie ein zellenförmiges Wachsgedäude, wovon die Bienen das Honig tragen, aussieht, nur mit dem Unterschiede, daß die Zellen in diesem Markasite viereckig sind.

Der tafelförmige Kies besteht aus lauter Blättern und kleinen Scheiben. Der pfeifenartige Kies kommt in dicken und dünnen, runden, langen Stücken vor, welche äußerlich selten glatt, sondern rauh und uneben, und oft mit kleinen Krystallen oder Markasiten bewachsen sind.

Ueberhaupt ist von den Kies-Gestalten, welche bisweilen so umständlich beschrieben worden sind, zu merken, daß es, wie Henkel gar wohl erinnert, bey allen auf die runde und eckige Gestalt hinaus läuft, und also, was die Figur betrifft, die Haupt-Eintheilung in runde und eckige wohl das natürlichste ist, und daß ganz reine Eisen-Kiese wohl rund, aber niemals eckig, am allerwenigsten viel

Ff 3

eckig,

eckig, sind, und die vieleckigen nicht allein eisen- sondern auch zugleich kupferhaltig zu seyn pflegen.

Die Kiese sind auch in Rücksicht der Substanzen, aus welchen sie bestehen, von einander unterschieden. Man unterscheidet Schwefel-Kiese, Eisen-Kiese, Kupfer-Kiese, Arsenik-Kiese (s. Th. X, S. 568), je nach dem nämlich eine oder die andere von diesen Substanzen die Oberhand hat. Doch muß man hierbei mit Henkel'n, welcher in dieser Materie das Draufel ist, anmerken, daß alle Kiese überhaupt eisenhaltig sind. Die Eisen-Erde ist der Grund und der wesentliche Theil von jedem Kiese. Diese Erde ist mit einer unmetallischen Erde, mit Schwefel oder Arsenik, oder mit beiden Materien zugleich, vereinigt; wenn sie aber mit einander verbunden vorkommen, so hat doch, nach der Bemerkung dieses gelehrten Chemisten, der Schwefel allezeit die Oberhand. Nur diese Bestand-Theile betrachtet er als die wesentlichen der Kiese, und glaubt, daß alle die andern metallischen, oder unmetallischen Materien, welche sich darin finden können, nur zufälliger Weise darin sind; wozu er auch sogar das Kupfer rechnet, ungeachtet dieses Metall in gewissen Kiesen in einer so großen Menge vorhanden ist, daß man sie für Kupfer-Erze ansieht und als solche behandelt, und ungeachtet es einige von diesen Mineralien gibt, welche bis gegen 50 Pfund von diesem Metalle im Centner enthalten. In gewissen Kiesen findet man auch verschiedene andere Metalle, so gar Gold und Silber, eingemischt; allein, dieses ist weit seltener, und diese edle Metalle sind beynahe in allen Kiesen, worin man sie antrifft, nur in sehr geringer Menge vorhanden; ja, man kann von ihnen mit noch größerm Rechte, als von dem Kupfer, behaupten, daß sie bey den Kiesen nur zufälliger Weise angetroffen werden.

Ob man gleich die Kiese in Schwefel-Kiese, Eisen-Kiese, Kupfer-Kiese, und Arsenik-Kiese, eintheilt, so werden doch die beyden letztern Arten nicht überall mit dem

Nah-

Nahmen Kies belegt. In Frenberg z. B. wird der Kupfer-Kies, Kupfer-Erz, und der Arsenik-Kies, Mißpickel genannt. Eine andere Art von Arsenik-Kiese, welcher eine aschgraue Farbe hat, mit dem Stahle Feuer gibt, und einem Kobalt-Erze gleich sieht, wird vom Wallerius Arsenik-Stein genannt.

Die verschiedenen Substanzen, welche die Kiese ausmachen, haben einen ziemlich merklichen Einfluß auf die Farbe derselben. Henkel unterscheidet überhaupt von denselben drey Farben. Die ersten sind weiß, die zweyten gelblich oder blaßgelb, und die dritten gelb; er erinnert aber, daß diese drey verschiedene Farben einander so nahe kommen, daß man Mühe hat, sie von einander zu unterscheiden, wenn man sie nicht gegen einander hält.

Der weiße Kies ist derjenige, welcher am meisten Arsenik enthält. Er ist dem Kobalte und einigen andern Erzen, welche viel Arsenik bey sich führen, sehr ähnlich. Im Deutschen nennt man ihn Mißpickel (*). In dieser Kies-Art hat das Eisen nebst dem Arsenik die Oberhand. Da der Arsenik die Eigenschaft hat, das Kupfer weiß zu machen, so findet man einige kieselige und beynahe weiße Mineralien, dergleichen z. B. der mineralische Körper von Chemnitz in Sachsen ist, von welchem der Centner an 40 Pfund Kupfer enthält, und welcher von dem Arsenik so sehr weiß ist, daß er dem weißen Kiese sehr nahe kommt. Allein Henkel bemerkt, daß diese Arten von kieseligen Materien sehr selten, und überdies niemahls so weiß, als die eigentlichen weißen Kiese, sind, welche nur eisenhaltig und arsenikalisch sind.

§ 4

Der

(*) Diese zinnweiß aussehende Art von Arsenik-Kiese, gibt bey dem Rösten bloß Arsenik. Man hat aber auch eine andere Art von Arsenik-Kiese, welche außer dem Eisen Schwefel führt, bläulich aschgrau aussieht, und Rauschgelb-Kies genannt wird. Dieser gibt bey dem Rösten Rauschgelb, d. i. geschwefeltes Arsenik.

Der gelbliche Kies ist derjenige, welcher vornehmlich aus Schwefel und Eisen zusammen gesetzt ist. Man findet in den Kiesen von dieser Farbe nur sehr wenig Arsenik und Kupfer, und die meisten derselben enthalten auch von diesen Substanzen ganz und gar nichts. Diese Arten Kiese sind unter allen die gemeinsten. Man trifft sie fast überall an. Sie haben vornehmlich rundliche, kugelförmige, eyrunde, platte, cylindrische Gestalten, und bestehen inwendig aus Nadeln, Streifen oder Strahlen, welche sich in dem Mittelpuncte, oder in der mittlern Linie des festen Körpers vereinigen.

Der gelbe Kies hat seine Farbe vom Kupfer und vom Schwefel, welche zu seiner Mischung kommen; doch fällt seine Farbe ein wenig in das Grüne. Er hat aber einen so entschieden gelben Grund, daß man ihn leicht von den andern beyden Kies-Arten unterscheiden kann, vornehmlich wenn man die Vergleichung mit denselben anstellt. Wenn man aber diese Vergleichung gehörig machen will, so ist es nöthig, die Kiese zu zerbrechen, und die frisch zerbrochenen Stücke neben einander zu legen. Die Ursache, warum man diese Vorsicht gebrauchen muß, ist diese, weil die Oberfläche der Mineralien, welche der Wirkung der Luft ausgesetzt werden, von selbiger Veränderungen in ihrer Farbe zu erleiden pflegt.

So wenig man auch diese Mineralien untersucht und mit einander verglichen hat, so wird man sich doch in Ansehung ihrer Natur nicht leicht irren. Die größte Schwierigkeit ist, nach Henkel's Bemerkung diese, den weißen Kies von dem Kobalte und einigen andern, ebenfalls kupferhaltigen Mineralien, welche aber einen Ueberfluß an Arsenik haben, recht zu unterscheiden.

Aus demjenigen, was jetzt gesagt worden ist, erhellet, daß der Arsenik die Ursache von der weißen Farbe in den Kiesen ist, und daß es keinen weißen Kies ohne Arse-

Arsenik gibt; daß das Kupfer die vornehmste Ursache der gelben Farbe ist; und daß jeder Kies, an dem man eine offenbar gelbe Farbe antrifft, Kupfer enthält; daß der Schwefel und das Eisen, eben so wie das Kupfer, mit dem Arsenik eine blaßgelbe Farbe erzeugen, welcher Umstand einige Verwirrung bey der Unterscheidung der Farbe veranlassen kann. Es ist auch anzumerken, daß der Schwefel und der Arsenik ganz allein, und ohne daß irgend eine andere metallische Materie hinzu kommt, einen gelben zusammen gesetzten Körper machen, wie man an dem Verspiess des Oxymentes oder gelben Arseniks sieht. Ob gleich also die Farben der Kiese sehr mühslich sind, um sie von einander unterscheiden zu können, und ihre natürliche Beschaffenheit gleich bey dem ersten Anblicke so ziemlich zu erkennen, zumahl wenn man in dieser Art von Untersuchung ein wenig geübt ist: so kann man doch über die wahre Natur dieser und auch aller andern Mineralien überhaupt, zu keiner recht vollkommenen Gewißheit kommen, d. h. die Art und die Proportion der Substanzen, aus welchen sie bestehen, nicht genau erkennen, wenn man sie nicht durch die Operationen der Chemie und der Probier-Kunst zerlegt, und aus ihrer Mischung setzt.

Außer denen Materien, aus welchen die Kiese, von denen jetzt die Rede ist, bestehen, enthalten dieselben mehr als gewiß, und zwar in ziemlich großer Proportion, eine unmetallische, d. h. eine solche Erde, welche durch kein einziges Verfahren in Metall verwandelt werden kann. Henkel, Cramer (*), und alle diejenigen, welche diese Materie untersucht haben, gedenken dieser Erde, und beweisen das Daseyn derselben. Es ist in Ansehung dieser Erde zu merken, daß sie mit den andern Bestandtheilen der Kiese wirklich vereinigt, und nicht

ff 5

bloß

(*) G. Dessen Elementa artis docimast. (L. B. 1744, 8.) P. I, p. 241, 242, P. II, p. 31.

bloß zwischen ihre Theile eingesprenkt ist. Man muß sie demnach von andern erdigen oder steinigen Materien, welche sich in den Kiesen oft genug, doch zufälliger Weise, finden, und im Grunde keinen Theil derselben ausmachen, wohl unterscheiden, weil man diese durch mechanische Hülfsmittel, und ohne den Kies aus seiner Mischung zu setzen, davon scheiden kann. Die Erde hingegen, von welcher hier die Rede ist, ist mit den übrigen Bestandtheilen des Kiesel genau vereinigt, und selbst ein so wesentlicher Bestandtheil derselben, daß die Kiese ohne sie nicht Kiese seyn würden, und daß man diese Erde aus den Kiesen nicht anders scheiden kann, als indem man dieselben gänzlich aus ihrer Mischung setzt.

Diese unmetallische Erde ist, wie Henkel sagt, in dem weißen Kiese sehr häufig, indem er nach den damit angestellten Zerlegungen gefunden hat, daß das Eisen, als das einzige Metall, welches in diesen Kiesen vorhanden ist, ungefähr nur der 20ste Theil von dem ist, was als feuerbeständig übrig bleibt, nachdem man die flüssige arsenikalische Substanz dieser Mineralien durch das Rösten, oder durch die Sublimation, vertrieben hat.

Das Eisen ist, wie dieser Chemist sagt, in dem blaßgelben Kiese weit häufiger. Es beträgt gemeinlich 12 Pfund auf 1 Etn. dieser Kiese. Allein, es gibt auch einige, welche bis 50, und so gar 60 Pf. davon enthalten. Gemeinlich nennt man auch diese Arten Kiese Eisen-Kiese, *Pyrites martiales*. Sie enthalten ungefähr einen vierten Theil ihres Gewichtes von Schwefel. Das übrige davon ist die unmetallische Erde, von welcher hier die Rede ist.

Was die gelben oder Kupfer-Kiese betrifft, welche, weil das Eisen, gedachter Maßen, ein wesentlicher Theil von allen Kiesarten ist, auch zugleich eisenhaltig sind, so hat man nicht bestimmt, wie viel unmetallische Erde sie enthalten; doch ist zu vermuthen, daß

daß sie, so wie die andern, ebenfalls dergleichen in sich haben, wiewohl vielleicht in geringerer Menge.

Die Natur dieser unmetallischen Erde der Kiese ist auch noch nicht recht untersucht worden. Henkel glaubt, daß es eine Erde sey, welche bereits von Natur zur Metallisirung geneigt ist, daß sie aber nur noch gleichsam erst angelegt und entworfen oder roh sey, und daß sie einer weitem Bearbeitung bedürfe, um eine wirkliche metallische Erde zu werden. Diese Meinung ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Könnte man aber nicht vermuthen, da man, wie ich zeigen werde, aus einer großen Anzahl Kiese Alaun gewinnen kann, daß diese unmetallische Erde der Kiese die Natur des Grundtheiles des Alaunes habe, oder eine thonartige Erde sey? Vielleicht ist auch diese Erde nicht in allen Kiesen einerley.

Ob nun gleich die Kiese nicht für solche wichtige Mineralien, als die wirklichen metallischen Erze sind, angesehen werden, weil sie überhaupt weniger Metall, vornehmlich sehr wenig edles Metall, enthalten; weil ferner das, was sie von Metall enthalten, schwer heraus zu ziehen ist; und weil man auch (einige sehr kupferreiche Kiese, welche man daher auch kieselige Kupfererze, *Minera cupri pyritosa*, nennt, ausgenommen,) dieselben nicht bearbeitet, um das Metall unmittelbar aus ihnen zu erhalten: so haben sie doch ihren Nutzen, und geben uns sehr viele Producte, welche häufig gebraucht werden. Die Kiese sind es, welche uns allen grünen und blauen Vitriol, einen großen Theil Schwefel, Arsenik, Alaun, Sperment, oder gelben und rothen Realgar, geben. Ausserdem gebraucht man auch den Schwefel-Kies zur Beförderung des Flusses strengflüssiger Eisen-Erze, und in der Kohnstein-Arbeit bey dem Kupfer-Schmelzen.

Da sich fast in allen Kiesen Eisen findet, und fast alle Kiese ausser dem Eisen auch Schwefel bey sich führen;

ren; da ferner unter allen Kiesen diejenigen die gemeinsten und häufigsten sind, welche nebst ihrer unmetallischen Erde auch nur diese beyde Substanzen enthalten; und da endlich das Eisen und der Schwefel, wenn sie mit einander gut vermischt, und durch eine gewisse Quantität von Feuchtigkeit in Thätigkeit gesetzt worden sind, eine besondere Wirkung auf einander haben: so ist dieses die Ursache, warum sehr viele Kiese, nämlich alle diejenigen, welche keine andere als die nur gedachten Bestandtheile besitzen, alsdann, wenn sie eine gewisse Zeit lang der vereinigten Wirkung der Luft und des Wassers ausgesetzt worden sind, eine besondere Veränderung und so gar eine gänzliche Zersetzung erleiden. Die Feuchtigkeit durchdringt sie nach und nach, und theilt und verfeinert ihre Theile beträchtlich; das Schwefel-Saure versetzt sich auf eine ganz besondere Art an die Eisen-Erde, wie auch an die unmetallische Erde, und der brennbare Bestandtheil der Schwefel-Säure scheidet sich gleichfalls zum Theil, und zerstreuet sich. So wie diese Veränderungen geschehen, verändert der Kies seine Natur. Das Schwefel-Saure, welches sich aus seiner Mischung gesetzt hat, erzeugt mit dem feuerbeständigen Grundstoffe des Kiesel-vitriolische, alaimartige, und selenitische Salze, dergestalt, daß nach einiger Zeit ein Kies, welcher anfänglich ein glänzender, derber, harter, und mit dem Stahle Feuer schlagender mineralischer Körper war, nunmehr bloß als ein Haufen einer glanzlosen, graulichen, pulverigen, salzartigen Materie erscheint. Wenn man einen Kies, welcher diese Veränderungen ganz oder zum Theil erlitten hat, an die Zunge bringt, findet man einen sehr herben und zusammen ziehenden Geschmack an ihm, den er ganz und gar nicht in seinem ersten Zustande hatte. Wenn man ihn endlich, nachdem er auf diese Art aus seiner Mischung gesetzt worden ist, mit Wasser auslaugert, und diese Lauge abrauchen

chen und anschließen läßt, so erhält man, nach Beschaffenheit seiner Natur, eine große Menge Krystallen von Vitriole und Alaune.

Diese von freyen Stücken erfolgende Veränderung und Zersetzung der Kiese, wird das Beschlagen (der Beschlag) oder Verwittern (*Efflorescencia*, Fr. *Efflorescence*), und die Vitriolescirung oder Vitriolisirung (*Vitriolisatio*, Fr. *Vitriolisation*), genannt, weil die Kiese, wenn sie solches leiden, sich mit einer Art von salzigem Staube oder Salz-Blüthe bedecken, und daher allezeit Vitriol entsteht. Diese Vitriolisirung erfolgt in den Kiesen, nach ihrer verschiedenen Natur, mehr oder weniger geschwinde. Es ist eine Art von Gährung, welche vermittelt der Feuchtigkeit zwischen den Bestandtheilen derselben entsteht, und welche in den gelblichen, d. i. in den bloß Schwefel und Eisen führenden Kiesen, welche zu dieser Gährung am meisten geneigt sind, mit einer so großen Wirksamkeit erfolgt, daß sich, wenn diese Mineralien auf einem großen Haufen beyammen liegen, nicht nur ein beträchtlicher Schwefel-Dampf und eine merkliche Hitze dabey äußern, sondern sich auch oft alles entzündet, und ein großes Feuer hervor bringt. Man sieht eben dergleichen Erscheinung völlig zum Vorschein kommen, und man erhält eben dergleichen Producte, wenn man eine große Menge Eisen-Feilspäne und zu Pulver geriebenen Schwefel mit einander vermischt, und diese Mischung anfeuchtet, wie Lemery gethan hat, um einen Begriff und eine Erklärung von dem unterirdischen Feuer und von den Vulkanen zu geben.

Es läßt sich in der That nicht daran zweifeln, daß diese Art von Kiesen in dem Innersten der Erde, worin so unglaublich große Haufen von ihnen verschlossen sind, nicht eben dergleichen Veränderungen, welche sie an der Luft leiden, erfahren sollten, indem die Luft und die Feuchtigkeit in die Höhlen, welche sie in sich schließen,

ßen, eindringen. Auch die besten Naturforscher stimmen hierin überein, daß es sehr wahrscheinlich sey, daß die unterirdischen Feuer, die feuer spendenden Berge, die vitriolischen, alauartigen, schwefeligen, kalten und warmen mineralischen Wasser, keine andere Ursache, als diese erstaunende Zersetzung der Kiese, zum Grunde haben.

Nicht alle Kiese haben die Eigenschaft, sich auf diese Weise, von selbst, und durch die bloße Wirkung der freien Luft, aus ihrer Mischung zu setzen. Nur diejenigen können dieses, welche zugleich Eisen und Schwefel enthalten, d. i. Kiese von einer bläßgelben Farbe. Diejenigen hingegen, welche Arsenit führen, und nur wenig oder gar keinen Schwefel enthalten, erhalten sich in der Luft in ihrem natürlichen Zustande. Diese letztern sind schwerer, derber und härter, als die andern; es sind diejenigen vornehmlich, welche eckig sind, und die Gestalt regelmäßig gebildeter fester Körper annehmen. **Wasser** schlägt für diese letztern Steine den Namen **Markasite** vor. Sie lassen sich schneiden, und können eine so lebhaft polirte annehmen, daß sie, wenn sie gut bearbeitet worden sind, beinahe so gut wie Diamanten glänzen und spielen, ohne jedoch das Licht zu brechen und zu zerstreuen. Man gebraucht sie seit einigen Jahren gar sehr, um verschiedenen Schmuck, als: Schnallen, Ohrgehänge, Halsbänder, und andern Frauenzimmer-Putz, daraus zu verfertigen; und man kennt sie in dem Handel und in dem gemeinen Leben nicht anders, als unter dem Namen **Markasite**.

- Ries**, (Arsenit- oder Gift-) s. oben, S. 448.
 — — (Eisen-) s. oben, S. 454, und 458.
 — — (Gold- oder güldischer) s. im XIX Th. S. 292.
 — — (Kupfer-) s. oben, S. 454, und 458.
 — — (Schwefel-) s. oben, S. 448, und 454.
 — — (Wasser-) s. oben, S. 449.

Ries:

- Ries = Apfel,** } s. oben, S. 453.
Ries = Ball, }
Ries = Boden, s. oben, S. 446.
Ries = Kloss, }
Ries = Krystalle, } s. oben, S. 453.
Ries = Kugel, }

Ries = Lange, im Bergbaue, eine Benennung des Cement-Wassers, welches das Eisen auflöst, und dagegen Kupfer-Theile fallen läßt.

- Ries = Nire,** } s. oben, S. 453.
Ries = Ruß, }
Ries = Sand, s. oben, S. 442.

Ries = Schale, im Bergbaue: 1. eine Schale, d. i. ein Ueberzug von Schwefel-Ries, welcher zuweilen auf dem Quarze angetroffen wird.

2. Ein ausgehöhltes Stück Schwefel-Ries, in Gestalt einer Muschel-Schale.

Ries = Traube, s. oben, S. 453.

Ries = Truhe, in der Wasserbau-Kunst, eine aus starken Bretern (Bohlen) und Latten verfertigte Kiste, welche mit Kiese (Grande) ausgefüllt, und mit wechselseitig gegen einander liegenden buschigen oder rauhen Lannen, vermittelst starker Bast-Seile umbunden, und in das Wasser gesenkt wird. Sie dient, bei einem Einbruche in dem Ufer das Wasser abzuleiten, oder kann auch sonst als ein Senkwerk in tiefe Wasser-Löcher zur Ausfüllung gebraucht werden.

Ries = Zeche, im Bergbaue, eine Zeche, wo auf Schwefel- oder Gift-Ries gebauet wird.

Ries = Zimmer, eb. daselbst, derjenige, welcher eine Ries-Zeche allein bauet; bei andern Zechen, ein Winzspanniger, Eigenlöhner.

Frisch leitet dieses und das vorige Wort irrig von Riesen, wählen, ab. Siehe Zimmer.

Kiesel, **Kiesel = Stein**, eigentlich ein kleines Stück Ries, d. i. Quarz, ein **Quarz-Trumm**, besonders

so fern diese Art Steine auf und unter der Oberfläche der Erde zerstreuet angetroffen werden, und durch allerlei Zufälle von größern Quarz-Massen abgetrennt und abgerundet worden sind. In weiterer Bedeutung pflegt man auch alle kleinere auf und unter der Erde befindliche Steine, wenn sie gleich nicht aus Quarz bestehen, Kiesel und Kiesel-Steine zu nennen.

Daher Kiesel-hart, so hart wie ein Kiesel.

Bei dem Otfried Kitzl, im Engl. Chisel, im Nieders. Keiserlinck, Kieselink, Kabeisel. Es ist das verkürzte Diminutivum von Kise, so fern es Quarz, und in weiterer Bedeutung einen jeden Stein bedeutet. Das vollständige Diminutivum Kieselchen kommt noch 2 Sam. 17, 13. vor, daß man nicht ein Kieselchen daran finde, wofür andere Ausgaben Kieselchen haben, welches denn ein neues Diminutivum von Kiesel seyn würde. Im Oberd. ist für Kieselchen und Kiesel auch Kieseling üblich, in den monseischen Glossen Chisling, Chissling. Hernach wird ihm der Mund voll Kieseling werden, Sprichw. 20, 17. Eben daselbst ist Kiesel und Kieseling auch der Hagel, Kieseln, hageln, und das Kiesel-Wetter, das Hagel-Wetter, welches die allgemeine Bedeutung dieses Wortes bestätigt. Im Nieders. werden die Kiesel-Steine wegen ihrer Härte auch Kiesel-Steine, im Lüttich Stein, Engl. Flint, im Holland. Kegel, genannt.

Unter Kiesel, Kiesel-Stein, Gels-Kiesel, Stuf-Kiesel, Wasser-Kiesel, undurchsichtige grobe Kiesel, L. Silex, Petrosilex, Silex opacus pyramachus Worm. Jaspis rudis Carth. Petra vitrescibilis particulis indistinctis, in fragmenta conchoida diffiliens Gerh. Lapis glaucus ex laburra compactus Woltersd. Silex opacus intrinsece inaequalis mollior Wall. Fr. Caillou, Galer, Caillou opaque & grossier Bom. Holl. Kei, of Key, Keisteen of Keysteen, werden diejenigen glasartigen undurchsichtigen Steine verstanden, welche am Stahle Feuer schlagen, im Bruche aber uneben, rauh und spröde sind, und beim Zerschlagen in Stücke von unbestimmter Figur zerspringen. Eine

Eine von denen Stein-Arten, welche die Schriftsteller überaus verschieden gebrauchen. Im g. L. braucht man das Wort Kiesel bestimmt genug; und jedermann weiß es, daß Kiesel und Horn- oder Feuer-Stein zwey ganz verschiedene Stein-Arten sind. Allein, die Gelehrten brauchen das Wort Kiesel nicht in einerley Verstande. Wir können also eine doppelte Bedeutung, eine engere und eine weitläufigere, annehmen. Die engere Bedeutung, oder diejenige, die ich hier annehme, trennet die Kiesel-Steine von den Horn-Steinen; die weitere aber faßt die Horn-Steine zugleich mit unter die Kiesel.

Einige Beispiele mögen dieses beweisen. Hr. v. Reaumur hat eine Abb. von der Natur und Erzeugung der Kiesel-Steine (*) drucken lassen, darunter er eigentlich die Horn-Steine versteht; und es scheint fast, als wenn er die eigentlichen Kiesel ganz übersehen hätte. Scopoli, in seiner Einleit. in die Kenntniß und den Gebrauch der Fossilien, faßt unter dem Nahmen der Kiesel nicht nur die Horn-Steine, die edlern und die gemeinen, sondern auch die Jaspis, als die edlern Kiesel. Wallerius (**) verfährt eben also; er braucht die Wörter Silex, Petrosilex und Achates, für gleichgeltend, und redet in der Bearbeitung dieser Materie immer mehr von den eigentlichen Horn-Steinen, als von den eigentlichen Kiesel. Hr. geh. D. H. N. Gerhard (***) braucht das Wort Kiesel eben also; denn bey ihm ist der Kiesel ein glasartiger halb durchsichtiger Stein, welcher aus unsichtbaren Theilen besteht, und, wenn er zerschlagen wird, in muschelförmige Stücke zerspringt. Eine Beschreibung, welche ganz auf die Horn-Steine paßt, daher er auch der Feuer-Steine als einer Gattung seiner Kiesel ausdrücklich gedenkt. Selbst Linné (****) braucht das Wort also; und lange vor

(*) Sur la nature & la formation des Cailloux, par Mr. de Reaumur, st. in den Memoir. de l'Acad. de Paris, v. J. 1721, S. 255 — 276.

(**) Mineralogie, S. 105. Systema mineralog. To. I, p. 269.

(***) Beiträge zur Chymie, Th. 1, S. 126.

(****) Systema nat. ed. XII, To. III, p. 67.

Def. Enc. XXXVII Th.

vor diesen allen hat es schon Scheuchzer (*) gethan, welcher unter seinen Kieseln nicht allein die eigentlichen Kiesel, sondern auch die Feuer-Steine, begreift. Hr. Nath Baumer sagt geraderweg, man könne aus den (eigentlichen) Kieseln schwerlich ein eigenes Geschlecht der Steine machen. Ich übergehe mehrere Schriftsteller, und sage nur, daß die mehresten Mineralogen diese Meinung angenommen haben.

Man gründet diese Meinung auf chemische Versuche, wo sich freylich die Kiesel-Steine von den Horn-Steinen gar nicht unterscheiden, daher z. B. bey Cronsted die Kiesel-Erde eine Grund-Erde ist, von welcher die Entstehung der meisten glasartigen Steine hergeleitet wird. In so fern also muß man allen diesen Schriftstellern bey ihrem Verfahren seinen Beyfall geben. Aber wenigstens sollte man doch den Kiesel für eine besondere Gattung des Horn-Steines ansehen, und ihn nicht so ganz übergehen, wie manche Mineralogen gethan haben. Nach äussern Kennzeichen beurtheilt, muß man den Kiesel von dem Horn-Steine trennen, wovon ich im XXV Th. S. 277, fgg. ausführlich gehandelt habe.

Es fehlt auch nicht an Gelehrten, welche die Kiesel für sich betrachten, und sie von den Horn-Steinen trennen. Unter den ältern Schriftstellern könnte ich den Agricola Albumus und mehrere, nennen, wenn ich mich nicht vorzüglich an neuere Schriftsteller halten wollte. Hr. Boael (**) versteht unter dem Kiesel einen solchen Stein, dessen Oberfläche etwas glatt ist, und der eine ziemliche Schwere hat, zugleich am Stahle Feuer schlägt, undurchsichtig ist, zum Theil aber eine schöne Politur annimmt, und zum Theil auch, wenn er zerschlagen wird, in unebene Stücke bricht, die sowohl Erhöhungen, als auch Vertiefungen, auf dem Bruche zeigen. Das Feuer schlagen, die Unebenheit auf dem Bruche, und die Fähigkeit sich polieren zu lassen, sind zwar keine Eigenschaften, die den Kiesel-Steinen allein zu-

(*) Naturh. st. des Schweizerlandes, Th. 3, S. 127, f.

(**) Pract. Mineralsystem, S. 123.

zukommen, sondern sie werden auch an Horn-Steinen wahrgenommen. Es kommt aber eben daher, daß Kiesel-Steine und Horn-Steine mit einander verwechselt werden, ob sie gleich wirklich von einander unterschieden sind. Sie werden sowohl in Bruchen, als auch lose auf Feldern, in Wassern und an den Stränden gefunden. Ihre Größe und Figur ist mancherley. Die mehresten sind länglich rund, oder ganz rund, oder eckig. Manche sind voll Löcher, als ob sie von Würmern durchfressen wären. Die Farbe ist ebenfalls sehr verschieden, weiß, grau, schwarz, braun, roth, bunt. Auch Hr. v. Jussu (*) gehört unter diejenigen, welche die Kiesel von den Horn-Steinen trennen, und glaubt, daß der Kiesel-Stein das im Großen sey, was ein jedes Sand-Korn im Kleinen ist, und daß es scheine, daß die Salz-Theilchen die Staub-Erde zuerst zusammen klumpen, und daß hernach die Wasser die Steinwerdung zu Stande bringen. Vermuthlich redet Hr. v. Jussu bloß von derjenigen Art Kiesel, welche Vogel sandige Kiesel nennt, und deren ich hernach besonders gedenken werde. Gmelin (**), ob er gleich die Kiesel-Steine nicht von den Horn-Steinen, um seines Anführers willen, gänzlich trennen konnte, gönnet ihnen doch einen besondern Platz, der ihnen auch in aller Rücksicht gehört. Er sagt, daß er nicht so hart als der Feuer-Stein sey; daß er zwar Feuer schlage, aber kein Glas schneide; und daß man ihn zuweilen mit einer Kalt-Kinde, die mit Säuren aufbrause, überzogen finde. Hr. Nath Baumer (***) betrachtet zwar die Kiesel besonders, glaubt aber nicht, daß man aus ihnen ein besonderes Stein-Geschlecht machen könnte, weil sie durch das Fortrollen im Wasser

Gg 2

ihre

(*) Grundriß des Mineralr. S. 226, S. 427, vergl. mit S. 227, S. 429.

(**) Linnäisches Natursyst. des Mineralr. Th. 1, S. 535.

(***) Naturgesch. des Mineralr. Th. 1, S. 244, f.

ihre scharfe Ecken verloren, und ihre gewöhnliche Gestalt erhalten haben; man treffe darunter grobe und feine Backen, Quarze, Jaspise, Horn-Steine, Sand-Steine, u. d. gl. an; folglich wären sie durch eine Gewalt von großen harten Steinen abgerissen, und durch die Fluth in ihrer Figur geändert, und in das Meer, Flüsse, Gries-Lagen und auf die Erd-Flächen geführt worden; und es sey wenigstens dem Gebrauche des Redens gemäß, dergleichen Steine Kiesel zu nennen. Ich weiß nicht, ob man dieses so gerade zu sagen kann. Das sieht man in den meisten Gegenden, wo besonders häufige Kiesel-Steine liegen, daß sie wohl nicht an denen Orten erzeugt worden seyn, wo man sie jetzt findet. Aber das Losreißen von größern Stücken, und das Abrunden im Wasser? ich gestehe es, das kann ich nicht fassen. Noch kein Schriftsteller hat der Kiesel-Felsen gedacht, wo nämlich dergleichen Steine in großen Flößen und Felsen liegen, von welchen die Kiesel, die wir in den Bächen und auf den Feldern liegen sehen, abgerissene Brocken sind. Doch sagt Gmelin, daß der Kiesel bey St. Siegmund, in der Reinerzau in Schwaben, einen Gang mache, welcher zu Tage austreicht, und an einigen Orten 2 bis 3 Fächer mächtig ist. Wenn aber dem auch also wäre, wo sind nun mehrere solche Gänge, wo die vielen, von denen eine so ungeheure Menge Kiesel-Steine, die wir finden, herkommen könnte? Hr. Graf von Buffon redet (*) auch von Kiesel-Steinen in großen Brüchen, nennt aber den Ort nicht, wo sie liegen; und da er sie Gattungen von wachsenden Felsen und Graniten nennt, so kann diese Behauptung meiner Meinung in keiner Rücksicht entgegen seyn. Und was für eine Gewalt soll solche Brocken von ganzen zusammen hangenden Felsen los gerissen haben? Eine Fluth konnte solche Kleinigkeiten nicht bereiten

(*) Aug. Naturgesch. Th. II. S. 52.

reiten; es mußte wenigstens ein Erdbeben vorher gehen, das den Felsen sprengte. Aber kann man auch beweisen, daß dieses geschehen sey? Und wie lange mußte nicht ein so harter Stein im Wasser hin und her gewälzt werden, ehe er seine Ecken verlor, und nun bald diese, bald jene, gewisser Maßen aber allemahl eine abgeründete Gestalt annehmen konnte! Ich glaube also, daß keine dieser Hypothesen noch zur Zeit bewiesen werden könne.

Wenn ich gleich die nahe Verwandtschaft der Kiesel-Steine und der Horn-Steine gern eingestehet, und auch gern einräume, daß beyde aus einer Grund-Materie entstanden seyn, so glaube ich doch mit Grunde behaupten zu können, daß der Kiesel gewisser Maßen seinen eigenen Entstehungs-Grund haben müsse. Daß der Kiesel doch immer undurchsichtig ist, und in seinem Bruche oft etwas zeigt, was der Gestalt nach dem Quarze sehr nahe kommt; daß man doch so gar selten in den Kiesel-Steinen Versteinerungen findet, und noch seltener solche, die eine kieselartige Natur an sich genommen haben, ob man gleich in den neuern Zeiten von beyden einige Beispiele kennt, die ich hernach anführen werde; dieses, sage ich, scheint wenigstens auf das wahrscheinlichste darzuthun, daß der Kiesel seinen eigenen Entstehungs-Grund haben müsse, welcher in dem einen Falle zwar der Entstehung der Horn-Steine sich nähert, auf der andern aber sich auch davon entfernt. Walch (*) sagt davon folgendes: „Die Fluß-Kiesel haben eben die Entstehungs-Art, welche die Spath-Arten haben. Beydes sind Steine, welche durch die Congelation eines Fluidi, und eben daher nicht schichten- und lagerweise, sondern nur nesterweise, erzeugt werden. Nur der Unterschied ist zwischen beyden, daß bey dem Spath dasjenige Kalk- und Gyps-Erde ist, was bey dem Fluß-Kiesel ein zarter Sand-Staub (vielleicht auch eine

Gg 3

(*) Naturgesch. der Versteiner. Th. I. S. 10.

eine fette Thon-Erde) ist, der sich mit dem Fluido vereinigt. Es ist daher bey dem Fluß-Kiesel eben der Grund vorhanden, warum sich in den Kiesel, so wie in dem Spathe keine Versteinerungen (wenigstens selten genug,) finden.

Ueber R.'s und Anderer Meinung, welche den Ursprung der Kiesel von einem Sand-Staube herleiten, sind die Gelehrten nicht ganz einig. Einigen Grad der Wahrscheinlichkeit konnte man für diese Hypothese daher nehmen, daß Hier (*) bey Beschreibung der hennebergischen Sand-Gebirge, unter andern bemerkt, daß unter dem Sande, woraus die Sand-Gebirge bestehen, viele gefärbte und ungefärbte Kiesel oft so fest in dem Sand-Steine liegen, daß der Kiesel eher springt, als er sich von dem Sand-Steine los begibt. Diefenigen, die Kiesel und Horn-Stein für einerley halten, lassen auch beyde auf einerley Art entstehen, worüber man den Art. Horn-Stein nachsehen kann. Henke (**) glaubt, daß die Materie des Kiesels ein Märgel sey, weil der Märgel im gehörigen Feuer so erhärtet, daß er so gar Feuer schlägt. Da nun, nach seiner Meinung, Märgel aus Thon- und Kalk-Erde besteht, so müsse auch der Kiesel aus dieser doppelten Erde entstanden seyn. Hier meint, daß es um den Beweis dieses Satzes noch sehr weitläufig aussehe, ohne zu sagen, warum? Eben so gefällt ihm die Meinung derer nicht, welche mit B. in den Kiesel durch Feuer und Wasser zu einem Schleim, und hernach zum Spiritus und Dehl auflösen wollen.

Ueber die Erzeugung des Kiesels und Quarzes, zum Theil beobachtet in Polen, durch J. P. v. Carost. Aus dem Franz. überf. durch den Verfasser. Lpz. 1783, gr. 8. 5 B. n. 2. R. L. Der Hr. Verf. handelt von der Erzeugung des Kiesels und Quarzes aus 6 verschiedenen Stoffen, nämlich aus reiner Kalk-Erde, aus

(*) Versuch einer mineralog. Beschreib. der Gräflich. Henneberg, S. 22, f.

(**) De lapidum origine, p. 39.

aus Kalk- und anderm Märgel, aus Stink-Stein, aus Gyps, aus Sand-Stein, und aus Thon.

Der eigentliche Ursprung der Kiesel, wird zwar noch eine gute Zeit ein Geheimniß bleiben; doch scheint mir die Meinung derer die wahrscheinlichste zu seyn, welche den Kiesel aus einer feinen Thon-Erde herleiten; und das sieht man besonders an einigen unreifen Jaspis-Arten, dergleichen z. B. der perlenfarbige Jaspis aus Stracka in Böhmen ist, dem man seinen thonigen Ursprung, oder seine genaue Uebereinstimmung mit einem gefärbten und hart gebrannten Thone, gleichsam von aussen anmerkt.

Brückmann (*) versichert, daß er quarzige Kiesel kenne, die aus dem Ocean bey Kiel kommen, und durch Reiben eine leuchtende Kraft im Finstern bekommen. Er zweifelt, daß es Kiesel wären, und hält sie für bloßen Fluß-Spath; allein Vott versichert, daß es Kiesel wären, und daß alle weiße reine Kiesel phosphoresciren, wenn sie stark zusammen geschlagen oder gerieben werden, und daß sie etwas nach Schwefel riechen. „Ein jeder Kiesel“, sagt er: „phosphorescirt; nur je unreiner und dunkler sie von Farbe sind, desto schwächer ist ihre phosphorescirende Kraft.“ Daß Kiesel sich in Säuren auflösen, behaupten verschiedene alte Scheidekünstler. Vott (**) widerspricht ihnen, indem er es auch bey stark calcinirten Kiesel nicht bewerkstelligen konnte, ob er gleich das Vitriol-Dehl gebraucht, welches sonst am stärksten solviret.

Wenn wir die Kiesel nach ihrer äussern Beschaffenheit genau kennen wollen, so müssen wir ihre Größe und Figur, ihre Farben, und ihr Verhalten gegen Versteinerungen und Mineralien kennen.

So wie wir die Kiesel gemeiniglich finden, so liegen sie theils auf den Feldern einzeln, theils an und in den Klüften

Gg 4

(*) In seinen epistolis itinerariis. P. II, p. 623.

(**) In der Litho-geognosie, S. 42.

Flüssen und Bächen in großen Haufen bey einander. Sie haben gemeinlich die Größe einer Manns-Faust; oft sind sie kleiner oder größer, bisweilen sieht man auch centnerschwere Stücke. Sie haben allerley Formen angenommen, die sich aber immer der runden nähern; und dieses bestätigt die Meinung des Hrn. Superint. Schröter (*), daß die Kiesel Congelations-Steine seyn, die sich in Höhlen formiren, und nun die Figur der Höhle, in der sie erzeugt wurden, annehmen. Manchemal hat der Kiesel um sich herum eine Kalk-Rinde, die vielleicht von dem Lager entstanden ist, worin er erzeugt wurde; manchemal auf einer Oberfläche viele Löcher und Unebenheiten, die es aber darum noch nicht darthun, daß die Kiesel durch das Feuer entstanden sind. Manchemal geht den ganzen Kiesel hindurch ein Loch, und diese Kiesel werden Kuh-Steine genannt, wovon an seinem Orte ein Mehreres vorkommen wird. Manchemal liegen Kiesel in einer Kiesel-Masse, und diese heißen Pudding-Steine, oder Wurst-Steine.

Was die Farbe der Kiesel-Steine betrifft, so kann man sagen, daß sich unter den Kiesel alle Farben anstreffen lassen. Man kann die Kiesel, in Rücksicht auf ihre Farben, in einfarbige und mehrfarbige abtheilen. Die einfarbigen sind: weiß; schwarz; roth, von verschiedener Röthe; braun, auf verschiedene Art; gelb, eben so; grau; grün, bläulich; kurz, man wird nicht leicht eine Farbe, wenn wir die höchsten und innigsten ausnehmen, angeben können, die sich nicht unter den Kiesel finden sollte. Es ist ein Vergnügen, hier die verschiedenen Abwechselungen zu sehen, die noch schöner ausfallen, wenn man sie angeschliffen betrachten kann. Die mehrfarbigen Kiesel haben gemeinlich nur zwey Farben; seltener sind diejenigen, welche mehr als zwey Farben haben. Die Pudding-Steine nehme ich aus,

(*) Im litholog. Real- und Verbal-Lexikon, 3 B. S. 190.

als welche, zumahl wenn sie angeschliffen sind, oft viele Farben haben. Es finden sich aber auch außerdem bunt gefärbte Kiesel von vielen Farben. Gemeinlich aber sind es nur zwey Farben; und hier sieht man gar oft auf schwarzen oder grauen zc. Kieseln weiße Adern, welche bald Feld-Spath, bald Quarz, sind. Wenn diese weiße Adern ein förmliches Kreuz bilden, werden der gleichen Steine Kreuz-Steine, Lapidus cruciferi, genannt, und man weist ihnen nun in den Sammlungen einen eigenen Platz unter den Stein-Spielen an.

Was das Verhältniß der Kiesel-Steine gegen fremde Körper, insonderheit gegen Versteinerungen und Minern, anlangt: so kann man zwar nicht sagen, daß die Kiesel-Steine gerade eine fruchtbare Mutter für fremde Körper sind, aber man darf sie auch nicht für ganz unfruchtbar erklären.

Man findet in den Kieseln fremde Körper, die nicht zu den Versteinerungen und Minern gehören. Einen Fluß-Kiesel, in welchem man bey dem Zerschlagen ein Stückchen Schmelzglas, 1 Zoll lang, fand, hrt Hr. Schröter (*) beschrieben. Granaten im Kiesel-Steinen, von Briesen an der Oder, und einen Tropfen Wasser in einem Chalcidon-Kiesel, hat eben Derselbe (**) angeführt. Artiger Kiesel mit eingeschlossenem Wasser aus der Gegend von Vicenz, gedenkt Ferber (***). In dem herzogl. Naturalien-Cabinete zu Weimar, befindet sich ein Kiesel mit eingeschlossenem

(*) Im Journal für die Liebhaber des Steinreichs zc. 1 B. 2 St. S. 223.

(**) Im Journal zc. 2 B. S. 362, 370.

(***) In seinen Briefen aus Wälschland, aber natürl. Merkwürdigkeiten dieses Landes, (Wrag, 1773, 8.) S. 21. Es ist zu vermuthen, daß diese Kiesel nach Entstehung der Hügel, worin man sie häufig findet, sich in deren Nische gebildet haben, und daß das in ihnen eingeschlossene Wasser von nieder gedrücktem Lage-Wasser herzuweisen sey. Zum Theil schweben sie das Wasser wieder aus, wenn man sie in Ringen trägt; zum Theil verlieren sie das Wasser nie.

nen Amethysten; und die Fälle sind nicht selten, wo in Fluß-Kieseln Krystalle und mancherley Edelsteine liegen.

Ich habe oben gesagt, daß Bala das Daseyn der Versteinerungen in Kiesel-Steinen bennähe ganz läugnet, weil der Kiesel-Stein ein Congelations-Stein ist. Allein, man findet nicht nur Versteinerungen in kieselartigen Steinen, sondern auch solche, die eine kieselartige Natur an sich genommen haben, wovon man in Schröter's Journal, Th. 2, S. 453, und Th. 3, S. 367, f. Beispiele antrifft, welche uns aber nicht abhalten können, zu behaupten, daß sich die Kiesel-Steine auch dadurch von den Horn-Steinen unterscheiden, daß man in ihnen so selten Versteinerungen findet, die in Horn-Steinen so häufig sind.

So selten in Kiesel-Steinen Versteinerungen sind, so selten findet man sie als Metall-Mutter; doch kommen einige Beispiele davon vor. Es ist doch merkwürdig, daß die meisten Beispiele, die man kennt, Gold in sich halten. Kiesel-Steine mit gediegenem Golde, reich eingestossen, finden sich unter andern in dem herzogl. Cabinet zu Weimar, und sind aus Ungarn. In Siebenbürgen hat man einen Kiesel mit eingesprengetem Golde gefunden. Einen wahren Fluß-Kiesel mit gediegenem Golde hat man bey Jena gefunden, und das Gold im Zerschlagen entdeckt. Man kennt ferner braune goldhaltige Kiesel-Körner, die um Jittan herum gefunden werden; Gold-Körner aus der Weide im Vogtlande, die kleinen eisenschüssigen Kieseln gleichen und reichhaltig seyn sollen; gold-, silber- und kupfer-haltige, den vorigen gleiche Körner, aus dem plauischen Grunde bey Dresden; Gold-Erz in einem grauen Feld-Kiesel von Facebay in Siebenbürgen. In dem Bezirke der drey Provinzen Lhonnais, Forez und Beaujolois, findet man durchsichtige, sehr feine Kiesel-Steine, davon einige verschiedene Figuren vorstellen, und viel Kupfer-Markasit bey sich haben, haupt-

hauptsächlich auf dem Pilon, einem Berge 1 Viertel-Stunde von St. Bel. In Hrn. Schröter's Cabinet befindet sich ein grauer wahrer Kiesel-Stein mit vielem gediegenen feinen Kupfer; das Kupfer sitzt nicht nur auf dem Steine auf, sondern es setzt auch an manchen Orten durch den Stein hindurch. Bey Sorge unweit Nordhausen findet man Kies-Würfel in Kiesel-Steinen. Kiesel-Steine, die eisenhaltig sind, findet man bey Erlangen, bey Weimar, und sonst an verschiedenen Orten. Einen Kiesel mit Eisen-Glimmer, hebt Hr. Schröter in seiner Sammlung auf. Was man indessen von erzhaltigen Kiesel-Steinen findet, sind größten Theils nur einzelne Beispiele.

Wenn daher die Kiesel gleich die Liebhaber der Versteinerungen und der Minern nicht viele Eroberungen hoffen lassen, so haben sie doch ihren guten Nutzen, indem man sie zum Glasmachen und zur Echnalte, auch da, wo sie häufig liegen, zum Pflastern der Straßen gebrauchen kann. Von ihrem Gebrauche bey dem ächten und unächten Porzellan, s. im Art. Sazance und Porzellan. Sie machen die Aecker lustig, und gewisser Maßen fruchtbarer, weil sie das erkaltete Erdreich erhitzen; daher man in der Schweiz solche lieber auf die Aecker trägt, als daß man sie wegzuschaffen sucht. Sie haben auch den Nutzen, daß sie, die ledernen Tapeten zu polieren, und von den Karten-Machern, die Pappen zu glätten, gebraucht werden. Wie durch glühende Kiesel die Bier-Tonnen zu reinigen seyn, ist im Th. S. 260. vorgekommen. Von dem Gebrauche der Kiesel zur Verwahrung der Frucht-Bäume wider das Erfrieren, s. im XV Th. S. 204.

Ich halte es für unnöthig, der Gegenden besonders zu gedenken, wo sich Kiesel-Steine finden, um so viel mehr, da gewiß die wenigsten Kiesel da erzeugt worden sind, wo man sie jetzt findet. Man sieht es vielmehr, daß sie durch Fluthen dahin geführt worden sind,

sind, wo man sie findet. Diejenigen Gegenden, wo viel Sand ist, sind es vorzüglich, wo man die Kiesel nie vergebens suchen wird. Sie werden aber auch in sehr vielen Flüssen, an den Ufern der Flüsse, in den Gries-Schichten, auf der Oberfläche mancher Gyps- und Kalk-Floßgebirge, auf den Ebenen, in Thälern, ja, wie Donati von dem adriatischen Meere bezeugt, so gar in dem Meere, gefunden.

Durchscheinende oder durchsichtige Kiesel, Quarz-Kiesel, rheinische Kiesel, falsche oder occidentalische Diamanten, Wasser-Krystalle, L. Adamas occidentalis, Crystallus durior pellucida alba Baum. Nitrum quarzofum pellucidum album, Fr. Diamant de occident, Holl. Diamant-Key, werden die durchsichtigen Steine genannt, welche eine Kiesel-Form haben. In diesen allgemeinen Begriff passen nicht nur die eigentlich so genannten rheinischen Kiesel, Fr. Caillou du Rhin, oder de Medoc, sondern auch andere mehr oder weniger durchsichtige Steine, welche die Form unserer gemeinen Fluß-Kiesel haben. So findet man in Mayländischen Carneol-Kiesel, auf der Insel Ferro Chalcodon-Kiesel, bey Chemnitz in Sachsen Achat-Kiesel, u. d. gl. Im eigentlichen Verstande aber versteht man unter den durchsichtigen Kiesel diejenigen Steine, welche die Farbe eines Krystalles, oder Diamanten, haben aber die Form eines gemeinen Kiesel haben. Eigentlich sind es Steine von unbestimmter Figur, die, wenn sie gut und rein sind, auch roh betrachtet durchsichtig wie ein Glas sind. Sie sind indessen nicht alle von der Art, sondern auf mancherley Weise von einander unterschieden. Sie sind zuweilen ganz durchsichtig, wie ein feiner Krystall, bisweilen trübe, wie ein Chalcodon, bisweilen wie mit einem Nebel überdeckt, und man muß sie naß machen, wenn sie einige Durchsichtigkeit erlangen

gen sollen. Ihre äussere Farbe ist sehr verschieden; wenn man sie nämlich roh betrachtet, da sind sie sehr oft mit einer zarten anders gefärbten Rinde überzogen, welche röthlich, bräunlich, erdfarbig ic. ist, und bald den ganzen Stein, bald nur einige Flecke desselben überdeckt. Ihr Bruch ist ganz dem Bruche des Quarzes gleich. Ihre Form ist die Figur der gemeinen Wasser-Kiesel, und beyde kommen in einerley Veränderungen vor; doch sind die meisten und besten durchsichtigen Kiesel entweder rund, oder oval. Ihre Größe ist gar sehr verschieden. Man findet sie bis zur Größe einer Faust, und von der Größe einer Erbse. Die größern aber pflegen selten ganz rein zu seyn. Wenn diese Kiesel ganz rein sind, und nun in die Hände eines geschickten Stein-Schneiders fallen, so bekommen sie ein gar schönes Wasser, welches das Wasser eines jeden Krystalles übertrifft.

Nach Cronsted's, Baumer's, Delisle, Brückmann's, und Anderer, Meinung, sind diese Kiesel nichts anders, als abgestümpfte Krystall-Zacken, welche durch das Reiben an andern Körpern ihre krystallinische Figur verloren, und dafür die Form der Kiesel an sich genommen haben. Man sucht diese Meinung aufserdem, daß sie im Bruche ihr quarzartiges Wesen deutlich zeigen, besonders auf folgende zwey Gründe zu stützen. 1. Man sehe an einigen Beyspielen überaus deutlich, daß sie ehemals auf einem Prisma gesessen, und folglich mit dem Quarze oder Krystalle einerley Entstehungs-Grund gehabt hätten. 2. Man sehe so gar noch an einigen die eckige Figur der Quarze, welche abgestümpften Kegeln ähnlich sind, oder sie haben die längliche Figur der Krystalle, und scheinen also nichts anders als Krystalle oder Quarze gewesen zu seyn. Man kann aber dieser Meinung folgende wichtige Gründe entgegen setzen. 1. Es ist ganz unmöglich, daß ein so harter Körper, wie die durchsichtigen Kiesel

Kiesel sind, durch das Fortrollen im Wasser, aller scharfer Ecken und Spitzen dergestalt sollte beraubt werden können, daß er ganz rund, oder, wie es nicht selten geschieht, und welches noch unbegreiflicher ist, ganz platt erscheinen könnte. Sollte man denn unter tausenden, die man findet, nicht wenigstens einige erblicken, die etwas mehr als dunkle bloße Ueberreste ihrer ehemahligen Ecken zeigten? 2. Wenn es möglich ist, daß das Wasser einen Körper, welcher Ecken hatte, rund, oder länglich, oder platt, schleifen kann, so könnte dann auch ein von Natur runder oder länglicher Körper durch eben das Anreiben an andere Körper Ecken bekommen. Wenn man daher auch unter unsern Kiesel solche fände, die noch einige Spuren von Ecken hätten, so folgt daraus doch nicht, daß dieses Reste der ursprünglichen Form seyn. 3. Nach dem Zeugnisse aller Edelstein-Schneider, ist die Härte unserer Kiesel größer, als die Härte der Krystalle und der Quarze. 4. Man findet auch die ächten Diamanten, wo nicht allemahl, doch sehr oft, in eben der Form wie unsere Kiesel; man hat aber noch keinen Krystall, selbst in solchen Gegenden gefunden, wo ächte Diamanten liegen, welcher Wasser und Härte eines ächten Diamantes hätte; und kein Schriftsteller hat je behauptet, daß der ächte Diamant ein abgeriebener Krystall wäre. 5. Wenn man die durchsichtigen Kiesel mit dem gemeinen Fluß-Kiesel vergleicht, wird man sehen, wie hier die Natur immer zu einer mehrern Vollkommenheit übergeht. Wir finden Kiesel, die ein ganz grobes Gewebe haben, welches noch niemand mit Quarz oder Krystall verglichen, oder wovon noch niemand jemahls behauptet hat, daß es bestimmte Ecken und Figur gehabt habe; Kiesel, deren Grund-Materie feiner ist, und sich nach und nach zur Feinheit des Quarzes erhebt, aber immer noch undurchsichtig bleibt; Kiesel, die im Bruche einige Durchsichtigkeit annehmen, vor sich

sich aber noch immer undurchsichtig sind; Kiesel, die nach und nach durchsichtiger werden, bis sie endlich die größte Durchsichtigkeit, der sie fähig sind, erhalten. Diese Gründe berechtigen mich, unsere Kiesel von den Krystallen gänzlich zu trennen, und sie mit den übrigen Kieseln nicht als ein Geschäft der Krystallisation, sondern für Congelations-Steine anzusehen, die mit dem Quarze und Krystalle zwar aus Einer Materie, aber nicht auf eine und eben dieselbe Art erzeugt worden sind.

Ich werde hernach mehrere Gegenden anführen können, wo dergleichen durchsichtige Kiesel sich finden; allein, man glaube ja nicht, daß sie darum unter die gemeinen Steine gehören. Bei Weimar und in den umliegenden Gegenden, kann man unter 50 Steinen dieser Art kaum einen rechnen, welcher ohne Fehler wäre. Sie haben also ihren bestimmten Werth, welcher sich nach seiner Größe und Güte vorzüglich empfiehlt und erhöht. Sie werden in Flüssen, im Sande, unter Kieseln, im Thone und unter andern Steinarten, bei Weimar, bei Tiefengruben und dergleichen Orten auf Aeckern, bei Helmstädt, in einem schönen weißen Sande ziemlich häufig gefunden. Die schönsten sind die cornubischen, bristoler und böheimischen; doch geht damit mancher Betrug vor, da man besonders die reinern Krystalle aus den karpathischen Gebirgen, für dergleichen Steine verkauft.

Sie werden an folgenden Orten gefunden: Aubonne, Babigrod, Belvedere bei Weimar, Bern, Böheim, Braunschweig, Bristol, Brouage, Cartagena, Dachwich, Donau-Fluß, England, Erfurt, Florenz, Gabian, Gera-Fluß, Harz, Helmstädt, karpathische Gebirge, Koorn, Leipzig, Linsburg, Loire-Fluß, Medoc, Osnabrück, Polen, Prieborn, Rhein-Fluß, Roanne, Sachsen, Schinkelberg, Schlessen, Schweitz,

Schweiz, Tiefengruben, Ungarn, Bichy, Weimar, Württemberg, Zelle, Zellenheide.

Siehe auch Kiesel: Krystall.

Figurirter Kiesel, *Silex figuratus Waller. Fr.* Caillou figuré, heißt beim Wallerius der Kiesel, in so fern er eine ungewöhnliche Figur an sich genommen hat, dergestalt, daß er entweder mit verschiedenen Bildern, z. B. mit Dendriten, bemahlt ist, oder sonst einen Körper des Thier- oder Gewächss-Reiches vorstellt. Quales sunt, sagt Wallerius, *Syst. mineral. To. 1 p. 278*, *Silices fruticula lignea referentes ad mare Caspi-um; silices anabaldini triquetri, de quibus loquitur Borrichius in Act. Hafniens. Vol. V. p. 177. Silices numismales, sphaerici &c.* Folglich meint Wallerius die Stein-Spiele unter den Kieseln, von welchen man aber die kieselartigen Versteinerungen, deren oben Erwähnung geschehen ist, unterscheiden muß.

Granitartige Kiesel, sind Steine von der gemeinen Kiesel-Form, die eine granitartige Natur zu haben scheinen, oder die wohl gar Granit sind, und nur in einer den gemeinen Fluß-Kieseln ähnlichen Form gefunden werden. Guettard (*) ist der erste Schriftsteller, der sich dieses Namens bedient hat; folglich ist er es auch eigentlich, der uns lehren muß, was er unter den granitartigen Kieseln versteht. Er sagt: „Die Farbe dieser Kiesel ist sehr verschieden; einige sind weißgrau, weiß und roth, oder frischfarbig mit vielen schwärzlichen und grünlichen Flecken; andre sind erdgrau, oder wie Weinhefen mit grauen Flecken; die Grund-Farbe ist in andern grün mit weißen Punkten. Die meisten sind sehr hart; ihr Korn ist fein, und fest mit einander verbunden, und zwar oft so fest, daß man eins nicht von den andern unterscheiden kann; diese kommen den Porphyrn sehr nahe, wenn sie es nicht wirklich sind. Viele haben gröbere Körner mit quarzigen Streifen, mehrere Linien in der Breite

(*) Von den Mineralien in Polen, in den Mineralog. Delustig. Th. 3, S. 13, f.

Breite, und sind von Farbe hell- oder dunkelweiß, roth und frischfarbig; einige sind inwendig von glänzender dunkelgrauer Farbe, und scheinen wirklich eisenhaltig zu seyn; manche haben frischfarbige, schwärzliche und rothe Aern. Die Größe dieser Steine ist eben so verschieden, wie ihre Farbe, und die Menge der kalkartigen Theilchen darin. Es gibt deren, die von 1 Zoll bis 2, 3 Fuß im Durchschnitte, und so gar noch größer, sind; man findet oft welche in und über der Erde, die man für kleine Zügel ansehen könnte.“ Aus der Vergleichung mehrerer Steine dieser Art erhellet, daß die wenigsten derselben auf die eigentlichen Kiesel, wenigere auf die Granite, die meisten auf die Porphyre, Anspruch machen können. Es sind also losgerissene und von Fluthen fortgeschleppte Stücke von Granit- und Porphyr-Felsen; daher man sie auch zuweilen in sehr großen Klumpen antrifft. Sie sind sehr hart, und nehmen, zumahl wenn sie rein sind, eine vorzügliche Politur an. Sie sind nicht allemahl rein. Guettard redet von kalkigen Theilchen, welche viele derselben in sich halten. Hr. Schröter hat bey Weimar und bey Stadtsulza dergleichen gesehen, welche schwarze Blende, oder weißen und gelben Glimmer, ja einige, die sogar Schwefel-Kies in sich halten.

Quarzartige oder quarzige Kiesel, *Silices quarzosi*, sind bey Vogel'n (*) diejenigen Kiesel, die eine quarzige Natur haben. Sie machen bey ihm eine eigene Gattung der Kiesel aus, nämlich die zweite, da er die erste sandige Kiesel nennt. Es braucht nichts weiter, sagt er, sie zu erkennen und von einander zu unterscheiden, als daß man nur weiß, was Quarz ist. Wenn aber der Quarz zu einem Kiesel geworden ist, so scheint derselbe vorher gleichsam etwas flüssig oder einiger Maßen aufgelöst worden zu seyn, inmassen die quarzigen Kiesel auf ihrer Fläche sowohl als auf ihrem Bruche, feiner, als der Quarz, befunden werden, und mehr

(*) Pract. Mineralsystem, S. 125.

mehr oder weniger durchsichtig sind; dergleichen man denn, wenn sie zugleich rund sind, Schloßen = Eyer nennt. Man findet sie zuweilen auf Feldern. Sie sind aber überhaupt seltener, als die übrigen Arten. In den wahren Kieselsteinen ist oft etwas Quarziges mit eingemischt.

Als ich vorher von den durchsichtigen Kieselsteinen redete, zeigte ich zugleich, wie die Kiesel = Masse sich immer mehr verfeinere, bis zu ganz durchsichtigen Kieselsteinen. Diese Quarz = Kiesel haben also eine feinere Masse, als andere; die nämliche Masse, aus welcher unter andern Umständen Quarz erzeugt wird. Daß also die Masse, aus welcher diese Quarz = Kiesel entstanden sind, vorher flüssig gewesen oder aufgelöst worden sey, kann man doch nicht so gerade zu behaupten; wenigstens möchte der Beweis für diese Sache schwer werden. Man darf nur solche Kiesel aus einer feinem Quarz = Masse entstehen lassen, so hat man die ganze Sache, ohne in mancherley Schwierigkeiten zu fallen, erklärt.

Sandige Kiesel. *Silices arenarii*, sind bey Vogel'n die gröbern Kiesel. Sie machen bey ihm die erste Gattung der Kiesel aus. Es sind die gewöhnlichsten groben Fluß = Kiesel, an welchen Vogel nichts als Sand erkennen kann. Ich glaube nicht, daß er damit dieses sagen wollte, daß sie aus zusammen geschlämmten Sande entstanden wären; denn er erklärt den Gedanken selbst für unrichtig, wenn man diese Steine für Sand = Steine halten, und glauben wollte, daß diese Kiesel dasjenige im Großen vorstellen, was ein jedes Sandkorn im Kleinen ist. Damit zielt er auf Hrn. v. Justi (*), welcher sich dieses Ausdrucks bediente. Vogel drückt also durch diesen Gedanken nur das gröbere Gefüge dieser Kiesel, welches sie an sich tragen, aus. Es sind dieses die gemeinsten unter den Fluß = Kieselsteinen. An einigen

bemerkt

(*) In seinem Grundriß des gesammten Mineralr. S. 226.

bemerkt man von außen Furchen, die mit einer Kalk = Erde ausgefüllt sind, und daher mit den Säuren brausen. Vogel glaubt daher, man könne sie in reine und unreine eintheilen.

Der ägyptische Kiesel, welcher sonst auch nur schlechtthin der ägyptische Stein, oder der ägyptische Jaspis, genannt wird, L. *Achates Aegyptiorum*, *Achates aegyptiacus*, *Silex Aegyptiorum*, *Silex vagus coriace ochraceo opacus concentrica variegatus* Linn. Fr. *Caillou d'Egypte*, Holl. *Aegyptische Key - Jaspis*, *Egyptische Jaspis - Key*, ist eine Jaspis = oder Kieselstein = Art, die sich in Aegypten findet, welche Paul Lucas in Ober = Aegypten, an den Ufern des Nil = Flusses, im J. 1714 entdeckt haben soll, und besonders dadurch merkwürdig ist, daß sie allemahl mit schönen abwechselnden Farben, oft mit schönen Dendriten, geziert ist. In den holländischen Versteigerungs = Verzeichnissen kommen einige Beispiele davon vor, als: brauner ägyptischer Baum = Stein, braune Aegyptische gearborisierde Key - Jaspis, in dem Museo Chaisiano, S. 104; und ägyptischer Jaspis = Kiesel, Aegyptische Jaspis - Key, in dem Museo Leetiano, S. 184. Noch ist dieser Stein von außen braun, und diese Farbe ist auch gemeiniglich die innere Grund = Farbe, welche aber mit vielen andern Farben abzuwechseln und untermischt zu seyn pflegt. Oft hat der Stein auch die äußere Form des Kiesels. Man findet ihn zuweilen zu einigen Pfunden; er ist aber in seinen Theilen sehr fest und zusammen hangend, daher er sich überaus schwer schneiden und polieren läßt, alsdann aber auch eine prächtige Politur anzunehmen pflegt. Er gibt am Stahle lebhaft Feuer, und oft sind auf seiner äußern Rinde kleine Kiesel oder andere Steine eingedrückt.

Ueber die Classe, wohin man diese Steine zu setzen hat, sind die Gelehrten nicht einig. Cronstedt hält den

ägyptischen Kiesel für eine Achat: Art, und sagt von ihm, er sey braun und undurchsichtig, habe schwarze Adern und baumähnliche Figuren. Eben so Brückmann, welcher in der ersten Ausgabe seiner Abh. von den Edelsteinen, diesen Stein den Jaspis: Arten zugesellet, in der zweiten Ausgabe aber davon getrennt und zu den Achaten gebracht, auch ihm daher den Namen Achat: Kiesel gegeben hat. Auch Gerhart hält ihn für einen Achat. Da aber doch alle bekannte Achate wenigstens einige Durchsichtigkeit haben, dieser Stein aber, so gar in ganz kleinen Stücken, undurchsichtig bleibt: so hat man ihn wohl mit mehrerm Rechte unter die Kiesel: oder Jaspis: Arten, als unter die Achat: Arten, zu zählen.

Da man diesen Stein vornehmlich in Aegypten findet, so hat er daher seinen Namen bekommen. Man findet auch in Chur: Sachsen, insonderheit bey Chemnitz, einen Stein, welcher diesem ägyptischen Jaspis: Kiesel überaus ähnlich ist; daher man sich wohl vorzusehen hat, daß man nicht einen sächsischen Stein dieser Art für einen wahren ägyptischen kaufe, und auf diese Art hintergangen werde.

Zeichnungen von solchen ägyptischen Jaspis: Kiesel haben geliefert: Argenville Oryctologie, Tab. 6, Fig. 1, 9, 11, der sie Caillou opaque d'Orient nennt, und Martini, in der allg. Gesch. d. Nat. Th. 1, Taf. 9, welcher den brückmannischen Namen Achat: Kiesel beybehalten hat, ob er gleich S. 180, Anm. e, zweifelt, ob man hinlänglichen Grund habe, dergleichen undurchsichtige Steine, wie unser Jaspis: Kiesel ist, Achate zu nennen.

Jo. Sam. Schröter's vollständ. Einleit. in die Kenntniß und Gesch. der Steine und Versteinerungen, 1 Bd. Altenb. 1774, gr. 4. S. 368, fag.
Eb. Dess. litholog. Real: und Verballexicon, 2 B. Erf. M. 1779, gr. 8. S. 56, f.

Was die chemische Untersuchung des Kiesels betrifft, so ist die Natur desselben bis jetzt noch nicht hin-

hinlänglich ausgeforschet worden. Senkel ist vielleicht der erste gewesen, der ihn seiner Aufmerksamkeit würdigte, und mehrere Kenntniß davon zu haben wünschte; es hat aber dieser zu seiner Zeit große Naturkundiger wenig Wahrscheinliches, welches Genüge leisten könnte, hinterlassen, und der Kiesel lag gleichsam als ein Räthsel im Dunkeln verborgen (*). Lange nachher trug Pörner unter allen zuerst eine noch nie gehörte Meinung von dem Kiesel vor, welche mit Beobachtungen unterstützt war, daß man nämlich diejenige Substanz, die man durch Hülfe der Vitriol: Säure aus dem Thone ausziehen könne, für Kiesel: Erde halten müsse; und die eigentliche Kiesel: Erde gleiche der aus dem Alaune geschiedenen Erde, und die aus dem Thone erzeugte Erde sey dieser ähnlich, und also für eine und eben dieselbe Erde zu halten. Er führt folgenden Versuch an: er habe aus der allerreinsten und subtilsten Kiesel: Erde, Kreide und festem Laugen: Salze, eine Masse bekommen, welche feucht und schmierig geworden wäre, als sie eine Zeit lang unter frehem Himmel gestanden hatte, und die auch in vielen Erscheinungen mit dem Thone überein gekommen wäre; und als er Vitriol: Säure darauf gegossen habe, sey daraus etwas Alaunichtes zum Vorschein gekommen (**). Auch an einem andern Orte erwähnt er: daß eine Erde niedergeschlagen werde, wenn guter Essig, oder auch eine andere Säure in die Kiesel: Feuchtigkeit (Liquor silicæ) gegossen würde; wenn man diese gut versüßte und Vitriol: Dehl darauf gösse, so entstehe ein wahrer Alaun daraus. Er wirft daher die Frage auf, ob nicht die Alaun: Erde Kiesel: Erde zu seyn schiene, oder ob nicht jene größten Theils aus dieser bestehe? Im folgenden Jahre, nämlich

(*) Senkels mineralog. und chymische Schriften, S. 340.

(**) Allg. Begriffe der Chymie, aus dem Franz. überf. Lpz. 1769, 1 Band, S. 15, 16, 460 Anm.

lich 1770, kam in Frankreich die Abhandlung des Baume vom Thon (*) zum Vorschein, in welcher man eben diese Beobachtung beschrieben fand, daß aus der mit Vitriol: Säure verbundenen Kiesel: Erde Alaun erzeugt wurde, woher er schloß, daß die Alaun: Erde nichts anders, als eine subtile und sehr zerstreute Kiesel: Erde, sey. Diese beyde Chemisten hielten also zu einer Zeit, an weit entlegenen Orten, einerley Meinung, und ihre wunderbare Uebereinstimmung mußte nothwendig alle Aufmerksamkeit erregen, weil sie von dem Begriffen Anderer, die bisher unter den Chemisten Benfall erhalten hatten, sehr verschieden war; vornehmlich da Pörner, bey dieser Gelegenheit, dasjenige, was er durch Versuche gesehen hatte, in seinen darüber heraus gegebenen Anmerkungen weiter bestätigte, indem er behauptet, die niedergeschlagene Kiesel: Erde werde unter der feuchten und brennichten Gestalt, in verdünnter Vitriol: Säure geschwinde aufgelöst, und es werde ein wahrer Alaun zusammen gesetzt.

Diese Meinung nahm nachher Cartheuser an, welcher die Versuche aufs neue nachmachte (**). Er erwählte zu den anzustellenden Versuchen, an statt des gemeinen Kiesels, den Berg: Krystall, welchen er calcinirte und zu Pulver rieb, von dem er alsdann 1 Theil mit 4 Th. getrocknetem Weinstein: Salz im Feuer fließen

(*) *Memoire sur les Argilles, ou Recherches et experiences chimiques & physiques sur la nature des terres les plus propres à l'agriculture, & sur les moyens de fertiliser celles, qui sont steriles, par Mr. Baume, à Par. 1770, 8.* Diese Abh. wurde von Pörner übersetzt, und mit Anmerk. erläutert, u. d. Z. Carl Wilh. Pörner's Anmerkungen über Hrn. Baume's Abhandlung vom Thon. Oder: Chemische und physikalische Untersuchungen und Versuche von der Natur der zum Ackerbau geschicktesten Erden, und von den Mitteln, diejenigen, welche unfruchtbar sind, fruchtbar zu machen, Lpz. 1771, 8t. 3. 15 S.

(**) *Mineralogische Abhandlungen, 2 Th. (Stett. 1773, 8.) S. 225, 199.*

lassen ließ. Die geschmolzene Masse lösete er hernach in warmen Wasser auf, und seihete sie durch, woraus er die Kiesel: Erde mit Vitriol: Säure niederschlug, welche er mit Wasser gut versüßte, nachdem er den salzigen Liquor abgesondert hatte. Nachdem dieses geschehen war, goß er auf einen kleinen weichen und brennichten Theil der versüßten und noch nassen Erde, eine hinreichende Quantität Vitriol: Geist. Solcher Gestalt wurde ein Theil der niedergeschlagenen Erde in kurzer Zeit ohne Aufwallen aufgelöst; der andere Theil aber, der dem Augenscheine nach fast so groß als der aufgelösete war, blieb unaufgelöst zurück, ob gleich das Glas einige Tage über in der Wärme gestellet war. Auf gleiche Weise hatte die mit Wasser verdünnte Salpeter: Säure nur einen Theil der weichen und feuchten Erde aufgelöst, ob gleich die Mischung bis zum Aufkochen heiß geworden war. Von der übrigen niedergeschlagenen, getrockneten und fein gepulverten Kiesel: Erde, war nur ein Theil vom Vitriol: Geist durch das Kochen aufgelöst; der übrige Theil aber war unaufgelöst geblieben. Um das Verhältniß genau zu bestimmen, wie viel eigentlich auf diese Art aufgelöst würde, und wie viel der Auflösung widerstände, wurde der Versuch mit 2 Quent niedergeschlagene, trockne und fein pulverisirte Erde, und mit anderthalb Unzen Vitriol: Geist angestellt; dadurch wurde dieses zurwege gebracht, daß nicht mehr als 2 Scrupel und 14 Gran aufgelöst wurden, und also fast die Hälfte von der zu diesem Versuch genommenen Erde unaufgelöst zurück blieb; 3 Scr. aber und 6 Gr. waren von diesen 2 Quent aufgelöst. Die durchgeseihete Solution gab, nach vollzogener Abdampfung, wahre Alaun: Krystallen, und zugleich ein haarichtes selenitisches Salz. Cartheuser versichert, daß er aus bloß calcinirten und pulverisirten Berg: Krystallen, die er vorher weder mit Laugen: Salze geschmolzen, noch daraus wieder niedergeschlagen hatte, ein

Product von eben der Art erhalten habe, 'nur mit dem Unterschiede, daß von 4 Qu. Berg: Krystall nur 2 cr. im Vitriol: Geiste aufgelöst werden könnten; die Solution habe aber einen wahren Alaun und ein selenitisches Salz gegeben. Aus diesen Versuchen folgerte nun Carthuser, der Berg: Krystall bestehe nicht bloß aus einer Glas: oder Kiesel: Erde, sondern es sey eine Alaun: Erde mit ihm verbunden. Es sey zwar die Alaun: Erde in diesem Verhältnisse in der Zusammensetzung des Berg: Krystalles als ein Bestand: Theil enthalten, sie sey aber von der Kiesel: Erde verschieden, die den größten Theil des Berg: Krystalles ausmache, und sie sey deswegen für eine besondere Erde zu halten.

Diese Wahrheit war kaum bekannt geworden, so suchte Hr. Hof: Apotheker J. E. J. Meyer in Stettin, in seinen Versuchen mit der Auflösung der Kiesel: Erde in Säuren (*), uns aufs neue zu überreden, daß er auf keine Weise aus der Kiesel: Erde habe Alaun heraus bringen können.

„Die Kiesel: Erde“, sagt Derselbe: „ist von den Chymisten bisher als eine einfache Erde angesehen worden, die von dem Thone und den alkalischen Erden wesentlich unterschieden wäre. Man unterschied sie von den erwähnten Erd: Arten dadurch, daß sie sich nicht in Säuren auflöst, gegen den Stahl Feuer schlägt, und mit den Laugen: Salzen zu Glas schmelzet. So unauflöslich sie aber auch ist, wenn sie, ohne mit andern Erdarten genau verbunden zu seyn, aufs feinste gerieben, mit Säuren digerirt oder gekocht wird, so läßt sie sich doch durch Handgriffe, nach einem merkwürdigen Versuche des Hrn. Port, den er in seiner Lithogeoognose, S. 49, anführt, in sauern Salzen auflösen. Er schlug nämlich die Kiesel: Feuchtigkeit durch Säuren nieder, und bemerkte, daß sich die niedergeschlagene Erde, durch Zugießung mehrerer Säure, wieder auflösete.“

Hr.

(*) Im 1 B. der Beschäftig. der berlin. Gesellsch. naturforschender Freunde, (Berlin, 1775, gr. 8.) S. 267, fgg.

„Hr. Baumé bestätigt diese Erfahrung in seiner Abh. vom Thon; er geht aber noch weiter, und behauptet so gar, daß er mit der Vitriol: Säure aus dieser Auflösung Alaun erhalten habe, welche Erfahrung der Hr. Bergr. Pörner, nach S. 96 der Uebersetzung dieser Abh. richtig befunden hat. Es ist bekannt, daß einige Körper, durch eine größere Zertheilung, sich leichter in Säuren auflösen; daß aber ein Körper dadurch seiner ganzen Natur nach geändert werden sollte, ist, meines Erachtens, ohne Beispiel, und diese Erscheinung wäre gewiß eine der merkwürdigsten in der Chemie. Denn die Kiesel: Erde pflegt, auch ausser der schweren Auflösung in Säuren, noch in vielen andern Eigenschaften von dem Thone abzuweichen. Der Thon, der, nach Hrn. Baumé, aus einerley Erde besteht, ist, nach den Versuchen des Hrn. Marggraf, aus der Kiesel: Erde und einer in Säuren auflöslichen Erde zusammen gesetzt. Die letztere läßt sich durch Säuren aus dem Thone scheiden, und löset sich überhaupt leicht darin auf. Sie macht mit der Vitriol: Säure den Alaun, und mit der Kiesel: Erde gemischt, angefeuchtet und gebrannt, wird sie zu einem festen, gegen den Stahl Feuer schlagenden Körper. Hier stellt sie also den gemeinen Thon wieder dar, und diese Erscheinung läßt es schon vermuthen, daß sie mit der Kiesel: Erde nicht so sehr übereinstimme. Diese Erde macht einen wesentlichen Bestand: Theil des Thones aus, und man nennt ihn, da der Thon selbst ein aus derselben und der Kiesel: Erde gemischter Körper, und sie die Grund: Erde des Alaunes ist, die Alaun: Erde. Diese ist es also eigentlich, welche mit der Kiesel: Erde gänzlich einerley seyn soll. Bloß der stärkere Zusammenhang der letztern ist, nach Baumé, die Ursache, daß sie nicht die Eigenschaften der Alaun: Erde äußert, die sie aber durch die Auflösung in den Laugen: Salzen und Niederschlagung durch Säuren erhalten.“

„Verschiedene Versuche, welche ich mit Körpern, die aus der Alaun: Erde und der Kiesel: Erde bestanden, angestellt, hatten mich belehrt, daß die alkalischen Salze die letztern im Schmelzen aufgelöst, auf jene aber keine merkliche Wirkung geäußert hatten. Dieses machte mich gegen die Theorie des Hrn. Baumé mißtrauisch, und begierig, durch eigene Erfahrungen mich von der Wahrheit oder Unrichtigkeit derselben zu überzeugen.“

„Meine ersten Versuche stellte ich mit dem bey Freyenwalde gegrabenen weißen Sande an, der von Eisen und fremden Erd-Arten fast ganz frey ist. Ich ließ ihn in einem Schmelztiegel glühen, löschte ihn in Wasser ab, und wiederholte dieses so oft, bis er so mürbe geworden, daß ich ihn in einer gläsernen Reib-Schale, mit Wasser angefeuchtet, leicht zerreiben konnte. Nachdem ich ihn ganz fein gerieben und getrocknet, ließ ich ihn nochmahls glühen, um ihn von allem Brennbarren, das etwa während dem Reiben dazu gekommen seyn konnte, zu befreien. Von diesem sehr feinen weißen Pulver mischte ich $\frac{1}{2}$ Unze mit 2 Unzen des reinsten Weinstein-Salzes, und setzte die Mischung in einem zugedeckten heftigen Schmelz-Tiegel vor das Gebläse. Da es zu schäumen aufgehört hatte, ließ ich es noch $\frac{1}{2}$ Stunde bey starkem Feuer fließen, und goß es aus. Die glasartige, nach der Erkaltung halb durchsichtige Masse lösete ich in gleichen Theilen destillirten Wassers auf, und filtrirte die Auflösung, die blaßröthlich aussah. Bis auf 5 Gran Kiesel-Erde, welche im Filtrir zurück geblieben, hatte sich alles aufgelöst.

„Diese Auflösung der Kiesel-Erde in Weinstein-Salze nennet man die Kiesel-Feuchtigkeit, in welcher die Verbindung des kauen Salzes mit der Kiesel-Erde nicht eben sehr genau ist, da sie sich durch die bloße Wärme heraus scheidet. Ich mischte 2 Quent davon mit 2 Unzen destillirten Wassers, (das ich zu allen folgenden Versuchen genommen habe, wenn ich es auch nicht erwähne,) und setzte diese Vermischung in das Balneum Mariae. Sobald das Wasser im Balneo kochte, ward die Vermischung trübe, und es schied sich ungefähr der dritte Theil der darin enthaltenen Kiesel-Erde heraus. Ich schied diese durchs Filtriren davon, und kochte das Liquidum, wodurch sich wieder etwas Erde absonderte, welche ich durch öfteres Einkochen und Wiederauflösen, gänzlich von dem alkalischen Salze trennete. Die Kiesel-Erde blieb zuletzt unaufgelöst am Boden des Glases, und aus dem in wenig Wasser aufgelöseten alkalischen Salze, ließ sich durch die Vitriol-Säure nichts niederschlagen.

„Diese Erscheinung habe ich auch schon bey einer andern Gelegenheit beobachtet. Gewinnfichtige Pottaschen-Brenner hatten bey der Calcination dieses Salzes Sand hinzu geworfen, das damit gänzlich sich vereinigt hatte. Die

Die Pottasche lösete sich gut auf, und die Auflösung lief ganz klar durch das Lösch-Papier; sobald man sie aber einkochen wollte, schieden sich große Klumpen einer dicken schleimigen Erde daraus. Die Probe einer guten Pottasche ist also nicht bloß die gute Auflösung im Wasser, sondern sie muß auch, mit Säuren niedergeschlagen, keine Kiesel-Erde fallen lassen.

„Durch öfteres Auflösen und Eintrocknen der alkalischen Salze scheidet sich eine Erde, die man allezeit als einen Bestandtheil der alkalischen Salze angesehen, und geglaubt hat, daß man diese dadurch gänzlich zerstören könne. Baumé hat diese Erde untersucht, und sie kieselartig befunden. Ich selbst habe die Erde, die sich bey der Verrichtung des vitriolirten Weinstens aus reinem Weinstein-Salze und dem Vitriol-Geiste, bey dem Abbrauchen in sehr geringer Menge schied, kieselartig befunden. Sollte sie nicht bloß als ein bey dem alkalischen Salze befindlicher fremder Körper zu betrachten seyn, der bey der Calcination aus dem Tiegel dazu gekommen wäre? Gießt man zu der ungeschwächten Kiesel-Feuchtigkeit Vitriol-Säure, so schlägt sich die Kiesel-Erde sogleich, aber ziemlich ungetheilt, nieder; verdünnet man sie aber vorher mit Wasser, so wird sie mehr zertheilt, und nach der Menge des dazu genommenen Wassers immer zarter.

„Mischet man 2 Qu. mit 1 Unze Wasser, oder auch mit 2 U., und gießt Vitriol-Geist hinzu, so wird, wenn das alkalische Salz beynahe gesättigt ist, die Vermischung opalfarbig, und in einem Augenblicke zu einer Gallerte, auf der man keinen Tropfen Feuchtigkeit bemerkt, bis man sie schüttelt. Das erstere Verhältniß gibt eine stärkere, das zweyte eine weniger feste Gallerte.

„Verstärkt man das Verhältniß des Wassers, und nimmt 3. E. 2 Quent dieser Feuchtigkeit zu 4 U. Wasser, so geht die Scheidung schon schwerer von Statten. Man muß die Säure nur zu wenigen Tropfen hinzu thun, und genau Acht geben. Wenn die Vermischung eine Opal-Farbe annimmt, und sich einige leichte Flocken scheiden, dann lasse man es ruhig stehen, und in einer Minute wird das ganze Gemische ein dünner Schleim seyn. Beobachtet man dieses nicht, und fährt fort, Säure zu zutropfeln, so pflegt diese Vermischung zwar oft die Opal-Farbe zu behalten, sie bleibt aber flüssig, und es scheidet sich nichts.

„Wenn

„Wenn ich die Kiesel-Feuchtigkeit mit noch mehrerem Wasser verdünnete, und 2 Quent mit 6 U. Wasser vermischte, so konnte ich die Kiesel-Erde nie scheiden, ich mochte noch so behutsam verfahren. Die Vermischung ward immer mit der Säure übersättigt, ohne daß ich die geringste Veränderung darin wahrnahm, und diese Erde hatte sich in den beyden letzten Fällen wirklich in der Säure aufgelöst. Sättigte ich sie in dem letztern Verhältnisse ganz genau bis zum Sättigungs-Puncte, so blieb sie doch klar; brachte ich sie dann in die Wärme, so ward alles schleimicht.

„Wenn man die Kiesel-Erde auf die erwähnte Art in der Vitriol-Säure aufgelöst hat, so ist diese Verbindung zum Theil inniger, als die Verbindung mit dieser Erde und dem alkalischen Salze in der Kiesel-Feuchtigkeit; denn man kann sie kochen, ohne daß auch nur das geringste sich heraus scheidet. Hat sich aber die Kiesel-Erde einmahl durch die Säure aus der Kiesel-Feuchtigkeit als ein Schleim geschieden, so habe ich sie auf keine Weise wieder in sauren Salzen auf lösen können. Ich goß zu allen Vermischungen, so bald sie sich in einen Schleim verwandelt hatten, so viel Vitriol-Säure, bis sie ziemlich sauer schmeckten; der Schleim blieb aber unaufgelöst, ich mochte es bloß digeriren oder kochen.

„Da nun aber Baumé seine Erde vorher ausgefüßt hatte, so versuchte ich auch dieses. Ich schlug 2 Quent der Kiesel-Feuchtigkeit, welche ich mit 4 U. Wasser verdünnet hatte, nieder. Den Schleim schüttete ich auf ein reines leinenes Tuch, übergieß ihn häufig mit kochendem destillirten Wasser, legte ihn, so bald dieser nur abgelaufen war, in ein Glas, goß 4 Scr. Vitriol-Geist (der aus einem Theile des destillirten englischen Vitriol-Dehls und 3 Th. destillirten Wassers verfertigt war,) und 2 U. Wasser darauf, und ließ es digeriren. Da sich hierdurch nichts auflösen wollte, ließ ich es kochen. Es erfolgte aber eben so wenig eine Auflösung. Ich goß es daher aufs Filtrum, darin meine Kiesel-Erde liegen blieb. Das Durchgelassene ließ beym Abbrauchen die concentrirte Vitriol-Säure zurück, und wenn diese durch starkes Feuer abgetrieben war, blieben 2 Gran einer grünen salinischen Masse zurück, die säuerlich schmeckte, sich im Munde aber nicht auflösete. Hierauf übergieß ich sie mit etwas Wasser, das ich mit auf-

ge-

gelösetem Weinstein-Salze vermischte hatte, und kochte sie damit. Die zurück gebliebene Erde wog, nachdem sie gut ausgefüßt und getrocknet worden, 1 Gran, und lösete sich mit Schäumen in der Salpeter-Säure auf.

„Da ich auf diese Art keinen Alaun erhielt, so hoffte ich ihn durch die aufgelösete Kiesel-Erde zu erhalten. Ich ließ daher die mit 6 U. Wasser gemischten 2 Quent Kiesel-Feuchtigkeit, die ich mit so viel Vitriol-Säure vermischte hatte, daß sie merklich vorschmeckte, und den Violon-Ehrupp roth färbte, gelinde abrauchen. Sie blieb ganz klar, bis ungefähr noch ein Par Unzen übrig waren, da sie eine Opal-Farbe bekam, und sich auf ihrer Oberfläche eine schleimichte Haut setzte, die durch das Schütteln zu Boden fiel, und sich dadurch nicht wieder auflösete. In diesem Liquido war aber die Kiesel-Erde doch noch mit der Säure verbunden. Denn man konnte nicht den geringsten Niederschlag sehen, und es lief alles durch das Filtrum, ohne daß das geringste, außer der wenigen Schleimhaut, zurück blieb. Weiter abgeraucht ward es immer dicker, bis es zuletzt eine steife Gallerte wurde, die eingetrocknet zu einer weißen salinischen, mehrentheils aus haarförmigen Krystallen bestehenden Masse aufschwoll. Diese übergieß ich mit Wasser, worin sie sich leicht, bis auf eine durchsichtige Erde, auflösete. Die Auflösung ward filtrirt, und die Erde gut ausgefüßt und getrocknet, die 17 Gran wog. Sie hatte nicht den geringsten Geschmack, sahe wie ein weißer, grober und klarer Sand aus, und war, unter dem Mikroskope betrachtet, völlig durchsichtig, wie Krystall-Glas. Dies war, der Ausrechnung nach, ungefähr so viel Kiesel-Erde, wie in 2 Qu. Kiesel-Feuchtigkeit enthalten seyn konnte, und ich hatte meine Kiesel-Erde also alle wieder erhalten.

„Zwen Quent Kiesel-Feuchtigkeit mischte ich mit 4 U. Wasser, und goß nun so lange von der reinsten Salpeter-Säure hinzu, bis diese Vermischung sauer schmeckte. So ließ ich es eine Zeit lang ruhig stehen, ohne daß ich die geringste Veränderung daran bemerkte. Beym Abrauchen verhielt sichs, wie der vorige Versuch, es ward zuletzt eine Gallerte, die, ganz eingetrocknet, eine ziemlich lockere salinische Masse darstellte. Diese mit Wasser übergossen, ließ ebenfalls eine, der beym vorigen Versuch völlig ähnliche Erde zurück, die 18 Gr. wog. Die filtrirte Lauge ließ ich trocken

trocken werden, und das Salz im Schmelztiegel fließen, bis es seine überflüssige Säure verloren, die es leicht fahrent ließ. Beim Auflösen blieb eine gelbliche Erde zurück, die 1 Gr. wog. Aus dem Lixivium schoß nichts, als langspießiger Salpeter, an, und zuletzt blieb etwas sehr wenige Mutterlauge zurück, die durch Zugießung aufgelöseten Weinstein-Salzes etwas Erde fallen ließ.

„Zwey Quent der Kiesel-Feuchtigkeit, auf eben diese Art mit der Salz-Säure behandelt, stimmten mit dem Vorigen völlig überein. Ich erhielt 17 Gran Erde. Das eingetrocknete Lixivium gab ein gelblich Salz, das durchs Ausglühen leicht von seiner überflüssigen Säure befreiet werden konnte. Beim Wiederauflösen blieb etwas weniger Erde zurück, die grau aussah, und, wie die beim vorigen Versuche, wohl von der Erde des Tiegels, die von der Säure aufgelöset worden, herrührte. Aus dem Lixivium schossen schöne weiße Krystallen von gemeinem Salz an, und etwas höchst wenig Mutterlauge blieb zurück, die, mit dem Weinstein-Salze vermischt, trübe ward.

„Auch die vegetabilische Säure kann durch die erwähnten Handgriffe die Kiesel-Erde auflösen. Denn wenn man die Kiesel-Feuchtigkeit mit Wasser hinlänglich verdünnet, und concentrirten Essig zugießt, so erfolgt nicht der geringste Niederschlag.

„Um den Versuch mit der Vitriol-Säure mit einer größern Menge Kiesel-Erde anzustellen, schmolz ich 1 Quent zerriebenen Sand, mit 5 Qu. Weinstein-Salz, auf die schon erwähnte Art. Die blaßröthlich aussehende Masse lösete ich in ein Par Unzen Wasser auf, auch dasjenige, was an den Seiten des Tiegels sich angehängt hatte, filtrirte es, verdünnte alles mit 18 U. Wasser, und vermischte es mit so vieler Vitriol-Säure, bis es merklich sauer schmeckte. Ich ließ es gelinde abrauchen, und es verhielt sich wie das vorige. Die trockne salinische Masse übergieß ich mit Wasser, und süßte die zurückbleibende, wie weißer Sand aussehende Erde, bestens aus, die 1 Qu. 17 Gr. wog. Die durchgeseihete Lauge ließ ich gelinde eintrocknen. Es waren mehrentheils kleine nadelförmige, und einige größere Krystallen, deren Figur sich nicht genau bestimmen ließ, angeschossen, die alle ungemein sauer schmeckten. Ich zerrieb alles, und theilte es in 2 gleiche Theile. Den einen Theil setzte ich in einem verdeckten Schmelztiegel ins Feuer,

Feuer, um es durch Glühen von der überflüssigen Säure zu befreien. Es ward weich, wie ein Brei, ohne daß es floss, nach und nach aber ward es trocken. Nachdem es 2 Stunden geglühet hatte, nahm ich es aus dem Feuer. Es schmeckte noch sauer, doch nicht so sehr, wie vor der Calcination. Beim Auflösen blieb etwas Erde zurück, die Auflösung sahe gelblich aus, ließ beim Erkalten noch mehr Erde fallen, und ward durch Zugießung des aufgelöseten Weinstein-Salzes ziemlich trübe.

„Ich sahe nun wohl, daß die überflüssige Säure einen Theil Erde aus dem Tiegel aufgelöset hatte, und daß ich also nichts gewisses aus diesem Versuche schließen konnte. Ich übergieß daher die zweyte Hälfte dieses Salzes mit höchst rectificirtem Weingeist, und digerirte es. Der Weingeist hatte einen Theil der Säure in sich genommen, daher ich ihn ab- und frischen wieder zugieß, dieses auch so lange wiederholte, bis der mit dem Salze digerirte Weingeist den Violon-Syrup unverändert ließ. Dieses geschah erst, da ich einen guten Theil Spiritus verbraucht hatte, und sowohl dieser als der vorige Versuch bewiesen, daß die Säure dem Salze ziemlich stark angehängen hatte.

„Das Salz hatte nun seine überflüssige Säure gänzlich verloren, und es war nichts anders, als vitriolisirter Weinstein, woben ich nicht eine Spur Alaun, wohl aber etwas wenig Kalk-Erde, entdecken konnte. Von der, 1 Quent 17 Gr. schweren Erde, die ich bey diesen Versuchen erhalten hatte, mischte ich $\frac{1}{2}$ Qu. mit 15 Gr. Weinstein-Salz, ließ es 1 $\frac{1}{2}$ Stunde im Wind-Ofen mit einer langen Zugs-Röhre fließen, und fand, daß diese Mischung zu einem klaren weißen Glase geflossen war. Es war also noch Kiesel-Erde. Indes war sie doch sehr zart zertheilt, da sie sich durch bloßes Kochen im Weinstein-Salz auflösete. Denn da ich 10 Gr. dieser Erde in 2 U. Wasser, worin ich 1 Qu. Weinstein-Salz aufgelöset hatte, kochte, lösete sie sich gänzlich auf, und die Solution war klar; sobald sie aber erkaltete, ward sie milchweiß und eine steife Gallerte. Durch das Schütteln schied sie sich von der Feuchtigkeit, wollte sich aber nun auch nicht in Säuren auflösen. Mit der Feuchtigkeit, die ich von der Gallerte geschieden hatte, schlug ich etwas Solutio Saturni in Acido Niri nieder, und goß zu diesem Gemische reine Salpeter-Säure. Diese lösete den ganzen Niederschlag mit Schäumen auf, so daß man

man keine Spur mehr davon sehen konnte. Wäre noch so wenig Vitriol-Säure dabey gewesen, so würde das damit verbundene Blei unaufgelöst zurück geblieben seyn. Die Kiesel-Erde war also ganz rein, und der Zuwachs von 17 Gr. Gewicht rührte sonder Zweifel vom Tegel her; dem man es nur gar zu deutlich ansehen konnte, daß, so weit die Masse in ihm gestanden, sie einen Theil des in ihm befindlichen Sandes mit aufgelöst hatte.

„Da es mir mit dem Freyenwalder Sande nicht gelungen hatte, wiederholte ich alle diese Versuche mit dem schwarzen Feuersteine. Sie fielen alle wie die vorigen aus, und auch dieser Stein wollte keinesweges Maun geben. Alle diese Versuche hier zu wiederholen, würde zu weitläufig und unnütz seyn; daher ich nur diesen anführen will, welchen ich mit einer größern Menge der Kiesel-Erde anstellte.

„Ich befreiete einen schwarzen Feuerstein, so viel ich konnte, von der anhängenden Kreide, warf ihn in geschwächte Salpeter-Säure, reinigte ihn nachher bestens, machte ihn durch öfteres Glühen und Abwaschen im Wasser mürbe, und zerrieb ihn mit etwas Wasser in einer gläsernen Reib-Schale. Dieses Pulver schlammte ich; und da ich merkte, daß ein Theil desselben sich so schwer zu Boden setzte, sammelte ich es besonders. Von diesem leichten Pulver übergoss ich $\frac{1}{2}$ Unze mit 1 U. reinen Vitriol-Dehl, und kochte es. Da sich nichts aufgelöst zu haben schien, übergoss ich es mit Wasser, kochte es aufs neue, filtrirte es, und trocknete die Erde, die wenige Grane verloren hatte. Das Durchgelaufene rauchte ich ab. Es blieb zuletzt das bloße Vitriol-Dehl zurück, und da ich auch dieses wegdampfen ließ, einige Grane einer weißen säuerlich schmeckenden salinischen Masse, die mit Weinstein-Salz und Wasser gekocht, eine Erde zurück ließ, welche sich mit Schäumen im Salpeter-Geist auflösete, und durch die Vitriol-Säure zum Selenit aus demselben niedergeschlagen ward, also Kalk-Erde war. Eine Unze des schweren Pulvers von schwarzem Feuerstein, übergoss ich mit 1 Unze reiner Salpeter-Säure und etwas Wasser, und digerirte es hinlänglich. Ich filtrirte das Liquidum, süßte die Erde bestens aus, und trocknete sie, wobei sie 4 Gran verloren. Die Lauge rauchte ich ab, und vermischte sie mit der Vitriol-Säure, wodurch der Selenit sogleich zu Boden fiel. Das mit der Salpeter-Säure

ausgezogene Pulver mischte ich mit 2 Unzen Weinstein-Salz, ließ es vor dem Gebläse schmelzen, lösete diese Masse, auch das, was im Tegel sich angehängt hatte, mit 24 Unzen Wasser auf, und vermischte es mit Vitriol-Spiritus, bis zum Sättigungs-Puncte. Den durch das Schütteln zertheilten Schleim goß ich auf ein reines leinenes Tuch, süßte ihn, bis er nicht mehr schmeckte, aus, und übergoss ihn so feucht mit 2 U. Vitriol-Geist und 18 U. Wasser in einem gläsernen Kolben, und digerirte ihn 24 Stunden. Der Schleim lag noch alle unaufgelöst zu Boden. Ich goß es daher durch das Filtrum, und süßte den Schleim wieder so lange aus, bis er nicht mehr sauer schmeckte. Das Durchgelaufene ließ ich gelinde abrauchen; da aber so viel Säure dabey war, daß ich keine Krystallen, wenn auch Maun darin war, hoffen durfte, schlug ich es durch Weinstein-Salz nieder, und erhielt 19 Gr. Erde, die mit der Salpeter-Säure gar nicht schäumte, sich weder in dieser, noch in der Vitriol-Säure auflösete, mit Weinstein-Salz aber vor dem Löth-Röhrchen zu Glase schmolz. Bloße Kiesel-Erde war es also nur, die vermuthlich bey der ersten Präcipitation, noch im Alkali aufgelöst, der Erde angehangen, und durch die Liebergießung mit der Vitriol-Säure sich darin aufgelöst. Denn daß die Salze der schleimichten Kiesel-Erde sehr stark anhängen, sahe ich daraus, daß, ob ich wohl die mit Vitriol-Säure digerirte Kiesel-Erde so lange aussüßte, bis sie nicht mehr sauer schmeckte, sie doch nach dem Trocknen ziemlich sauer war, und ich sie noch mehrmals ankochen mußte. Nun war sie aber auch wieder eine Kiesel-Erde so durchsichtig, wie ein reiner weißer Sand, und gab, mit der Hälfte Weinstein-Salz geschmolzen, ein weißes klares Glas.

„Die Kiesel-Erde aus dem weißen magdeburger Thone, den ich so lange mit Vitriol-Säure extrahirt hatte, bis aus der damit gekochten Säure sich nichts niederschlagen ließ, verhielt sich eben so. Zwen Quent dieser Erde, mit 1 U. Weinstein-Salz geschmolzen, und die Masse mit 2 Th. Wasser übergossen, lösete sich ganz auf. Drey Quent dieser Kiesel-Feuchtigkeit, mit wenigem Wasser verdünnet, und mit der Vitriol-Säure übersättigt, ließen nach dem Abrauchen und Wiederauflösen 17 Gr. durchsichtiger Kiesel-Erde zurück, und aus der Lauge schlug sich 1 Gr. Kalk-Erde nieder.

Eben so verhielt sich ein reiner sechseckiger Quarz-Krystall, aus dem ich, eben so behandelt, eine gleiche Menge Kiesel- und Kalk-Erde erhielt. Cartheuser hat aus einem reinen Quarz-Krystalle durch die bloße Extraction blaue Erde geschieden; die Krystalle müssen also, da meine feine Alaun lieferten, wohl nicht alle gleich seyn. Diese Erde ist aber auch, wie E. anmerkt, nicht als eine aus der Kiesel-Erde entstandene anzunehmen.

Um allen Einwürfen zuvor zu kommen, bereitete ich mir auch mit dem freyenwalder Sande eine Kiesel-Feuchtigkeit, nach dem von Baumé angegebenen Verhältnisse. Ich schmolz nämlich 9 Theile dieses Sandes mit 16 Th. Weinstein-Salz, und lösete diese Masse in 2 Theilen Wasser auf. Hiervon schlug ich einen Theil unter den erwähnten Handgriffen zu einer höchst zarten Gallerte nieder, welche ich bestens ansüßte, und mit der geschwächten Vitriol-Säure digerirte. Sie lösete sich aber eben so wenig auf, und aus dem Lirvio erhielt ich nach dem Abrauchen weiter nichts, als ein Par Graue Selenit. Wäre die Alaun-Erde mit der Kiesel-Erde einerley, so müßte sie sich auch, wie diese, im Feuer durch die alkalischen Salze leicht auflösen lassen; daß dieses aber nicht geschieht, zeigt folgende Erfahrung. Ich schlug einen Theil Alaun-Erde aus dem Alaun nieder, süßte sie sehr gut aus, und kochte sie zuletzt noch mit in Wasser aufgelösetem Weinstein-Salze, um den vitriolisirten Weinstein leichter davon zu bringen. Ich süßte sie aufs neue aus und trocknete sie. 1 Quent dieser Erde mischte ich mit 6 Qu. Weinstein-Salz, und setzte sie ins Gebläse. Diese Masse schäumte gar nicht, wie die zur Kiesel-Feuchtigkeit, sie ward weich und breiartig, wollte aber gar nicht fließen. Sie zerging im Wasser, die Alaun-Erde schied sich aber auch gleich, und fiel als ein höchst lockeres weißes Pulver zu Boden. Das darüber stehende Liquidum filtrirte ich, und tröpfelte Salpeter-Säure hinein. Es fiel wenig Erde, die sich aber alle durch Zugießung mehrerer Säure leicht auflösete. 1 Quent von eben dieser Alaun-Erde mischte ich mit 2 Qu. Weinstein-Salz, und ließ es im verdeckten Tiegel, 1 1/2 Stunden, im heftigen Feuer, im Windofen mit der Zugröhre, stehen. Diese Vermischung war nun zusammen gebacken, undurchsichtig weiß, hatte gar keine ebene Oberfläche, und schmeckte sehr alkalisch. Im Wasser zerging sie, die Alaun-Erde blieb aber unaufge-

löset

löset liegen. In das filtrirte Liquidum tröpfelte ich Vitriol-Spiritus, dadurch sich etwas mehr Erde, als bey dem vorigen Versuche, niederschlug, die sich ebenfalls durch Zugießung mehrerer Säure auflösete. Bey beyden Versuchen hatte sich zwar etwas dieser Erde in dem Alkali aufgelöset; es zeigt sich aber der Unterschied dieser Erde von der Kiesel-Erde sehr deutlich, da sie mit 4 oder 6 Theilen des alkalischen Salze nicht zusammen fließen wollte.

Diese Versuche, von welchen ich die mehresten wiederholt habe, widersprechen den Erfahrungen des Hrn. Baumé und Hrn. Bergr. Wörner, für deren Verdienst ich alle Hochachtung habe, gänzlich, und sind der Ueberzeugung der Kiesel-Erde mit der Alaun-Erde gar nicht günstig. Sie zeigen vielmehr, daß, wenn sie auch wirklich in dem sauren Salze aufgelöset worden, sie sich als Kiesel-Erde wieder daraus scheidet, daß aber viele Kiesel-Erde mit etwas Kalk-Erde vermischt sey. Haben beyde Chymisten wirklich Alaun erhalten, so muß diese Erde in den dazu genommenen Kieseln gesteckt haben, oder es kommt hierbey auf einen Handgriff an, den ich nicht ausfindig machen können, und dessen Mittheilung ich mit Dank erkennen würde. Ich kann es nicht glauben, daß Baumé den mit Vitriol-Säure übersättigten vitriolisirten Weinstein, welcher aus der mit der Vitriol-Säure übersättigten Kiesel-Feuchtigkeit anschießt, für Alaun gehalten haben sollte, denn er im 2 Th. fetter (hymie experiment. & raisonnée, S. 192, gegen Hrn. Rouelle gänzlich läugnet. Er behauptet das selbst, daß der vitriolisirte Weinstein zwar, wenn er sich in einer mit der Vitriol-Säure übersättigten Lauge krystallisiret, sauer schmecke, daß diese Säure aber nur in seinen Zwischenräumen enthalten sey, und sich gänzlich heraus jöge, wenn man ihn an einen feuchten Ort auf Löschpapier legte. Der vitriolisirte Weinstein nimmt noch einen guten Theil überschüssiger Säure in sich, und zeigt bey einigen Versuchen, daß er diesem Salze recht stark anhänge. Er löset sich in dem Vitriol-Geiste leicht auf, weit leichter und in größerer Menge, als im gemeinen Wasser. Raucht man diese Mischung ab, so bleibt ein weißes, trocknes Salz zurück, das ungemein sauer schmeckt, und einen guten Theil Säure in sich genommen, welches die Vermehrung der Gewichts beweiset.

„In 3 Unzen Vitriol-Spiritus (der aus einem Theile des weißen rectificirten englischen Vitriol-Dehles und 3 Theilen Wasser bestand,) warf ich so lange vitriolisirten Weinstein, bis in gelinder Wärme sich nichts mehr auflösen wollte, und fand, da ich das Unaufgelösete wieder zurück wog, daß sich 10 $\frac{1}{2}$ Quent aufgelöset hatten. Das eingetrocknete Salz wog 2 Unzen, und es war also bey diesem Salze der dritte Theil überflüssige Vitriol-Säure. Gießt man noch mehr Vitriol-Säure hinzu, so will dieses Salz gar nicht trocken werden, sondern bleibt feucht, zum Beweise, daß sich nur ein gewisser Theil innig damit vermische.

„In 4 U. des Vitriol-Geistes warf ich 10 Qu. gereinigten vitriolisirten Weinstein, der bey gelinder Wärme darin zerging. Ich ließ die filtrirte Auflösung abrauchen. Da kein Theil der Feuchtigkeit sich verdunstet hatte, so ward die Auflösung, wenn sie erkaltete, zu einer, aus lauter kurzen nadel förmigen Krystallen bestehenden Masse, die nur wenig Feuchtigkeit in ihren Zwischenräumen hatte. Erwärmte ich sie, so ward alles klar, und es schossen fast zusehends eine Menge raute förmiger Krystallen an, welche ich herausnahm, und auf Löschpapier in gemäßigter Wärme trocken werden ließ. So sammelte ich nach und nach 1 U. 7 Qu. Krystallen; und auch hier hatte der vitriolisirte Weinstein die Hälfte seiner Schwere von der Vitriol-Säure in sich genommen. Zuletzt blieb etwas sehr wenig Vitriol-Dehl zurück, das noch mit vitriolisirten Weinstein vermischet war, und nicht trocken werden wollte. Von den sauren raute förmigen Krystallen setzte ich einige in ziemliche Wärme, ohne daß sie zu Pulver fielen, oder auch zerfloßen. Einige hatte ich in einem Glase über ein halb Jahr an einem etwas feuchten Orte stehen, worin Weinstein-Salz und Küchen-Salz zerfloßen, ohne daß sie selbst zergingen; doch waren sie, wenn man sie anfachte, etwas feucht auf ihrer Ober-Fläche.

„Zwey Quent dieser Krystallen legte ich in einer gläsernen Retorte im offenen Feuer ein. Sobald das Salz glühend ward, zerfloß es, schäumte etwas, und es gingen einige Tropfen Feuchtigkeit über. In ein Par Minuten aber setzte es sich, warf bey ruhigerem Fließen einige Blasen, die aber auch bald verschwanden, und nun floß es wie flares Wasser, ohne die geringste Bewegung. Sobald der Grad des Feuers vermindert ward, gerann es; sobald ich ihn aber

verstärkte, floß es wieder. Ich ließ es 2 Stunden fließen, und dabey sahe man, wenn das Feuer recht heftig war, einige Dämpfe; es kam aber kaum alle Viertelstunden ein Tropfen Vitriol-Dehl. Die Retorte fing zuletzt an zu schmelzen, und unterbrach diesen Versuch. In dem obern Theile der Retorte fand ich nach dem Erkalten eine Salz-Kruste, und es schien gar, als wenn durch die Heftigkeit des Feuers, das Vitriol-Dehl einen Theil des Salzes in die Höhe getrieben hätte.

„Zwey Quent dieser Krystallen setzte ich in einem Schmelzriegel im offenem Feuer ein. Es fing zwar an zu fließen, ward aber bald dick, und legte sich an den Seiten des Riegels an; doch blieb es eine Zeit lang etwas weich. Zwo Stunden ließ ich es glühen. Es lösete sich nun schwerer auf, schmeckte aber doch noch sauer, und ließ bey der Vermischung mit dem aufgelöseten Weinstein-Salze eine Erde fallen, da es doch vor der Calcination völlig klar bey der Vermischung mit demselben blieb. Der Riegel war auch über dem Salze ganz roth geworden; und die Erde konnte nichts anders, als Thon-Erde, die durch Vitriol-Säure aufgelöset worden, seyn.

„Zwey Quent dieser Krystallen setzte ich in einem abgesprengten gläsernen Kälbchen über Feuer. Es fing an zu fließen, erhielt aber im Kurzen eine undurchsichtige Salz-Haut auf der Oberfläche, die immer stärker wurde. Zuletzt ward das ganze Salz trocken, ohne daß man eben sehr starke Dämpfe wahrnahm. Da ich es 2 Stunden glühen lassen, war es ganz durchsichtig, schmeckte noch sauer, ließ aber durch Zugießung des aufgelöseten Weinstein-Salzes nichts fallen. Beym Zugange der Luft scheidet sich also die überflüssige Vitriol-Säure leichter, als in verschlossenen Gefäßen, ob es ihm gleich noch immer stark anhängt. Am besten scheidet man es noch durch den spir. rectificat., obgleich auch dieses öftere Digeriren und Aufgießen frischen Spiritus erfordert.

„Um zu sehen, ob der übersättigte vitriolisirte Weinstein an einem feuchten Orte, auf Fließpapier gelegt, sein Acidum umändern würde, lösete ich 2 $\frac{1}{2}$ Qu. vitriolisirten Weinstein in 1 Unze Vitriol-Geist auf, rauchte es ab, und ließ es schnell erkalten. Die ganze Mischung war zu feinen raute förmigen Blättern angeschossen, die ich auf Löschpapier trocknete, und sie auf frischem Löschpapiere an einen

feuchten Ort legen ließ. Das feuchte Papier wechselte ich allezeit mit neuem ab, und so erhielt ich endlich nach 4 Wochen einen von aller Säure ganz reinen vitriolisirten Weinstein. Dies Salz hatte aber nach und nach abgenommen, und da ich es nun wog, waren es nur noch 25 Gran. Der vitriolisirte Weinstein hatte sich also mit der Säure zugleich in das Papier gezogen; und man kann wohl nicht sagen, daß er dadurch von der Säure befreit worden. Reigte die Vitriol-Säure keine Verbindung mit dem vitriolisirten Weinstein, so würde sich die Säure allein in das Löschpapier gezogen, und den im Wasser sich so schwer auflösenden vitriolisirten Weinstein beynahe größtentheils zurück gelassen haben.

„Da ich den größten Theil dieser Versuche bereits gemacht hatte, fand ich im 2 Th. der mineralog. Abhandlungen des Hrn. Berggr. Cartheuser, daß auch ihm die Verfertigung des Alauns mit der Kiesel-Erde nicht gelingen wollen. Hr. C. hält aber den mit dem Berg-Krystall erhaltenen Selenit nicht für einen aus der Kalk-Erde und der Vitriol-Säure bestehenden Körper, weil der Berg-Krystall nicht mit Säuren brause. Im rohen Stein ist die wenige Kalk-Erde wohl zu genau mit der Kiesel-Erde verbunden, als daß die Säuren so schnell darauf wirken könnten, und im calcinirten ist sie zu lebendigem Kalk geworden, der sich ohne Schäumen in Säuren auflöst. Ich habe es öfters erfahren, daß rohe, auch calcinirte Stein-Arten, aus welchen ich wirklich Kalk-Erde geschieden, mit keiner Säure gebrauset haben; und dieses allein ist also wohl kein sicheres Kennzeichen, daß Steine von der Kalk-Erde rein sind.“

Im 3 B. der Beschäftigungen der berl. naturforsch. Gesellsch. Berl. 1777, 8. S. 219, fgg. befindet sich folgender Beytrag zu der Abh. von der Auflösung der Kiesel-Erde in Säuren, von Hrn. Meier.

Ich habe noch einige Versuche mit der Kiesel-Erde nachzuholen, die ich, um Alaun mit der Vitriol-Säure daraus zu erhalten, angestellter hätte. Ich erhielt wirklich Alaun; dem ohnerachtet aber glaube ich, dieses könne meine Meinung, daß sie gar nicht mit der Alaun-Erde einerley

ist, nicht umstoßen. Man hat mir den Vorwurf gemacht, daß ich, um Alaun mit dieser Erde zu erhalten, beständig die geschwäch-

te, nie aber die concentrirte Vitriol-Säure angewandt hätte; mit der einige Chymisten ihn erhalten. Ich schmolz daher 2 Unzen fein geriebenen freyenwalder Sand mit 2 U. Weinstein-Salz. Dieses ging etwas schwer von Statten. Da ich es, um es recht gut zum Fluß zu bringen, lange im Feuer halten mußte, drang ein Theil der Mischung durch den Tiegel; es fielen auch, da der auf den Tiegel gedeckte Tiegel zerbrach, einige Stücke hinein, und ich konnte nunmehr gewiß Alaun zu erhalten hoffen. Ich goß die geflossene Masse aus, lösete sie in ungefähr 8 U. destillirtem Wasser auf, mischte dieses, nachdem ich es durchgeseiht, mit 1 1/2 Quart Wasser (54 Unzen), und tröpfelte nach und nach Vitriol-Geist hinein. Es ward gleich zu Anfange trübe, und nachher, ob ich es gleich beständig umrührte, zu einer dicken Gallerte. Ich goß gleich ein Par Quart Wasser zu, und ließ die Gallerte sich zu Boden setzen. Das überstehende Wasser färbte den Violensaft noch sehr grün. Ich goß es ab, süßte die Gallerte bestens aus, schüttete sie aufs Filtrum, und theilte sie, da das Wasser abgelaufen war, in 2 Theile. Den einen Theil übergieß ich in einer gläsernen Retorte mit 2 U. rectificirten englischen Vitriol-Dehle. Die Mischung ward warm, ohne das geringste Aufwallen, oder andere Zeichen der Auflösung. So stand es einige Wochen, nachher destillirte ich es mit der größten Behutsamkeit, daß die Feuchtigkeit nur gelinde abdunstete, bis es zuletzt zu ziemlich trocken, nur wenig Feuchtigkeit enthaltenden Stücken geworden war. Das Uebergegangene schmeckte säuerlich, und färbte den Violensaft roth. Die in der Retorte befindlichen Stücke warf ich in destillirtes Wasser. Sie erhitzen das Wasser, und zogen es mit Zischen in sich. Ich süßte sie aus, und rauchte die Lauge ab, die 1 Gran Selenit gab. Da weiter nichts anschicken wollte, goß ich aufgelöstes Weinstein-Salz hinzu. Es schoß vitriolisirter Weinstein an, und kein Alaun. Ich sättigte daher die Lauge ganz, und erhielt ein Par Gran Kiesel-Erde, nicht aber die mindeste Spur von Alaun-Erde. Die ausgefüßte Kiesel-Erde floß vor dem Löth-Röhrchen mit Weinstein-Salz zu Glase. Den zweyten Theil der niedergeschlagenen Kiesel-Erde übergieß ich mit 2 1/2 U. Vitriol-Geist, und 8 U. destillirtem Wasser, und ließ es in einer mäßig warmen Stube stehen. In einem halben Jahre war die Feuchtigkeit verdunstet, es wollte aber nicht ganz trocken werden.

werden, welches doch auf dem warmen Ofen in einigen Wochen erfolgte. Mit Wasser übergossen, blieb es unaufgelöst. Die Kiesel-Erde war unverändert, und aus der Lauge, damit es ausgefüßt ward, erhielt ich eben so wenig, wie bey dem vorigen, Alaun. Da das Weinstein-Salz aber bey dem Schmelzen, nach den oben angeführten Versuchen, etwas von der Alaun-Erde auflöst: so schmolz ich 1 Qu. freyenwalder Sand mit 3 Qu. Weinstein-Salz vor dem Gebläse. Als es recht klar floß, warf ich 15 Gr. gut ausgefüßte Alaun-Erde hinein. Ich bemerkte keine Aufwallung, ließ es aber noch 1 Stunde fließen. Die ausgegossene Masse war, so lange sie heiß war, durchsichtig, und man sah in ihr noch Flocken von der Alaun-Erde. Ich lösete sie auf, seihete sie durch, und schlug die Kiesel-Erde nieder, übersättigte die Mischung nachher mit der Vitriol-Säure, und ließ die ganze Mischung eintrocknen. Nach dem diese mit Wasser übergossen war, blieb die Kiesel-Erde unaufgelöst liegen, und aus der Lauge erhielt ich, außer dem vitriolisirten Weinstein, sehr gute Alaun-Krystallen. Dieses war nun freylich nicht zu bewundern. Da mir aber die Kiesel-Erde bey allen vorigen Versuchen keinen Alaun geliefert hatte, konnte der von einigen Chymisten erhaltene nicht aus dem Thone im Tiegel herühren?

Der geschickte Scheidekünstler, Hr. Scheel, ist der Meinung, daß der Alaun dem Tiegel seine Entstehung verdanke. Er schmolz nach den Versuchen, die er in den Abhandl. der schwed. Acad. v. J. 1776 anführt, 1 Th. Berg-Krystall mit 3 Th. Lauge-Salz, lösete die Masse auf, und mischte die Lauge mit so viel Vitriol-Säure, daß diese die Oberhand hatte. Die Kiesel-Erde ward ausgefüßt und getrocknet, und die Lauge gab Alaun. Die getrocknete Kiesel-Erde ward wieder mit 3 Th. Lauge-Salz geschmolzen, wie vorher behandelt, und gab wieder Alaun. Dieses wiederholte Hr. Scheel 7 Mal, und allezeit erhielt er Alaun. Da er aber bemerkte, daß die Lauge, darin er diese Mischungen geschmolzen hatte, nach dem Schmelzen voll kleiner Gruben waren, schmolz er eine solche Mischung in einem eisernen Tiegel, versuhr damit, wie mit den vorigen, und erhielt keinen Alaun.

Niedergeschlagene und nicht getrocknete Kiesel-Erde digerirte er auch mit geschwächter Vitriol-Säure 14 Tage, ohne daß das geringste sich auflösete. In Absicht des Ver-

haltens

haltens der Kiesel-Erde stimmen des Hrn. Scheel Versuche mit den meinigen, aber nicht in Absicht des Alauns überein, den ich nur bey dem jetzt erzählten Versuch erhalten. Woher kam dieses? War der Feuers-Grad, den ich bey dem Schmelzen meiner Mischung zur Kiesel-Feuchtigkeit angewandt, etwa nicht stark genug gewesen? Um dieses zu erfahren, mischte ich nochmahls 2 Qu. freyenwalder Sand mit 1 U. Weinstein-Salz, und setzte diese Mischung in einem Tiegel vor das Gebläse. Da es nicht mehr schäumete, sondern ganz ruhig zu fließen anfang, ließ ich es noch 1 Stunde bey starkem Zublasen stehen, goß es aus, lösete die Masse in destillirtem Wasser auf, womit ich aus dem Tiegel alles darin noch Befindliche auflösete. Die Lauge goß ich zusammen, seihete sie durch, und verdünnete sie mit so vielem destillirtem Wasser, daß überhaupt ungefähr 16 U. dazu gekommen waren. Nun goß ich so viel Vitriol-Geist hinzu, bis es ziemlich sauer schmeckte, woben sich die Kiesel-Erde gleich anfangs zu scheiden anfang. Die ganze Mischung ließ ich eintrocknen, übergoß sie mit destillirtem Wasser, trocknete die unauf löbliche Erde, und süßte sie nochmahls aus. Sie war nun nach dem Trocknen ganz unschmackhaft, sahe milchweiß aus, floß vor dem Löth-Röhrchen mit der Hälfte Weinstein-Salz zu einem klaren Glas, und wog 3 Qu. 18 Gr., also 1 Qu. 15 Gr. mehr, als die dazu genommene Kiesel-Erde. Die Lauge rauchte ich ab, und erhielt, außer dem vitriolisirten Weinstein, 1 Qu. 2 Scr. Alaun-Krystallen. Der Tiegel war, so hoch die Masse darin gestanden hatte, sehr angefrassen. Ich hatte ihn, ehe ich ihn gebrauchte, heiß gemacht gewogen, und wog ihn, nachdem ich ihn ausgelauget hatte, ebenfalls heiß gemacht, wieder. Er wog 1 Qu. 1 Scr. weniger. Hier hatte das Lauge-Salz also in der sehr dünnen fließenden Vermischung, da es sich mit der Kiesel-Erde vermigt hat, noch einen Theil der Kiesel-Erde des Tiegels, und auch der Alaun-Erde, aus ihm aufgelöst.

Ich vermurthe nicht, daß man hierbey seine Zuflucht zur Kiesel-Erde nehmen könne. Mir deucht es wenigstens aus den wirklichen Auflösungen dieser Erde in den Säuren, da sie sich entweder als eine Gallerte von selbst scheidet, oder eingetrocknet alle Säuren durch das Wasser von sich scheiden läßt, hinlänglich bewiesen: daß sie sich von der Alaun-Erde zu sehr unterscheidet, als daß man sie bis

jetzt

jetzt nicht für zwei unterschiedene Erd-Arten ansehen könne.“

Diese Widersprüche bewogen Hrn. Wiegleb, daß er sich entschloß, der Wahrheit nachzuforschen, und zu sehen, welcher von Jenen seine Arbeiten richtig angestellt haben möchte. Er meldet darüber, in seiner chemischen Untersuchung über den Kiesel (*), Folgendes.

1. „In dieser Absicht vermischte ich 1 Unze subtil pulverisirten und calcinirten Kiesel, mit 4 U. Weinstein-Salz, und ließ es in einem Schmelztiegel gehörig fließen, bis das Aufwallen gänzlich nachließ. Die geschmolzene Masse hatte unter dem Ausgießen eine durchsichtige Farbe, welche nach dem Erkalten verschwand, indem nur eine Opal-Farbe zurück blieb. Sie hatte am Gewichte $3\frac{1}{2}$ Unze.
2. Nachdem dieses geschehen war, schüttete ich eine neue Mischung der vorher erwähnten Stücke, im gleichen Gewichte wie vorher, in den schon gebrauchten Schmelztiegel, weil er noch ganz war, und ließ diese wieder, bis sich das Aufwallen gelegt hatte, über eine Viertelstunde fließen. Es kann vielleicht seyn, daß in dieser Operation etwas Kohlenstaub in den Tiegel gefallen ist, denn als ich es auf ein Blech ausgegossen hatte, so hatte das Salz eine Bernstein-Farbe. Es wog 4 Unzen.
3. Durch diesen letzten Versuch, der, um das Gegentheil zu erweisen, angestellt ist, wollte ich deutlich zeigen, daß sich beim Schmelzen dieser Mischung, kein geringer Theil der fließenden Materie, also auch ein Theil des Kiesels selbst, in den Tiegel einbüßte, und daß wir bei der Berechnung auf diesen Verlust Rücksicht nehmen müssen. Auf solche Art hatte der neue Tiegel bei der Arbeit selbst gemacht, daß ich durch die erste Schmelzung 1 Unze mehr von der Masse verlor, (S. 11) als bei dem zweiten Schmelzen, bei dem der Schmelztiegel keine Materie weiter hatte einsaugen können.

Nova Acta phys. med. Acad. Nar. Cur. im Append. To. VI, S. 297, 300. und im 1 Th. des allgemein nützl. chemisch-physikal. Manichetlei, Berl. 1781, 8. S. 251, 259.

können, (S. 2) ob es gleich schien, als wenn er noch etwas in sich genommen hätte.

4. Beide Salze (S. 1. 2) lösete ich in kaltem destillirtem Wasser in verschiedenen Gläsern auf. Sie verfloßen beyde ganz und gar, und gaben dem Wasser eine Farbe, die dem Weine sehr ähnlich war. Von dem bernsteinfarbigen Salze (S. 2) sonderte sich ein brennbarer Körper ab, in Gestalt eines schwarzen Pulvers, der, nachdem er trocken war, lange noch nicht 1 Braunwog; worauf sich beyde Auflösungen gleich wurden.
5. Man that ich eine hinreichende Menge destillirtes Wasser zu der Auflösung des oben, S. 1, erwähnten Salzes, um sie zu verdünnen, schlug sie vermittelst einer verdünnten Vitriol-Säure nieder, und sonderete die Erde durch das Filtrum ab, die die Gestalt einer Gallerte hatte, und goß so oft kochendes destillirtes Wasser darauf, bis alle Säure gänzlich verschwand. Darauf setzte ich sie einige Tage über in dem gut bedeckten Filtrum bey Seite, so lange bis der größte Theil der Feuchtigkeit verdunstete.
6. Sie war aber sodann noch breyförmig. Ich mischte in einem Kolben eine hinreichende Menge Vitriol-Geist darunter, und schüttelte das Glas sehr stark, damit die Erde um so viel leichter zertheilt werden möchte. Inbeim ich dieses that, merkte ich deutlich, daß der Anfang der Auflösung vor sich gehe; es fehlte aber sehr viel daran, daß sich alle Erde hätte auflösen sollen. Die ganze Mischung sahe zwar durchsichtig aus, so wie selbst die niedergeschlagene Kiesel-Erde an und für sich ist; aber mit der Zeit sank alle Kiesel-Erde, so viel nur darin war, zu Boden, zum gewissen Beweise, daß fast die ganze Mischung im unaufgelöseten Zustande geblieben sey. Ich setzte darauf das Glas in eine starke Digestion, bis die Mischung anfang anzuwallen, woben auch ein ansehnlicher Theil der Feuchtigkeit durch den Dampf fortlief. Nichts desto weniger schien dennoch das ganze Hauswerk der Erde größtentheils unaufgelöset geblieben zu seyn. Einige Tage nachher verdünnete ich die ganze Mischung mit einer größern Menge destillirtes Wasser, und setzte solchergestalt diese heftige Mischung auf das Filtrum, um alle Feuchtigkeit davon abzusondern. Nachher goß ich

ich auf die in dem Filtrum zurück gebliebene Erde, einige Mahl warmes destilliertes Wasser, bis nichts mehr von einem scharfen Geschmack zurück blieb.

7. Alle solchergestalt durchgeseihete Feuchtigkeit ließ ich in einem Kolben langsam abrauchen, um sie endlich in ein porzellanenes Gefäß zu gießen. Als sie darauf in Gestalt eines Oehls verdickt war, setzte ich sie zur Krystallisation hin; es gingen aber einige Wochen vorüber, daß kaum eine Krystalle zum Vorschein kam.
8. Weil sich die präcipitirte Kiesel-Erde sehr subtil niederschlägt, und ein großes Hauptwerk ausmacht, so war ich gezwungen, eine große Menge Vitriol-Geist darauf zu gießen; daher kommt es, daß die Ausziehung dieser Erde insgemein viel überflüssige Vitriol-Säure bey sich hat. Deren Ueberfluß sahe ich nun als das Hinderniß an, daß sie nicht in Krystallen anschließen konnte. Damit dieses glücklicher von Statten ginge, verdünnete ich die salzichte öhlichte Auflösung mit einer gehörigen Menge destillierten Wasser, und schüttete aufgelöstes Laugen-Salz bis zum Sättigungspunct hinein. Es erfolgte ein Niederschlag, und ich erhielt von dieser Arbeit, nach vorhergegangenen Ausfüßen und Trocknen, 1 Qu. 26 Gran einer weißen Erde, die ich zur fernern Untersuchung bey Seite legte.
9. Die in dem Filtrum zurück gebliebene unaufgelösete Erde (S. 6) ließ ich gehörig trocknen, worauf sie noch einige Gran über 1 Unze wog. Aus diesem Gewichte muthmaßte ich, daß sie etwas Feuchtigkeit fest zurück behalten habe, ob sie gleich steinhart geworden war; ich schüttete sie darauf in einen Tiegel, um sie gelinde auszuglühen. Als dieses geschehen und sie kalt geworden war, wog sie nicht mehr als 6 Qu. 20 Gr.
10. Um zu sehen, ob man noch ferner etwas aus dieser Erde ausziehen könne, nahm ich 2 Qu. von dieser (S. 9) auf das allersubtilste geriebenen Erde, und goß $\frac{1}{2}$ U. Vitriol-Oehl darauf, das mit 1 U. destillierten Wasser verdünnt war, und ließ alle Feuchtigkeit in einem auf das Feuer gesetzten Napfe bis zur Trockenheit abrauchen. Alsdann vermischte ich alles Salzichte, das mit darauf gegossenem kochenden Wasser abgeseigt und durchgeseiht war, mit aufgelösetem Lau-

gen-

gen-Salze. Bey diesem Unternehmen schlug sie nicht mehr als kaum 1 Gran Erde nieder, welches anzeigte, daß die Kiesel-Erde bey der ersten Operation vollkommen ausgezogen sey. Die rückständige Erde wog nach dem Ausfüßen und einem genauen Austrocknen, 1 Qu. 56 Gr. Die übrigen Grane, die da fehlten, sind ohne Zweifel bey der Arbeit verloren gegangen.

11. Nachdem dieses geschehen war, stellte ich einen Gegenversuch mit derjenigen Erde an, die aus dem im 2 S. beschriebenen Kiesel-Salze niedergeschlagen war. Nach vorhergegangener Ausfüßung brachte ich sie durch das Abrauchen in eine brennformige Consistenz, und setzte 2 U. starken Vitriol-Geist dazu, indem ich das Glas einen Tag über in Digestion stellte. Darauf rauchte ich des folgenden Tages alle Feuchtigkeit fast bis zur Trockenheit ab. Die halb durchsichtige rückständige Erde laugte ich nachher so lange mit kochendem Wasser aus, bis sie alle Schärfe verloren hatte. Diese wohl versüßte, durch das Filtrum abgeseidete, und an und für sich, so gut es geschehen konnte, aufs beste ausgetrocknete Erde wog noch $1 \frac{1}{2}$ U. Nach dem Ausglühen hatte aber das Gewicht auf $6 \frac{1}{2}$ Qu. abgenommen.
12. Es war auf keine Weise möglich zu machen, daß aus aller durchgeseihten und abgerauchten Feuchtigkeit Alaun-Krystallen zum Vorschein gekommen wären, nicht allein aus dieser (S. 11), sondern auch aus jener (S. 7). Ich war daher wieder genöthigt, das ganze Mengsel mit destillierten Wasser zu verdünnen, und durch Zusetzung des aufgelöseten Laugen-Salzes niederzuschlagen. Der daraus entstandene Niederschlag wog, als er gut versüßt und getrocknet war, über $1 \frac{1}{2}$ Quant.
13. Nun schritt ich zur Untersuchung der Erde, die mit der Vitriol-Säure aus der Kiesel-Erde ausgezogen war. Ich warf alles was da war, in Eins zusammen (S. 8 und 12), und nachdem ich eine hinreichende Menge Wasser dazu gegossen hatte, so zerrieb ich es in einem gläsernen Mörser, zu einer brennformigen Consistenz; sie erhielt fast wieder die vorige halb durchsichtige Gestalt, die sie vor dem Austrocknen hatte, und ward immer mehr und mehr dicker, so daß es mir nöthig zu seyn

seyn schien, wieder zu verschiedenen Malen etwas destilliertes Wasser zu zugeßen, um die gehörige Weiche zu erhalten. Als ich 3 U. Vitriol-Geist auf die fein geriebene Erde gegossen hatte, stellte ich das Glas einige Tage über in der Wärme. Es kam hier zwar kein Aufbrausen zum Vorschein, doch verrathen die Blasen, die da entsprangen, daß einige Auflösung vorgehe. Ich rauchte nacher in dem Glase zu verschiedenen Malen alle Feuchtigkeit ab, bis zur brennförmigen Consistenz der Erde; indem ich das, was verloren gegangen war, durch wiederholtes Zugießen destillierten Wassers wieder ersetzte. Wo ich jedoch bemerkte, daß nicht alle Erde, sondern nur, wie ich vermuthete, ein Theil davon werde aufgelöst werden. Nachdem ich alle Feuchtigkeit durch das Filtrum geseiht, und allmählich so viel destilliertes Wasser über die rückständige Erde gegossen hatte, als zur Versüßung hinreichte, so vermischte ich die salzichten Feuchtigkeiten. Die Erde, die solchergehalt unaufgelöst zurück blieb, wog, nachdem sie getrocknet war, noch 1 Qu. 20 Gr.

14. Alle klare und durchgeseihete Feuchtigkeit setzte ich auf den warmen Ofen hin, um sie langsam auszudünsten. So bald ich vermuthete, daß es Zeit zum Krystallisiren sey, goß ich sie in eine kleine flache Glas-Schale. Nachdem ich sie vom Ofen weggenommen hatte, ließ ich sie in der gelinden Wärme der Stube stehen, um sie langsam zu verdünsten. Nach einigen Tagen zeigte sich darauf mitten am Boden des Glases, ein Bündelchen durchsichtiger, dünner und länglicher Krystallen, die ungefähr 6 bis 8 Gr. wogen, und von denen ich bey genauerer Untersuchung fand, daß sie nichts anders, als wahre Selenit-Krystallen waren.

15. Endlich entstand am folgenden Tage zugleich wahrer durchsichtiger Alaun in großen Krystallen, unter der gewöhnlichen Gestalt, wovon ich 1 Qu. 2 Scr. heraus nehmen konnte. Nachdem ich diese Krystallen eine Zeit lang zwischen Löschpapier gelegt hatte, um alle feindartige daran hängende scharfe Feuchtigkeit abzufordern, fand ich, daß dieses Salz, sowohl in Absicht der äußern Gestalt, als auch des Geschmacks und der übrigen Eigenschaften, wahrer Alaun sey. Die übrige Feuchtigkeit schmeckte noch alaunicht, die nun aber nicht

nicht in regelmäßige Krystallen anschließen wollte, weil sie einen Ueberfluß an Säure hatte.

16. Nachdem ich hiermit fertig war, untersuchte ich die übrig gebliebene Erde (S. 13), bey der ich bewunderte, daß sie sich nicht in Vitriol-Säure auflösen ließ, da sie doch vorher durch eben diese Säure konnte ausgezogen werden. Es war nun leicht einzusehen, daß die Erde selenitischer Natur sey; um es aber gewiß zu wissen, so stellte ich folgenden Versuch an. Ich mischte sie mit 2 Scr. Weinslein-Salz, und ließ sie in einem Tiegel eine halbe Stunde lang glühen. Nachher benahm ich dieser auf das allerfeinstste geriebenen Mischung alle Salzigkeit, durch zugegossenes kochendes Wasser. Als dieses durchgeseiht und abgeraucht war, entstanden vitriolische Weinslein-Krystallen; es blieb eine etwas alkalische Lauge übrig. Die in dem Filtrum aber zurück gelassene und zuvor ausgefüßte Erde, wurde von der Salpeter-Säure aufgelöst, indem nur 16 Gr. zurück blieben; welches mich noch mehr überzeugte, daß die Erde wahrhaftig selenitischer Natur gewesen sey. Diejenige aber, die sich nicht hatte auflösen lassen, war eine reine Kiesel-Erde, die vielleicht bey der Absonderung der mit Vitriol-Säure gemachten Ausziehung (S. 7. 12) durch das Filtrum gegangen ist.

17. Nun fragt sich, ob der Selenit schon vorher im Kiesel gesteckt habe? oder ob er erst bey der Ausziehung der Kiesel-Erde zusammen gesetzt sey? Ich behauptete das letztere, daß neben der Alaun-Erde ein Theil Kalk-Erde einen Bestandtheil im Kiesel ausmache, der von der Vitriol-Säure zugleich mit der Alaun-Erde aufgelöst, und nachher zusammen niedergeschlagen ist; daß alsdann endlich, nachdem Vitriol-Säure darauf gegossen worden, die Alaun-Erde aufgelöst werde (S. 13), daß die Kalk-Erde aber in Gesellschaft der Vitriol-Säure unter der Gestalt des Seleniten zurück bleibe.

18. Aus diesen mit allem Fleiße und der sorgfältigsten Bemühung angestellten Versuchen, leuchtet endlich mit Grunde der Wahrheit hervor, daß Baumé und Pörner darin die Wahrheit behauptet haben, daß man aus dem Kiesel, wie ich gesagt habe, Alaun erhalten könne;

fönnen; daß sie aber doch darin beide geirret haben, daß sie glaubten, daß die ganze aus der Kiesel-Lauge niedergeschlagene Erde aufgelöst sey, welches nur mit dem kleinsten Theile geschehen konnte. Ihr Schluß paßt also nicht, daß die Alaun-Erde eine wahre Kiesel-Erde sey.

19. Die Versuche des Hrn. Cartheuser kommen mit den meinigen überein, ausgenommen, daß dieser das Verhältniß der ausgezogenen Alaun-Erde so sehr groß angegeben hat; und er scheint darin gefehlt zu haben, daß er zur Berechnung die niedergeschlagene Kiesel-Erde nahm, die ohne Zweifel nach dem Ausrocknen, keine geringe Menge wässeriger Feuchtigkeit auf gleiche Weise (S. 9. 11) enthalten mochte, und daher das bey dem Versuch berechnete Gewicht der ausgezogenen Alaun-Erde zu sehr vermehrte. Ueberdem hat er die gegenwärtige Kalk-Erde außer Acht gelassen, und darin geirret, daß er auch die selenitischen Krystallen, die er bey seinen Versuchen erhielt, aus der Verbindung der glasartigen Erde des Berg-Krystalles mit der Vitriol-Säure herleitete; verführt durch dieses Vorurtheil, daß der Berg-Krystall nichts von einer Kalkartigen Erde enthalten habe, weil bey seiner Ausziehung kein Aufbrausen zum Vorschein gekommen sey. Aber bey diesem Schluß ist die Wahrheit weit verfehlt, weil nämlich die Kalk-Erde in vielen natürlichen Verbindungen und Arten ihres Daseyns so versteckt seyn kann, daß beym Ausziehen ganz und gar kein Aufbrausen entsteht. Welches auch hier deswegen geschehen kann, weil die Kalk-Erde mit der Kiesel- und Alaun-Erde innigst verbunden ist; oder es kann seyn, daß die Kalk-Erde in Verbindung mit dem Kiesel oder Berg-Krystalle luftleer ist, und solchergestalt aufgelöst werden kann, ohne daß Blasen zum Vorschein kommen. Der gegenwärtige Selenit beweiset hinreichend, daß wahrhaftig Kalk-Erde darin enthalten sey.

20. Im übrigen sieht man, daß Weier seine Arbeit hierin nicht genau angestellt habe, wenn er versichert, daß er aus dem Kiesel keinen Alaun habe erhalten können.

21. Durch meine Versuche glaube ich endlich überzeugt zu seyn, daß der Kiesel noch ein gemischter Zusammengesetzter

festen Körper sey, dessen größtem Bestandtheil eine eigenthümliche Kiesel-Erde ausmacht, die von der Natur mit einem Theile Alaun- und Kalk-Erde, gleich als Bestandtheilen verbunden ist; welches Verhältniß ich, nach Anleitung der Erfahrung, folgenden Massen bestimme: daß nämlich 2 Unzen Kiesel bestehen aus 2 Quent 50 Gran echter Kiesel-Erde (S. 9. 11), und aus 2 Qu. 56 Gr. auflöslicher Erde, die aus 2 Theilen Alaun- und 1 Th. Kalk-Erde zusammengesetzt ist. Oder gerade, aus 13 Qu. unauflöslicher eigentlicher Kiesel-Erde, 2 Qu. Alaun-Erde, und 1 Qu. Kalk-Erde.

Von der Kiesel-Erde, f. Torb. Bergmann Keine physische und chymische Werke, aus dem Lat. Uebers. von Geint. Tabors, 2 B. Jrf. W. 1782. S. 92.

- Kiesel, (Achat-) f. oben, S. 476.
- (ägyptischer) f. oben, S. 483.
- (Dunneimora) ist in Schweden die Benennung des im XXX Th. S. 233, f. beschriebenen Bänder-Jaspis.
- (durchscheinender oder durchsichtiger) f. oben, S. 476.
- (Element) f. im XXX Th. S. 765.
- (Fels-) f. oben, S. 464.
- (figurirter) f. oben, S. 480.
- (Fluß-) f. oben, S. 464.
- (granitartiger) f. oben, S. 480.
- (Jaspis-) f. oben, S. 483.
- (jaspisartiger) f. im XXX Th. S. 212.
- (Kagen-) f. Quarz.
- (Quarz-) f. oben, S. 476.
- (quarzartiger oder quarziger) f. oben, S. 481.
- (rheinischer) f. oben, S. 476.
- (sandiger) f. oben, S. 482.
- (undurchsichtiger grober) f. oben, S. 464.
- (Wasser-) f. oben, S. 464.

Kiesel-Diamant, f. im XV Th. S. 668.

Def. Enc. XXXVII Th.

Kf

Kiesel

Kiesel-Erde, s. oben, S. 485.

Kiesel-Selsen, s. oben, S. 468.

Kiesel-Feuchtigkeit, s. oben, S. 485.

Kiesel-Klumpen, oder **Kiesel-Massen**, werden die Pudding-Steine genannt, weil hier mehrere Kiesel gleichsam in Klumpen, oder haufenweise, mit einander vereinigt sind. Siehe Pudding-Stein.

Kiesel-Krystall, Fr. Cristal de caillou. Die Mineralogen brauchen dieses Wort in einer doppelten Bedeutung. Hill (*) macht aus den Kiesel-Krystallen, eine eigene Gattung von Krystallen, die keine bestimmte Gestalt und Größe haben, sondern den gemeinen Kiesel gleich sind. Vielleicht meint Hill hier die durchsichtigen Kiesel, weil sie die Form eines Kiesel und die Durchsichtigkeit eines Krystalles, und wirklich, dem Bruche nach zu urtheilen, ein quarziges Ansehen und Gewebe haben, daher sie auch bei einigen Quarz-Kiesel heißen. Siehe oben, S. 481. Von diesen unterscheidet Hill andere regelmässige und sechswinkelige Krystalle, die entweder an beiden Enden spitzig sind, oder die äussere Oberfläche kleiner Kiesel oder runder Kügelchen bedecken, oder sich auch aus der innern Oberfläche ausgehöhlter Kiesel von verschiedener Größe erheben. Diese letztern nennt man concave und straubige Krystall-Kugeln, und die ersten doppeltspitzige Krystalle, Crystallus in acumen viringue delinens. Das ist nun eben die zweyte Bedeutung, da man nämlich unter Kiesel-Krystallen Kiesel versteht, in deren Innern Krystalle sind. Sie sind also in Rücksicht auf die Kiesel dasjenige, was in Rücksicht auf die Horn-Steine, die Hornstein-Krystalle sind. Sie sind eben nicht sehr gemein, kommen aber doch zuweilen vor, und sind bald weiß, bald gefärbt. Von der letztern Art hat man Kiesel mit Amethyst-Krystallen.

Eine

(*) In seinen Anmerkungen zum Theophrast, S. 176, f.

Eine dritte Gattung scheint diejenige zu seyn, deren Dillac (*) gedenkt. Es gibt nämlich, nach seinem Berichte, zu St. Ehr Kiesel-Steine, welche, wenn man sie zerschlägt, inwendig eine durchsichtige, und wegen ihrer Krystallisation schimmernde Höhle zeigen, welche man Kieselstein-Krystall nennt. Diese Höhlung ist von einer feinem und dichtern Materie, als die obere Rinde.

Kiesel-Masse, s. Kiesel-Klumpen.

Kiesel-Sand, s. oben, S. 442.

Kiesel-Stein, s. oben, S. 463, und 464.

Kieselstein-Holz. Der Baum, welchen man auf den französischen Inseln Kieselstein-Holz (l'endre à caillou) nennt, wächst daselbst an trocknen und steinigten Orten. Er hat seinen Namen von der ungemeinen Härte seines Holzes. Sein Blatt ist mittelmäßig, erund, gezackt, trocken, und wie von der Sonne verbrannt. Diese Bäume scheinen auch in einiger Entfernung rötlich und wie versengt zu seyn. Sie haben niemahls über 12 bis 14 Z. im Durchmesser; es finden sich aber welche von 25 bis 30 Z. hoch. Sie haben wenige Zweige und Blätter. Ihre Rinde ist weißlich, mit vielen kleinen Rissen, und nicht über 4 Lin. dick; sie hängt ein wenig an, löset sich von selbst ab, trocknet und rollt sich zusammen, sobald der Baum gefällt ist. Der Splint, d. i. die zwischen der Rinde und dem Kerne des Baumes befindliche Substanz, ist nur mäßig, hart, fast weiß, ein Viertel von dem Durchschnitte des Kernes, und taugt zu nichts. Der Kern aber ist von einer vortreflichen Güte, im Wasser sowohl als in der Erde, von einer dem Kieselsteine ähnlichen Härte. Seine Fasern sind lang, gerade, und so dicht an einander, daß sie nicht abgesondert werden können. Er ist, roth, wenn man den Baum fället,

Kl 2

verr

(*) Mineralog Belustig. Th. 2, S. 421.

verliert aber diese Farbe in der Luft, und wird fast grau.

Kiesel-Wetter, s. oben, S. 464.

Kiesen, ein Wort, welches jetzt, ausser dem gleichfalls seltenen **erkiesen** im Hochdeutschen veraltet ist, und ehemals überhaupt durch die Sinne empfinden, von allen Sinnes gebraucht wurde.

Für sehen befindet es sich noch in dem Helldubne; Wer diesen Helm treit, den Kiesel man sein Haupt ein ganze Kaste breit. Für empfinden überhaupt steht es in einem alten Gedichte in Eckard's Scriptor. bey dem Frisch, Schmerzen und Noth Kiesen, empfinden.

In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung bedeutet es vermittelst der Sinne untersuchen. In diesem Verstande ist an einigen oberdeutschen Orten noch der **Kieser** oder **Wein-Kieser**, eine öffentliche Person, welche den Wein koster und nach Befinden tariert. Siehe **Kosten**, welches das Intensivum davon ist. In noch engerer Bedeutung, vermittelst der Sinne untersuchen, um das Beste davon zu wählen, und hernach auch für auslesen, aussuchen, ja wählen überhaupt; in welchem Verstande es theils noch in **erkiesen** üblich ist, theils auch noch für sich allein im g. L. hin und wieder gehöret wird. Der Ältere muß auf des jüngern Begehren Kiesen, d. i. wählen.

In der Sprache der Bergleute, ist **Kiesen** ein Vorrecht der Ältern im Felde, vermöge dessen er berechtigt ist, in dem Falle, wo sein und seines jüngern Nachbarn Gang zusammen sind, und es zweifelhaft ist, wem jeder zuständig sey, einen von beyden zu wählen, welchen er will, und solchen für seinen Gang anzunehmen.

Für erwählen kommt es noch bey dem Logau und dessen Zeit-Genossen vor. Bey dem Dittfried, der es zugleich irregulär abwandelt, kiesen, im Imperf. kos, im Nieders. kosen, Kösing, die Wahl, bey dem Ulphilas kausjan, im Angels. ceosan, und cysan, im Engl. choose,

im

im Schwed. kesa, im Isländ. kiosa, im Franz. choisir. Nach einer gewöhnlichen Verwechselung des r und s ist daraus Köhren entstanden. Siehe dasselbe.

Kiesicht, **Kiesig**, s. oben, S. 443.

Kiesling, s. **Kiesel**.

Kiez, s. **Kiese**.

1. **Kiese**, eine Kasse weibliches Geschlechtes; s. im XXXVI Th. S. 196, und **Kize**.

2. **Kiese**, ein nur im g. L. einiger Gegenden übliches Wort, eine Art eines Behältnisses, hohlen Gefäßes zu bezeichnen. So werden die aus abgeschälten Hasel-Rinden verfertigten Behältnisse, worin die Landleute an einigen Orten die Erdbeeren sammeln und zu Märkte bringen, **Kiesen** genannt; an andern Orten ein Schrot.

Im Bergbaue ist die **Kiese** ein längliches, vieredriges Kästchen mit einem Stiele, Lehm und Gestein zum Behuf des Schmelzens darin aufzubewahren.

Es gehöret mit Kasten, Kasse, Kiste, und andern, zu dem zahlreichen Geschlechte derjenigen Wörter, welche einen hohlen Raum, ein Behältniß, bezeichnen.

In der Mark Brandenburg heisset in einigen Gegenden der **Kiez**, der Ort, wo die Fischer wohnen; **Kiezer**, und in Preussen **Kepster**, ein Fischer, vermuthlich weil sie in Kiesen, im Wend. Keiza, Keischa, d. i. engen, niedrigen Hütten, wohnen. Siehe das Roth.

Kiesel, ein längliches Sieb, welches wie ein spitziger Hut aussieht, an dessen kleinster Oeffnung der eigentliche Sieb-Boden befestigt ist, und in den Küchen zum Durchsieben der Fleischbrühen und anderer flüssigen Sachen gebraucht wird.

Kieuliang, oder **Chieuliang**, vormahls auch **Tschang**, oder **Tingliang** genannt, eine Stadt in China, in der Provinz Kiangsi, an dem mittägigen Ufer des Flusses Kiang, in der Gegend, wo er durch das Gewässer aufschwillt, welches sich aus dem See von Pohang hinein ergießt. Sie ist eine große und

stärke

starke

starke Handels-Stadt, wozu nicht wenig beiträgt, daß alle Barken, die in den See von Pohang hinein wollen, daselbst vorbeiziehen müssen. Ungeachtet diese Stadt ungefähr 100 Meilen von der See entfernt ist, so werden doch See-Fische, als: Delfine, Salme etc. daselbst gefangen, welche den Fluß Kiang hinauf bis an diese Stadt steigen. Der Kaiser hat in dieser Stadt einen Zoll, welcher ihm viel einträgt.

Kienneu mit diesem Nahmen wird in der chinesischen Landschaft Kansü eine Art Talgbaum bezeugt. Siehe Talg-Baum.

Kiff (der) ein nur im Nieder-Sächsischen bekanntes Wort, gemahlene Gärber-Lohse zu bezeichnen.

Es scheint mit Kaff, Spreu, zu heißen, Nieders. Kieren, zu gehören, so fern solches nicht bloß käuen, sondern überhaupt zermalmen bedeutet.

Kiffe (die) gleichfalls am häufigsten im Nieder-Sächsischen, ein elendes, kleines Haus, oder Zimmer; im Oberd. ein Käster.

Es ist ein Seiten-Verwandter von Käsch, Koben, Kober, u. s. f. Siehe Kaue.

Kiffis, s. Kibis.

Kiggelarie, Kiggelarischer Baum, eine dem Franz Kiggelar, welcher insonderheit wegen der bey Comelin's amsterdamer Garten angebrachten Erklärungen bekannt ist, zu Ehren genannte Gattung Pflanzen mit ganz getrennten Geschlechtern. *Lauro affinis, ferratae odoratae Stapelianae similis inodora Capitis bonae Spei Breyer. Laurus non odorata, fructu globoso, africana Sterbek. Euonymo affinis aethiopica sempervirens, fructu globoso, scabro, foliis salicis rigidis ferratis Boerh.* Man kennt bisher nur Eine Art, welche, von ihrem Vaterlande Aethiopien, den Beynähmen der afrikanischen, Kiggelaria africana, hat, und ein immergründer Baum ist. Die Aeste sind mit vielen langen, schmalen, lanzenförmigen und hellgrün-

nem

nen Blättern besetzt. Die kleinen grünlichen Blumen zeigen sich im Maymonathe an den Seiten der Aeste in unter sich hängenden Trauben. Männliche und weibliche Blumen stehen auf verschiedenen Bäumen. In beyden ist der einblättrige, vertiefte Kelch in 5 spitzige Einschnitte getheilt; und die 5 längern grünlich weißen Blumenblätter sind lanzenförmig und ausgehöhlt. Bey der männlichen sitzt an jedem Blumen-Blatte eine dreylappige Drüse, oder ein Honigbehälter, und enthält 10 kurze Staubfäden, deren Staubbeutel oberwärts durchlöchert sind. Bey den weiblichen ruhen auf dem kugelförmigen Fruchtkerne 5 Griffel mit stumpfen Staubwegen. Die dreylappigen Drüsen hat Fabricius auch bey den weiblichen angetroffen. Die, einer gemeinen rothen Kirsche an Größe gleichende, kugelförmige, rauhe, lederartige Frucht öffnet sich mit 5 Klappen, und enthält viele rundliche, mit einer besondern Haut eingewickelte Samen. In Europa wird dieser Baum ungefähr 10 Schuh hoch, und blühet jährlich, trägt aber niemahls Frucht. Er läßt sich schwer vermehren; Zweige und Ableger schlagen selten Wurzel, und die letztern erfordern wenigstens 2 Jahre Zeit. Man nimmet die Schnittlinge im Frühlinge, ehe die Pflanzen zu treiben anfangen, ab, und setzt sie in Töpfe, die mit weicher lehmiger Erde angefüllt sind, und in ein sehr temperirtes Mist-Beet gegraben werden, bedeckt sie dicht mit einem Glase, und hält sie bey Tage im Schatten, begießt sie nach dem ersten Einsetzen ein wenig, und pflanzt sie, wenn einige derselben wachsen, in besondere kleine Töpfe, die mit lehmiger Erde angefüllt sind, und bis in den Herbst an die freye Luft an einen bedeckten Ort, alsdann aber in das Gewächshaus gebracht, und wie Pomeranzenbäume behandelt werden. Gleditsch meldet, wie man Samen aus Holland erhalten, auch den

Wurzelstock halten könne, indem der Hieb allmählich wieder über alles.

Rigutilik, eine Benennung des *Larargus Klein*, bey den Gronländern; s. *Stein-Beisser 2.*

Rit. 1. G. 2. e.

Rit. Kunemalo. Unter diesem Nahmen führen Vogel, und andere neuere Schriftsteller, eine Art Harzes an, welches dem Copal gleiche, aber an Feinheit und Durchsichtigkeit dasselbe noch übertrifft. Es soll sich auch leichter auflösen lassen; und man behauptet, daß daraus der schönste und weißeste Firniß gemachet werden könnte. Es wird auch als ein Räucherwerk bey der Noje und reizenden Gicht empfohlen. Man erhält dasselbe aus Amerika. Der Baum, welcher solches liefert, ist bis jetzt noch unbekant.

Dill. de G. anawre. Sinis. Kikeltumemalo. Lookier. Galda. Pref. Anar. El. Bichner. Kelp. Rud. Seelmatter. Hal. 1764. 4.

Kilan, Chilan, Ghil in, oder Kilan, eine Provinz in Persien, an dem südwestlichen Ufer des caspischen Meeres, welches Meer daher die Türken, Araber und Persier, das Meer von Kilan nennen. Ihre Gränzen sind gegen Morgen das caspische Meer und die Provinz Masanderan; und, wenn man, wie von Eisen geschieht, diese Provinz mit zu Kilan rechnet, Tabarestan; gegen Mittag, die Provinz Derack; gegen Abend, die Provinz Adirbeisan; und gegen Westen, die sandige Wüste von Makan. Sie wird in unterschiedene kleinere Landschaften eingetheilt, ist mit vielen schönen Flüssen durchschnitten, die sich alle in das caspische Meer ergießen, und begreift 46 Städte und Flecken nebst vielen Dörfern in sich. Die Russen hatten sie einige Zeit inne, traten sie aber in dem 1732 mit den Persiern geschlossenen Frieden wieder ab. Ihre Lage ist gar vortheilhaft; denn sie hat auf der einen Seite das Meer, und breitet sich längst an demselben in einem halben Zirkel aus. Auf der andern

Seite

Seite ist sie mit sehr hohen Gebirgen umgeben, die sie von dem ganzen übrigen Persien dermaßen absondern, daß man nur durch zwei enge und feste Pässe auf der Seite des festen Landes hinein kommen kann. Diese Gebirge sind dabey so sonderbar beschaffen, daß sie auf der Seite von Persien die schrecklichsten und steilsten Höhen und Felsen, auf der Seite der Provinz Kilan aber die angenehmsten Anhöhen vorstellen, welche mit Citronen, Pommeranzen, Oliven, Cypressen, Feigen, und vielerley andern Obstbäumen ganz und gar bedeckt sind, dergestalt, daß, an statt der hohen Gebirge, womit dieses Land wirklich umgeben ist, es an allen Seiten mit großen und beständig grünen Wäldern umgeben zu seyn scheint. Das Innere der Provinz Kilan aber ist ganz eben, und gegen das Gestade der See zu, ist das Land überaus morastig, weswegen man daselbst überall Gräben gezogen hat, um das Land trocken zu machen; daher es in diesen Gegenden den Niederlanden ziemlich ähnlich ist. Ueberhaupt ist Kilan die schönste und fruchtbarste Provinz in ganz Persien. Sie hat zwar wenig Korn, aber desto mehr Reis, Oehl, Wein, Seide, Toback, und allerlei Arten der schönsten Früchte, in so großer Menge, daß sie einen großen Theil von Persien, ja so gar fremde Länder, damit versorget. Man trifft darin in vielen Gegenden ganze Wälder von Maulbeerbäumen, Buchsbäumen und Nusbäumen an; und daher ist der meiste hölzerne Hausrath, den man in dieser Provinz sieht, von Nusbäumen oder Buchsbaum-Hölze gemacht. Jeder Bauer, der mag auch in einer noch so kleinen Hütte wohnen, hat einen Garten bey seinem Hause, worin man Pommeranzen, Citronen, Feigenbäume und Weinstöcke auf allen Seiten sieht; und es ist nichts seltenes, daß man Weinstöcke antrifft, die so stark sind, als eine Mannsperson von gewöhnlicher Größe in der Mitte des Leibes ist. Auf den Bergen und in den

K f 5

Wäl:

Wäldern halten sich allerley wilde Thiere, ja so gar Bären, Wölfe, Leoparden und Lieger, auf; insonderheit ist dieser letztern eine so große Anzahl, daß man sie duzendweise in die Städte zum Verkauf bringt; denn die Persier besitzen die Geschicklichkeit, dieselben dermaßen zahm zu machen, daß sie solche auf der Jagd eben so, wie die Hunde, gebrauchen, und so bald sie einmahl abgerichtet sind, bleiben sie ganz stille hinter dem Reiter auf dem Pferde sitzen, bis man es für dienlich hält, durch sie das Wild verfolgen zu lassen. Das Meer ist auf dieser Küste so fischreich, und die Flüsse, welche auf dieser Seite in dasselbe fallen, sind ebenfalls mit allerley Arten vortreflicher Fische so häufig angefüllt, daß die Krone von der Verpachtung der Fischen dieser Provinz jährlich ein großes Einkommen hat. Die Manufacturen dieses Landes bestehen hauptsächlich in Zeugen von Ziegenhaar, welche dem Verkanne ziemlich gleich kommen; und in einigen seidnen und baumwollenen Zeugen. Die Handlung daselbst geschieht mehrentheils nach Japan, als welches der Central-Platz der persischen Handlung ist. *S. nach Ham.*
Kilber = Lämmer. werden von Einigen die Schafe weibliches Geschlechtes, denen man zur Fastnacht-Zeit den Schwanz abgestutzt hat, genant. *msq. hinc m.*
Kilderkin, ein Maß flüssiger Sachen, dessen man sich in England bedient. Der Kilderkin beträgt 2 Firkins, den Firkin zu 8 Gallons gerechnet. 2 Kilderkins halten 1 Barrel, und 2 Barrels 1 Muid oder Hogshead. Siehe Barrel im III Th. S. 561, und Gallon, im XV Th. S. 798.
Kilet (*), eine Art Flößen, die auf der Tigris gebraucht werden. Sie sind viereckig, und bestehen auch aus verglichen Balken, die mit Stricken zusammen gebunden werden. Unten sind viele Schläuche von Boek.
 (*) Bey Jacobson, Bielefeld.

Boek: Jeder gleichfalls mit Tanten besetzt. Diese Schläuche werden alle Morgen und Abend durch ein Schilfrohr aufgeblasen, und helfen die Flöße tragen. Es gibt Flößen, welche an 300 solcher Schläuche unter sich haben. Ueber die erste Flöße ist ungefähr 2 F. hoch eine zweite gelegt, darauf die Waren trocken liegen können. Eine solche Flöße, selbst von der größten Art, welche ungefähr 60 Centner, und etwa 40 Personen trägt, wird durch 3 bis 4 Menschen regiert.
Kili, Kily, Kilia, Kilia nova, Kyli, Kylin, eine dem osmanischen Reiche gehörige feste Stadt in Bessarabien, an der nördlichen Seite oder an dem linken Arme der fünf Ausflüsse der Donau, 3 Stunden von dem schwarzen Meere. Sie hat den Zunahmen nova zum Unterschied von dem nicht mehr vorhandenen alten Orte Kili, vor Alters Lykostomon, welcher auf der nahe gelegenen Insel stand. Sie treibt einen starken Handel, insonderheit mit Constantinopel. Die ausländischen Waren, welche man dahin bringt, sind hauptsächlich für ungefähr 5000 bis 6000 Piafter Damaß von Scio, noch mehr aber Boucaffins, deren daselbst jährlich mehr als für 30000 Piafter debitirt werden; Barchent von Scio, 4 bis 5000 Pils; Barchent aus dem Lande, 2000 Pils; Kaffe, für 14 bis 15000 Piafter; Glachs für 3 bis 4000 Piafter; gestreifter Sandal mit engen Streifen, für mehr als 60000 Piafter; dichter Taffet von Bursa, für 70000 Piafter; Londers, 2 bis 3 Ballen, jeden zu 12 Stück; Londers, 2 Ballen, ebenfalls zu 12 Stück. Alle diese Waren zahlen an Zoll und kleinen Neben-Unkosten 5 pro Cent, und ist an denselben eben der Profit zu machen, wie zu Caffa. Es wird aber von allen diesen Waren wenig zu Kili verbraucht, und diese Stadt ist eigentlich nur die Niederlage- und Stapel-Stadt, aus welcher sie nach verschiedenen an der Donau, oder landwärts gelegenen Handels-Städten, unter andern nach

nach Tereswar, Jas oder Jassi, Galatz, und einigen andern geringern, versendet werden, wofür man aus allen diesen Orten viele Land-Waren wieder bekommt, insonderheit: 1. Wachs, dessen vornehmlich von Jas ungefähr 50000 Oken nach Kili gebracht werden, wovon ein Theil durch Natolien nach Smyrna, und der andere nach Constantinopel geführt wird. Eine solche Oke Wachs gilt zu Jas $\frac{1}{2}$ Asfelany, bezahlt an ausgehendem Zolle zu Jas 10 pro Cent, und an Unkosten, um zu Lande nach Kili geschaffet zu werden, $\frac{1}{2}$ p. Cent; ferner zu Kili 2 p. C. Zoll, und $\frac{1}{2}$ p. C. an kleinern Unkosten des Zolles, und an Noli 30 Asper der Centner. 2. Butter, die von verschiedenen andern Stapel-Städten dahin kommt, und deren man daselbst jährlich mehr als 100000 Oken zusammen bringen kann, die man huro für 8 bis 12 Asper, und netto für 18 bis 20 Asper kauft. Sie bezahlt nirgends anders, als zu Kili, Zoll, welcher 2 p. C. an eigentlichem Zoll, und $\frac{1}{2}$ p. C. an andern Neben-Unkosten des Zolles beträgt. Die Unkosten, dieselbe auf der Donau nach Kili zu bringen, belaufen sich nicht höher, als auf 1 p. C., und an Noli auf 30 Asper der Centner. 3. Weizen und Gerste, die aus verschiedenen Orten längst der Donau mit mehr als 600 Saiken dahin gebracht werden, woran ein großer Profit zu machen ist, ungeachtet diejenigen, welche diese Handlung treiben, Geld zu 15 bis 30 p. C., bey der Zurückkunft von der Reise zu bezahlen, aufsuchen. Hiernächst ist unterhalb Kili an der Mündung der Donau der große Haufen: ang, welchen der Zöllner zu Kili gepachtet hat, und wofür er jährlich über 60000 Piafter bezahlt. Jeder Fisch wiegt, einen in den andern gerechnet, 1 $\frac{1}{2}$ Ctn. von 44 Oken, ohne die Eter des Fisches zu rechnen, welche der Pächter besonders verkauft, und wovon daselbst Caviar gemacht wird, welcher aber nichts taugt. Der ausgenommene Fisch kostet 3 $\frac{1}{2}$ bis 4 Piafter. Derjenige, der ihn kauft, muß ihn

ihn selbst einsalzen lassen, welches für jeden Fisch ungefähr 30 Asper betragen mag. Es wird dafür kein Zoll bezahlt. Man macht aber dem Schreiber und andern Zoll-Beamten ein Geschenk, welches sich jedoch nicht über $\frac{1}{2}$ p. C. beläuft. Die Tonne, welche 20 Ctn. am Gewichte hält, zahlt 6 bis 6 $\frac{1}{2}$ Piafter an Noli. Ost findet man seine Rechnung dabey, andere Waren gegen diesen Fisch zu barattiren.

Kilkenny, Grafschaft in Leinster, nebst einer großen Handels-Stadt gleiches Namens, am Flusse Newre oder Nure, über welchen eine steinerne Brücke geht. Die Stadt ist ziemlich groß und besteht aus zwey Theilen, nämlich aus der alten oder irländischen Stadt, die heutiges Tages nur eine Vorstadt ist, und aus der neuen oder engländischen Stadt, welche nun die eigentliche Stadt ist. Ehemahls war sie der Sitz eines Bischofes. Sie treibt guten Handel, hält Markt, und schickt 2 Deputierte in das Parlament. Nahe bey der Stadt ist ein sehr guter Marmor-Bruch.

Kilkarny, ein Flecken in Munster (Mounster), in Irland, welcher durch den von ihm benannten und wegen seiner romantischen Scenen vorzüglich schönen See berühmt ist. Dieser Umstand lockt viele Fremde dahin, und würde noch mehrere herben ziehen, wenn die Bewirthung in den beyden elenden Wirthshäusern besser wäre. Man würde sich daselbst auch länger aufhalten, wenn für einigen Zeitvertreib gesorget würde, welches um so nöthiger wäre, weil der außerordentlich viele Regen, welcher in dieser Gegend beständig fällt, manchen nöthigt, ein Par Tage auf bequemere Zeit zu warten, oder die Schönheiten nur halb zu sehen, oder gar unvorbereiteter Sache fort zu reisen. Man bringt zwey Tage auf Betrachtung des Sees zu. Man nimmt ein Boot mit etlichen Rudern, weil wegen der unvermutheten, von den Bergen kommenden Wind-Stöße keine Segel geführt werden können. Ein jeder bekommt

täglich 18 Pfenn. und der Steuermann wenigstens 5 Schillinge. Ferner halten sich hier 4 Wald-Hornisten auf, von denen die beiden besten 1 Guinee, und die beiden andern eine halbe kosten. Alle diese Leute müssen mit Essen und Trinken unterhalten werden. Ferner muß man etwa 10 Pfund Pulver kaufen, um das berühmte Echo mit einer kleinen Kanone zu versuchen. Alle diese Umstände machen die Lust-Partie theuer, wenn einer allein ist, indem sie an 8 Guineen kostet.

Der See von Killarney, ist unter diesem Namen bekannter, als unter seinem eigentlichen Lough Lane. Er wird in den Unter- und Ober-See abgetheilt. Der Unter-See ist 7 Meilen lang, und 4 breit, und hängt mit dem obern durch einen engen Canal von 3 Meilen zusammen. Ueber eine kurze Strecke muß das Boot von den Ruder-Knechten gezogen werden, weil das Wasser zu flach ist. Die Reisenden gehen vorher an Land, und steigen hernach wieder ein. Das von den Gebirgen kommende Wasser sammelt sich im Ober-See durch den kleinen Fluß Flesk, und fließt durch den Fluß Lane aus dem Unter-See in das Meer, welches nur 20 Meilen entfernt ist. Der Ober-See ist 3 Meilen lang, 1 breit, und ganz mit hohen Bergen umgeben. Er ist sehr fischreich, und das umliegende Gehölz voll Wildbret. Hin und wieder liegen etliche 30 Inseln, die zum Theil mit Wald, zum Theil mit herrlichen Wiesen bedeckt sind. Drey Meilen von Killarney hat der Ritter Herbert zu Mucrus am Ufer des Sees einen Landsitz, dessen Lage und die angebrachten Spaziergänge ihn zu einem außerordentlich romantischen Aufenthalte machen. Die Kunst hat hier nur etwas gethan, um die interessanten Scenen dem Auge desto besser darzustellen.

Die Aussicht von Droghilla ist entzückend. Das Haus liegt am Rande einer Ebene neben einem Walde, welcher die ganze Halb-Insel bedeckt. Den Abhang be-

schat

schattet, und ein schönes Ufer des Sees bildet. Torris und Glens sind große gebirgige Massen von unglaublicher Pracht. Der Turf hat eine erhabene Gestalt, und Mangerons großer Körper steigt über alle empor. Die bebauten Felder nach Killarney hin, sind ein Contrast jenes fürchterlichen Anblickes. Die in dem Garten befindlichen Ruinen von Mucrus-Abtey, die unter Heinrich VI. gebauet ward, stellen die interessanteste Scene dar. Die Trümmer sind gerade noch so vollständig, daß, wenn sie es mehr wären, zwar das Gebäude vollkommen seyn, die Trümmer aber weniger gefallen würden. Sie ist im Schatten von Nespren verstockt; Epheu gibt ihr ein mahlerisches Ansehen. Zerbrochene Mauern, verfallene Thüren, zerstreute Haufen von Knochen und Hirnschdeln, Dornen, zwischen lockern Steinen hervor sprossendes Unkraut, alles vereinigt sich, die schwermüthigen Empfindungen zu erregen, die das Verdienst solcher Scenen sind. Die Kreuzgänge bilden einen traurigen Platz, in dessen Mittelpuncte ein großer Eibenbaum wächst, welcher 2 F. im Durchschnitte hat. Von der Abtey geht man nach einer von der Natur gebildeten Terrasse, die eine sehr mannichfaltige Scene darbietet, wo das Erhabene mit dem Sanften abwechselte.

Hr. Herbert hat einen vortreflichen Weg voller abwechselnden Prospective angelegt, welcher durch die Halb-Insel 3 Meilen lang nach Dymis-Eyland führt. Man kommt bey einem Marmor-Bruche vorbei, welcher verschiedene Arten von rothem, grünem, weißem und braunem mit schönen Adern liefert. Sonst wurden hier auch ergiebige Kupfer-Minen bearbeitet, sie sind aber aus Unwissenheit der Arbeiter liegen geblieben. Eine artige gothische, von dem Besitzer erbauete Brücke verbindet die Halb-Insel mit dem Eylande Bricken; unter dem Bogen, welcher 27 F. weit und 17 hoch ist, fließt das Wasser des Nord- und Süder-Sees.

Sees. Das gedachte Dnms: Eyland hat Herbert auf die angenehmste Art durch Spaziergänge, die sehr veränderliche Aussichten gewähren, verschönert. Uebershaupt bestehen alle diese Anlagen aus einer Mischung schroffer Felsen, schattiger Thäler und grüner Ebenen, und verbinden wahre Größe mit anmuthigen Scenen auf die edelste Art. Der merkwürdigste Baum, und der den Fremden am meisten auffällt, ist der Erdbeer-Baum, *Arbutus Vnedo* (s. Th. II, S. 380, fgg.) welcher nur den wärmern Gegenden in Spanien und Italien eigen ist, hier aber auf allen Inseln und Ufern wild wächst. In jenen Gegenden wächst er buschartig, hier 15 F. hoch, und treibt Stämme von 18 Z. im Durchschnitte. Er ist so häufig, daß man ihn ehernahls in den Schmelz-Hütten brauchte. Er wächst auf Felsen, wo man fast keine Erde sieht, und gibt dem rauhen Winter das schöne Ansehen des Frühlings; er hat zu gleicher Zeit grüne und reife Früchte von der herrlichsten Scharlach-Farbe, welche an Gestalt den größten Erdbeeren gleichen.

Von Mucrus fängt man die Fahrt um den See an, und rudert unter dem Ufer des Vorgebirges Dinog weg. Es ist ein großer Felsen-Klumpen, dessen Fuß die Wellen weit ausgehöhlt haben, und dessen Spitzen auf eine malerische und zugleich fürchterliche Art über den Fels herüber hängen. Man kommt darauf der mit großen Felsen-Stücken wild bestreuten Bucht, wo der Marmor-Bruch ist, vorbei, und passiert die gedachte gothische Brücke, unter welcher das Wasser mit schnelltem Strohne durchfließt, und erreicht das so genannte Adlersnest, einen ungeheuern Felsen, dessen Anblick zum Bewundern schön ist.

Der Weg geht zwischen den Bergen, die große Reihe genannt, nach dem obern See. Der Prospect ist in diesem Canale in allen seinen Zügen groß und wild. Der enge Paß Colemanns-Auge eröffnet einen

vers

verschiedenen Prospect, wo das Schöne und Große ohne Mäßigkeit ist. Die mehresten Inseln sind mit Gehölze bedeckt; ins besondere erhebt sich die Lichen-Insel zum schönsten Gegenstande. Berry Curry ist ein großer Strich des Gebirges, zum Theil mit Wald bedeckt; doch ist ein Theil niedergebauen, und wird von Böttchern und Schiffbauern bewohnt. Der Wasser-Fall ist sehr schön. Die sieben Eylande formiren einen kleinen Archipelagus. Sie erheben sich aus dem Wasser auf einem felsigen Grunde, und sind mit Gehölze, vornehmlich Erdbeer-Bäumen, bedeckt. Die Canäle zwischen ihnen eröffnen neue Aussichten, und das große sie umgebende Amphitheater von Felsen und Bergen vereinigt sich mit ihnen zu einem erhabenen Prospective. Von hier rudert man bis zum Ende des Sees, wo der Fluß sich in seltsamen Krümmungen nach dem so genannten Mac Silly Cuddys Haufen mit ihren zackigen Spitzen windet, und kehrt nach dem Adlersneße zurück.

Indem man sich diesem nähert, werden einige Kanonen abgefeuert, um sich an dem bewundernswürdigen Echo zu ergötzen. Die Wirkungen sind nach dem Orte, wo es geschieht, verschieden. An einigen Orten besteht der Schall nicht in geraden Zurückprallungen von einem Felsen, an andern mit einer Pause dazwischen, sondern hat eine genaue Ähnlichkeit mit einem hinter dem Felsen rollenden Donner, als ob er die ganze Gegend durchwanderte, und sich in den unermesslichen Mac Silly Cuddys Haufen verlore. An andern Stellen hört man beynabe eine Minute lang nach dem Abfeuern keinen besondern Schall; alsdann erfolgt ein lauter Donnerknall, welcher einige Secunden dauert; nach einer kurzen Pause ein zweyter, und so fort mit verschiedenen Wiederholungen, als wenn Salven aus kleinem Gewehre auf den benachbarten Bergen gegeben würden; und endlich hört der Wiederhall mit einem

Def. Enc. XXXVII Th.

21

Ge:

Getöse auf, welches dem Geräusche der Meeres-Wellen, die gegen eine hohle Küste schlagen, ähnlich ist. Auf eine ähnliche, wiewohl ganz verschiedene Weise hallt der Schall der Waldbörner wieder. Kaum unterscheidet man den wahren Schall der Hörner, oder das Geheul und Bellen der Hunde, wenn man hier jagt, von dem Wiederhalle.

Wenn man wieder durch die Brücke kommt, und sich nach den Wäldern von Glens wendet, erblickt man die bebauete Gegend jenseit Killarney, und bekommt Innisfallen und Ross-Island zu Gesichte. Man kann sich keinen prächtigeren Anblick gedenken, als den unermesslichen Raum des finstern Waldes von Glens, dessen Aeste sich in den See tauchen. Die Insel Innisfallen ist unstreitig eine der schönsten in Europa. Sie hält 20 Acker, und ist das anmuthigste Gemisch von Hügel, Thal, Wald und Wiesen. Der Boden ist so nahrhaft, daß das Rindvieh in sehr kurzer Zeit fett wird; und das Fett ist so weich, daß man es nicht zu Lichtern, sondern bloß zur Seife, gebrauchen kann.

Eine der größten Schönheiten des Sees, ist O'Sullivan's Cascade, wohin alle Fremde geführt werden. Man entdeckt einen großen Spalt im Walde von Tombs, wo man aussteigt, um vollends hin zu gehen. Der Stroh stürzt in vielen Absätzen mit schrecklichem Brausen auf 70 Fuß herab, und formirt im Fallen große Becken. Er bricht aus dem Schooße eines waldigen Thales hervor, welches in einer Einöde vor Felsen und Bäumen versteckt, und an sich schon romantisch und anmuthig ist, wenn der mahlerische und betäubende Fall auch nicht da wäre.

Man hat verschiedene Beschreibungen des Sees von Killarney. Die weitläufigste ist aus Smith's Geschichte von Kerry in Entick's Beschreibung des brittischen Reiches eingerückt. In Busb's Hibernia curiosa, in Derrick's Briefen, in Etwiss und Young's Reisen wird umständlich davon gehandelt. Aus diesen ist das Merkwürdigste von

von Volkmann, in seinen Reisen durch Schottland und Irland (Ep. 1784, 8. S. 446, fga.) nach Young's Ordnung genommen. Joh. Leslie hat ein schönes Gedicht Killarney geschrieben. Sechs herrliche Prospector sind 1770 zu London nach Jonathan Fisher gestochen.

Killarney, eine Art starken Getränkes aus Reis und Cocos-Saft, welches so trunken macht, als der stärkste Branntwein. Dieses bereiten die Engländer in Amerika auf der Insel Barbados, und nehmen dessen eine ziemliche Quantität mit zu Schiffe.

Kilmarnock, ein volkreicher Flecken, unweit Irwin, in Scotland, wo Sarschen verfertigt werden, die von dort nach Holland und Deutschland gehen. Man verfertigt auch Teppiche, grobe Fußdecken und grobe Mützen für arme Leute. Die Familie Boyds führt den gräflichen Titel davon.

Kimmer, s. Kinde-Bier.

Killy, s. Killy oben, S. 523.

Kimme, (die) ein in zwey verschiedenen, aber sehr genau verwandten Bedeutungen, sowohl einer scharfen Vertiefung, als auch einer scharfen Erhöhung, übliches Wort; beides aber nur noch in einigen einzelnen Fällen.

1. Einer scharfen Vertiefung, einer Kerbe. So wird bey den Jägern die Kerbe in dem Stocke an den Steck-Garnen die Kimm genannt. Bey den Weber-Bäumen ist es der scharfe Einschnitt in das Zahn-Rad des Weber- oder Garn-Baumes, worein die Klinker hält, welche den Baum fest hält.

In dieser Bedeutung gehört es zunächst zu Kieme, das Fischrohr, Kammer, Kumpf, u. s. f. welche alle einen vertieften hohlen Raum bezeichnen.

2. Eine scharfe Erhöhung, ein scharfer Rand, und in weiterer Bedeutung ein jeder Rand, gleichfalls nur noch in einigen einzelnen Fällen.

1) Bey den Böttchern wird der scharfe über den Boden hervor ragende Rand eines Fasses, welcher auch der Grosch (s. Th. XV S. 185), oder die Zarge heißt, die

die Kimme, und bey andern die Kimming oder Kimmung genannt; Nieders. der Kimm, Engl. Chimb, Schwed. Kim, Fr. Jable, Neille. Im Nieders. heißt daher ein Böttcher, welcher nur allerley Gefäße mit einem einigen Boden versfertigt, ein Kimmker, welcher von einem Küper oder Küfer, und Tonnenmacher oder Fassbinder daselbst noch unterschieden wird.

Man theilt alle Böttcher-Waren überhaupt, in Absicht der Befestigung des Bodens, in zwey Arten ab, in Kimm-Arbeit, und solche, die mit einer Krösse oder einem Gergel (s. Th. XVII, S. 380, f.) gemacht werden. Gefäße, die einen starken Boden haben müssen, erhalten eine Kimme, d. i. einen vierkantigen Falz in allen Stäben, worin der unabgeschärfte Umfang des Bodens eingesezt wird. Hierher gehören vornehmlich die Bier-Böttiche; ferner Kühl-Fässer, Brunnen-Tienen, Spritzen-Wannen, Wasch-Böttiche, Bade-Wannen, Butter- und Milch-Fässer, Wasser- und Pferde-Eimer, Schleif-Kannen, Butten, Wasch-Maschinen u. Der Boden leichterer Gefäße, welcher bey dem Gebrauche dem Drucke nicht so stark ausgesetzt ist, wird an seinem Umfange etwas abgeschärfet, und in eine Krösse (Kinne), oder in einen Gergel der sämtlichen Stäbe eingesezt. Hierher gehören Fässer und Tonnen aller Art; ferner leichte Zober, kleine Wannen, und jede andere leichte Böttcher-Ware.

Die Werkzeuge, welche zu der Kimm-Arbeit gebraucht werden, sind folgende.

Das Kimm-Maß, Fig. 2042, ist ein kleines dünnes Bret, welches in der Zeichnung zwar nur einen Fuß oder Schenkel *cd* hat, öfters aber auch über *e* noch einen zweyten, welcher länger oder kürzer ist, als *cd*. Der Boden eines Bier-Böttiches wird, erwähnter Maßen, in eine Kimme oder in einen Falz der sämtlichen Stäbe eingefalzet. Der Abstand dieser Kimme

von

von dem untern Hirn-Ende eines gewöhnlichen Stabes wird mit dem kurzen, eben dieser Abstand aber bey einem Wein-Stabe mit dem langen Fuße dieses Maßes abgemessen. Hat also dieses Werkzeug nur Einen Schenkel, so besitzt der Böttcher ein doppeltes Kimm-Maß. Nach diesem Maße wird nun die Kimme mit dem Abreißer, Fig. 2043, einer Art von Psrieme, vorgezeichnet.

Mit dem Reiß-Model, Fig. 2044^a), welches in den Werkstätten der Tischler und übrigen Holz-Arbeiter das Streich-Maß genannt wird, zeichnet der Böttcher die Tiefe der Kimme auf der hohen Kante des Stabes vor. Eine andere Art dieses Werkzeuges stellt Fig. 2044^b) dar. Es läßt sich nämlich das dünnere Holz *bc* in dem stärkern *de* gedränge verschieben. In *a* ist eine scharfe Klinge. Die jedesmalige Länge *fg* bestimmt also die Tiefe der Kimme, und die Klinge *a* reißt vor.

Mit dem Kimm-Gobel, Fig. 2045, (s. auch im XXIV Th. S. 25, und die dazu gehörige Fig. 1359,) welches zwey Eisen hat, werden die Kimmten völlig ausgestoßen und geglättet. Doch brauchen es die Böttcher selten, sondern sie bedienen sich dagegen des weit wirksamern Kimm-Eisens.

Das Kimm-Eisen, Fr. Coutre, Fig. 2046, ist, im Grunde betrachtet, ein kleines Beil *ab*, welches aber, statt des gewöhnlichen hölzernen Helmes, einen gekrümmten eisernen Schwanz hat. Dieser ist in *c* scharf wie ein Meißel. Wenn mit dem Beile *ab* die Kimme vorgeschlagen ist, stößt man sie gleich mit dem Schwanze aus. An statt dieses Schwanzes kann man sich auch eines Stämm-Eisens bedienen. Das Kimm-Eisen wird, damit es erforderlich tief in das Holz eindringe, mit einer hölzernen Keule, Fig. 2047, welche die Kimm-Keule genannt wird, geschlagen oder getrieben.

S. 2042. G. 532.



S. 2043. G. 533.



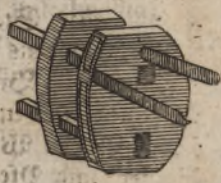
S. 2044. a).



S. 2044. b).



S. 2045.



S. 2046.



S. 2047.



S. 2048. G. 534.



Auf den Kimm Block legt der Böttcher den starren Stab, wenn er ihn mit dem Kimm-Eisen und der Kimm-Reule den Kimm-Schlag gibt. Es gleicht derselbe dem Hau-Blocke der Böttcher, worauf die Stäbe, wenn sie behauen werden, liegen oder stehen; er hat aber keine Ständer oder Säulen, und ist nur 1 Fuß hoch.

Es sey eig. 2048, ein Stab oder eine Daube; so ist bei der gedachte Rinne; und die sämtlichen Rinnen aller Stäbe zusammen genommen und zusammen gesetzt, machen die Rinne des ganzen Böttches aus, worin dessen Boden sich paßt. Sie ist von dem untern Rande der gewöhnlichen Stäbe etwa 2 Zoll entfernt; einen größeren Abstand hat sie aber von dem untern Rande der Wein-Stäbe, weil diese vor den gewöhnlichen Stäben unten vorspringen, und hierdurch den Fuß des Böttches bilden. Die Entfernung der Rinne von dem untern Rande der gewöhnlichen Stäbe mißt der Böttcher mit dem kurzen Schenkel des Kimm-Maßes, Fig. 2042, ab, den Abstand eben dieser Rinne aber von dem untern Rande der Wein-Stäbe mit dem längern Schenkel des Kimm-Maßes, oder er besitzt auch zu jedem ein besonderes Kimm-Maß. Nach Anleitung dieses Maßes zeichnet er die untere Linie der Rinne mit dem Abreißer, F. 2043, nach der Breite b jedes Stabes, F. 2048, vor. Der Abstand der zweyten obern Linie der Rinne richtet sich nach der Dicke des Bodens, und beträgt also 2 Zoll. Diese obere Linie wird nach Maßgebung eines Zolls Stockes gleichfalls mit dem Abreißer vorgezeichnet. Die Tiefe der Rinne, welche etwa die halbe Dicke des Stabes oder 1 3. beträgt, bestimmt der Professionist auf beyden hohen Ranten jedes Stabes mit dem Reiß Model, F. 2044. Sodann legt er jeden Stab auf den Kimm-Block, setzt auf die zuerst vorgezeichnete Linie der Rinne die Schneide des Kimm-Eisens, F. 2046, schlägt mit der Kimm-Reule, F. 2047, in b und treibt hierdurch das letztere bis zu der vorgezeichneten Tiefe der Rinne hinein. Hierdurch entsteht auf der zuerst vorgezeichneten oder untern Linie der Rinne ein Einschnitt, welcher auf eben die Art auch auf der zweyten oder obern vorgezeichneten Linie entsteht. So gleich drehet der Böttcher das Kimm-Eisen um, und stößt mit dem scharfen Schwanz c das Holz aus, welches zwischen

schon beyden vorgedachten Einschnitten steht; und hierdurch entsteht die vierkantige Rinne, welche man Rinne nennt. Auf diese Art wird nun die Rinne bey allen Stäben aufgesetzt, wie es der Böttcher nennt. Doch bedient er sich auch dieses Ausdruckes, wenn er die Stäbe mittelst der Rinne an den Boden ansetzt. Es wird zu dieser ganzen Arbeit viele Genauigkeit erfordert, damit die Rinnen sämtlicher Stäbe genau auf einander passen.

2) Der äußere Rand eines Schiffes, oder die Ründung des Schiffes-Bordes, welche durch die Verbindung der Bauch-Stücke (Varangues) mit den Knie-Hölzern, (Genoux) entsteht, heißt in vielen Gegenden die Rinne, Kimming, oder Kimmung, Fr. les Fleurs d'un vaisseau.

3) Im Niedersächsischen wird auch der Horizont, der äußerste Gesichtskreis auf freyem Felde der Rinne genannt. Die Sonne geht unter den Kimm, wenn sie untergeht.

Siehe auch Kimmen.

Kimm-Block, s. oben, S. 534.

Kimm-Eisen,

Kimm-Hobel,

Kimm-Reule,

Kimm-Maß, s. oben S. 532.

Kimm-Weiden, Fr. Faibles, nennt der Korb-Macher eine Anzahl vereinigter Weiden-Ruthen, womit man sowohl die an den Korb-Boden angelegten Staken, als auch den Einschlag des Korbes, unterhalb dem Zuschlage, verflucht und befestiget. Siehe Korb.

Kimm-Zirkel, s. unter Zirkel.

Kimmen, mit einer Rinne, d. i. einem tiefen Einschnitte, ingl. einem scharfen Rande, versehen. So werden bey den Böttchern die Fässer gekimmet, Fr. jabler, wenn die Rinne zu dem Boden, welche doch bey ihnen nicht sowohl die Rinne, als vielmehr der Gergel, das Gürgel, heißt, eingeschnitten, und da-

durch dem äussern Rande sein Daseyn gegeben wird. Siehe oben, S. 532.

In weiterer Bedeutung, durch solche Einschnitte zusammen fügen, in welchem Verstande es bey den Zimmerleuten käumen lautet. Siehe im XXXIII Th. S. 161.

Kimming oder Kimmung s. oben, S. 532, und 535.

Kimmer s. oben, S. 532.

Kind, Diminut. das Kindchen, und im Plural Kinderchen, Oberd. Kindlein oder Kindelein, ein menschliches Individuum, so fern es erzeugt, d. i. durch unmittelbare körperliche Mittheilung sein Wesen von andern empfangen hat, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, welches durch die Wörter Sohn und Tochter näher bestimmt wird. Es kommt dieses Wort in einer dreysachen Beziehung vor.

1. In Beziehung auf denjenigen, von welchem man sein Wesen empfangen hat, in welchem man seinem Wesen und Daseyn nach gegründet ist.

1) In der engsten Bedeutung, in Beziehung auf die unmittelbaren Aeltern, auf diejenigen Personen, von welchen man unmittelbar gezeugt ist, wo das Wort Kind sich sowohl auf beyde Aeltern zusammen genommen, als auch auf jeden Theil derselben, auf den Vater sowohl als auch auf die Mutter, beziehen kann. Es wird alsdann ohne Rücksicht auf das Alter gebraucht. Jemandes Kind seyn. Es ist unser Kind. Seine Kinder absinden. Großer Leute Kinder gerathen selten wohl. Von seinen Kindern verlassen werden. Keine Kinder haben. Kinder bekommen, besonders von der Mutter. Kinder zeugen, nur allein von dem Vater. Geschwister-Kinder, Personen, deren Aeltern Geschwister waren.

2) In weiterer Bedeutung. (a) In Beziehung auf die entfernten Stamm-Aeltern; eine im Hoch-Deutschen veraltete Bedeutung, in welcher die Ausdrücke

drücke die Kinder Israel, die Kinder Adams, die Kinder Juda, u. s. f. für Nachkommen, in der deutschen Bibel sehr häufig sind. (b) So fern alle vernünftige Geschöpfe, ihrem Wesen und Daseyn nach, in Gott gegründet sind, werden alle vernünftige Geschöpfe in der deutschen Bibel Kinder Gottes genannt. In engerer Bedeutung führen sie diesen Namen, wenn sie diesen Ursprung einräumen und bekennen, wenn es gleich nur äusserlich geschieht; im Gegensatz der Kinder der Menschen.

3) Figürlich, eine Person, welche in Ansehung des Vaterlandes, des Eigenthumes, der Erhaltung, der Erziehung, des Unterrichtes u. s. f. in einem andern gegründet ist, der alsdann ihr Vater heisst. (a) In Ansehung des Vaterlandes, in den zusammen gesetzten, aber nur im g. L. üblichen Ausdrücken, Landes-Kind, Stadt-Kind, eine Person, welche aus einem Lande, aus einer Stadt gebürtig ist. (b) In Ansehung der Erhaltung, der Erziehung, der Versorgung. Ein Pflege-Kind, im g. L. ein Stief-Kind. Ein angenommenes, adoptirtes, Kind. Ein Glücks-Kind. (c) In Ansehung des Unterrichtes, in welchem Verstande Schüler in der deutschen Bibel mehrmahls Kinder der Propheten genannt werden. Schon bey dem Kero sind Chind, Schüler. In dieser Bedeutung ist es veraltet. (d) In Ansehung der Seelsorge, in dem zusammen gesetzten Beicht-Kind. (e) In Ansehung anderer äussern Verhältnisse in den Worten Pfarr-Kind, Kirchspiels-Kind. (f) In Ansehung der Wiedergeburt, werden wiedergeborene Menschen in der deutschen Bibel und der biblischen Schreib-Art Kinder Gottes genannt. (g) In Ansehung des Eigenthumes, gleichfalls nur in der deutschen Bibel und der biblischen Schreib-Art, wo die Ausdrücke ein Kind der Hölle, der Seligkeit, des

Himmels, der Verdammniß, der Sünde, der Welt, des Jornes u. s. f. häufig vorkommen.

2. In Beziehung auf die Zeugung allein, wo es ein menschliches Individuum von dessen Empfängniß an, bis zur Geburt und gleich nach derselben, bezeichnet. Das Kind im Mutterleibe nicht verschonen. Ein ungebornes Kind. Mit einem Kinde schwanger gehen; im g. L. nur, mit einem Kinde gehen. Ein Kind von jemand bekommen, wird von der Mutter gesagt, in Beziehung auf den Vater. Ein Kind gebären, zur Welt bringen, von einem Kinde entbunden werden, (nicht mit einem Kinde) in der feyerlichen Schreib: Art, eines Kindes genesen.

3. In weiterer Bedeutung, in Beziehung auf das Alter.

1) Im gewöhnlichsten Verstande, da Personen von ihrer Geburt an bis zum zehnten Jahre Kinder genannt werden. Ich bin von Kind auf sein Freund gewesen, von Kindesbeinen an. Er weinte wie ein Kind, bitterlich. Ein Mann wie ein Kind, in Beziehung auf die guten Eigenschaften eines biegsamen, folgsamen Kindes. So eigensinnig wie ein Kind. Ein Kind am Verstande. Sie wollen mich gewiß zum Kinde machen, Sie glauben gewiß, Sie könnten mit, wie einem Kinde, alles weiß machen. Auch als ein Ausdruck der vertraulichen Zärtlichkeit, auch gegen erwachsene Personen, woben doch die erste Bedeutung nicht ausgeschlossen werden muß. Mein Kind! Liebes Kind! Die guten Kinderchen, auch von erwachsenen Personen, besonders weibliches Geschlechtes. Figürlich werden in der deutschen Bibel und biblischen Schreib: Art, Christen, so lange sie mehr nach Empfindung, als nach Erkenntniß göttlicher Wahrheiten handeln, Kinder genannt.

2) Ehe-

2) Ehedem wurden auch Personen im Jünglings-Alter Kinder genannt, in welcher Bedeutung es noch zuweilen in der deutschen Bibel vorkommt. Das ich der iare bin ein Kind. König Conrad der Junge, der doch damals wenigstens ein Jüngling seyn mußte.

Die Tuch: Scherer nennen ihre Gesellen noch Kinder, vermuthlich aus keinem andern Grunde, als aus welchem die Gesellen bey den Tuch: Machern und andern Handwerkern Knappen, d. i. Knaben, genannt werden.

Auch die Matrosen auf den Schiffen bekommen von den Schiffen nur den Namen Schiffs: Kinder.

Schon im Isidor Kindh. bey dem Kero Kind, bey dem Willeram Kind bey dem Ottfried Kind, und im Dimmut, Kindlin, im Nieders. Kind, bey den ältern Griechen Kin, Kinne, Knia, Kai, bey den heutigen Kree, im Angels. Cild, im Engl. Child. Es scheint das Mittelwort der vergangenen Zeit, von dem veralteten Zeitworte Finnen, jengen, bey dem Alphilas keinan, im Angels. cennan, im Griech. γινωσκω, im Lat. gignere zu seyn, Kind für Finned, gezeugt; von welchem Worte ehedem auch das Abstractum Chuno, Geschlecht, Dän. Kion, Engl. Kin, Kind, üblich war. In der ersten Bedeutung ist kein Dimin. gebräuchlich; in der zweyten und dritten kommt Kinderchen im Singular nur im g. L. vor; der Plural Kinderchen ist auch in der vertraulichen Sprech: Art üblicher. In den folgenden Zusammensetzungen ist bald die erste einfache Endung Kind, bald die zweyte einfache Kindes, bald auch die zweyte vielfache Kinder, gebräuchlich.

Sprichw. Sieben Jahr ein Kind. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Sprichwort erst nach der Zeit in Deutschland bekannt geworden ist, nachdem man bereits das römische Recht eingeführt hatte. Die Römer pflegten die sieben ersten Jahre des menschl. Lebens die Jahre der Kindheit zu nennen (1), wiewohl ich bey dem folgenden Sprichworte zeigen werde, daß sie auch manchmahl die Kinder: Jahre weiter hinaus gesetzt hatten. Dagegen fin-

der

(1) L. 14. D. de sponsal. L. 1. §. 2. D. de administrat. & pericul. tutor. L. 18. pr. & §. 4. C. de iur. deliberand.

det man nicht, daß die alten Deutschen das menschliche Alter in so viele Stufen eingetheilt haben, als nachher geschehen ist, sondern man machte nur einen Unterschied zwischen unmündigen und mündigen Personen (2); und ob ein Mensch für mündig zu achten sey, beurtheilte man mehr aus der Stärke seines Leibes und äußerlichen Gestalt, als nach den Jahren (3). Auch noch in den mittlern Zeiten blieb man dabey. Der Verf. des Sachsenspiegels (4) sagt daher: Welches Mannes Alter man nicht weiß, hat er Haar in dem Bart, und danieden am Bauch, und unter jeglichen Arm des gleichen, so soll man wissen, daß er zu seinen Jahren kommen ist. Von jungen Kindern unterschied man nur erwachsene Kinder. Ob die Meinung einiger Naturkündiger, daß alle 7 Jahr eine merkliche Veränderung mit dem menschl. Körper vorgehe, und die auch den Alten nicht unbekannt gewesen ist, dieses Sprichwort veranlaßt habe, will ich jetzt nicht untersuchen. Genug, es hat in Deutschland das Bürger-Recht erhalten. Da in den Rechten verschiedenes zum Besten und Vortheil der Kinder verordnet ist (5), wovon ich weiter unten sprechen werde, so ist die Absicht keine andere als diese gewesen, die Zeit der Kinder-Jahre zu bestimmen.

Sehen Jahr ein Kind. Zwanzig Jahr ein Jüngling. Dreyßig Jahr ein Mann. Vierzig Jahr wohlgethan. Fünfzig Jahr stille stahn. Sechzig Jahr gehts Alter an. Siebenzig Jahr ein Greis. Achtzig Jahr nimmer weiß. Neunzig Jahr der Kinder Spott. Hundert Jahr genade Gott. Bey dem vorigen Sprichworte ist bereits angemerkt worden, daß die Römer die Jahre der Kindheit auch zuweilen über das siebente Jahr hinaus gesetzt haben (6). Man findet Beyspiele, daß Personen, welche bereits das 8te, 9te, 12te und 13te Jahr erreicht hatten, Kinder genannt worden sind. Es mögen daher auch einige deutsche Völker das zehnte Jahr, als das Ziel der Kindheit angenommen haben. Dieses Sprichwort bestimmt

(2) Lessor Spec. 328 med. 6.

(3) Tacitus de morib. Germanor.

(4) Lib. I. Art. 42.

(5) Cyell de iur. infantium.

(6) Gruteri Opus inscription. T. I. p. 671, n. 13, und p. 682, n. 9.

eigentlich die besondern Rechte der Menschen nach ihrem Alter.

Das Kind fällt wieder in der Mutter Schooß. Unter dem mütterlichen Schooße werden hier überhaupt Aeltern und Großältern verstanden; und es ist eigentlich hier die Rede von der Verlassenschaft eines Kindes, welche, nach dem wahren Verstande dieses Sprichwortes, den Aeltern nach des Kindes Tode noch anheim fallen soll. Nach dem römischen Rechte haben die leiblichen Geschwister eines Kindes mit den Aeltern an desselben Erbfolge gleiches Recht (7). In dem Herzogthume Franken gilt dieses Sprichwort noch (8); und in dem Churfürstenthume Sachsen werden die Aeltern, mit Ausschließung der Geschwister, des Kindes einzige Erben. Das sächsische Land-Recht (9) ist zwar dem Vater gewogener, als der Mutter, welche nur alsdann das Kind beerbet, wenn der Vater nicht mehr am Leben ist; allein, durch die neuern Verordnungen erhält die Mutter mit dem Vater ein gleiches Recht (10); doch genießt der Vater auch von dem der Mutter zugefallenen Theile die Nutzung, wogegen diese die von einer Tochter hinterlassene Gerade allein empfängt. Bey den Lehens- und Stamm-Gütern findet die Erbfolge der Aeltern keine Statt, denn sie werden nur für die Abkömmlinge erworben (11).

Kinder und Narren reden die Wahrheit, l. Nesciunt simulare puerique stultique. Die große Offenherzigkeit und wenige Ueberlegung, welche man bey den Kindern und albernen Leuten wahrnimmt, die gemeiniglich, was sie gehört oder gesehen haben, sofort wieder Andern bekannt machen, hat vermuthlich zu diesem Sprichworte Gelegenheit gegeben. Man hat also damit so viel sagen wollen, daß, obwohl alberne Leute und Kinder ordentlicher Weise keine tüchtige Zeugen sind, derselben Zeugniß doch nicht gänzlich zu verwerfen, sondern in solchen Fällen von einiger Erheblichkeit sey, wenn es eine Sache betrifft, welche die Be-

(7) Nov. 118, c. 2.

(8) Landgerichts-Ordn. des Herzogth. Franken, P. III. Tit. 8. p. 3.

(9) Lib. I. Art. 17.

(10) Stryck d. S. A. I. Diff. II. cap. 3. §. 1.

(11) Boveri problem. iur. ascend. in feodo nullam esse successionem.

griffe derselben nicht übersteigt, oder sie von solchen Dingen ein Zeugniß abstattet sollen, die sie entweder selbst mit angesehen oder gehört haben. Siehe Zeuge.

Großer Lente Kinder gerathen selten wohl, *L. Heroum filii noxae.*

Das Kind mit dem Bade ausschütten, das Nützliche mit dem Unnützlichen wegwerfen, das Gute mit dem Schlechten verwerfen, alles verderben: *L. abjicere vtile cum inutili; cum cane simul & lorum.*

Röderer setzt, nach vielen Versuchen, das Gewicht eines neugeborenen Kindes zwischen 5 und 8 Pfund.

Nach Sander's Berichte, im 2. Jahrg. der neuesten Mannigfalt. Berl. 1779, gr. 8. S. 735, ist in Carlsruhe eine angesehene Frau, deren Kinder fast alle 15 lb. schwer waren, wie sie geboren wurden; und in Durlach ist ein geschickter Fontänistler, dessen Kinder alle durchgängig 15 lb. schwer waren.

Die Höhe eines Kindes, welches zu rechter Zeit zur Welt kommt, ist 1 Fuß 11 Zoll rheinisch; und die kleinste ist von 1 Fuß 6 Zoll.

Es ist ein schreckliches Schicksal, daß der größte Theil menschlicher Geschöpfe in der ersten Kindheit stirbt, und daß mehr als ein Drittel derer, die jährlich geboren werden, in den beyden ersten Jahren des Lebens wieder von der Welt gerissen werden. Eine Schlacht, in welcher tausend streitbare Personen für das Vaterland sterben, erweckt ein großes Aufsehen; und doch ist man gleichgültig und unbekümmert, wenn viele tausend Kinder alle Jahre von der Hand des Todes erwürget werden, die nichts zum Wohl des Vaterlandes beygetragen haben, und deren Erhaltung zur Bevölkerung und Glückseligkeit des Landes, die man doch so eifrig befördern will, beitragen würde. In Berlin z. B. waren die Gestorbenen, im J. 1783, größten Theils Kinder; denn diese haben die Summe von 2861 ausgemacht, dahingegen der Erwachsenen nur 2268 waren. Diese erschreckliche Niederlage so vieler Kinder ist nicht sowohl dem Laufe der Natur gemäß,

maß, als vielmehr entweder der vernachlässigten Verwahrlosung, oder der übertriebenen Pflege, und der verkehrten Anwendung derjenigen Mittel, die zur Erhaltung des Lebens dienen sollen, zu zuschreiben. In keinem Stücke werden mehr Fehler begangen, als in der Pflege und Wartung neugeborner Kinder. Man folgt schlechterdings dem Rathe einsältiger Weiber, und derer, welche bereits einige Kinder erzogen haben; und alsdann ist man beruhigt, wenn sie sterben. Niemand glaubt, daß er ihren Tod durch manche schädliche Dinge befördert habe, oder an dem nachfolgenden siechen Leben Schuld sey, da doch viele Kinder durch Verwahrlosung Krüppel, schielend, höckerig, gebrechlich und schwach werden, die mit einem gesunden und oft starken Körper die Welt wirklich betreten haben, oder doch hätten betreten können. Ältern von gesunder und starker Leibes-Beschaffenheit, die gute Bewegungen haben, und ein ordentliches, mäßiges, vergnügtes und zufriedenes Leben führen, zeugen auch gesunde und starke Kinder. Aus schwachen, ungesunden, von allerley Leidenschaften abgematteten und weichlichen Ältern, können nur schwache und ungesunde Kinder entstehen. Wenn Ältern von vornehmen und mittlern Stande so lebten, wie der Bauer und der gemeine Mann, würden sie auch mit eben so gesunden Kindern sich gesegnet finden. Ältern, die sonst gesund sind, sollten daher eine wohlgeordnete Lebensart führen, sich gehörig bewegen, Wollüste und Ausschweifungen (*), und was den Bau ihres Körpers zu Grunde richtet, meiden, um die Fähigkeit, gesunde Kinder zu zeugen, bey sich zu erhalten. Hiermit aber ist noch nicht die ganze Pflicht, dem State gesunde Nachkommen zu erhalten, erfüllt. Wenige den:

(*) Eben deswegen habe ich oben, S. 197, fgg. die eheliche Keuschheit besonders empfohlen.

denken daran, daß man billig sowohl nach vernünftigen Grundsätzen heurathen, als auch den Ehestand, in so weit er in das physische Wohl der Kinder einen großen Einfluß hat, nach vernünftigen Regeln führen müsse. Sind viele Ehen in Absicht der moralischen Charactere, und der wieder einander laufenden Neigungen und Liebe, ungleich, so sind es noch mehrere in Ansehung der körperlichen Beschaffenheit, welche ungleiche Heurathen unter andern auch den Grund zu den häufigen Ehescheidungen, wie auch zur schwachen und elenden Natur der Kinder legen, und der Vermehrung des menschlichen Geschlechtes höchst hinderlich sind. Sehr junge und sehr alte Aeltern zeugen gemeinlich schwache Kinder; und die Ausnahmen hiervon sind nicht so häufig.

Wenn aber auch schon das Kind einen guten Urstoff gehabt hat, und unter dem Herzen einer gesunden Mutter getragen wird, so ist es doch vielen Gefahren vor seiner Geburt ausgesetzt. Eine Schwangere kann durch schnelle Veränderungen des Körpers, den ruhigen Aufenthalt des Kindes im Mutterleibe stören, und durch Unvorsichtigkeit und Leichtsin, durch Tanzen, heftige Leidenschaften, hitzige und ungesunde Nahrung, durch gewaltsames Einschnüren des Körpers, u. d. gl. ihr Kind verletzen und tödten. Ohne eine gute Lebensordnung der Schwangern werden diese grausame Kinder-Mörderinnen, ohne daß sie andere verabscheuungswürdige Mittel gebrauchen dürfen.

Die unvorsichtige Wahl und der unmäßige Gebrauch von Speise und Trank, wird schon in den ersten Zeiten der Empfängniß, der zarten Frucht nachtheilig. Scharfe, gesalzene, gewürzte Speisen und Bräuen, wie auch starke Weine, treten in alle Säfte der Mutter über; und da diese der zarten Leibes-Frucht zur Nahrung dienen müssen, so kann für dieselben daher nichts gutes entstehen. Der unmäßige Gebrauch des

Kaf-

Kaffees hat sehr oft unzeitige Geburten verursacht. Je mehr das Kind zunimmt, je mehr Nahrung sollte die Mutter genießen; daher sie auch bei dem etwas lange anhaltenden Ekel vor den Speisen, sich zum Genusse derselben etwas zwingen müßte. Es ist aber für ihre Umstände zuträglicher, oft, als viel mit einem Male, zu essen und zu trinken; zumahl zu der Zeit ihr Magen mehr eingezwängt und wegen der Ausdehnung anderer innern Theile eingepresset wird. Bei kalter und feuchter Luft hat sie sich, wenn sie zärtlich gewohnt ist, vorzusehen, daß sie sich nicht Flüsse und Husten zu ziehe, und dadurch sich selbst abmatte, und ihr Kind in Gefahr setze; wie denn die Erschütterungen des Unterleibes bei dem Husten, unzeitige Geburten befördern. Ein Zimmer, welches mit vielen Dünsten angefüllt ist, wo es übel, oder auch allzu stark riecht, muß vermieden werden, insonderheit von denen, die Mutter-Beschwerden und hysterischen Zufällen unterworfen sind. Mütter, die in stark geheizten Zimmern sich zu der Zeit aufhalten, schwächen sich, und bringen schwache Kinder zur Welt. Eine Schwangere muß etwas mehr Ruhe, als sonst, haben, und sich aller heftigen Bewegungen, die dem Kinde gefährlich seyn könnten, enthalten. Ein öfterer Spaziergang zu Fuße ist nützlich; dagegen aber ist es schädlich, besonders gegen das Ende der Schwangerschaft, wenn sie die Hände zu oft in die Höhe strecket, schwere Lasten hebet, überlaut schreyet, und allzu stark singt. Nichts ist nöthiger, als um solche Zeit weite Kleider zu tragen, damit das Wachsthum der Frucht durch keinerlei Druck verhindert werde, indem das Kind in diesen neun Monaten dicker und größer wird, als in gleicher Zeit ein Mensch in seinem ganzen übrigen Leben. Die Schnürbrüste haben schon manche Mütter und Kinder ermordet, oder an diesen üble Gestalten hervor gebracht. Eine Schwangere muß allen ihren Leidenschaften eine Zeit

Oef. Enc. XXXVII. Th.

M m

lang

lang entsagen, und mit mehrerer Sorgfalt alles vermeiden, was eine Veranlassung dazu geben kann. Der lächerlichen Lusternheit, welche in vielen entsteht, wird eine vernünftige Mutter gleich bey dem ersten Ansfange sich widersehen. Ist die erste Reizung bekämpft, so werden nicht leicht mehrere Begierden nach ungewöhnlichen Dingen aufsteigen; diejenige hingegen, welche sich der ersten überläßt, wird auch von mehreren überwältiget. Oft liegt der Grund hiervon in einem verdorbenen und verschleimten Magen, woben ein geschickter Arzt die besten Mittel gegen diese schädliche Lusternheit vorkehren wird.

Hat nun das Kind die Welt erblickt, so hängt dessen Wohl von der sorgfältigsten Wartung ab. Hätten alle Hebammen die zu ihrem Amte erforderliche Wissenschaft und Geschicklichkeit, so könnten die Aeltern ihnen die Sorge für ihre neugeborene Kinder völlig überlassen. Allein, da diese, besonders auf dem Lande oft sehr unwissend und unvorsichtig sind, so sollten billig alle Aeltern sich besser unterrichten lassen, um selbst auf die Hebammen Acht zu haben, damit in den ersten Handlungen gegen diese kleine hilfsbedürftige Geschöpfe nichts versehen werde, welches doch oft geschieht, daß viele zu früh unter die Erde gebracht, oder doch kränklich, krüppelhaft, und dem State unbrauchbar und zur Last werden.

So bald das Kind glücklich geboren, und die Mutter von der Nachgeburt gehörig befreuet ist, nimmt die Hebamme das Kind in ihren Schooß, und legt es in ein warmes Tüchlein. Alsdann ist unverzüglich die erste Sorge dahin zu richten, die Nabel-Schnur des Kindes gehörig abzusondern und zu unterbinden. Nachdem man die Nabel-Schnur 3 bis 4 Quer-Finger breit vom Nabel unterbunden hat, wird sie in einer kleinen Entfernung von dem Bande abgeschnitten. Schneidet man sie zu nahe am Bande ab, so kann die-

ses

ses abglitschen, und eine Verblutung erfolgen. Das Abschneiden muß auch nicht zu dicht am Nabel geschehen, weil sonst das zurück bleibende Ende zu kurz ist, als daß es den Nabel durch seine Zusammenwickelung gehörig zuschließen könnte, in welchem Falle das Kind bey dem künftigen Schreien sich leicht einen Nabel-Bruch zuziehen könnte; oder es bleibt eine Oeffnung im Nabel, welche sehr gefährlich werden kann. Man nimmt zum Unterbinden ein ganz schmales Bändchen, oder einen drey- oder vierfach zusammen gelegten gewichsten Faden von Flachs oder Seide, nur daß er nicht rauh, knotig und ungleich sey, und Vereiterung verursache. Der Faden muß auch nicht allzu fest angezogen werden, weil er sonst bey dem Schreien des Kindes, und der daher entstehenden Bewegung des Unterleibes, wie auch bey der öftern Berührung im Einwickeln des Kindes, sich leicht durchschneiden, und, ehe noch die Höhlungen recht verwachsen, ein starkes Verbluten veranlassen könnte.

Es ist sehr nöthig, daß man von Zeit zu Zeit nach der unterbundenen Nabel-Schnur sehe, ob etwas Blut aus diesen Gefäßen ausgefloßen ist, in welchem Falle sogleich ein neues Unterbinden vorgenommen werden muß. Weil nun nicht allemahl sogleich eine Hebamme bey der Hand ist, so sollte eine jede Mutter oder Säug-Ämme das Unterbinden lernen, damit sie solches im Nothfalle selbst verrichten könnten. Ist die Nabel-Schnur sehr dick, so muß insonderheit fleißig nach dem Kinde gesehen werden, weil eine solche Nabel-Schnur sehr eintrocknet, und dadurch die Unterbindung locker wird. Deswegen muß das Band bey einer solchen Nabel-Schnur fester, als bey einer dünnen, zugezogen werden. Bey einer sehr dünnen Nabel-Schnur ist es sicherer, statt der Fäden ein schmales Bändchen zu gebrauchen, weil man mit jenen in Gefahr ist, sie abzuschneiden, welches man insonderheit bey frühzei-

Mm 2

igen

igen Geburten zu merken hat. Ist nun das Unterbinden und Lösen der Nabel-Schnur gehörig geschehen, so legt man ein in Wein getunktes Lappchen von alter, feiner, weicher Leinwand, oder auch nur ein solches Lappchen, und unter demselben etwas frischen, von alter Leinwand gebrannten Zunder, (nicht aber aus dem Feuerzeuge, da in solchem sich abgeschlagene Theilchen von Stahl und Feuerstein befinden,) auf den Nabel, und bindet ein breites Band darüber, welches man abnimmt, wenn die Höhlung gehörig zugewachsen ist. Am 7ten oder 8ten Tage pflegt gemeiniglich die Nabel-Schnur abzufallen, welches von selbst geschehen, und nicht mit Ziehen erzwungen werden muß.

Das Kind kommt unrein auf die Welt. Ein weißlicher zäher Schmutz verklebet die Schweißlöcher; zuweilen hängt auch das Häutchen, womit es im Mutterleibe umgeben ist, noch an verschiedenen Theilen des Körpers. Das Kind muß daher in warmen Wasser gebadet, und von den äussern Unsauberkeiten gereinigt werden. Viele, die uns gern wieder altdeutsch eishart haben wollen, verlangen, daß man die Kinder auch nach altdeutscher Art kalt baden, und sie sogleich von der ersten Lebens-Stunde an abhärten solle. Allein, oft ist das kalte Wasser nicht vermögend, den zuweilen sehr fest an der Haut klebenden fettigen Schmutz wegzunehmen, und man würde, wenn man es ja versuchen wollte, das Kind dabey mißhandeln müssen. Auch ist die Veränderung bey einem neugeborenen Kinde, welches an eine so starke Wärme, als die menschliche gewöhnt ist, zu groß, wenn man seine ganze Oberfläche einer heftigen Kälte aussetzte; vielleicht könnte sie den Tod nach sich ziehen. Am besten ist es daher, das Kind mit lauem Wasser zu baden. Zu warm darf das Bad auch nicht seyn, denn die zarte Haut schrumpft dadurch leicht ein, und viele Kinder behalten davon zeitlebens eine rothschwärzliche Haut. Will man Kräu-

ter

ter in das Wasser werfen, so müssen solche doch nicht stark riechen, weil sie das Kind betäuben und sinnlos machen könnten. Oft ist das bloße Wasser nicht vermögend, die fleberige Feuchtigkeit aufzulösen und abzuspuhlen. In solchem Falle muß man das Kind entweder mit warmen Wasser, worin etwas Salz aufgelöst ist, oder in laulichem Weine, worin etwas Butter oder süßes Mandel-Öhl zergangen ist, baden, welches Bad auch sehr schwächlichen Kindern dienlich ist, und sie ungemein stärket. Kinder, die zu frühzeitig geboren und nicht zur Reife gekommen sind, oder sonst einen schwächlichen Körper auf die Welt bringen, welches aus ihrem matten Schreien, schweren und kurzen Athem, oder wenn sie ohne Bewegung da liegen, zu erkennen ist, werden durch das Baden in Wein augenscheinlich gestärket und belebet. Solchen schwachen Kindern kann auch noch besonders die Brust, der Rückgrath und der Kopf, mit stärkenden Wässern gelinde bestrichen, und es können ihnen einige Tropfen warmen mit Zucker vermischten Weines eingegeben werden. Man muß aber von dem Weine nichts in die Augen des Kindes kommen lassen, weil dadurch ein heftiger Schmerz und eine Entzündung verursacht werden könnte. Vielmehr reinigt man in nöthigem Falle die Augen, indem eine sonst gesunde Person sie mit reinem Speichel bestreicht, oder mit einem weichen in lauliches Wasser getunkten Lappchen wäscht. Das übrige Abwaschen geschieht am besten mit einem weichen Schwamme. Bey dem ersten Baden muß das Kind allenthalben besehen werden, ob es etwa einen Fehler oder sonst etwas Wiedernatürliches an sich hat, damit in Zeiten dagegen Hülfe geschaffet werde. Auch muß der Schleim aus dem Munde des Kindes behutsam mit dem Finger heraus genommen werden.

Das Baden der Kinder muß in den ersten Tagen täglich, und nachher wenigstens ein Viertel-Jahr

3

lang

lang um den andern Tag vorgenommen werden. Durch das öftere Baden werden die Kinder nicht allein reinlicher, sondern auch frischer und stärker.

Wenn des Kindes Kopf länglich ist, wie solches öfters von dem harten Pressen zu seyn pflegt, so muß man ihn durch ein sanftes Drücken rund machen, und ihn mit den Händen die natürliche Gestalt wieder geben. Hat er aber seine ordentliche Rundung, so muß man ihn nicht unnöthig betasten. Sollten einige Knochen des Kopfes über einander geschoben seyn, welches sich aus der Unförmlichkeit und durch das sanfte Fühlen leicht entdecken läßt, so lassen sich dieselben mehrentheils geschickt einrichten, und in die natürliche Lage bringen. Bleibt aber diese Unförmlichkeit, so stirbt das Kind unter beständigem Schlummer und Verluste der Empfindung.

An manchen Orten ist es sehr gewöhnlich, den Kindern die Stirn, die bey ihnen meistens hoch gewölbt ist, mit der Hand platt zu drücken, weil man eine zu weit hervor stehende Stirn für ungestalt hält. Ein solches Verfahren muß bey so zarten und so wichtigen Theilen, die dadurch beleidiget werden, nöthwendig sehr schlimme Folgen auch für die Verstandes-Fähigkeiten des künftigen Welt-Bürgers nach sich ziehen.

Man muß ferner die Arme und Beine, die im Mutterleibe etwas gebogen sind, durch ein gelindes Ziehen aus einander und gerade legen, und dabey nachsehen, ob etwa ein Armchen oder Beinchen zerbrochen ist, welches bey dem Wenden des Kindes im Mutterleibe, wenn es darin eine wiedernatürliche Lage gehabt hat, oder bey dem Herausziehen desselben sich wohl zuträgt. Wenn man einen solchen Beinbruch bald gewahr wird, so heilen die Gliedmaßen bald wieder zusammen. Auch muß man zusehen, ob die Geburtsglieder, die Nasenlöcher, und der Hintere gehörig offen, oder mit einem Häutchen ver-

schlossen

schlossen sind, oder sonst einen Fehler haben; ob, wenn schwere Geburten gewesen, einige Theile des Kindes bey dem engen Durchgange zu sehr gedrückt worden, und ob Querschungen entstanden sind, oder ob Blut hier und da untergelaufen ist. Diese und andere Fehler können oft durch die Hülfe eines Arztes oder Wundarztes leicht gehoben, nach der Zeit aber öfters gar nicht verbessert werden.

Wichtig ist es, den Körper eines neugebornen Kindes genau zu untersuchen, und nachzusehen, ob alles an demselben der Natur gemäß beschaffen sey. Es ist z. B. bekannt, daß nicht selten die natürlichen Auswege ver wachsen sind. Bekümmert man sich nun um diese Theile des Körpers nicht, und gibt dem Kinde wohl gar noch Laxier-Saft, so muß es elend sterben, da ihm sonst oft durch einen kleinen Einschnitt an der verschlossenen Stelle, den aber, wie es sich von selbst versteht, ein geschickter Wundarzt verrichten muß, bald geholfen werden kann.

Wie unzeitig und widersinnig suchen die Hebammen oft die Krümmen Glieder der neugebornen Kinder gerade zu machen! Diese Krümmungen kommen besonders bey solchen Kindern vor, deren Mütter während der Schwangerschaft ihren Unterleib heftig zusammen schnüren, oder welche Zwillinge tragen, und dabey von schwächlicher Leibes-Beschaffenheit sind. Wenn nun die Krümmung so beschaffen ist, daß sie bey beyden Füßen auswärts geht, so hebt sich nach und nach der größte Theil der Ungestaltheit meist von selbst, durch das Einwickeln, durch die Wartung, und durch die wirksamen Kräfte der Muskeln. Ist aber die Krümmung so, daß ein Bein stark einwärts und das andere stark auswärts gebeugt ist, so kann dem Uebel nicht eher abgeholfen werden, als bis man das einwärts gebogene Bein einiger Maßen gerade gemacht hat. Die armen Geschöpfe, die mit Fischbein-Stiefeln und andern Maschinen, deren Wirkung sich nur auf das Bein unter den Knien erstreckt, zu diesem Endzweck geplaget werden, sind bedauernswerth, indem außer der Plage auch noch das Wachsthum der Beine wegen großer Engherigkeit solcher Werkzeuge gehindert wird. Hr. D. Acker mann rath zu einem solchen Werkzeuge einen dünnen, doch hinlänglich starken,

Mm 4

und

und etwa 2 Finger breiten, eiserne Stab an, welcher unten breit gehämmert, und, damit der Knöchel nicht gerieben werde, etwas eingebogen, an seinem untersten Ende aber quer, und so gekrümmt ist, daß er einen rechten Winkel macht. In der Mitte, an dem Orte, wo das Knie sich befindet, wenn dieses Eisen angelegt worden ist, hat es ein Gelenk, welches aber bloß vor- und hinter- und seitwärts gar nicht beweglich ist. Der oberste Theil ist wieder breit gehämmert, und so ausgehöhlt, daß eben die Ründe der Hüfte hinein paßt. Dieses Eisen wird so angelegt, daß der obere breite Theil seinen festen Punkt oben an der Hüfte hat, wo es durch einen Gurt um den Leib befestigt werden kann, und daß auf dem platt gehämmerten untern, in einen rechten Winkel gebogenen Theile die Fußsohle aufsteht. Nun wird diese Maschine an den einwärts gebogenen Fuß mit breiten Binden befestigt, welche nach und nach immer mehr angezogen werden müssen, so wie das Bein sich nach dem Stabe zu und gerade biegt. Diese Maschine, welche an denen Orten, wo sie den Körper berührt, wohl mit weichem Leder und baumwollener Watte ausgefüttert seyn muß, kann, wenn sie den Kindern beschwerlich fällt, sehr leicht abgenommen, und nach Gutbefinden wieder angelegt werden. Das andere auswärtig gekrümmte Bein erlangt, so wie das einwärts gebogene gerade wird, von selbst seine natürliche Beschaffenheit.

Das herzförmige Küssen, welches *Andry* in dem Falle, wenn beyde Beine auswärtig gekrümmt sind, zwischen die Füße bey dem Einwickeln zu legen anrath, hat den Erfolg, daß die Knie-Gelenke dadurch einwärts gebogen werden, und die Beine entweder doch krumm bleiben, oder diese kleine Entstellung, welche die Natur meist selbst hebt, durch eine größere und sehr schwer heilbare gehoben wird.

Siehe auch im XV Th. S. 497.

Es ist falsch, daß allen Kindern das Zungen-Band müsse gelöst werden. Viele hundert Kinder bringen eine freye Zunge mit auf die Welt. Indessen ist doch bisweilen das Zungen-Band so dick, daß dem Kinde die Bewegung der Zunge, und folglich hernach die Sprache, sehr schwer wird. Man hat auch Beispiele, daß die Zunge mit dem Zahnfleische und Gaumen ver-

wach-

wachsen gewesen ist, so, daß das Kind nicht hat saugen können. Es muß daher die Hebamme bey jedem Kinde mit dem Finger unter dessen Zunge sanft umherfahren, und untersuchen, ob daselbst etwas wiedernatürliches zu finden, und ob das Zungen-Band zu dick, oder zu kurz angewachsen ist. Da aber dieses gleich nach der Geburt, so wie die andern Theile des Leibes, aufgeschwollen zu seyn pflegt, so muß man sich nicht bloß nach dem Gefühle richten, sondern auf folgende Zeichen merken. Wenn die Zunge frey ist, so wird das Kind den in den Mund gesteckten Finger an seinen Gaumen drücken; wenn man aber bemerkt, daß das Kind nicht im Stande ist, die Zunge zum Munde heraus zu strecken, und an den Gaumen in die Höhe zu bringen, oder, wenn es an der Brust nicht recht saugen kann, so sind dieses Zeichen, daß die Zunge zu sehr gebunden ist, und wenn man hierauf bey der Besichtigung findet, daß das Band wirklich zu dick, oder zu stark angewachsen ist, so muß es behutsam durchgeschnitten und gehörig gelöst werden. Da dieses manchemahl mit Gefahr verknüpft ist, so muß man solches nicht von jeder Hebamme, sondern von einem geschickten Wundarzte verrichten lassen; noch weniger muß man gestatten, daß jene mit ihren Nägeln das Zungen-Band abkneipen.

Das Kind ist inwendig nicht nur im Munde, Halse, und in der Luftröhre, sondern auch im Magen und in den Gedärmen mit zähem Schleime, Urarthe und groben Unreinigkeiten, während seines Aufenthaltes im Mutterleibe angefüllt, welches man den Erb-Roth, oder das Kindes-Pech, *l. Meconium*, nennet. Dieser Urarthe pflegt zwar mit dem dicken Schleime von selbst, durch das Einathmen und den Druck der Lungen, des Zwerchfelles und der Bauch-Muskeln, am ersten Tage abzugehen. Weil aber doch noch vieles zurück bleibt, welches durch seine Schärfe die Ge-

M m 5

där-

Därme sehr reizt, und Kneipen, Schlucken, Epilepsie, und den Tod selbst, verursachen kann: so pflegt man die Ausleerung dieser Unreinigkeiten mit gelinden Arzeneien zu befördern. Hierzu dient der Rhabarber: oder laxierende Rosen: Saft, mit etwas Wegewart: Syrupp oder Viole: Saft, und zuweilen etwas laulicher Wein mit Zucker oder Honig, durch welches letztere Mittel besonders der zähe Schleim des Magens zertheilet, und durch ein gelindes Brechen ausgeführt wird. Die jetzt angezeigten Mittel sind hinlänglich. Das süße Mandel: Oehl, der Frauenhaar: Syrupp, der Meerzwiebel: und Kreuzbeer: Saft pflegen Kneipen zu verursachen. Wollen die Kinder durchaus nichts einnehmen, so fährt man ihnen mit einem Federchen an den Gaumen, worauf sie sich am leichtesten brechen, und auf die Weise den im Munde steckenden zähen Schleim von sich geben; der Erb: Roth aber wird ihnen alsdann durch die erste Mutter: Milch ausgeführt.

Mütter, die ihre Kinder selbst säugen, sollten daher denselben ihre erste dünne Milch (Colostrum) nicht entziehen. Diese ist die Arzenei, welche die Natur selbst zur Wegschaffung der schleimigen Feuchtigkeit zubereitet hat, und weit zuträglicher, als die künstlichen Abführungs: Mittel. Sie ist am geschicktesten, des Kindes Körper zu reinigen, indem sie den Leib gelinde öffnet, und überdies dessen Magen zur Genießung und Verdauung einer nahrhaften Milch nach und nach vorbereitet. Ungeachtet dem neugeborenen Kinde ein natürlicher Instinct bewohnt, an der Mutter: Brust zu saugen, so pflegt man ihm dieses doch zu versagen, bis es drey Tage alt ist. In solcher Zeit bringt die unterdrückte natürliche Ausleerung der Milch gemeinlich ein für die Mutter beschwerliches Fieber hervor, welches öfters von traurigen Folgen begleitet ist, und wenigstens sie außer Stand setzt, ihr Kind zu solcher Zeit

Zeit zu säugen. Nach den vernünftigen Anstalten berühmter Aerzte in England, soll das Kind sogleich an der Mutter Brust gelehrt werden, als es ein Verlangen nach derselben äußert, wodurch das Eingehen der Arzeneien für das Kind unnöthig, und das Fieber der Mutter vermieden wird. Wenn aber dem Kinde eine ältere fremde Milch gereicht werden muß, so thut man sehr wohl, wenn man ihm so lange, bis der Unrath durch obige Arzeneien abgeführt worden ist, keine Nahrung gibt, sondern ihm erst nach 24 oder 36 Stunden, die erste Milch, und zwar sparsam, reicht, weil sonst diese, wenn sie sich mit den Unreinigkeiten in den Gedärmen vermischt, gerinnen, und von des Kindes Magen unverdauet bleiben würde.

Wenn nach der genossenen Milch der Unrath noch schwarz ist, so ist der Erb: Roth noch nicht völlig weggeschafft; ist er aber weißlich, so ist es ein Zeichen, daß das Kind nunmehr den größten Theil der Milch von sich gibt. Weil auch der Schleim im Magen bisweilen ziemlich häufig vorhanden ist, so ist es dienlich, das Kind bald auf die rechte, bald auf die linke Seite zu legen, damit derselbe besser abfließe; denn sonst könnte bei dem Athemblohen etwas davon aus dem Munde in die Luftröhre fallen, und das Kind ersticken. Man muß aber dasselbe nicht allezeit auf eine und dieselbe Seite legen. Will das Kind, wie vorher gedacht worden ist, keine Arzeneien nehmen, und kann auch die erste dünne Mutter: Milch nicht bekommen, so setzt man ihm entweder ein Stuhlzäpfchen aus venedischer Seife, oder hart gekochtem Honig, oder einem Stückchen Talg; oder man bringt ihm ein Klystier aus Milch, Zucker und Honig, bei, welches man nach Erfordern auch etliche Mahl wiederholen kann. Ein solches Klystier bringt man auch alsdann den Kindern bei, wenn der Erb: Roth so fest an den Gedärmen sitzt, daß er

er durch innerliche Arzneyen nicht so leicht heraus zu schaffen ist; und daher sehr bald verhärtet.

Wenn gegen die Zeit der Geburt die Schwangere mit Fiebern oder andern Krankheiten befallen, durch Nerven-Zufälle oder starke Leidenschaften erschüttert, durch Fall oder Stoß verletzet, oder durch eine Blutstürzung entkräftet wird; oder, wenn die Geburt schwer ist, das Kind unrecht liegt, oder der Durchgang zu enge ist, oder die Nachgeburt nahe am Muttermunde sitzt, oder, wenn das Kind einen Druck, oder die Mutter eine Gewalt erlitten hat, wenn die Nabelschnur gedrückt oder abgerissen ist, oder sich sonst Verletzungen zugezogen haben: so kommt das Kind oft schwach, und bisweilen ohne Zeichen des Lebens, zur Welt, und wird gemeinlich als todt hingelegt, ohne daß die Hebamme sich um dessen Rettung weiter bemühet. Nichts aber sollte sie abhalten, auf Ermunterung und Lebens-Rettung des oft nur scheinbar todten Kindes zu denken, wenn auch gleich vor der Entbindung einige Zeit keine Bewegung der Frucht gespüret worden ist, der Unterleib sich gesenkt hat, und das Kind in demselben hin und her fällt; wenn auch die vermeinten Todes-Zeichen sämmtlich da zu seyn scheinen; wenn auch die Augen geschlossen und die Lippen bleich sind, und alles todtensblau oder braun, blau und leblos ist: wenn auch der schwarze Unrath (das Kindes-Pech, Meconium) aus den Gedärmen ausgefloßen und alles besudelt ist; wenn auch Herz und Nabel-Schnur nicht schlagen, die Gliedmaßen schlaff sind, der Kopfschlottert, der untere Kinn-Backen niederhängt, und, so bald man ihn aufrichtet, wieder niederfällt. Nur alsdann ist unser Versuch zur Rettung mißlich, wenn sich ein dumpfiger, moderichter Geruch äussert, die Nabel-Schnur welk, bräunlich, und vom anfangenden Moder morsch ist; wenn die Oberhaut am Körper sich bey mäßiger Berührung ab-

löst,

löst, und sich an den Augen und dem Bauche Zeichen der Fäulung befinden.

Bei allen Kindern überhaupt, sie mögen Gewalt gelitten haben, oder schwach seyn, fährt die Wehmutter, wenn das Kind zur Welt gekommen ist, und nicht sogleich schreyet und Athem hohlet, noch ehe sie es von der Nabel-Schnur löset, mit einem in Oehl getunkten Finger dem Kinde tief in den Mund, theils um den Schleim heraus zu bringen, theils um den Schlund und die Kehle zu kitzeln. Ingleich, drückt sie gelinde die Brust, oder reibt sie vielmehr von unten nach oben, und haucht warmen Athem ein. Zuweilen klebt die Zunge am Gaumen, und verhindert das Athemhohlen. Ist dieses, so muß man dieselbe alsdann zugleich losstreichen, und nieder drücken.

Wenn hierauf einige Bewegung der Brust, oder ein Wimmern und Stöhnen nicht sogleich erfolgt, muß man keinen Augenblick säumen, das Kind von der Mutter zu entbinden, und die Nabel-Schnur 4 Zoll über des Kindes Nabel abzuschneiden. Die Wehmutter gibt das Kind einer Wärterinn, läßt sogleich Tücher wärmen, entbindet die Gebärende, wenn es nicht sogleich mit geschehen ist, vollends von der Nachgeburt, besorgt sie wieder zum Bette, und schickt sich nun zu weiterer Rettung des Kindes an.

Man pflegt das Kind an der Nabel-Schnur mit der Nachgeburt zusammen hängen zu lassen, oder, wenn die Nachgeburt mit folgt, diese in warmes Wasser, Bier oder Wein zu legen, in der Meinung, dadurch den Umlauf des Blutes wieder her zu stellen. Aber wenn dieses auch nicht an sich schädlich wäre, so ist es doch vergeblich, und man verliert dadurch nur die Zeit, die zu eiliger Belebung nöthig ist.

Die Haupt-Sache ist das Einblasen der Luft, um das Athemhohlen zu bewirken. Die Hebamme legt das Kind auf den Schooß einer Wärterinn, damit sie beyde

beide Hände frey behalte, bedeckt es mit warmem Flanelle oder Fries-Lappen so locker, daß sie darunter ihre Hand-Anlegung frey verrichten kann, und bläset Mund auf Mund dem Kinde Athem ein, reibt zu gleicher Zeit die Brust, und preßt sie bey jedem Einblasen von unten nach oben, worauf sie mit dem Drucke plötzlich nachläßt. Alsdann bläset sie wieder ein, drückt nach oben, läßt plötzlich nach, und setzt dieses wechselweise fort, unterdessen daß die Wärterinn die Nase zuhält. Oder, sie bläset Athem in die Nase, mit dem Munde oder durch eine Röhre, wälgt und reibt die Brust eben so, unterdessen daß die Wärterinn den Mund zuhält.

Oft ist das Einblasen fruchtlos, weil ein zäher Schleim im Munde den Weg des Athemhohls verstopft. Die Hebamme fährt also nochmals im Munde umher; und bemerkt sie an ihrem Finger dergleichen, so kann sie ein wenig lauwarmes Wasser mit einem Löffel einflößen, oder in den Mund nehmen und einspritzen, es auch sodann mit dem Finger im Munde und gegen die Zungenwurzel hin, zu verbreiten suchen, das Kind auf die Seite wenden, daß es wieder abfließe, und sodann das Einblasen fortsetzen.

Ist dieses anfangs auch vergeblich, so muß man es doch von Zeit zu Zeit erneuern, in den Zwischenzeiten das Wälgen der Brust fortsetzen, und besonders die Fußsohlen, wie auch die innere hohle Hand fleißig und starkbürsten, auch ein Klystier aus warmem Wasser, mit Rüchen-Salz, oder aus Seifen-Wasser mit ein Par Gran Brech-Weinstein geschärft, setzen, um das Kindes-Pech auszuführen, und die Därme zu reizen. Nachdem es geset worden ist, hält die Hebamme den After ein wenig zu, und reibt indessen mit der andern Hand den Unterleib. Das Einblasen der Luft, und das Wälgen der Brust und des Unterleibes, werden, nochmals wieder fortgesetzt, und mit obigen Mitteln abgewechselt. Die Decken werden dabey immer von neu-

neuem gewärmet. Auch kann man die Hand, welche man zum Reiben braucht, mit Brantwein, ungarischem Wasser, oder Lavendel-Geiste, beneßen.

Man meldet von Lyon, daß, da eine schwangere Frau schon seit 2 Tagen vergebliche Geburts-Schmerzen ausgestanden hatte, der herben gerufene königl. Chirurgus in dieser Stadt, Hr. Faissolle, sich genöthigt sah, die Zange zu gebrauchen, um Mutter und Kind zu retten. Abends um 8 Uhr befreiete er sie von einem Kinde ohne Bewegung, ohne Puls, mit einem dunkel violetten Gesichte, welches er also für todt hielt. Er ließ indessen Wein warm machen, und eilte, nachdem er die Mutter besorgt hatte, dem Kinde zu Hülfe, wozu man schon viele Mittel vergebens angewandt hatte. Er legte dasselbe in den warmen Wein, welcher mit Brantwein gestärkt war, und blies ihm so viel Luft in den Mund, als seine Lungen verschaffen konnten. Nach Verlauf von 10 Minuten sah er noch keinen Erfolg. Er blieb also bey dieser Behandlung, und hielt dem Kinde Eau de Luce und scharfen Weinessig vor die Nase, und zwar blieb es immer in warmem Wein, und das Reiben wurde fortgesetzt. Etwa 1 Stunde nachher ging aus dem Munde des Kindes viel schaumiges Wasser, man fühlte einige leichte Herz-Schläge, und nach einer Viertelsunde kündigte dieses Kind seine Gegenwart durch ein Geschrey an, welches eine große Freude unter der Familie verbreitete. Es war das erste Kind nach einer vierjährigen Ehe.

Diese Art, die Kinder, welche bey der Geburt erstickt zu seyn scheinen, wieder in das Leben zurück zu rufen, ist einem pariser Wundarzte einige Mahl geglückt. Hr. Portal, in seinem Berichte an die kön. Acad. d. Wiss., über die Ersticken, meldet auch davon Folgendes. „Beyläufig zeige ich an, daß ich in den Mund eines Kindes, welches noch kein Zeichen des Lebens von sich gegeben hatte, Luft geblasen habe. Kaum war diese in die Lungen gekommen, als das Kind die Augen bewegte, und man es mit Heftigkeit husten hörte. Durch den Husten und das Brechen gab es den Schleim von sich, der die Aeste der Luftröhre anfüllte, nachher hohlte es mit Leichtigkeit Athem“.

No. 573 der Gaz. littér. de Berl. v. J. 1773.

Berlin. Sammlungen 2c. 8 B. 3 St. 1776, 8. S. 514, f.

Hat das Kind aber, während einer schweren Geburt, Gewalt erlitten, und sieht es im Gesichte roth oder braunroth aus: so ist das Blutlassen zuerst nöthig, und man muß aus der frisch abgeschnittenen Nabel-Schnur 2 bis 3 Eßlöfel voll Blut laufen lassen. Das Laufen des Blutes, wenn es nicht sogleich erfolgen will, wird durch Ziehen und Melken an der Nabel-Schnur befördert. Läuft das Blut doch nicht, so verbinde man die Schnur nicht, sondern wende erst die kurz vorher erwähnten Hülfsmittel an, während welchen das Blut noch oft zu springen anfängt. Nur muß von Zeit zu Zeit darnach gesehen werden.

Nach der ersten Belebung kann man zwar die Nabel-Schnur verbinden und versehen. Man muß ihr aber doch noch so viel Länge lassen, daß man, wenn es nöthig ist, noch ein Mahl Blut lassen könne, und sie Länge genug behalte, um noch ein Mahl abgebunden werden zu können.

Es ist nicht immer, aber oft, nöthig, dem stockenden Blute auf diese Art Luft zu verschaffen. Immer aber ist es schädlich, das Blut aus der Nabel-Schnur in des Kindes Leib zurück zu streichen. Denn, wenn es auch den vor Alters und jetzt wieder neulich behaupteten Schaden nicht hätte, so ist es doch nicht zu gestatten, da es vergeblich, unnatürlich, und oft die Veranlassung zu Nabel-Geschwüren ist.

Man kann auch noch andere Reizungen zu Hülfe nehmen. Man spritzt Wein oder Essig, auch andere spirituöse Mittel, und vornehmlich kaltes Wasser, mit einiger Gewalt auf die Brust, in die Herzgrube und längst dem Rückgrathe, mit einer kleinen Spritze oder mit dem Munde so stark, als es möglich ist. Man reißt die Zunge und den Schlund mit dem Finger, oder der Fahne einer Feder, so mit Oehl benetzt worden ist. Man reißt die Nase mit der Fahne einer Feder, mit durchschnittenen Zwiebeln, oder mit flüchtigen Geistern

stern^(*); man kann auch einen und den andern Tropfen auf die Zunge bringen. Den Rückgrath reibt man mit Flanelle, der mit Branntwein oder Campher-Spiritus besprenzt worden ist, und legt ein wohl gewärmtes und mit geistigen Sachen besprenztes Stück Flanelle an die Scham-Theile, zwischen die Schenkel. In den Zitzen der Brüste kann man saugen lassen; auch blinde Schröpf-Köpfe an der Brust anbringen; vorzüglich muß man aber ein Tobacks-Rhystier versuchen, wenn die oben angezeigte Haupt-Hülfe nicht fruchten will.

Man kann auch, wenn alles dieses ohne Erfolg wäre, die Wirkung eines lauwarmen mit Wein oder Branntwein kräftig gemachten Bades versuchen. Man nimmt dazu eine Mulde, oder einen kleinen Backtrog. Das Bad muß laulich seyn, und den ganzen Leib des Kindes, selbst den Hintertheil des Kopfes, bedecken, und es bleibt nur der Vordertheil des Hauptes bis an die Ohren frey, indem man durch ein untergelegtes zusammen gerolltes Hand-Tuch dem Haupte so viel Erhebung gibt. Man muß immer warmes Wasser vorrätzig haben, damit man durch dessen Nachguß das erkaltende Bad wieder erwärmen, und immer Milch-Wärme erhalten könne. In diesem Bade muß man die Erweckungs-Mittel fortsetzen, so viel deren angebracht werden können.

Wenn das Kind belebt wird, so regt sich zuerst die Kimlade; die blaue Farbe der Lippen und des übrigen Körpers vergeht; die Augen öffnen sich ein wenig und schließen sich wieder; die obersten Rippen äußern einige Bewegung, und man bemerkt ein Seufzen und Stöhnen.

(*) Zu den flüchtigen Geistern gehören: jeder Salmiak-Geist, das Eau de Luce, der Hirschhorn-Geist, der reichmeyerische Balsam, die Naphtha vitrioli, der edinburghische flüchtige Gewürz-Geist, der hoffmannische Liquor, der einfache und der zusammen gesetzte Lavendel-Geist, und die Ambra-Essenz.

nien. Alsdann setzt man die oben erwähnten Arbeiten, besonders das Reiben und Wälgern, wie auch das Einhauchen, fort; aber man setzt schon dazwischen einige Minuten ab, und hebt wieder an, hält auch die vorgenannten flüchtigen Geister vor, reibt die Gliedmaßen, und wärmt die Schamtheile. In der Folge öffnen sich die Augen öfter und bleiben länger offen, der Kinnsack bleibt schon besser stehen, es kommen die untern Rippen eine nach der andern mit in Bewegung, und aus dem Seufzen wird ein schwaches ächzendes Gewimmer. Nun hält man bloß mit gelindem Reiben der Brust und des Unterleibes an, und läßt damit nach, wie das Leben zunimmt, macht die Absätze dazwischen noch länger, doch wäscht man das Kind mit warmem Wein, setzt die äussern Erwärmungen (*) fort, und gibt Labungen, vornehmlich ein wenig süßen Wein. Man untersucht, wenn das Athemhohlen sich schwer und nur stoßweise einstellt, nochmals mit dem Finger, ob sich auch Schleim irgendwo gefest hat, oder die Zunge wieder anklebt; man kann auch dann einen Reiz zum Brechen durch einen Theelöffel voll Brech-Wasser erregen, welches man aus 1 Gran Brech-Weinstein und 2 Tasse Wasser verfertigt. Zuletzt bleibt der Kinnsack stehen, oder regt sich nur willkürlich nach dem Schreien; die ganze Brust hebt sich, und aus dem Gewimmer wird das völlige Kinder-Geschrey. Alsdann kann man noch einige Labungen geben; die beste aber ist Ruhe in gewärmten Betten, und die Brust.

Oft scheinen die Kinder bey ihrer Geburt nicht todt, und werden leicht zur Welt gebracht; aber sie sind, besonders die frühzeitigen, schwach und wimmern nur, haben auch oft kleine Convulsionen. Solchen Kindern die

(*) Man wärmt mollene Tücher oder Servietten, und wickelt den nackten Körper hinein; oder man durchräuchert erweichende Tücher mit Wachholder, Alant, Mastix, oder Weistrauch.

dienen lauliche Bäder mit etwas Wein und Brantwein, Aeth-Spiritus (*), ein gelindes Reiben, und die sanfteren Reizungen. Nachher lege man sie in ein gewärmtes Bett, gebe ihnen Zimmer-Wasser mit ein Par Tropfen Hoffmannischen Liquor, oder guten Secr; man setze ihnen ein Zäpfchen (eine Stech-Pille) von Seife, oder ein Klystier von Kamillenblumen und Münze, in halb Wein und halb Wasser gekocht; auch wohl, wenn das Kindes Pech nicht abgeht, mit ein Par Gran Brech-Weinstein geschärft. Man gebe auch das oben erwähnte Brech-Wasser nach und nach zu 1 Theelöffel voll, wenn, wegen des vielen, nicht mit dem bloßen Finger wegzubringenden Schleimes, ein Erbrechen nöthig seyn möchte.

Zuweilen erfolgt bey einem völlig gesunden neugeborenen Kinde, sogleich nach dem Abbinden der Nabel-Schnur, ein zu starker Rückfluß des Geblütes in die Hien-Gefäße; das Kind verliert schnell und unvermuthet Puls und Bewegung, und bekommt eine braunblaue Farbe im Gesichte. Alsdann muß man schnell die Bandage der Nabel-Schnur lösen, und Blut laufen lassen, dem Kinde Athem einblasen, es reiben, und die oben angezeigten spirituellen Mittel, oder Wein-Essig, unter die Nase halten. Das Blutlassen muß wiederholt werden, weim nicht bald Athem und Besehung wieder erfolgt. Wenn das Blut nicht sogleich spritzt, muß man die Nabel-Schnur von neuem abschneiden; denn oft sind die Blut-Gefäße schon zu sehr gepreßt, daß deswegen das Blut nicht laufen will. Auch bedient man sich anderer Erweckungs-Mittel.

Oft kommt man so weit, daß das Kind mehr oder weniger belebt wird, aber es dauert nicht fort. Es fällt nach dem Schreien wieder in Gewimmer und

Ru 2

Aeth

(*) Flüchtiger wässeriger Salmiac Geist, welcher aus Salmiac-Pottasche, und Wasser, gemacht wird.

Nechzen zurück, und an statt mehr Leben zu bekommen, geht es bald rück- bald vorwärts. Gemeiniglich entsteht auch eine fieberhafte Hitze. Hier muß man, auf oben erwähnte Art, sein Hauptwerk wieder anfangen; besonders die Reizungen mit Brech-Weinstein, und die stärkenden Bäder, versuchen. Ist aber das Gesicht aufgetrieben, und das Athemblohen ängstlich, so muß man aus der wieder aufgelöseten Nabel-Schnur, oder, wenn das nicht angeht, aus dem Arme Blut lassen, oder Blut-Egel, an die Schläfe oder im Nacken anbringen.

Wenn man heimlich geborne und weggelegte Kinder findet, die auf der Straße oder an Wegen todt da liegen, so werden sie gemeiniglich vernachlässiget, und man begnügt sich damit, es der Obrigkeit anzuzeigen. Man sollte sie aber eiligst zu beleben suchen, und Reizungen aller Art anwenden. Im Winter bedecke man sie eiligst mit Schnee, und wende nachher die oben erwähnten Erweckungs-Mittel an.

Bei dieser Gelegenheit bringe ich dasjenige wieder in Erinnerung, was ich im Art. Kaiser-Schnitt, im XXXII Th. S. 337, fgg. angelegentlich empfohlen habe. Es ist nämlich unbillig, wenn schwangere Personen in den letzten Monathen ihrer Schwangerschaft sterben, die Frucht mit denselben umkommen zu lassen. Es ist ein grausames Mitleiden, wenn man hier die Oeffnung des Unterleibes und der Mutter fürchtet. Es ist falsch, daß das Kind derselben Krankheit, derselben Gewalt, demselben Blutverluste allezeit ausgesetzt sey, der die Mutter befallen hat. Es ist ein unzeitiges Mitleiden, wenn man hier säumt; und ein von der Zaghaftigkeit erfundener Einwand, daß das Kind vermuthlich todt sey, daß die Mutter zuletzt keine Bewegung gespürt habe, u. d. gl. Gesezt auch, daß unter zehn Leichnamen in neunten die Leibesfrucht wirklich todt sey, wie es doch nicht ist: so ist es Pflicht und Recht, zehn Leich-

name

name zu öffnen, um Einen Menschen beim Leben zu erhalten, der noch leben könnte. Wo ein Wundarzt nahe ist, kann man ihn die Operation eiligst verrichten lassen. In dessen Ermangelung kann jede Hebamme oder Wärterin mit einem scharfen Messer den Unterleib in der Mitte, oder an einer Seite, in der Länge herunter öffnen, nachher die Gebärmutter ausschneiden, das Kind heraus nehmen, entbinden, und auf oben gezeigte Weise erquickern.

Oftmähls geschieht es, daß das Kind mit einem Stücke von denen Häuten, die das Kind im Mutterleibe, wie eine Schale das Ey, umgeben, zur Welt kommt. Man weiß, welche Vorbedeutungen der weibliche Aberglaube aus dieser natürlichen Erscheinung auszuhecken pflegt. Seltener eräugnet es sich, daß diese ganze Haut oder das ganze Ey, d. i. die Frucht, mit allen sie umgebenden Häuten und der Nachgeburt, auf ein Mal zur Welt kommt. Hier hat nun der Aberglaube sein volles Spiel, und die Unwissenheit der Weiber in natürlichen Vorfällen sieht diesen Balg als ein Wunder an, erstaunt darüber, und läßt das Kind darin sterben. Hier muß man die Häute sogleich mit einer Schere behutsam öffnen, das Kind heraus nehmen, und gehörig warten.

Man sollte ein neugebornes Kind wenigstens einen oder zwei Tage uneingewickelt lassen, und nur mit einigen warmen Tüchern locker umhüllen, damit es in solcher Lage noch etwas mehr Stärke erlangen könne. Nachher aber muß man es ordentlich, doch nicht nach der gewöhnlichen grausamen Art, wodurch viele Kinder geängstiget und getödtet werden, einwickeln. Das Einwickeln ist an sich selbst, wenigstens nach unserer Landes-Gewohnheit, nöthig, um das Kind in einer festen Stellung zu erhalten, damit die zarten Gliedmaßen bei dessen Wenden von einer Seite zur andern nicht

N n 3

gebo:

gebogen und umgestaltet werden. Wiewohl die Siamer, Japaneser, Indianer, Neger, die Wilden in Canada, Virginien und Brasilien, und die meisten Einwohner in Süd-Amerika ihre Kinder nicht einwindeln, sondern sie in Felle oder in Pelzwerk gehüllet, in eine Art großer Wiegen legen, worin sie sich regen und bewegen können. Dieses ist ihnen dermaßen zuträglich, daß sie schon im zweiten oder dritten Monate auf Händen und Füßen herum kriechen, und in weniger als einem Jahre ohne Beyhülfe gehen können. Indessen möchte es immerhin bey dem Einwindeln bleiben; nur das gestrige Zerschneiden und Einpressen des Körpers auf der Gliedmaßen richtet viel Antheil an, hindert das Athemholen und den freien Umlauf des Blutes, fördert die natürlichen Absonderungen, und bringt auf manchen Art die ganze Maschine des Leibes in Unordnung. Es ist die größte Grausamkeit, ein Kind etliche Stunden lang in die engsten Bänder einzuschlagen, und ihm die freie Bewegung der Glieder zu benehmen. Diese bestreben sich umsonst durch die möglichste Anstrengung ihrer Gelenke, sich in Freiheit zu setzen; daraus entsteht der Schade, daß die Enden der Knochen, die noch sehr zart, und nur noch fast Knorpel sind, an den Gelenken platt gedrückt, gequetscht, krumm gebogen, und die Muskeln selbst aufschwellen und dick werden. Man ist nicht einmahl bemühet, alle Glieder ordentlich und gerade zu legen; vielmehr werden sie eingezwängt, daß das eine gekrümmt, und das andere ausgestreckt liegt, daher Verrenkung, schiefe Beine, und die englische Krankheit, unvermeidlich sind. Auch ist es eine üble Gewohnheit, daß man gemeinlich die Füße der Kinder bey dem Einwindeln dicht an einander zu legen pflegt. In solcher gezwungenen Lage und Richtung bleiben auch die Muskeln bey ihrem Wachsthum; daher die Kinder, wenn sie zu stehen und zu gehen anfangen, die Füße stets einwärts, wie die Gänse, und die Knie an

an einander setzen, und mit großer Beschwerde, oder auch niemahls sich zu einer andern Stellung gewöhnen können, da sie doch selbst in den ersten Tagen nach der Geburt gern die Füße auswärts setzen, folglich auch dieses ihre natürliche Stellung ist.

Das bleiche Gesicht, der magere Körper, und das flechte Leben der in Bänden eingekerkert gewesenen Kinder, beweisen genug, wie vielen Schaden die Eingeweide dadurch leiden, und wie sehr das freie Wachsthum gehindert werde. Es entsteht daher bey vielen Kindern ein anhaltender Ohren- und Speichel-Fluß, wie auch ein Friesen der Nase, indem diese Feuchtigkeit bey dem festen und engen Einwindeln nicht durch die Haut wegdringen können. Die Brust und die Lungen leiden dabei auf eine klägliche Weise, und das Kind muß sehr mühsam Athem holen. Dieses ist der Grund, warum viele wohlgestaltete Kinder buckelig werden, Auszehrung und Brüche bekommen, und zum öftern Erbrechen geneigt sind; warum viele Mädchen eine enge schmale Brust, schwache Lungen, bleiche Gesichtsfarbe und schleimige Säfte haben, auch nachher bey dem Ausbruch der monatl. Reinigung viele Beschwerden empfinden, zum Theil zur Erzeugung der Kinder untüchtig werden, oder, wenn sie Mütter werden, ihre Kinder nicht selbst stillen können, weil die Brüste zu klein, die Milch-Gefäße zu enge, und die Warzen zu sehr eingedrückt und verschlossen sind, und wenn sie dieselben auch schon säugen, sich die Schwindsucht zuziehen. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Kinder in diesen Fesseln den ganzen Tag traurig sind, und außer dem Schlafe ihre Zeit mit Weinen zubringen. Man findet sie dagegen munter und freundlich, wenn sie außerhalb ihrem Wickelzeuge in der Freiheit ihre Beinchen recht ausstrecken, und die Glieder von einer Seite zur andern bewegen können.

Das Einwindeln der Kinder ist indessen bey uns nöthig, zumahl wenn man sie umher tragen will; das feste Einschnüren aber ist höchst schädlich. Dieses geschieht vornehmlich durch die Binde, welche in die Windeln gewickelt wird. Diese Binde ist zwar auch nöthig, um das Kind sicher tragen und regieren zu können; allein, man ziehe das Wickel-Band nicht zu stark an, und befestige es ohne starkes Einklemmen der Brust und des Leibes, so, daß es noch einigen Raum zur freyen Bewegung der Gliedmaßen und der Brust bey dem Athemholen behalte. Diese Bänder befestigt man, statt der Nadeln, mit Schnüren, die an den Seiten und unten angeheftet werden, und macht die Knoten vorn am Leibe, damit sie bey dem Liegen das Kind nicht drücken.

Von 12ten oder 16ten Tage an, wenn das Kind mehrere Stärke hat, wickelt man es noch lockerer. Man befestigt alsdann die Binden bloß unter den Armen, und schlägt jene kreuzweise, lose um den übrigen Leib, macht sie an den Knien fest, und schlägt das Ende über die Schenkel, damit, wenn das Kind auf dem Arme getragen wird, die Füße nicht an der freyen Luft erkälter werden. Der Leib und die Arme werden schon durch das Camisölehen hinlänglich bedeckt. Bey diesem einfachen Verfahren behält man wohlgestaltete, gesunde und starke Kinder, alle Gefahr und Ungemächlichkeit fällt weg, und der Endzweck des Einwindelns wird nach aller Absicht erreicht.

Man legt gemeiniglich dem Kinde auf das Fontanell (Blättchen des Kopfes) ein vierfach zusammen gelegtes weiches Lappchen. Diese Vorsicht ist sehr gut, da ein jeder Druck oder Stoß allda tödlich ist. Dieses Lappchen muß nicht eher weggenommen werden, bis hier der Kopf völlig zugewachsen ist, welches nicht bey allen zu gleicher Zeit geschieht. Die Mühe, welche man über dieses Lappchen setzt, muß nicht zu fest an den

den Kopf anschließen, noch weniger die Ohren zu sehr einpressen, weil sonst die weichen Knochen des Kopfes an ihrer gewölbten Ausdehnung verhindert werden, und bey dem zeitigen Andrücken des äussern Ohres die Harthörigkeit in der folgenden Zeit verursacht wird. Siehe auch im XIV Th. S. 447, f.

Da ein neugebornes Kind weder harte Speisen zermalmen, noch in seinem schwachen Magen verdauen und in einen ordentlichen Nahrungs-Saft verwandeln kann, so muß es flüssige Dinge, und zwar solche, zu seiner Nahrung haben, die seinen thierischen Säften fast gleich sind, im Magen keiner großen Bearbeitung bedürfen, und deswegen geschwinde und gut nähren. Die Fleisch-Brühen erfordern eine größere Bearbeitung, um sie erst im Magen in den Nahrungs- und Milch-Saft zu verwandeln; sie erhitzen und verdicken auch das Blut, und der aus den Getreide-Arten ausgezogene Schleim ist zu wässerig und unzulänglich. Die Milch ist dagegen das beste Nahrungs-Mittel für das Kind, und daher auch von allen Völkern dazu gewählt worden; sie schmeckt lieblich, ist gehörig flüssig, und seinen Säften so ähnlich, daß sie im Magen wenig verändert werden darf; sie stillt Hunger und Durst zugleich, nährt stark, verdünnet das Blut, und vermehrt das Wachsthum. Und zwar ist die Frauen-Milch dem Körper des Kindes am zuträglichsten, weil sie die meisten Mollen, und die wenigsten groben käfigen Theile enthält. Man hat indessen die Milch unserer Haus-Thiere, nach häufig angestellten Versuchen, folgender Maßen auf einander geordnet. 1. Die Esels- und Pferde-Milch, die mehr Mollen und weniger käfige Theile enthält. 2. Die Ziegen-Milch, hält das Mittel zwischen der Esels- und Kuh-Milch. 3. Die Kuh-Milch enthält sowohl mehr fette, als käfige Theile, und weniger Mollen. 4. Die Schaf-Milch aber ist noch käfiger.

Sollten, nach des Schöpfers Absicht, die Kinder mit dergleichen Thier-Milch ernähret werden, so würde er den Müttern keine Milch-Gefäße und Brüste gegeben haben, die jederzeit nach ihrer Entbindung von Milch aufschwellen. Das Kind erhält diese Milch, welche es aus den Brüsten der Mutter sauget, ganz frisch, mit allen kräftigen feinen und geistigen Theilen, in einerley Grad der natürlichen Wärme, in gleicher Beschaffenheit und Güte, und wird dadurch nicht nur ernähret, sondern auch erquicket und gestärket, welche Vortheile bey der Thier-Milch wegfallen. Die Art, wie das Kind die Milch seiner Mutter empfängt, zeigt, wie diese ihm zuträglich, als die Milch der Thiere, sey. Seine beyde Lippen umfassen die Warze überall, es sauget, und die Milch fließt unmittelbar aus der Brust in seinen Mund und Magen, in Begleitung der subtilsten und geistigsten Theile, welche auch unstreitig die kräftigsten sind. Wenn das saugende Kind krank ist, so läßt sich die Milch der Mutter durch Arzeneyen verändern, und sie dem kränklichen Zustande des Kindes so gemäß machen, daß sie wie eine Medicin in das Kind wirkt, ohne diesem selbst Arzeneyen beizubringen, welcher Vortheil ebenfalls nicht zu erhalten wäre, wenn das Kind mit Thier-Milch ernähret würde. Man muß daher ordentlich keinem Kinde die Frauen-Milch zur Nahrung entziehen; im Nothfalle aber läßt es sich allerdings einige Tage mit saulicher Kuh-Milch unterhalten, doch daß man ihm so bald als möglich Frauen-Milch verschaffe. Das Kind hat davon vielfältigen Nutzen, wenn es die Milch seiner eigenen Mutter, und nicht einer fremden Frau, zur Nahrung bekommt. Der Kaiser Marcus Aurelius sagt, daß die Mütter ihre Kinder selbst säugen müßten, damit sie ganze und nicht unvollkommene Mütter wären. Die Frau ist alsdann erst eine vollkommene Mutter, wenn sie das von ihr geborne Kind an ihren Brüsten stillt.

Viele

Viele entziehen sich dieser natürlichen Pflicht, weil sie sich die Beschwerden davon so sehr groß vorstellen. Eine Frau von gutem Vermögen, die eine vernünftige Wärterinn halten kann, darf dabey nichts weiter thun, als dem Kinde die Brust reichen, und übrigens nur darauf Acht haben, daß die Kinder-Frau es beständig einklich halte. Da das Kind nur zu gewissen Zeiten die Brust verlangt, so darf die Mutter sich keinen so großen Zwang anthun, als sie befürchtet. Sie kann bey diesem Geschäfte Besuche geben und annehmen, da sie nur drey bis vier Mahl des Tages das Kind anlegen darf; und das Vergnügen, welches sie in solchen Augenblicken empfindet, ist so reizend, daß sie mehr nach diesen, als nach andern lange währenden Ergekungen in Gesellschaften sich sehnen sollte. Diejenigen, welche nicht das Vermögen haben, eine Wärterinn zu halten, haben etwas mehr Mühe, da die Wartung immer dieselbe bleibt. Gesezt aber, die Beschwerden bey dem Säugen wären sehr groß, so sind doch die Vortheile davon weit überwiegender, welche die Mutter sowohl für sich selbst, als auch für ihr Kind erhält, wenn sie dieses mit ihrer eigenen Milch stillt.

Mütter, die ihre Kinder nicht selbst stillen, berauben sich der süßen Beruhigung, die ein Jeder bey der Erfüllung seiner Pflicht empfindet, und des unschätzbaren Vergnügens von der zärtlichsten und edelsten Gattung, welches in einer höhern und innigern Liebe zu dem Kinde, so wie in der viel größern Liebe des Kindes gegen die Mutter, welche es selbst gesauget hat, besteht. Diejenige, welche dieses Geschäft einer fremden Person überläßt, tritt an diese einen großen Theil ihres Mutter-Rechtes ab, und wird von ihrem Kinde weniger geliebet, als die Amme. Mütter, welche ihren Kindern selbst die Brust reichen, wenden eben dadurch das sicherste Mittel an, sich eine dauerhafte Gesundheit zu verschaffen, und muntre und starke Erben zu

zu

zu erhalten. Eine Mutter, die sich ihre Milch vergehen läßt, weil sie ihr Kind nicht selbst stillen mag, zieht sich viele Gefahr zu. Der Ueberfluß, mit dem die Milch in die Brust tritt, verursachet daselbst die empfindlichsten Schmerzen. Die schnelle Hemmung, die der großen natürlichen Ausleerung der Milch widerfährt, zu einer Zeit, da sie bey ihrem geschwächten Körper am wenigsten im Stande ist, solche gewaltsame Veränderung auszuhalten, zieht die traurigsten Folgen für die Mutter nach sich. Die Milch wird dick, gerinnt, verursachet Verstopfungen, knotige Verhärtungen, Geschwüre, Geschwulst und krebzartige Schäden, welche schwer zu heilen sind. Da die Milch aus den Brüsten nicht heraus kann, tritt sie wieder in das Blut zurück, verdickt dasselbe, und verursachet eine auf die vorige Mattigkeit nach der Geburts-Arbeit folgende schnelle Vollblütigkeit. Diese süßliche Flüssigkeit wird, nachdem sie durch ihre Vermischung und ihren Umlauf mit dem Blute erhitzt worden ist, sauer, scharf, und entzündet das Feuer eines allemahl gewaltigen und öfters tödlichen Fiebers. Die funkelnden Augen, die heftigen Kopf-Schmerzen, der öftere und starke Puls-Schlag, sind offenbare Zeichen vom Ueberflusse des Blutes, welches nach diesem Theile hin tritt, worauf in kurzer Zeit ein Phantastieren, und gar ein Schlagfluß, zu erfolgen pflegt. Bald verursachet es eine Entzündung und Aufschwellung des ganzen Unterleibes, bald Beklemmung, Herzklopfen, Ohnmachten und Seiten-Stiche. Bey einigen erfolgt ein friesehafter Ausschlag, bey andern der Ausbruch einer Rose, die nicht nur das Gesicht verstellt, sondern auch bisweilen den Tod nach sich zieht. Wenn gleich viele die Gefahr der ersten Tage überstehen, so werden sie doch in der Folge unglücklich, und durch anhaltende Entkräftungen erschöpft, durch beständiges Glieder-Reissen gequält, oder von Mutter-Beschwerden und Verstopfungen befallen.

befallen, ohne Kraft, ohne Appetit zum Essen und Trinken, worauf zulezt ein Krebs oder eine allgemeine Auszehrung erfolgt. Siehe Milch-Versezung.

Die Ursachen dieser und vieler andern Zufälle, welche die Frauen früher oder später nach ihrer Entbindung betreffen, sind in der Unordnung und Zerstörung zu suchen, welche die in dem ganzen Blute vertheilte Milch anrichtet. Vor allen dergleichen Gefahren sind säugende Mütter gesichert. Bey diesen ist die Reinigung gar nicht stark, und hört öfters schon mit dem vierten Tage auf. Von dem Milch-Fieber, welches so viele wegrafft, und die Entbindungen fürchterlich macht, wissen sie gar nichts. Sie haben von allen Zerstörungen, welche die in den Gefäßen zurück behaltene, oder mit dem Blute vermischte Milch anrichtet, nichts zu befürchten. Es gibt zwar auch wohl einige Frauen, welche niemahls gestillet haben, und sich doch dabey ganz wohl befinden; allein, ihrer sind wenige, und von manchen wird geglaubt, daß sie von allen gefährlichen Folgen der Entbindung frey seyn, da sie doch nachher von hartnäckigen Krankheiten befallen werden, wovon der Ursprung in den anfangs unmerklichen, aber doch wirklich vorhandenen Zufällen, welche die wieder natürlich eingeführte Veränderung der Milch nach sich zieht, zu suchen ist. Niemahls sind so viele Frauen in den Wochen gestorben, als seit dem die schändliche Gewohnheit, die Mütter von der Verbindlichkeit des Säugens ihrer Kinder los zu sprechen, in Europa eingerissen ist. Die kleine Anzahl derer, welche der Gefahr entgehen, berechtigt sie nicht, sich derselben auszusetzen. Die Hoffnung, ohne Schaden davon zu kommen, hat einen viel zu schwachen Grund, als daß sie sich mit derselben schmeicheln dürften.

Die mehresten Mütter von Stande nehmen fremde Personen zum Säugen ihrer Kinder an, weil sie sich entweder zu vornehm halten, sie selbst zu stillen oder weil

weil sie befürchten, bey dieser Pflicht gegen ihre Kinder, ihr feines Aussehen und ihren Teint zu verlieren. Das erste ist unnatürlich, und nur dem Begriffe einer Mutter streitend, das andere aber ohne allen Grund. So lange eine Mutter ihr Kind säuget, ist ihre Gesichtsfarbe munterer und blühender, ihr Appetit stärker, es gedeihet ihr alles, und ihr ganzer Körper ist robuster. Es sterben weit weniger Frauenspersonen in der Säugungszeit, als in jedem andern Zeitpunkte ihres Lebens, nur die Zeit der Schwangerschaft ausgenommen, während welcher es etwas ungewöhnliches ist, daß eine Frau an irgend einer Krankheit stirbt, es wäre denn, daß solche von einer äußerlichen Gewaltthätigkeit herrührte.

Die Vortheile, welche einem Kinde dadurch zu wachsen, wenn es von seiner Mutter gesäuget wird, sind eben so wichtig, als diejenigen, welche der Mutter für ihre eigene Person zufließen. Es kann demselben nicht gleichgültig seyn, ob es die Milch von seiner Mutter, oder von einer andern Person, zu sich nimmt. Der gütige Urheber seines Lebens hat gewollt, daß es von derjenigen, die es zur Welt gebracht hat, gesäuget würde, weil er ihr alles, was dazu erfordert wird, in dem Augenblicke, da sie dieses thun soll, mittheilt. Die Anzahl der durch Ammen verwahrloseten Kinder ist sehr groß; und es ist unbeschreiblich, wie viel die Kinder leiden müssen, die, statt der natürlichen Nahrung von ihren Müttern, mit der Milch von Personen, deren Alter und Temperament so sehr von der Mutter ihrem unterschieden ist, genährt werden. Es sterben allezeit mehrere Kinder, die Ammen-Milch gesogen haben, als solche, die von ihren leiblichen Müttern gesäuget worden sind. Der unbehülliche Zustand der ersten Kindheit erfordert so große Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die man nur von einer ungütlich liebreichen Mutter erwarten kann. Was will man von ge-

bunt

dingenen Weibspersonen von niedrigem Stande für Zärtlichkeit gegen ein fremdes Kind erwarten, die um einiger Thaler willen ihre eigene Kinder verstoßen? Und was läßt sich von diesen erwarten, wenn Frauen von höherm Range so pflichtvergessen sind, ihre Kinder andern anzuvertrauen? Bey dem allen ist dieses doch an den Deutschen zu loben, daß sie durch die eitle Neigung, fremde Moden und Sitten so gern anzunehmen, noch nicht so weit verleitet worden sind, ihre Kinder, so bald sie getauft sind, an Weiber auf dem Lande zum Stillen zu übergeben, wie diese unmenschliche Gewohnheit in Paris bey den meisten Aeltern vom Mittelstande herrscht, die ihre Kinder, wenn sie nicht ein frühes Opfer des Todes werden, viele Jahre unter den Händen fremder Weiber lassen; die mehesten aber werden ein Raub des Todes, da solche Weiber gemeinlich zwey Kinder zugleich, das ihrige und das ihnen anvertraute, säugen. Man sieht aber auch ohne diese französische Mode allenthalben unglückliche Aeltern, die durch Ammen um ihre Kinder, und mitleidenswürdige Kinder, die um ihre Gesundheit gekommen sind. Wie viele Kinder werden nicht von Personen, die von venerischen Krankheiten vergiftet sind, in die elendesten Umstände versetzt! (Siehe Th. XIV, S. 762, f.) Manche andere Zufälle, mit welchen in großen Städten niedrige Weibspersonen nicht selten behaftet sind, sollten wohl bey mancher Mutter eine ernsthafte Ueberlegung veranlassen, ehe ihr Kind an die Brust einer solchen Person gegeben wird!

Einige Mütter, die wirklich in der Verlegenheit sich befanden, ihre Kinder an der eigenen Brust nicht ernähren zu können, die sie aber viel zu zärtlich liebten, als daß sie dieselben der von den Ammen zu befürchtenden Gefahr hätten aussetzen sollen, haben solche bey Habergüsse und Kuh-Milch aufgezogen, und sie zeitig an das Wassertrinken gewöhnet, woben sie in ihren ersten

sten Jahren sehr gesund gewesen, auch zu einer ansehnlichen Größe und Stärke erwachsen sind. (Mehrere Mittel, Kinder ohne Milch aus der Mutter: oder Ammen: Brust zu ernähren, wird weiter unten Erwähnung geschehen.) Solche Beispiele zeigen, daß man diese Art dienender Personen auch im Nothfalle entbehren könne. Indessen ist nicht zu läugnen, daß das Erziehen eines Kindes mit allerlei gekochtem Schleim, u. d. gl. eine Gewaltthätigkeit gegen die Natur sey, die nur durch die äußerste Noth gerechtfertiget werden kann. Die Handlung des Säugens, woben sich eine Feuchtigkeit in des Kindes Munde absondert, und mit der Mutter: Milch innigst vermischt, auch dadurch die Verdauung im Magen befördert, macht dem Kinde diese Nahrung viel gedeihlicher, als wenn man ihm dieselbe reine Mutter: Milch im Löffel reichete; noch weit weniger kann demselben eine andere eingeköpfte künstliche Speise eben so heilsam und gedeihlich werden. Die Milch in den Brüsten der Mutter ist aus eben den Säften und dem Blute abgeschieden, die das Wachsthum des Kindes im Mutterleibe beförderten. Es hat daher dieselbe mit den Säften des Kindes natürlicher Weise eine größere Aehnlichkeit, kann sich leichter mit denselben vermischen, und ist der Natur des Kindes gemäßer, als eine andere Nahrung, oder auch als die Milch einer fremden Person. Es ist beynahe unmöglich, solche Ammen zu erhalten, deren Säfte und daraus abgesonderte Milch mit den Säften des Kindes in gleichem Verhältnisse stehen. Aus der ungleichen Beschaffenheit aber werden viele Krankheiten der Kinder erzeugt. Die dicke Milch einer gemeinen Weibsperson ist ihrem starken Kinde zwar gemäß, einem zärtlichen aber zu schwer, welches eine dünne und leichte haben muß. Die Mutter: Milch bleibt auch immer in einem gleichen Verhältnisse mit dem Alter des Kindes. Es empfängt alsdann in den ersten Tagen die leichte

leichte, dünne, wässerige, süße, weniger nahrhafte, am besten öffnende und den zähen Schleim abführende Mutter: Milch. Diese öffnet den Leib weit besser und sicherer, als die auserlesenen Abführungs: Mittel, wenn sonst die Mutter gesund ist. Wenn nun des Kindes Magen mehr zur Nahrung gewöhnet ist, so wird auch die Mutter: Milch alsdann dicker und nahrhafter. Dagegen ist bey den Ammen, die schon eine Zeit lange vorher entbunden sind, die Milch dem Alter des Kindes nicht gemäß, sondern für dasselbe zu alt, zu schwer, und zu fett. Eine Mutter, die ihr Kind selbst an den Brüsten hat, pflegt dasselbe am gedeihlichsten und treuesten. Da sie es unter ihrem eigenen Herzen getragen hat, ist sie dabey unverdrossen und unermüdet; sie hält eine gute Lebens: Ordnung, ist wachsam bey allen Vorfällen, und unterwirft sich allen Ordnungen zum Besten des Kindes. Wenn das Kind krank ist, bedient sie sich an dessen Stelle der Arzeneien, wodurch das Kind bey dem Genuße ihrer Milch wieder gesund wird. Sollte man dieses alles nach aller Absicht von einer gemietheten Amme wohl erwarten können? Eine Mutter, die gesund ist, eine gewölbte breite Brust, und hinlänglichen Vorrath von Milch hat, ist schuldig, sie sey wes Standes sie wolle, ihr Kind selbst zu stillen, und es sich zur Pflicht gegen Gott, gegen ihr Kind, und gegen den Staat, zu machen, wozu der bloße Natur: Trieb die Thiere auffordert. Nur weiche, magere, ausgezehnte Mütter, die sehr jung sind, oder eine enge, schmale Brust, kleine Brüste und wenig Milch haben; oder, die heftige hysterische, hypochondrische oder Brust: und Lungen: Beschwerden haben, sind von dieser Pflicht ausgenommen, wie denn auch die Milch kränklicher und schwächerer Mütter dem Kinde schädlich ist.

Es gibt also wohl Fälle, die eine Ausnahme leiden, aber selten sich eräugnen. Dagegen gibt es viel mehr

rere Gefährlichkeiten, die nicht besser, als durch die Säugung des eigenen Kindes, gehoben werden können; wie denn öfters Mütter von der zärtlichsten Leibes-Beschaffenheit nach dem Säugen robuster und gesunder geworden sind.

Wenn aber eine Amme gebraucht werden muß, so ist die Wahl derselben mit großer Vorsicht anzustellen. Einige Mütter, die sich in die Nothwendigkeit gesetzt finden, eine Amme für ihr Kind zu suchen, glauben, daß sie sich nach einer solchen umsehen müßten, welche bereits zwei Kinder geboren hat, weil sie sich vorstellen, daß bey diesen die Milch viel leichter in die Milch-Gefäße schieße, die bereits ausgedehnt, und davon vorher angefüllt gewesen sind. Allein, die Milch pflegt nur nach dem ersten oder zweyten Tage zu fehlen; am dritten oder vierten sind die Wege schon völlig geöffnet, und die Absonderung der Milch geschieht bey der dritten und vierten Entbindung auf dieselbe Weise, wie bey der ersten. Doch ist die Milch nach Verschiedenheit der Körper sehr unterschieden. Eine gute Amme hat in das moralische und physische Wohl des Kindes großen Einfluß. Sie muß nicht unter 20, und nicht über einige 30 Jahr alt seyn. Eine Person, die noch nicht völlig ausgewachsen ist, braucht selbst noch Säfte zu ihrem Wachsthum. Bey den meisten Frauenspersonen pflegt nach dem 35ten Jahre die Natur in Abnahme zu kommen. Bey allzu jungen und zu alten Ammen ist die Milch mehrentheils unvollkommen, wässerig, dünn, nicht nahrhaft genug, noch hinlänglich. Man erkundige sich auf alle Weise bey dem Prediger, oder bey andern glaubwürdigen Personen, die sie kennen, nach ihrem bis dahin geführten Leben, und nach ihrer Gemüths-Art, ob sie dem Trunke, dem Zorne, der Liebe, und andern Leidenschaften und Lastern, ergeben ist. Da dem Kinde alle Laster und üble Sitten der Amme durch den täglichen Umgang

gang so eigen werden, daß sie sich oft nachher nicht durch die strengste Erziehung verändern lassen, so ist in diesem Stücke alle mögliche Vorsicht anzuwenden. Die erste Anlage zu Tugenden oder Lastern wird schon in früher Jugend gemacht. Viele alte Völker betrachten deshalb die Amme als eine sehr wichtige Person, die auf das künftige Leben ihrer Kinder einen großen Einfluß hätte. Es ist ein großes Glück für das Kind, wenn es lauter edle, oder doch artige Handlungen sieht. Unartige Gewohnheiten, eine undeutliche und stotternde Aussprache, oder andere Fehler, gewöhnen auch das Kind dazu. Ist man so glücklich, eine Person von guter Erziehung und gefälligen Manieren zu erhalten, so macht diese einen vortheilhaften Eindruck auf das Kind. Die Milch einer Amme, welche heftigen Leidenschaften nachhängt, ist dem Kinde schädlich. Aergertliche und zanksüchtige werden mit dem Kinde unfreundlich umgehen, und dasselbe mißhandeln. Man betrachte die Bauart ihres Körpers und ihr äußerliches Ansehen, ob sie gewisse erbliche oder ansteckende Krankheiten habe, oder damit vormahls behaftet gewesen sey. Aus ihrem Ansehen, und aus der Beschaffenheit der Brüste, läßt sich manches wahrscheinlich erkennen. Ein jeder Ausschlag an ihr ist verdächtig; und wenn solcher gleich von keiner ansteckenden Krankheit entstanden ist, so bekommt das Kind durch solche Milch ein scharfes, kräftiges Blut, und allerley Ausschläge. Die Milch schwindstüchtiger Ammen riecht bisweilen so übel, wie der Eiter, den sie auswerfen. Eine Amme muß keine verdorbene Zähne, noch stinkenden Athem, haben, weil der Säugling, so oft sie ihn umarmet, eine unreine Luft einziehen würde. Ammen mit rothen Haaren pflegen eine scharf riechende Ausdunstung und übeln Athem zu haben, wie denn auch ihre Milch öfters dergleichen Geruch an sich hat, und leicht verdirbt. Eine Amme, welche mit dem Scharbocke oder der sal-

lenden Eucht behaftet ist, pflanzt diese Krankheit auf den Säugling fort. Eine Person, die gesund und wohl aussieht, breitschulterig ist, eine breite gut gewölbte Brust hat, weder zu fett, noch zu mager, und in der Bauart ihres Körpers, der Mutter ähnlich ist, gibt die Vermuthung, daß ihre Milch dem Kinde ge-
deihlich seyn werde. Eine zarte und kleine Mutter, muß sich auch nach einer gleichen Amme umsehen; und eine starke, fleischige und große, wählt auch am sichersten eine ihr ähnliche für ihr Kind. Von den Brüsten läßt sich eine ziemlich sichere Folge machen, ob eine Amme gesund sey, und einen hinlänglichen Vorrath von Milch darin habe. Brüste, auf welchen Blattern und Ausschläge sich zeigen, lassen wenigstens so viel urtheilen, daß die Milch eine Schärfe in sich habe, und keine gesunde Nahrung gebe. Eine Amme, die auf ihren Brüsten Narben von zugeheilten Geschwüren, oder Knoten und Erhöhungen hat, muß man nicht wählen. Die etwas harten und fleischigen Brüste sind den allzu weichen, zu sehr herunter hangenden und schlaffen vorzuziehen. Die Brüste müssen ziemlich dick und ausgespannt, mittelmäßig groß, nicht schlaff, nicht zu weich, nicht zu hart, und die Warzen nicht zu klein seyn, noch zu tief liegen, weil sonst das Kind dieselben nicht recht fassen kann. Desters aber werden die Warzen, wenn das Kind einige Tage gesogen hat, in die Höhe gebracht. Sind die Warzen sehr groß, und zu weit hervor ragend, so kann das Kind sie nicht ganz mit dem kleinen Munde umfassen, und sie pflegen auch ein Zeichen einer alten Milch zu seyn. Dem neugebornen Kinde muß man, wo möglich, eine Amme verschaffen, die nur vor wenigen Tagen entbunden ist, und deren wässerige und dünne Milch dem Kinde zur Arznei und Nahrung zugleich gereicht. Ist aber das Kind schon einige Monathe alt, wenn man eine Amme braucht, so muß man eine solche

solche zu bekommen suchen, deren Milch auch schon einige Monathe alt ist. Wenn junge Ammen, die sonst stark und gesund sind, nicht gleich im Anfange hinlängliche Milch haben, so werden doch durch das Saugen die Quellen mehr eröffnet, und die Nahrung fließt häufiger zu. Die Güte der Milch erforscht man durch folgende Proben. Man läßt einige Tropfen davon auf den Nagel des Fingers, oder auf den Rand eines Glases oder einer Tasse, fallen; wenn nun die Milch, indem man den Nagel oder das Gefäß nach der Seite beugt, unbeweglich darauf stehen bleibt, so ist sie zu dick und zu fett, und sie würde des Kindes Magen mit der kästigen Materie verstopfen. Fließt sie sogleich ab, so ist sie zu wässerig, und nicht nahrhaft genug. Bleibt sie aber auf dem Nagel stehen, so lange man ihn gerade hält, und fließt allmählich ab, wenn man den Nagel schief beugt, so ist sie gut. Man vermischt auch die Milch mit einer sauern Flüssigkeit, oder mit rectificirtem Weingeiste, daß sie gerinnet. Wenn alsdann das mehreste zu Molken, und das wenigste zu Käse wird, oder wenn sich gleich viel von Molken und kästiger Materie scheidet, so hat die Milch ihre gehörige gute Beschaffenheit. Wird das meiste zu Käse, so ist sie zu dick; und wenn sie zu viel Wasser setzt, so ist sie zu dünn. Der erste Fehler läßt sich einiger Massen verbessern, wenn man keiner andern säugenden Person das Kind geben kann oder will, daß man sie viel Wasser von Thee, Ehrenpreis, u. d. gl. trinken läßt, auch wenn das Kind etwa 2 oder 3 Monathe alt ist, die Säugende ihre Milch in solchem Falle in eine Tasse melken läßt, und jene alsdann mit dergleichen verdünntem Getränke vermischt, und dem Kinde zu trinken gibt. Die Farbe der Milch muß, wo nicht ganz weiß, doch weißgelblich oder graulich seyn. Die gar zu gelbe, schwärzliche, grüne, röthliche, oder sehr blaue, ist aus verdorbenen Säften abgesondert, und einem

Kind wie Gift. Ammen, deren Milch einen sehr salzigen, oder andern unangenehmen Geschmack hat, müssen gemieden werden. Eine gesunde Milch muß angenehm süß schmecken, und ohne Geruch seyn. Eine sauer oder faul riechende Milch ist bereits in Fäulnis übergegangen. Eine Amme, die ihre monatliche Reinigung wieder die gemeine Gewohnheit hat, muß nicht gemietht werden, weil die Milch mit diesem Zufalle in Verbindung steht, und, wenn dieser sich einfindet, umschlägt und verdirbt. Die Kinder brechen sie weg, empfinden Schmerzen, und bekommen Ausschläge und Geschwüre. Dergleichen Personen hängen mehrentheils verlebten Gedanken nach, und befördern dadurch die Schärfe des Blutes. Doch gibt es hierin auch bey ganz ordentlich lebenden Personen Ausnahmen, und es ist nicht alle Milch von solchen Ammen schädlich.

Eine Säugende muß eine gewisse zuträglichke Lebens-Ordnung beobachten, und sich beständig in einer reinen, frischen und gemäßigten, weder zu kalten, noch zu warmen Luft aufhalten. In zu sehr geheizten Stuben wird eine erhitzte Milch abgesondert, die in des Kindes Magen leicht verdirbt; und da ihre Absonderung zu geschwinde geschieht, so ist sie unvollkommen, schlecht vermischt, und kann daher im Magen leicht gerinnen und versauern. In großer Sommer-Hitze muß sie mit dem Kinde eine kühle Stube bewohnen, sich ruhig verhalten, viel warme Speisen meiden, und kühlende, aber nicht saure Getränke genießen. Eine große Kälte treibt die Milch zurück, macht sie dick, und verhindert die hinlängliche Absonderung. Eine Amme muß sich vor aller Verkältung hüten, in rauher Luft die Brüste nicht bloß tragen, oder mit nackten Füßen auf kaltem Boden gehen. Da die Mäßigkeit im Essen und Trinken zur Erhaltung der Gesundheit einem Menschen nothwendig und heilsam ist, so müssen sich auch

Säu:

Säugende derselben befeistigen. Bey einem neugeborenen Kinde muß man der Amme wenig Fleisch, und nur leichte, dünne, und nicht zu sehr nahrhafte Speisen geben. Wasser: Suppen von Habergrüße, Reis und Graupen, Bier: Suppen mit einem Eye, leicht zu verdauende und wenig gesalzene Fische, Scorzonere, Zucker: und Petersilien: Wurzel, u. d. gl. sind im Ansfange die besten Speisen.

Wie nun das Kind mit der Zeit einer mehr nährenden Milch bedarf, so kann alsdann auch die Amme alle gut nährenden Speisen, doch mäßig, genießen. Eine Säugende muß schlechterdings alle häufige saure Sachen, Essig, sauern Wein, Sauerkohl, herbe unreife Früchte, u. d. gl. meiden. Die vielen Fleisch: Speisen, alle süße, besonders mit Honig zubereitete, wie auch gesalzene, geräucherte und geböfelte Speisen, Rettig, Meer: Rettig, Senf, Zwiebeln, Knoblauch, Speck, Käse, harte Eyer, u. d. gl. sind einer Säugenden für das Kind nicht zuträglich. Auch müssen ihre Speisen nicht stark gewürzt seyn. Wein, Braunt: Wein, Kasse, Chocolate, müssen gänzlich unterlassen, oder doch sehr behutsam, und mit Wasser oder Milch verdünnet, von ihr genossen werden. Indessen ist es doch unnöthig, daß eine Amme, zumahl wenn das Kind schon einige Wochen alt ist, sich aller sauern oder gesalzenen Speisen gänzlich enthalte. Eine allzu sorgfältige Lebens-Ordnung ist mehr schädlich, als nützlich. Brod, Milch, Butter und Käse, verschaffen einer arbeitsamen Bauer: Frau bessere Milch, als einer vornehmen Dame, die sich wenig bewegt, die Kraft: Suppen. Das tägliche Getränk der Säugenden sollte entweder bloßes Wasser mit Brod, oder dünnes, gut gegohrnes und nicht heftiges Halb: Bier seyn, und des Morgens Thee, oder eine dünne Bier: Suppe. Sie muß sich von keinen Leidenschaften zu sehr beherrschen lassen, sondern in denselben so mäßig, als bey dem

Do 4

Ger

Genüsse der Nahrungs-Mittel, sehn. Zorn, Schreck, Gram und Liebe, sind die schädlichsten. Eine Säugende, die sich heftig geärgert oder erschrocken hat, muß das Kind nicht sogleich an die Brust legen, sondern erst nach 3 oder 4 Stunden, und unterdessen alle vorhandene Milch ausdrücken, und eine niederschlagende Arznei nehmen.

Wenn eine Amme krank wird, muß sie das Kind nicht stillen. Scheint die Krankheit langwierig zu werden, so ist eine andere anzunehmen, und das Kind zu deren Milch erst nach und nach zu gewöhnen. Ist aber die Krankheit von keiner Dauer, so muß man unterdessen das Kind mit laulicher Kuh- oder Ziegen-Milch, welche mit Gersten-Wasser verdünnet ist, nähren. Eine Säugende muß aller heftigen und angreifenden Leibes-Bewegungen und vielen Wachens sich enthalten, weil dadurch die Milch erhitzt und unschmackhaft wird, auch dem Kinde Leib-Schmerzen und Convulsionen verursacht. Sie muß ihre ordentliche Ruhe haben, und wenn sie die Nacht mit einem unruhigen und kranken Kinde zugebracht hat, muß man ihr eine Wärterin zuordnen, damit sie am Tage schlafen könne. Wenn die Milch bey einer Säugenden von selbst verschwinden sollte, ohne daß die Schwangerschaft, oder etwa eine Krankheit daran Schuld wäre, so kann sie sich gar bald eine neue Milch verschaffen, wenn sie verdünnete Kuh-Milch, oder mit Fenchel-Samen abgekochtes Gersten-Wasser trinkt.

In den zwey ersten Tagen bedarf das Kind fast gar keiner Milch zur Nahrung. Der zähe Schleim muß erst aus seinen Därmen fortgeschafft werden, ehe es diese ordentliche Speise vertragen kann. Säuget die Mutter das Kind selbst, so gibt man demselben die zuerst in den Brüsten abgesonderte dünne, purgierende Milch zu einigen Mahlen. Ist aber die Milch der Amme älter, so muß man dem Kinde erst etwas Man-

del-Dehl mit Zucker zuweilen beibringen, oder andere gelinde abführende Mittel geben, wie im Vorhergehenden gezeigt worden ist, und, wenn die Unreinigkeiten weg geschafft sind, nach zwey Tagen etwas von dieser fetten Milch genießen lassen, damit es sich nach und nach dazu gewöhne. Die Menge und Beschaffenheit der Nahrung eines Kindes müssen seinen Verdauungskräften gemäß seyn. Wenn ein Erwachsener zu viel Nahrung zu sich nimmt, so verfällt er in eine Krankheit. Einem Säuglinge ist der Ueberfluß noch schädlicher. Ob gleich ein Kind viel Nahrung zur Beförderung seines Wachsthumes bedarf, so muß es deshalb nicht beständig an der Brust liegen, sondern diese nur, wenn es hungrig ist, bekommen. Das Weinen zeigt nicht allemahl seinen Hunger an, sondern auch, daß es andere Schmerzen empfindet, daß es zu enge gewickelt ist, daß die Schärfe der Auswürfe seine Haut angegriffen hat, daß es zu warm oder zu kalt ist, u. d. gl. Wenn aber das Kind seine Augen steif auf die Amme gerichtet hat, derselben allenthalben nachsieht, und traurig wird, wenn sie sich entfernt; wenn sein Mund voll Speichel ist; wenn es seinen Finger nach dem Munde führt, und daran sauget; wenn es den Finger der Amme mit der Zunge und den Lippen begierig drückt, und mit den Händen weinend nach den Brüsten greift: so sind dieses Zeichen des Hungers.

Wie oft einem Kinde, den Tag über, die Brust zu reichen sey, läßt sich nicht bestimmen, da bey dem einen die Verdauung geschwinder geschieht, als bey dem andern (*). Ein gesundes Kind nimmt etwa alle 4 Stunden, oder 4 bis 5 Mahl in einem Tage, die Milch, und gewöhnet sich von selbst an diese Zeit. Die

No 5

Quan-

(*) Die Aerzte haben vorgeschlagen: eine Säugende solle ihrem Kinde etwa nur alle 4 Stunden ein Mahl die Brust reichen, weil sonst, wenn frische Milch zu der alten, noch unerdauerten, käme, daraus eine schädliche Unreinigkeit im Magen entstünde.

Quantität der Milch, welche das Kind genießen soll, wird durch dessen Stärke, Verdauungs-Kraft und Appetit, bestimmt. Es ist besser, ihm zu wenig, als zu viel, zu geben. Wenn das Kind gar zu gierig sauget, darf die Amme nur die Spitze ihrer Brust mit beiden Fingern etwas zurück drücken, so hindert sie dadurch, daß das Kind nicht zu viel Milch auf ein Mahl in den Mund bekomme, und daß es nicht zu viel Nahrung auf ein Mahl zu sich nehme. Sind dem Kinde, bey seiner Gierigkeit, einige Milch-Tropfen in die Luftröhre gekommen, daß es husten muß, so ist es eine üble und schädliche Gewohnheit, ihm mit der flachen Hand in den Rücken zu schlagen. Man halte alsdann vielmehr seinen Kopf etwas schief, so wird der Husten sich bald legen.

Ein krankes Kind muß weniger Nahrung bekommen, als ein gesundes, weil es weniger verdauet, und die Milch bey ihm verdirbt. Auch die beste Milch, die im Ueberfluß gegeben wird, ist so schädlich, als die bereits verdorbene. Aus dem Ueberflusse entstehen die schlimmsten Zufälle, Schwämme, Ausschläge, schweres Zahnen, Durchfall, die englische Krankheit, u. d. gl. Eine Amme muß niemahls das Kind saugen lassen, wenn sie 12 Stunden gefastet hat, weil alsdann die Milch scharf ist, und leicht faulet; aber eben so wenig muß sie sogleich nach ihrer Mahlzeit, sondern erst 2 oder 3 Stunden nachher, dem Kinde die Milch geben, die alsdann erst von dem fremden Geschmacke der Speise, welcher dem Kinde einen Ekel und allerley üble Wirkungen verursachen könnte, befreyet ist. Dieses muß vornehmlich nach dem Genuße blähender, salziger und scharf schmeckender Speisen und Getränke, der

stände. Dieser Vorschlag ist zwar nicht zu tabeln, allein er läßt sich nach den Umständen nicht ausführen, und man kann sicher sehn, daß schon nach 2 Stunden die eingesogene Milch genug verdauet ist, um frische in den Magen zu lassen.

der Zwiebeln, des Meer-Kettiges, Kaffees, Weines und Brantweines, beobachtet werden. Wenn aber das Kind krank ist, und man für gut befunden hat, der Amme solche Speisen und Arzeneien zu geben, welche die Milch verändern und medicinisch machen, so muß sie bald nach dem Genuße, dem Kinde die mit den heilsamen Theilen noch erfüllte Milch, ehe solche sich verlieren, geben.

Da schon eine grobe, schwere und verdorbene Milch großen Schaden in dem Körper des Kindes anrichtet, so thun solches noch mehr die festeren und zäheren Speisen, welche der Säugling durch die Verdauung nicht bezwingen, verdünnen, und in einen hinlänglich flüssigen Nahrungsast verwandeln kann. Die Kinder von der Geburt an mit Mehlbrey zu nähren, ist höchst schädlich. Das rohe Mehl besteht aus groben erdigen Theilen, die sich theils durch das Wasser in einen Schleim auflösen, theils wegen ihrer großen Zähigkeit nicht auflösen lassen. Die bloß wässerigen Feuchtigkeiten in dem Magen des Kindes können das rohe Mehl nicht aus einander bringen; dieses liegt darin unverdaulich, und wird eine Ursache vieler Krankheiten, und endlich des frühen Todes. Das Weizen-Mehl hat unter allen den zähesten Kleister. Man kocht dieses mit Milch so stark, daß der subtilste Theil der Milch verfliehet, und der Brey dick wird. Das Kind empfängt auf solche Weise ein unverdauliches Mehl und eine käufliche Milch. Dieses bleibt in den schwachen Därmen unverändert, der Leib wird hart und gespannt, die Röhren werden verstopft, und das Kind bekommt in der That keine Nahrung, es bleibt mager, und es erfolgt eine wirkliche Auszehrung, zumahl in diesem unverdaulichen Breye Würmer sich einfunden.

Die ersten Aerzte haben sich müde geschrien, da sie den Kindern die so beliebten Mehlbreye nehmen und entziehen wollten, und sie sind Märtyrer der Wahrheit am Kaffetische

bei den Wochen=Visiten geworden; jetzt aber kann man schon ganz dreist, ohne eine Erinnerung von der Frau Groß=Mama zu befürchten, diese schädliche Breie verdammten, wodurch der Magen der Kinder zu einem Sammelplatz von Säure und Schleim gemacht, ihre Bäuche in Trommeln, ihre Glieder in harte Stöcke verwandelt, und ihre Leiber zu Magazinen von Wurm=Restern gemacht werden. Diese Mehl=Speisen blähen gar sehr; richten schwer zu hebende Verstopfungen an; verkleistern den Magen dergestalt, daß er zum Verdaunungs=Geschäfte ganz unvernünftig wird; verstopfen die Gefäße=Drüsen so fest, daß gar keine gute Nahrung mehr in das Blut gebracht werden kann; erregen ein blasses, schwelliges, fieses Ansehen; benehmen dem Körper alle Kraft und Stärke, und erzeugen Fieber, schleimende Krankheiten, Wassersucht, und andere Uebel. Die rohen Mehl=Speisen schaden am meisten; aber auch diejenigen, welche einige Zeit lang mit flüssigen Dingen gekocht sind, erregen diese Zufälle, wenn man sie in Menge genießt; es sey denn, daß die Abkochungen ganz dünn und ptisanenartig seyn; aber dann sind sie auch wieder von wenigem Nutzen; sie können verdünnen und erfrischen, aber sie nähren nicht.

Wenn die Kinder allmählich zugenommen haben, und die Verdaunungs=Kräfte stärker geworden sind, fängt man nach und nach an, ihnen eine andere Speise zu geben, damit sie an solchen, vor ihrem Entwöhnen von der Brust, einen Geschmack bekommen. Eine von dem Magen des Kindes wohl zu verdaunende, und gesunde Speise ist ein aus Brod=Krumen gemachter Brey. Man nimmt ein aus feinem Mehle gebackenes Brod, oder einen Zwieback, so bereits einen oder zwei Tage alt ist, und sich zerbröckeln läßt, gießt die gar nicht stark gekochte Milch allmählich darauf, und vermengt solche mit der Krumen, daß kleine Klumpen darin bleiben. Dieser Brey muß dünn seyn, und es muß davon im Anfange täglich nur ein Mahl, und zwar des Morgens eine mäßige Portion, gegeben werden. Man kann auch kalte Milch auf Brod=Krumen gießen, und dieses nachher gelinde wärmen lassen. Auch kann man

ohne

ohne Milch, klein gebrochene Semmel mit Wasser, oder Speisebiere, etwas Butter und Zucker, stark kochen, und durch einander queren.

Ein Kind muß wenigstens in dem ersten halben Jahre keine andere Nahrung, als Milch, bekommen. Nach dieser Zeit aber, oder wenn das Kind schwächlich ist, nach dem achten Monate, fängt man an, ihm diesen Brey täglich ein Mahl, und zwar im Anfange, ehe man es schlafen legt, zu geben, damit ihm desto mehr Zeit gelassen werde, zu verdauen. Findet man, daß das Kind solchen gut verdauet, und weder davon aufgedunsen, noch verstopft wird, noch einen Durchfall bekommt, so gibt man ihm solchen täglich zwei Mähl, gegen Mittag und Abends, dabey aber noch einige Mähl die Mutter=Milch. So bald das Kind sich unpäßlich befindet, muß es entweder gar keinen, oder doch nur einen ganz dünnen Brey bekommen. In dem Falle, daß der Mutter oder der Amme die Milch schleimig vergeht, muß man das Kind mit warmer Kuh= oder Ziegen=Milch, die mit Wasser verdünnt ist, oder mit durchgeschlagener Habergrübe und etwas Zucker, nähren. Diese Dinge läßt man das Kind vermittelst eines Lutsches oder Zutsches=Rännchens, (s. Th. XXXIV, S. 131,) oder einer Röhre die mit einem Schwämmchen, oder einem Knauel von locker auf einander gelegter Leinwand versehen ist, saugen. Indessen sucht man den Zufluß und die Absonderung der Milch in der Mutter durch Arzeneien und dienliche Nahrungsmittel zu befördern.

Das Mittel, die Unruhe, die Schlaflosigkeit und das Geschrey des Kindes durch die aus einer zusammen gedrehten Leinwand gemachten Lutscher, welche mit gestoßenem Zwiebacke, oder Semmel und Zucker angefüllt werden, und welche das Kind beständig zum Saugen anreizen, zu stillen, ist höchst nachtheilig. Denn 1) das Kind zieht durch das beständige Saugen eine Menge Luft mit:

mit hinein, welche ihm nothwendig viele Blähungen, reißende Schmerzen in den Därmen, und Beängstigung verursachen muß. Zugleich verschlucken die Kinder das Wasser, welches mit dem Speichel, den sie vermöge des Saugens an dem Lutscher aus den vielen im Munde vorhandenen Drüsen heraus ziehen, vermischt wird; dieses kann den Magen und die Därme schwächen, mithin die Verdauung der eingenommenen Nahrung verhindern, und einen Durchfall befördern, den man so oft bey dem Zahnen der Kinder von eben dieser Ursache wahrnimmt. 2) Man hat öfters die Mund-Fäule bey dergleichen Kindern, welche einen Gebrauch davon machen, beobachtet. Es ist ganz natürlich, daß die Semmel, oder das weiße Brod, mit Wasser und Zucker vermischt, wozu noch der Speichel des Kindes kommt, besonders in einem warmen Zimmer, bald sauer wird. Wenn nun das Kind beständig eine solche Säure im Munde haben muß, wie kann es anders seyn, als, daß die noch zarten innern Theile des Mundes von dieser Säure zerfressen und schwärzig gemacht werden, und sodann nach und nach eine Mund-Fäule verursachen, welche deswegen weit schwerer zu heilen ist, weil man die Heil-Mittel nicht eben so leicht und sicher, wie bey erwachsenen Personen, anwenden kann. Da nun 3) das Kind gleich in den ersten Tagen an den Lutscher gewöhnt wird, so ist es ganz natürlich, daß man es nicht so bald davon entwöhnen kann, und daß es denselben auch noch behält, wenn das Zahnen anfängt. Was kann diese schädliche Säure hier nicht verursachen! Das Zahnfleisch und die Kiefer sind, wegen der hervor kommenden Zähne, im höchsten Grade empfindlich, auch entzündet; wenn nun diese Theile noch von aussen so sehr durch eine Schärfe gereizet werden, so ist es nicht zu verwundern, daß das ohnehin schmerzhaftes Zahnen um ein merkliches vergrößert wird, lange anhaltende Convulsionen, und endlich den Tod befördern kann.

kann. Wenn auch gleich viele Kinder eine so starke Natur haben, diesen zu entgehen, so sind doch schwache, unordentliche, schief gewachsene, faule, zerfressene Zähne die Folgen dieses Mißbrauches.

In solchen Fällen, da weder die Mutter selbst im Stande ist, ihr Kind zu säugen, noch eine geschickte und gute Amme sich findet, die ihre Stelle vertreten könnte, ist es eine erlaubte und nothwendige Entschließung, die Kinder auf eine andere Weise zu ernähren. Ich könnte, wenn es nöthig wäre, eine ganze Reihe von Zeugnissen anführen, daß Kinder gar keine Brust gesogen haben, und doch so robust, gesund und blühend sind, daß sie als Muster starker und gesunder Leute aufgestellt werden könnten. Das ganze Geheimniß beruhet darauf, daß man die Nahrungs-Mittel wohl unterscheide. Dünne Gemüse oder Breie von Wasser, Milch, und schon gegohrnem Mehle, sind eine eben so unschuldige, als nahrhafte und gesunde Speise der Kinder. Das rohe und ungegohrne Mehl ist, bereits gedachter Maßen, ihnen ungesund; allein Semmel, Zwieback oder Malz, sind ohne alle Gefahr zu gebrauchen. Man kann sich auch der süßen Molken für sie bedienen, welche auf folgende Weise zubereitet werden. Man nimmt frisch gemolkene Milch, thut frische wohl gequerlte Eyer hinzu, schlägt beides wohl durch einander, und läßt es kochen. Die Eyer und das Dicke der Milch vereinigen sich und fallen zu Boden, und es bleiben schöne kleine Molken darüber stehen, welche man abgießt. Bey dieser Speise ist sonst keine Unbequemlichkeit, als daß sie täglich frisch gekocht werden muß. Wenn man den Kindern diese süße Molken gleich nach der Geburt, an statt der ersten purgirenden Milch reicher, so führen sie ihnen den zähen Schleim, welchen sie mit auf die Welt bringen, eben so gut ab, als ob man ihnen die Mutter-Milch gegeben hätte. Wenn das Kind aus der ersten Woche heraus ist, kann

man diese Molken nach und nach mit Semmel-Krüme oder Meiß kochen, und so können die Kinder allein damit groß gezogen werden. Es ist nöthig, daß man diese flüssige Speisen den Kindern nicht ganz kalt gebe. Sie gewöhnen sich gar bald daran, zumahl wenn man sie ihnen anfangs mit ein wenig Zucker versüßt. Damit aber auch des Nachts die Kinder ihre Nahrung nicht kalt genießen dürfen, thut man wohl, daß man ihnen sowohl morgens, als auch abends, die Speise frisch zubereitet, und das Gefäß, worin sie enthalten ist, im Winter auf den warmen Ofen, ausser dem aber in heiße Asche oder auf eine Spiritus-Lampe setzt, damit sie stets warm bleibe. Weil aber die Wärme verurrsachet, daß die Molken oder Gemüse leicht sauer werden, so müssen sie auch des Abends frisch zubereitet werden. Man bedient sich der oben erwähnten Lutsch- oder Zutsch-Kännchen im ersten Anfange, um den Kindern die ganz flüssige Nahrung beizubringen; nach und nach aber gewöhnet man sie, aus dem Löffel zu speisen. Man kann ihnen auch einen aus Brod und dünnem Biere gekochten, und mit abgekochtem Honige vermischten Brei geben, alsdann aber muß ihnen keine Milch-Speise gegeben werden, weil diese von der Säure des Bieres gerinnet. Man muß nicht leiden, daß die Wärterinnen den Brei mit ihrem oft unreinen Speichel vermischen, (s. Th. XIV, S. 762, f.) oder denselben dem Kinde mit den Fingern in den Mund stopfen, sondern dazu allezeit einen kleinen Löffel gebrauchen. Eine Hand voll Perlgrauen in Wasser gekocht, und hernach mit der Hälfte Milch vermischt, ist ein nahrhaftes und gutes Getränk für Kinder. Sie dürfen aber überhaupt nicht so lange warten, als man gemeinlich glaubt, ehe man ihnen noch andere Speisen reichen darf. Wenn ein Kind nur das erste Vierteljahr überstanden hat, so kann es schon an andere Suppen, auch so gar an dünne Fleisch-Suppen, gewöhnet werden.

Da

Da die Hälfte der Kinder bei Nachtzeit geboren wird, so muß man sehr darauf bedacht seyn, daß durch die vielen Lichter, die man bey der ersten Wartung der Kinder nöthig zu haben glaubt, den Augen derselben, welche noch gar nicht an das Licht gewöhnt sind, kein Schade zugefüget werde, welcher ihr ganzes Leben hindurch nicht wieder gut gemacht werden kann. Man bedenke nur, wie sehr ein hell flammendes Licht, welches auf ein Mahl in ein dunkles Zimmer, worin wir uns lange aufgehalten haben, gebracht wird, unsere Augen zu reizen pflegt, und schliesse nun auf den Eindruck, den es auf das zarte Auge eines neugeborenen Kindes machen muß: so wird man gewiß das starke Beleuchten desselben nicht bloß als üble Behandlung, sondern wirklich als wahre Grausamkeit erkennen. Mehr als eine einzige Lampe, die noch dazu mit einem Schirme versehen ist, sollte also nie in ein Zimmer kommen, worin der neue Gast sich bey Nachtzeit befindet; und wäre ja zu manchen Verrichtungen auf einige Zeit helleres Licht nöthig, so könnte man so lange das Gesicht des Kindes mit einer leichten Leinwand bedecken. Hr. D. Ackermann fragte eine Menge Personen, die ihr Gesicht bis in das hohe Alter gut behalten hatten, zu welcher Zeit sie geboren worden seyn, und erfuhr von den meisten, daß es bey Tage geschehen sey. Das helle Sonnen-Licht, welches bey Tage in manche Zimmer scheint, würde indessen den Augen der neugeborenen Kinder oft eben so nachtheilig werden, als die Talg-Lichter des Nachts, wenn nicht zum Glück die Schamhaftigkeit und eine gewisse Feyerlichkeit allenthalben die Gewohnheit eingeführt hätten, zur Zeit der Geburt die Fenster-Vorhänge, so dicht als möglich, vorzuziehen.

Kinder müssen darum viel schlafen, damit sie gut wachsen, die Milch wohl verdauen, und Stärke erlangen. Das Leben des Säuglings besteht in Essen und

Oef. Enc. XXXVII. Th.

P p

Schla-

Schlafen. Die öfters wiederholte Vermischung eines neuen Milch-Saftes mit dem Blute, und die völlige Ruhe ihres Gemüthes, macht, daß sie in den ersten Monathen viel schlafen. Das Kind muß etwa eine Viertelstunde nach empfangener Milch zur Ruhe geleyet werden, zumahl sich alsdann ordentlich an ihm eine Schläfrigkeit zeigt. Es ist unverantwortlich, wenn das Kind wirklich müde ist, dasselbe durch Schaukeln auf den Armen und durch Spielen vom Schlafe abzuhalten. Doch darf man es eben nicht den ganzen Tag schlafen lassen, weil es sonst dumm, das Blut dick und der Körper träge wird. Man läset es daher am Tage auch einige Stunden wachen. Wenn das Kind bey Tage erwacht, gleich munter und nicht mürrisch ist, so hat es ausgeschlafen. Ist es bey dem Aufwachen verdrießlich, so ist es entweder hungerig, oder es thut ihm etwas weh, oder es ist unrein; welchen Bedürfnissen man vorher abhelfen, und es darnach vollends ausschlafen lassen muß. Ein Kind mit einem plötzlichen Geräusche aufzuwecken, ist höchst gefährlich.

Die Wiege dient dem Kinde zur bequemsten Schlaf-Stelle. Sie läset sich hintragen, wo man will, und man bringt das Kind durch ein sanftes Schütteln in den Schlaf, welche Bewegung noch überdies für die Gesundheit des Kindes zuträglich ist. Es muß aber in der Wiege allezeit mit dem Kopfe und der Brust hoch, und dem übrigen Theile des Leibes flacher geleyet werden. Diese Lage befördert den Umlauf des Blutes, macht das Athemhohlen freyer, das Kind schläft ruhiger, der Speichel kann leichter abfließen, auch der Urath sich besser herab ziehen, und wenn das Kind wachet, kann es den Kopf bewegen und alles ansehen. Man legt die Kinder auf die Seite, damit der Speichel abfließe, nur nicht allezeit auf einerley Seite, sondern man muß ihre Lage verändern, und sie auch zuweilen, doch seltener auf den Rücken legen. Wenn man die

Wie-

Wiege mit einer grünen Decke bespreitet, um die Kälte oder ein starkes Licht abzuhalten, so muß man dahin sehen, daß man das Kind nicht zu enge und zu dicht einschließe, sondern daß die Luft durchziehen könne. Erwacht das Kind vom Schlafe, oder will es durch sanftes Wiegen nicht einschlafen, so muß man es nicht mit starkem Hin- und Herschleudern zu betäuben, schwindelndig zu machen, und mit Gewalt in den Schlaf zu bringen suchen, sondern es vielmehr aufnehmen, und eine Zeit lang tragen, indem es entweder genug geschlafen, oder sich unrein gemacht hat, oder hungerig, oder zu stark eingewickelt, oder zu warm und schwülig ist, oder Schmerzen empfindet. Der nach dem gewaltsamen Schütteln erfolgende Schlaf des Kindes, ist nicht so wohl ein natürlicher Schlaf, als vielmehr eine schwindelnde Betäubung, die mit derjenigen, die man bey einem Hühne oder einer Taube damit hervor bringt, wenn man sie in der Luft herum drehet, nachdem man ihr den Kopf unter die Flügel gesteckt hat, eine Aehnlichkeit hat. Dergleichen Bewegungen richten eine Unordnung in dem Kreislaufe an, das Blut und die Säfte gerathen im Kopfe in Stocken, drücken das Gehirn, und bringen daselbst, vermöge dieser Pressung, mehr einen gelinden Schlagfluß, als wahren Schlaf, hervor. Wenn ein Kind bey einem ganz sachten Wiegen nicht schlafen will, muß man es nie durch ein heftiges Schaukeln in den Schlaf bringen.

Man muß die Wiege nicht so stellen, daß das Licht der Sonne, oder der starke Schein eines brennenden Lichtes oder einer Lampe von der Seite auf dieselbe falle. Da Kinder im höchsten Grade neugierig sind, so wenden sie den Hals und Kopf beständig nach der Seite, wo das Licht her kommt. Hierdurch wird ihr Hals schief und steif; und weil die Augen sich immer seitwärts drehen, so bleiben auch die Muskeln derselben in solcher Lage, so, daß die Kinder nachher schielen,

und alle Gegenstände von der Seite betrachten. Man muß daher die Wiege so setzen, daß das Kind das Licht, oder was es gern anblickt, gerade vor sich sehen kann, mithin mit den Füßen nach dem Lichte; nur muß das Licht nicht zu hell seyn, weil dieses die zarten Augen im Anfange schwächt. Die Kinder richten ihre Augen von Natur gegen das Licht; daher muß zu ihren Füßen so viel Licht auf die Wiege fallen, daß sie solches mit beiden Augen gerade und gleichmäßig sehen. Fällt das Licht nur von einer Seite auf die Wiege, so wird das Auge, welches am öftersten darauf gerichtet ist, schärfer werden, als das andere. Wenn man sich oft hinter die Wiege stellt, daß das Kind gezwungen wird, die Augen nach oben und hinter sich zu wenden, so wird es übersichtig. Auch ist es schädlich, das Kind beständig an Einer Brust saugen zu lassen, weil sich dadurch das Auge gewöhnet, nur nach einer gewissen Seite zu sehen. Uebrigens muß die Wiege nicht am warmen Ofen, oder am Fenster, oder an der Thüre und Zug-Luft stehen. Von den verschiedenen Arten der Wiegen selbst, werde ich im Art. Wiege handeln.

Von starken Aeltern erzeugte Kinder können, von der Geburt an, ohne Schaden die freye Luft genießen, wenn nur ihr Körper gut eingehüllet, und die Luft nicht zu streng ist. Weichlicher Aeltern Kinder müssen im ersten Jahre nicht aller Luft ausgesetzt werden, da ihr Körper zu empfindlich, und ihre Haut zu locker ist, als daß sie alle heftige Eindrücke von der Luft ohne Nachtheil ertragen könnten. Solche Kinder müssen erst nach und nach, und zwar in solchem Alter zur rauhen Luft gewöhnet werden, da ihre Haut dichter ist und ihre Fibern stärker sind; deswegen aber darf man das Kind im Winter nicht zu warm halten. Warme Stuben, ein heißer Ofen, und schwere Decken, tödten viele Kinder. Ein Kind hat eine größere innere Hitze, als ein Erwachsener, welches durch die Thermometer erwiesen

wer:

werden kann; und es ist ein großer Irrthum, wenn man meint, ein kleines Kind könne nicht warm genug gehalten werden. Dieses Vorurtheil macht ein gesundes Kind so schwächlich, daß es die frische Luft nicht einathmen kann, ohne sich einen Schnupfen zu zuziehen. In einer temperirten und von allen Dünsten freyen Luft, ist sein zuträglichster Aufenthalt. Im Sommer öffnet man, bey heiterm und stillem Wetter, ein Fenster, oder bey schleimem Wetter in der Neben-Stube, und läßt die frische Luft durch die aufgemachte Thüre sich in die Kinder-Stube ziehen. Auch thut man dieses im Winter, und geht unterdessen mit dem Kinde in eine andere mäßig warme Stube.

In der Kinder-Stube muß man keinen starken Dampf mit Räucherwerke machen, auch darin keine stark riechende Sachen halten, wodurch die empfindlichen Nerven des Kindes könnten betäubet, und ihm eine Erstickung zugezogen werden. Von dem Dampfe der Kohlen, die man zum Wärmen der Windeln gebraucht, auch wohl die Kinder über dem Kohlen-Becken anzieht, sind sehr viele erstickt. Man muß sie nicht in die Sonnen-Hitze bringen, die auf ihr zartes Gehirn eine gefährliche Wirkung äussert. Die Abend-Luft, das windige und Regen-Wetter, sind ihnen auch nicht zuträglich. In solchem Falle muß man sie in warme Tücher einhüllen, um sie vor Schnupfen, Husten, Heiserkeit und Durchfall, zu verwahren.

Die Bewegung durch die Wiege, oder auch von den Armen der Amme oder Wärterin, ist für ein zartes Kind hinlänglich. Beyde Bewegungen müssen nicht zu heftig seyn, indem das Kind dadurch erhitzt und zur Wildheit gewöhnet wird. Die meisten Wärterinnen setzen gemeiniglich die Kinder auf die linke Hand, legen die rechte an die Brust, und schaukeln sie also in die Luft; dadurch werden die biegsamen Knochen des Kindes zu sehr gedrückt, und das Brust-Bein

wird

wird einwärts gebogen. Andere tragen sie darum auf dem linken Arme, damit sie die rechte Hand zu ihren Geschäften frey behalten. Da aber in solcher Stellung, des Kindes rechter Arm gegen der Wärterin Brust gedrückt wird, und die linke Hand frey bleibt, dieses aber Gelegenheit gibt, daß das Kind leichter links, als rechts, wird: so ist dahin zu sehen, daß die Wärterin das Kind auch auf dem rechten Arme abwechselnd trage. Obwohl das Kind gelinde hin und her bewegt werden kann, so muß solches doch nicht sogleich geschehen, wenn es Milch oder andere Nahrung genommen hat, indem dadurch eine unordentliche Verdauung, auch Schlucken und Erbrechen, verursacht wird. Es ist besser, wenn man das Kind nach der genommenen Nahrung nicht sogleich darf schlafen lassen, sondern mit demselben, auf den Armen ruhend, die Stube auf und nieder gehen kann. Die Bewegung im Koll-Wagen ist dienlicher, als die auf den Armen; nur muß der Wagen von einer verständigen Person sacht und mäßig auf gleichem Boden gezogen, und das Kind in Betten geleyet werden.

Es trägt zur Gesundheit der Kinder sehr viel bey, wenn sie reinlich gehalten werden. Die Morgenländer, insonderheit die Türken, wie auch die Amerikaner, sind in diesem Stücke überaus sorgfältig. Die gezwungene Kleidungs-Art der Kinder macht es uns zur höchst nöthigen Pflicht, auf die Reinlichkeit äußerst bedacht zu seyn. Wenn die Unreinigkeiten des Kindes lange in den Windeln bleiben, so fressen sie durch ihre Schärfe die Haut an, und machen die Geburtsheile, Lenden und Schenkel wund. Was für Schmerzen und üble Zufälle hieraus entstehen, ist leicht einzusehen. Die Schärfe erregt an der zarten Haut des Kindes einen schmerzhaften Reiz, und ist die gewöhnlichste Ursache des Schreyens der Kinder. Man muß daher die Kinder so rein als möglich halten, sie jedes Mahl bald von ihrem Schmutze befreyen, und mit reinen Windeln versehen

sehen. Dieses ist die größte Wohlthat für sie, wodurch sie ruhig erhalten, und vor vielen Beschwerden bewahrt bleiben. Durch die Reinlichkeit wird ihre Ausdunstung befördert, der Umlauf der Lebensgeister wohl erhalten, jeder Theil des Leibes gepflegt und gestärket, und die Kinder werden dadurch munter und aufgeräumt. Die Unsauberkeiten werden mit laulichem Wasser abgewaschen, wodurch die Schärfe gemindert wird. Die Mühe des Umwickelns muß sehr oft vorgenommen werden, insonderheit, wenn das Kind schreyet, ohne ein Zeichen des Hungers von sich zu geben. Damit die Windeln das Kind nicht drücken, müssen sie von altem leinenen Zeuge gemacht seyn; auch muß man sie so unterlegen, daß keine Knoten, Nähte oder Falten, das Kind drücken. Die Windeln müssen mit Lauge, von der Schärfe, die sich in die Fäden gesetzt hat, befreyet und wieder von der Schärfe der Lauge gut ausgezogen und wohl getrocknet werden. Von dem täglichen Baden der Kinder in der ersten Zeit, ist bereits oben das Nöthige bengebracht worden. Man muß auch zuweilen den Kopf mit einer weichen Bürste gelinde reiben, um den durch Ausdunstungen verdickten Schmutz davon wegzuschaffen. Die Nase muß man fleißig, doch sanft und ohne Drücken, wodurch sie breit und platt werden könnte, wischen, damit der Ausfluß nicht die Haut anstresse; auch die feuchten Ohren mit trockner Baumwolle austrocknen. Wenn aber das Kind wund wird, und insonderheit zwischen den Ohren rohes Fleisch bekommt, so taucht man ein zartes leinenes Lappchen in kaltes Regen- oder Fluß-Wasser, und legt solches hinter die Ohren, oder auf das wund gewordene Fleisch, und wiederholt solches täglich zwey Mahl. Sollte man merken, daß das Ohren-Schmalz sich verdickt hätte, so ist lauliche Milch zu dessen Erweichung am besten.

Schrecken und Zorn schaden der zarten Maschine des Säuglings am meisten, zumahl die damit ver-

ten heftigen Erschütterungen des Nerven-Systemes und der festen Theile, so gar bey einem Erwachsenen schleunige und gewaltsame Veränderungen, die seinen Körper zu Grunde richten können, verursachen. Ein Kind ist zum Zorn und Schrecken sehr geneigt, weil es sehr empfindlich ist, und durch die geringste Gelegenheit heftig angegriffen wird, auch durch großen Schrecken und Zorn die Epilepsie bekommen und plötzlich sterben kann. Indessen werden die Kinder sehr erschreckt, wenn die Ammen ärgerlich sind und das Kind drohend anschreien, mit grimmigen Blicken ansehen, und mit Aufheben der Hände und mit Fuß-Stampfen fürchterlich drohen, dasselbe plötzlich aus dem Schlafe wecken, schnell aus einem finstern in einen hellen Ort bringen, mit einem brennenden Lichte mit einem Mahle an die Wiege kommen, u. d. gl. Der Zorn und die Bosheit wird hervor gebracht und unterhalten, wenn man gerade das thut, was die Kinder nicht leiden können, wodurch man ihren Willen zu brechen sucht, welches doch die zarten Säuglinge noch nicht verstehen; oder wenn man sie auslacht, wenn sie weinen, sie in der Wiege liegen läßt, wenn sie schreien, oder auf eine störrische und unfreundliche Art mit ihnen umgeht.

Es ist gefährlich, das Kind bey der Amme im Bette liegen zu lassen, da viele auf solche Weise erdrückt worden sind. Sie muß daher des Nachts aufstehen, um das Kind zu stillen, solches aber nicht in ihrem Bette verrichten, weil sie leicht wieder in den Schlaf fallen kann. In Florenz muß, nach einem scharfen Befehle der dortigen Obrigkeit, jede Mutter oder Amme ihr Kind, wenn sie es säugen will, in ein gewisses Gehäule legen, damit das Kind bey vorfallender Schläfrigkeit derer, die es säugen, ein Schutzmittel wieder das Erdrücken habe. Eine Beschreibung und Abbildung dieser Maschine, Arcuccio genannt, findet man im 11 Th. S. 386, fgg. und der dazu gehörigen

Fig.

Fig. 21; und im 1 Th. des von Hrn. v. Schük her-
ausgegeb. Auszuges aus meiner Encyklop. S. 242,
und der dazu gehör. Fig. 13.

Ein Kind muß beständig unter einer genauen Aufsicht seyn, und niemahls allein gelassen, noch weniger andern Kindern zur Wartung übergeben werden. Ein einziger Augenblick ausser der Mutter Aufsicht, kann dem Kinde das größte Unglück zuziehen. Man lasse sie nicht bey der Mahlzeit seyn, damit sie nicht nach allen groben Speisen ein Verlangen bekommen. Man verhindere, daß sie nicht mit verletzenden und schädlichen Sachen, selbst wenn man gegenwärtig bey ihnen ist, auch nicht mit Hunden und Katzen spielen. Daß die Katzen für die Kinder in der Wiege sehr nachtheilig werden können, weil sie oft sich auf ihr Gesicht gelegt, und dieselben im Schlafe erstickt haben, davon habe ich im XXXV Th. S. 244, ein Beyspiel angeführt. Was in Ansehung der Kinder-Wärterinnen zu beobachten ist, wird unten in einem besondern Artikel vorkommen.

Allzu lange das Kind zu stillen, ist weder der Mutter dienlich, noch dem Kinde zuträglich. Denn wenn die erste nicht außerordentlich stark ist, so können ihr leicht zu viele Kräfte entgehen, indem ihr mit der Milch viele nahrhafte Säfte entzogen werden. Es ist aber auch das lange Säugen dem Kinde undienlich, weil die Milch der Mutter nach 8 oder 10 Monathen viel dicker und schwerer wird. Doch muß die Zeit, wenn das Kind entwöhnet werden soll, nicht nach dem Vor-
rathe der Milch, die sich in den Brüsten findet, auch nicht nach den Beschwerden, welche die Mutter leidet, wenn sie eine Zeit lang gestillet hat, sondern nach andern Gründen fest gesetzt werden. Man will zwar behaupten, das Stillen der Kinder bis in das dritte Jahr gebe Verstand. Allein, das geschieht wohl nicht. Eigentlich gehört das lange Stillen entweder unter die weiblichen Schwachheiten, da die Mütter sich nicht entschlie-

P p 5

ßen

ßen können, dem lieben Kinde die alte und schwere Milch zu versagen, oder es ist ein geheimer Kunstgriff, die neue Empfängniß zu verhindern, und doch die Freuden der Liebe ungestört zu genießen. Ein Säugling kann längstens mit dem 8ten oder 9ten Monate der Mutterbrust ohne allen Nachtheil entsagen. Das längere Stillen ist ein unerlaubtes Mittel der Entvölkerung. Man vergleiche hiermit dasjenige, was ich von dem langen Säugen der Kinder, besonders auf dem Lande, im XI Th. S. 81, f. gesagt habe. Ein Mehreres vom Entwöhnen selbst, und mit welchen Speisen man die Kinder nach dem Entwöhnen ernähren solle, und welche Nahrungs-Mittel ihnen die besten seyn, ist eb. das. S. 76, fgg. vorgekommen.

Es herrschen noch hin und wieder, in Ansehung der neugeborenen und jungen Kinder, verschiedene zum Theil abergläubige Meinungen, welche eine nähere Prüfung verdienen. Dahin gehören folgende.

1. Ausgetrocknete und gepulverte Nabel-Schnur hilft gegen das böse Wesen. Ein vortreffliches und probates Mittel zu der Zeit, da Hundstoth, Menschen-Schedel und ähnliche Abscheulichkeiten unter den Arzenei-Mitteln standen, und Paulini's heilsame Dreck-Apotheke eine fünfmalige Auflage erlebte, um dem sonderbaren Geschmacke des vorigen und jetzigen Jahrhunderts ein immerwährendes Denkmal zu errichten. Jetzt achtet der klägliche Arzt dergleichen ekle Mittel nicht, die, wie die gepulverte Nabel-Schnur, gleich unwirksam sind. Andere behaupten: man müsse dieselbe als ein Heiligtum aufbewahren, um bey dem Eintritte in das Ehebett kein Spiel der Unholden zu werden. Dann trägt sie gewiß eben so viel dazu bey, als das aufbewahrte Kränzchen der Bräute, das Zeichen der Jungfrauschaft, die oftmahls lange vor dem Tage der Trauung verscherzt war. Wahrscheinlich hat der Aberglaube zuerst die Aufbewahrung derselben nothwendig gemacht, damit sie nicht zum vermeintlichen Behezen angewendet würde; und in

der Folge war man schwach genug, in ihr eine geheime Kraft gegen eine so gefährliche und hartnäckige Krankheit, als die Epilepsie ist, zu finden. So gar Aerzte, die gewöhnlichen Väter und Fortpflanzer des medicinischen Aberglaubens, sind hiervon nicht ganz frey zu sprechen.

2. Ein früher Kuß, den die Mutter dem neugeborenen Kinde gibt, macht eine beständige Zuneigung, und hält sie ab, ihm etwas Böses anzuthun. Die Mutter-Liebe und Mutter-Pflicht hebt erst nach Erblickung des neuen Weltbürgers an; und eben daher ist es weit leichter, in einer unglücklichen Stunde der Schwangerschaft abtreibende Mittel zum Nachtheil des Unbekannten zu nehmen, als den lächelnden Knaben in seinem Bettchen zu tödten. Die Natur gab der Hündinn den Instinct, sich ihrer Jungen anzunehmen, sollte es die Wöchnerinn unterlassen? Um sie die Schmerzen vergessen zu machen, die der Kleine bey seinem Eintritte in die Welt wieder Willen verursachte, und zum Theil selbst erlitt, führte man den Gebrauch ein, ihn, so bald er gereinigt und gewickelt ist, seiner Mutter darzustellen, und dadurch das Band, womit die Natur sie schon vereinigt hatte, fester zu knüpfen. Man küßt ihn, nimmt ihn mit Freuden auf, und macht stillschweigend das Bündniß, den Kleinen zu pflegen, und gegen alle Leiden zu verwahren. Glücklich ist die Mutter, welche diesen Kuß ohne Widerwillen geben kann, ohne erst nach dem Geschlechte zu fragen! Ich kenne solche Mütter, die bey der Geburt eines Mädchens sich entsetzten, heftig erzürnten, und nichts von demselben wissen wollten; und lerne sie verabscheuen. Das Thier ist weniger unbarmherzig, und gegen alle ohne Unterschied gleich dienstwilling.
3. Die Mädchen bekommen große Brüste, wenn ein großer Topf zum Bade-Wasser genommen wird, hingegen kleine Brüste, wenn ein kleiner Topf genommen wird. Manchen Müttern, die ein ansehnliches Busenwerk zu schätzen, und dasselbe, als ein sicheres Mittel zu Eroberungen zu brauchen wissen, möchte ein Kunststück von der Art wohl behagen. Als

lein, bis jetzt sind alle vorgeschlagene Künste so unzuverlässig, wie der große und kleine Topf.

4. Kinder müssen nicht vor der Taufe an die Brust gegeben werden, sonst werden sie sehr geizig. Der Gebrauch ist allgemein, dem Kinde nicht eher die Brust zu geben, als bis es getauft ist. Dies geschieht gewöhnlich am dritten Tage, und alsdann tritt auch gemeinlich die Milch ein; folglich kann die Mutter nicht eher die Nahrung reichen, als bis sie dieselbe vorräthig hat. Wie aber, wenn das Kind so lange nicht warten will, und Tag und Nacht schreyet? Ein gesundes Kind braucht viel, und hat immer guten Appetit, es mag zeitig oder spät angeleget werden. Je früher dasselbe angeleget wird, desto eher zieht es die Milch herbei, und desto weniger hat der Milch-Schauer zu bedeuten, vielleicht bleibt er davon gar aus.
5. Kinder, die in der Taufe schreyen, werden nicht alt. Wenn der Satz, so alt er seyn mag, richtig ist, so beklage ich die armen Kinder, die während der Taufe Schneiden von dem Kindes-Peche bekommen, oder das kalte Wasser und die Entblößung der Brust im Winter nicht vertragen können. Diese schreyen ganz gewiß, und sind also auch gewisse Candidaten des Todes. Ich erinnere mich an so manchen Knaben, welcher während der Taufe seine Stimme mächtig erhob, und dem ungeachtet ein muthiger Jüngling geworden ist. Nur diejenigen Kinder werden nicht alt, welche zu zart und unreif auf die Welt kommen, oder nicht saugen können, oder nicht hinlänglich gereizt werden, oder andere unheilbare Uebel an sich haben. Diese sterben, sie mögen in der Taufe geweint haben, oder nicht.
6. Man lasse weder das Kind, noch die Kindbetterinn allein; sonst kommt eine Hexe, und drückt das Kleine jämmerlich. Dieser Aberglaube mag aus einer recht guten Absicht entstanden seyn, damit die Kinder-Wärterinnen dem Kinde und der Mutter bey jedem Zufalle fogleich beystehen können.
7. Trägt man das Kind zum ersten Mal zu jemand, so wird es mit 3 oder 6 Schnatter-Eyern beschenkt. Mehr oder weniger dürfen es nicht seyn. Diese

Diese stößt man dem Kinde 3 Mal in den Mund, und singt:

Wenn das Buttle (junges Huhn) anfängt zu gagen,

So fange du an zu schwagen.

Schade ist es, daß ich die Sang-Weise nicht in Noten bringen kann. Für diese Eyer darf man nicht danken, wenn sie ihre Kraft haben sollen. Man muß aber dem Kinde von denselben nach und nach zu essen oder zu schlurfen geben, damit es, wenn es älter wird, wacker plaudern kann. Das Sonderbarste ist, daß dieses Mittel so gar auch bey Kindern weiblichen Geschlechtes gebraucht wird.

8. Wenn das Kind gähnt, so muß man über dessen offenen Mund ein andächtiges + machen, und dazu sagen: Gott segne dir den Schlaf, damit du ihn habst, wenn du ihn brauchst; oder: Behüt dir Gott dein Schläflein, dem Bauern sein Schäflein, der Bäurinn ihre Bezelein; Schlaf mein liebes Schäflein! Die Kinder-Mägde lassen sich solche allerliebste Dinge gar nicht wehren.
9. Kein Kind unter dem Jahre muß in den Spiegel gucken; es wird blödsichtig oder blind. Glänzende und helle Körper können freylich das Sehen stumpf machen; allein hier erlaubte man sich einen kleinen Betrug, um einem größern Uebel zu entgehen. Wie leicht könnte das einfältige Kind bey Erblickung des andern Kindes in dem Spiegel zugreifen, denselben zerstoßen, und sich durch die Glas-Spizen verwunden! Hier ist es besser verwahrt, als beklagt. Nach dem Jahre ist das Kind schon klüger, oder durch die Lehren der Amme klüger gemacht, um einzusehen, daß das im Spiegel dargestellte Kind ihm völlig ähnlich sey, und greift nicht mehr nach dem Schatten-Bilde.
10. Kein Kind unter dem Jahre muß an Blumen riechen; es verliert dadurch den Geruch. Davon wohl nicht. Aber es ist vergebens, dem Kinde Blumen vor die Nase zu halten, da es nicht genug Feinheit der Sinne besitzt, den Geruch zu empfinden und zu unterscheiden. Manche Blumen haben stachelige Spizen um sich, und können das zarte Händchen blutig rizen. In andern stecken viele kleine Würmer, die

das

das Kind nicht abzuschütteln weiß. Dieses zu verhindern, wurde die Mutter durch obigen Denkspruch abgesehreckt. Nach dem Jahre ist die Unterscheidungskraft stärker, und folglich schicklicher, den Kindern Blumen zum Spielen und Puzen zu verstatten.

11. Der Kopf eines neugeborenen Kindes ist im ersten Viertelsjahre nicht zu kämmen, weil das Blättchen davon nicht verwächst. Das Blättchen (Fontanell) verwächst bey keinem Kinde so früh, es mag gekämmt werden, oder nicht, und daher ist die angedrohte Gefahr eingebildet. Allein, an eben der Stelle ist der Kopf, als offen, anzusehen, und mancherley Gewaltthatigkeiten ausgesetzt, und es konnte also ein starker Druck beym Kämmen leicht schädlich werden. Hier war es Pflicht, Müttern und Ammen Aufsicht und Behutsamkeit zu empfehlen; und doch kann die Reinigung des Vorder-Kopfes, die eben bey dergleichen Kindern wegen Anhäufung des Schmutzes am nöthigsten ist, ohne Bedenken geschehen. Nichts hindert die Entstehung des Kopf-Ausschlages eher, als eben das frühe Reinigen.

12. Kein Kind unter dem Jahre darf durch einen Zaun, eine Deichsel, oder einen Wagen Friecken, oder jemand einem ältern Kinde über die Beine schreiten; dies hindert das Wachsthum. Sollten wohl diese Dinge eine solche wunderthätige Kraft besitzen? Ich zweifle. Aber Schaden können sie dem Kinde auf mancherley Art. Wie leicht kann es sich stoßen, quetschen, rizen, oder von dem abschüssig stehenden Wagen geklemmt werden, oder wohl gar Arme und Beine brechen! Wie leicht kann ein schädliches Gewürm, oder eine Scherbe, daselbst verborgen liegen! Ein abermahliges Schreckbild für die Mutter, auf ihr Kind genaue Aufsicht zu haben, damit es nicht Schaden nehme! Eben dies gilt auch von dem letzten Abschnitte. Beym Hinüberschreiten kann der Erwachsene sehr leicht fehl treten, und das durch dem Kinde Schaden thun, aber das Wachsthum, denke ich, nicht hemmen. Denn wer gesunde und gerade Gliedmaßen hat, wächst leicht in die Höhe. Daß das Zurückschreiten alles Unheil wieder wegnehme,

md:

mögen die gutherzigen Matronen, und ihnen ähnliche Männer, glauben!

13. Die Nägel müssen unter dem Jahre nicht abgeschnitten, sondern abgebißen werden; denn auch dies hindert das Wachsthum. Alle Theile des Körpers, welche übermäßig wachsen, und einen übeln Anblick geben, müssen sorgfältig weggenommen werden. Große Nägel sind bey kleinen Kindern eben so unanständig, als bey Erwachsenen; noch unanständiger aber ist es, die Waffen des Hundes dazu zu gebrauchen, wo uns Kunst und Wohlstand gelehrt haben, die Schere anzuwenden. Je öfter die Nägel abgeschnitten werden, je mehr pflegen sie zu wachsen. Vielleicht wollte man durch diesen Rath die Mütter warnen, vorsichtig bey dieser Operation zu verfahren, damit das Kind nicht verletzet werde; und eben dieses kann bey dem Abbeißen oder Abreißen am ersten geschehen.

14. Die Windeln müssen nicht Kalt gewaschen werden; davon behalten die Kinder das Schneiden. Zärtliche Kinder bekommen leicht von Erkältung, Unreinigkeit, und verschiedenen andern Ursachen, das Schneiden. Dahin aber ist das Waschen der Windeln in kaltem Wasser nicht zu rechnen. Ihre Unsauberkeit macht es nothwendig, dazu warmes Wasser zu nehmen; und um faule Mütter zu warnen, ersand man diesen Vorwand.

15. Ein Kind, welches noch nicht über ein Jahr alt ist, muß nicht vom Regen getroffen werden; es bekommt davon Sommersprossen. Vermuthlich verändern sich die Par Tropfen, welche auf die Haut fallen, sogleich in Sommerflecken. Die ganze Sage schreibt sich aus der Wochen-Stube her. Die meisten Bauern-Kinder von dem Alter, müssen Regen, Schnee, und alle Arten von schlimmen Wetter ertragen, und wissen nichts von dergleichen Haut-Fehlern. Der Regen kann dem Kinde in mancherley Rücksicht schädlich werden, und deshalb erlaubte man sich, wie es scheint, diese Drohung, um die ängstliche Mutter desto aufmerksamer auf sich und ihren Säugling zu machen.

16. Ein Kind, welches nicht über ein Jahr alt ist, muß nicht in den Keller genommen werden; denn sonst kann es dem Gefängnisse nicht entgehen. Der Keller und das Gefängniß haben weiter keine Aehnlichkeit mit einander, als daß beyde dem ungewöhnten Auge einen schauernden Anblick verursachen. Der Keller hat gemeiniglich eine kalte, bisweilen ungesunde Luft; die Stufen sind öfters ausgetreten, und daher leicht zu verfehlen. Der Anblick des dunkeln Kellers kann dem Kinde Schrecken beybringen, und die kalte Luft kann ihm schaden, die Mutter aber kann mit dem Säuglinge fallen; und um davor auf eine versteckte Art zu warnen, brauchte man die sinnliche Täuschung von dem Gefängnisse. Die geschäftige Einbildungskraft der Mutter schuf sich hierbey die schrecklichsten Bilder, und unterließ es.
17. Zwey Kinder, welche noch nicht ein Jahr alt sind, müssen nicht zusammen gelassen werden; denn eines derselben lernt schwer reden. Davon gewiß nicht. Die Ammen oder Wärterinnen sitzen gemeiniglich scharenweise beisammen, und lassen die Säuglinge mit einander spielen; alle aber werden so geschwätzig wie ihre Ammen. Gemeiniglich ist bey denen Kindern, welche schwer reden lernen, ein mechanischer Fehler; zuweilen liegt es auch daran, daß man ihnen nicht zeitig etwas vorsagt; denn Kinder ahmen alles nach.
18. Kein Kind muß im Winter, wenn viel Schnee liegt, entwöhnet werden; davon kommen zeitig graue Haare. Der weiße Schnee und die grauen Haare haben nichts mit einander gemein, als einige Aehnlichkeit in der Farbe. Sehr viele Kinder werden theils freywillig, theils aus Noth, im Winter entwöhnet, und haben keine üble Folgen davon. Hätte der Schnee die wunderthätige Kraft, so dürfte nie ein Kind entwöhnet werden; denn auf hohen Gebirgen verliert er sich niemahls. Frühzeitig eintretende graue Haare, sind Folgen der Kränklichkeit, des Grammes, Kummer und Verdrußes, der Sorgen, und mancherley Unglücksfälle. Zufälliger Weise war bey der einen oder andern Person die Entwöhnung im Win-

- Winter geschehen; und nun glaubte man berechtigt zu seyn, den unschuldigen Schnee deshalb anzulagen.
19. Kein Kind muß im abnehmenden Monde entwöhnet werden; denn das Kind nimmt nicht zu. Die Gärtner und Dekonomen halten freylich viel auf die verschiedenen Mond-Zeiten, weil sich gemeiniglich alsdann das Wetter zu ändern pflegt. Ob aber der Mond einen Einfluß auf den menschlichen Körper habe, ist eine Aufgabe, die so ziemlich verneinend entschieden werden kann. Was kann also der Mond zum guten oder schnellen Wachsthum des Kindes beitragen? Kinder, die nicht zunehmen wollen, ungeachtet sie hinlänglich essen und trinken, sind gemeiniglich kränklich, von schwächlichen, ausgemergelten oder heftigen Fiebern erzeugt, selbst schwächlich, zur englischen Krankheit geneigt, oder mit Wärmern geplagt. Bey so deutlichen und handgreiflichen Krankheits-Ursachen hat man wohl nicht nöthig, den lieben Mond in Anspruch zu nehmen.
20. Man muß dem Kinde bey dem Entwöhnen etwas schenken; denn sonst gibt es alles weg. Ich sehe den Zusammenhang nicht ein, und es ist den Kindern ohnedies nicht eigen, viel zu verschenken. Mir scheint es ein bloßes Herkommen zu seyn, dem Kinde etwas zum Andenken zu geben; und um die Unterlassung zu verhüten, bediente man sich obiger Vorstellung. Denn derjenige, welcher alles weggibt, muß endlich darben.
21. Ein entwöhntes Kind muß nicht wieder angeleget werden; denn dasselbe kann in der Folge, selbst wieder Willen, Menschen und Vieh beheren oder beschreyen. Dieser Satz ist vermuthlich in der Zeit aufgekomen, da noch der Hexen-Unfug Mode war. Jetzt glaubt kein vernünftiger Mensch dergleichen Geschwätz. Die Mütter betragen sich öfters zu der Zeit, wenn die Kinder entwöhnet werden sollen, ganz albern und einfältig. Sie weinen und schreyen, wollen und wollen auch nicht, und sind nicht selten im Begriff, den schon verabschiedeten Säugling wieder an die Brust zu legen. Welche Schwachheit! Wozu dient diese Ziererey? Schwachen Köpfen muß man ein Schreckbild vor Augen stellen, um sie von gewissen

Handlungen abzuhalten, und dies ist in gegenwärtigem Falle das Beheren. Nach der Vorstellungs-Art des großen Hausens, ist kein Unglück größer, als dieses.

22. Einem entwöhnten Kinde muß man, wenn es aus der Kirche zurück gebracht wird, ein warmes Ey in die Hand geben. Je eher dasselbe weggeworfen wird, desto eher ist die Mutter-Brust vergessen. Das unschicklichste und unsicherste Mittel zu Erreichung dieser Absicht! Der heftige Schmerz zwingt das Kind, jene alte Gewohnheit, Mutter-Milch zu suchen, auf einige Zeit zu vergessen; aber sehr leicht folgt Entzündung der Hand mit andern traurigen Zufällen hinten nach; und so ist das letzte Uebel ärger, als das erste. Hat die empfehlende Großmutter Lust und Belieben, sich die verlorne Hitze auf diese Art wieder zu geben, so sey es ihr erlaubt. Vielleicht hilft es dem Kinde eben so leicht die Brust vergessen, und wenn sie es nur ernstlich glaubt, ganz gewiß; denn der Glaube vermag alles.

Wenn die Kinder anfangen auf die Beine zu treten, so steckt man sie oft in gewisse Lauf-Bänke; allein dieses Verfahren ist ihnen überaus schädlich. Man denke sich nur ein Kind, welches täglich mehrere Stunden lang, mit mehr als halbem Leibe in ein Loch gesteckt wird, welches der obern Deffnung der heimlichen Gemächer ähnlich ist. Durchfallen kann das Kind freylich nicht, dazu ist es zu ungeschickt, und die Arme hindern es; aber die Beine werden krumm, der Bauch schwillt, der Rückgrath wird zu sehr eingebogen, und die Schultern begeben sich in die Höhe. Ist zu einer Zeit unermüdete Sorgfalt der Wärterinn nöthig, so ist es um die Zeit, wenn die Kinder sich auf die Beine machen wollen. Ein Mehreres hiervon, ist bereits im Art. Gehen, im XVI Th. S. 634, 599. vorgekommen.

Auch die durchlöcheren Kinder-Stühle sind schädlich; sie veranlassen die Krümmung des Rückgrats.

grathes, und das Hervortreten oder den Vorfall des Mastdarmes. Die Kinder-Stühle sind nur so lange nöthig, als ein Kind Zeit bedarf, sich des Urathes zu entledigen.

Um Kinder sitzen zu lehren, bedient man sich gemeinlich eines mit Leder überzogenen und mit weichen Haaren ausgestopften Gestelles mit einer Hinter-Lehne und zwey Seiten-Lehnen, mit hohen oder niedrigen Beinen. Doch sind zum Sitzen für dieselben niedrige Bänke oder Hürschen besser, weil sie dabey keinen Schaden nehmen können, wenn sie auch herunter fallen. Hoch sitzen ist für Kinder, die noch keine Gefahr kennen, allemahl gefährlich.

Es ist nicht schicklich, Kinder oft und lange auf der Erde kriechen zu lassen, ungeachtet es gewiß ist, daß sie auf diese Art gegen die Gefahr des Fallens am besten gesichert sind. Sie gewöhnen sich gar zu leicht daran, und es hält schwer, ihnen in der Folge diese able Gewohnheit wieder abzugewöhnen, und sie lernen wirklich später, als sonst, gehen; nicht zu gedenken, daß sie oft schiefe Beine davon bekommen, und ihre Kleidung beschmutzen und zerreißen.

Ich wende mich zur Betrachtung der diätetischen Erziehung der Kinder nach dem Entwöhnen, in Ansehung der Wahl und Menge der Speisen nach dem verschiedenen Alter der Kinder; in Ansehung der Zeit und Ordnung im Essen und Trinken; ihres Verhaltens bey der verschiedenen Beschaffenheit der Luft und Witterung; und der Art, die Kinder zu kleiden.

Alles in der Natur erlangt nicht auf ein Mahl seine Vollkommenheit. Nichts vergeht sogleich, wenn keine Gewalt dazu kommt. Menschen, Thiere, Pflanzen, Steine, wachsen allmählich, und stufenweise nähern sie sich wieder ihrem Untergange. Die Natur

macht keine Sprünge; und wenn die Menschen solche mit ihr vornehmen, so geräth sie in Unordnung, und fällt über den Haufen. Man muß daher in der diätetischen Kinderzucht die wichtige Regel merken, daß man mit Kindern niemahls eine schleunige Veränderung vornehme, sondern sie allmählich zu einem freyern Gebrauche der zum Leben nochwendigen Dinge leite, so wie die Natur allmählich ihren Körper dauerhafter und vollkommener macht. Diese Regel ist in der Anwendung von den erspriesslichsten Folgen. Man muß sie bey Speise und Trank, bey der Luft, bey Wachen und Schlafen, Bewegung und Ruhe, bey den Aus- und Absonderungen, beständig zu beobachten suchen. Wir wollen hier sofort die erste Anwendung davon machen.

Der Italiäner wird krank, wenn er nach Norden kommt. Warum? Zum Theil verursacht dieses die Veränderung der Luft; aber der Haupt-Grund davon liegt in der schleunigen Veränderung von Speise und Trank. Der Magen des Italiäners kann nicht so gleich den Schinken, das Bökkel-Fleisch und die harten trocknen Fische vertragen, weil er nur gewohnt gewesen ist, Eyer, Salat und Ragouts zu verdauen. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Kinde. Wenn man demselben auf ein Mahl alle Milch entzöge, und ihm schleunig andere Speisen gäbe, die noch niemahls in seinen Magen gekommen sind, so wäre das der nächste Weg zu seinem Verderben. Sein Magen war gewohnt, nichts als Milch zu verdauen. Will man demselben diese Gewohnheit benehmen, so muß man ihn nach und nach, bey dem Genusse der Milch, zu andern Speisen gewöhnen, und man muß allmählich von einem schwächern Nahrungs-Mittel zu einem stärkern übergehen. Aus dieser Ursache muß der Säugling einige Monate vor seiner Entwöhnung einige andere dienliche Speisen, und vornehmlich einen

ger

gesunden Brey, (nicht aber den gewöhnlichen Mehls-Brey, s. oben, S. 587.) neben der Milch genießen. Hat sich erst sein Magen an solchen Brey gewöhnet, so kann man ihm die Mutter-Milch sicher entziehen.

Noch bleiben Milch, dünne Fleisch-Brühen und Brey, die Haupt-Speisen des entwöhnten Kindes; nur gibt man jetzt die Kuh-Milch statt der Mutter-Milch. Dieselbe muß mit bloßem warmen Wasser, oder mit warmem Gersten-Wasser vermischt und verdünnet werden, und solches wird ihm zum Frühstück gereicht. Man kann auch etwas Brod darin einweichen, und im Munde zergehen lassen; oder man gibt ihm einen ordentlichen Brey aus Milch und Brod. Zu Mittage ist es seinen Brey, und nachmittags gibt man ihm ein Stückchen Brod in die Hände, womit man es spielen läßt, und woran es auch, wenn ihn hungert, anbeißen kann; oder man gibt ihm wieder dünne Fleisch-Brühe mit Milch und Brod. Zu Abend kann es entweder seinen Brey, oder eine Suppe mit geriebenem Brode, oder ganz weich gekochten Gries, speisen. Diese einfache Lebens-Ordnung kann man so lange beibehalten, bis die Kinder zwey Jahr alt sind. Man muß ihnen niemahls mehr, als drey bis vier Mahl in 24 Stunden, zu essen geben, damit der Magen das Genossene gehörig verdauen könne. Die Quantität bey jeder Mahlzeit muß nicht mehr, als $\frac{1}{2}$ Mößel Milch oder Fleisch-Brühe mit 4 Loth Brod, seyn. Des Nachts muß man ihnen gar nicht, oder höchstens nur ein Mahl, zu trinken geben. Wie man sie hierin während dem Sagen gewöhnet, so verhalten sie sich auch nachher. Sind sie des nächtlichen Sagens gewohnt gewesen, so werden sie auch nach der Entwöhnung so oft des Nachts zu trinken verlangen, als sie Milch zu sich zu nehmen pflegten. Davon müssen sie aber abgebracht werden. Es ist um einige unruhige Nächte, und um etwas Herzkraftigkeit zu ihm,

2.9 3

thun, so erreicht man seinen Zweck leicht. In der ersten Nacht wird ihnen ein oder zwey Mahl, verschlagenes Getränk gereicht; in der zweyten ein Mahl, und nachher gar nichts mehr. Sie werden anfänglich schreyen und sehr ungeduldig seyn, und sich dann doch bequemen, wenn sie nichts erhalten. Es ist verdrießlich und nicht wohl thunsich, warmes Getränk zur Nachtzeit bereit zu halten; das kalte Nacht-Trinken aber bringt großen Schaden, und verursacht insonderheit Verhärtungen der Gefäße-Drüsen, welche auch, wie Stahl bereits angemerkt hat, aus derselben Ursache bey vier- oder fünfjährigen Kindern entstehen. Büchner vermuthete auch nicht ohne Grund, daß die abzehrenden Zufälle, welche vielen Kindern nicht lange nach ihrer Entwöhnung zustößen, größten Theils davon herrühren, weil dieselben des Nachts Bier, welches in einem zinnernen Becher bey der Lampe warm erhalten wird, öfters zu trinken bekommen. Seit dem die Schädlichkeit der zinnernen und kupfernen Gefäße, die den darin verwahrten oder gekochten Speisen und Getränken eine giftige Eigenschaft mittheilen, allgemein bekannter geworden sind, sollte man sich sowohl bey Erwachsenen, als bey Kindern, des Gebrauches solcher Gefäße gänzlich enthalten. Man lasse daher die Kinder beständig aus einem Glase, und niemahls aus einem Becher, trinken; denn bey der schlechten Sorgfalt, welche man gemeiniglich in Reinigung derselben anwendet, bekommt das Kind oft einen von dem vorigen Getränke sich angesetzten, und mit den abgestreuten Zinn-Theilchen verunreinigten schädlichen Schlamm. Man muß auch überhaupt die für Kinder bestimmten Speisen in feinen zinnernen oder kupfernen Geschirren verwahren, denn die metallischen Theile, welche aus denselben sich einge- zogen haben, wirken in die empfindlichen Nerven des Kindes viel geschwinder und heftiger, als in einem Erwachse-

nen.

nen. Diese Behutsamkeit ist insonderheit bey sauren, leicht versäuernden, salzigen und öhligen Nahrungs-Mitteln am nothwendigsten, weil diese vor allen andern das Metall anzugreifen, und einige Theile davon in sich zu nehmen, im Stande sind.

Wenn das Kind das dritte Jahr erreicht hat, muß man demselben die Milch ganz entziehen. In diesem Alter haben die Zähne, und insonderheit die Backenzähne, welche gewöhnlicher Weise später hervor kommen, die nöthige Festigkeit, daß die Speisen damit zermalmet werden können; und nun kann man dem Kinde schon mehrere feste Speisen erlauben, und auch zuweilen etwas Obst vergönnen, da es keine Milch, die dieser Kost sonst zuwider ist, genießt. Man muß das selbe aber bey Zeiten den guten Gebrauch seiner Zähne lehren, und ihm schon nach dem zweyten Jahre scharf einprägen, nichts ungekäuert hinunter zu schlucken. Denn durch das Käuen werden die Speisen nicht allein in kleinere Theile zerschnitten, sondern auch mit dem Speichel genau vermischt, und schon von demselben etwas aufgelöst und verdünnet, ehe sie in den Magen kommen. Dieses Käuen aber ist so nothwendig, daß die Alten schon sagten, derjenige, der nicht käuere, hasse sein Leben. Gewiß, die ungekäuerten Speisen werden sehr schwer verdauet, verursachen durch ihre Last starkes Magen-Drücken, und geben einen unvollkommenen, schlecht durchgearbeiteten Nahrungs-Saft, welcher dem Körper wenig Nutzen schaffen kann, worüber ich mich im XXXVI Th. S. 280, fgg. ausführlicher erklärt habe. Ob gleich die Speisen, welche ich als die zuträglichsten für entwöhnte Kinder angezeigt habe, so weich sind, daß sie fast keiner Zubereitung im Munde bedürfen: so ist es doch gut, die Kinder anzuhalten, sie im Munde herum zu wälzen, weil sie dadurch einiger Maßen mit ihrem Speichel, diesem ersten natürlichen Auflösungs-Mittel, vermischt werden.

Auf diese Weise wird die Verdauung erleichtert, und das Kind bekommt zu dem Geschäfte des Käuens eine solche maschinenmäßige Fertigkeit, daß es dasselbe nachher bey dem Genuße festerer Speisen, wo es am nöthigsten ist, desto weniger unterläßt. Solche und mehrere gute Gewohnheiten lassen sich den Kindern am besten beibringen; sie werden ihnen zur andern Natur, sie folgen denselben gleichsam unbewußt durch ihre ganze Lebenszeit; und wenn sie auch nicht wissen, warum sie dieses oder jenes thun, so ist nichts daran gelegen; genug, daß diese Handlungen gut und löblich sind.

So sehr die Gewohnheit der Ammen bey Säuglingen zu tadeln ist, wenn sie erst den Brey in ihren Mund nehmen, ehe sie ihn dem Säuglinge geben, (s. oben, S. 592): eben so tadelhaft ist auch die Gewohnheit, wenn die Ammen, oder eine andere Person, erst die festen Speisen, die das Kind haben soll, kauen, und sie ihm hernach in den Mund schmieren. Das Kind hat zwar noch keine Empfindung von dem Ekel, welchen ein Erwachsener dawieder haben würde; allein, dieses Verfahren der Amme ist darum nicht zu billigen, weil es von schlimmen Folgen seyn kann. Die Amme oder Wärterin kann faule Zähne, oder einen schädlichen Speichel, haben. Wenn sie nun den Mund nicht fleißig ausspült, so werden die faulen Dünste aus den in und zwischen den Zähnen befindlichen Unreinigkeiten mit den Speisen vermischt, und in des Kindes Körper gebracht. Das damit angesteckte Blut muß daher allerley faule Fieber, Friesel, und böse Ausschläge, hervorbringen. Die Wärterin kann auch schlechte und verdorbene Säfte haben, alsdann ist der Speichel von gleicher Beschaffenheit, und es wird durch denselben die Krankheit oder Unreinigkeit der Wärterin dem Kinde eben so gut, und wohl noch leichter, als durch die Milch, mitgetheilet, weil der Speichel subtiler und

durchdringender ist, als die Milch. Die Vorsicht, die Kinder keine von andern Leuten gekäuete Speisen essen zu lassen, ist daher sehr nöthig.

Im dritten und vierten Jahre des Alters eines Kindes, kann man schon die Anzahl der Speisen etwas vermehren. Man gibt ihm des Morgens dünnen Kaffee, oder bloß trocknes Brod, welches man auch in etwas Fleisch-Brühe kochen lassen. Zu Mittage kann es eine Suppe aus weich gekochtem Reis, Gries, Perlgraupe, u. d. gl. in Wasser oder dünner Fleisch-Brühe gekocht, oder Habergrühe, und darauf gekochtes und ganz klein zerschnittenes, oder etwas gebratenes Fleisch bekommen. Das Fleisch muß nur in geringer Portion gegeben werden, und man kann ein Paar gekochte Birnen oder Äpfel, oder einige leicht verdauliche Wurzeln, hinzu thun. Des Abends ist eine Suppe mit etwas Butterbrod zur Sättigung hinreichend. Je älter aber das Kind wird, desto mehr Freiheit muß man ihm in der Wahl der Speisen lassen. Sein Körper und sein Magen werden immer stärker, und letzterer wird zur Verdauung der festern und dichtern Speisen immer geschickter. Deswegen kann man ihm, wenn es das fünfte Jahr erreicht hat, des Mittags und Abends schon mehr Fleisch erlauben, und, insonderheit des Mittags, zuweilen von groben Speisen kosten lassen, welche es, wenn sie in geringem Maße genommen werden, schon ziemlich wird verdauen können, zumahl wenn es gute Bewegungen dabey hat. Will man ihm nun des Abends ein Gläschen Bier geben, so kann es geschehen. Des Mittags aber muß es bey dem Wasser bleiben, weil solches die Verdauung sehr befördert. Nach dem sechsten Jahre ist das Alter da, in welchem man nicht mehr so sorgfältig in der Wahl der Speisen für Kinder seyn darf. Ihr Magen ist nun stufenweise zur Ertragung gröberer Speisen gebracht worden; und von nun an muß ihnen keine Kost

zu grob, zu geringe, oder zu verächtlich, seyn, daß sie sie nicht mit Appetit genießen, und, wenn sie die Mäßigkeit beobachten, gut verdauen könnten. Diejenigen, die Lock's Rath unrecht verstanden, und in einem frühern Alter starke Leute aus ihren Kindern machen wollten, verwandelten sie in magere und kranke Gerippe, und mußten sie zu ganzen Scharen nach dem Kirchhofe begleiten. Es ist gewiß einer der weisesten Grundsätze dieses englischen Philosophen, daß man die Kinder mit den gröbsten und gewöhnlichsten Speisen ernähren müsse. Dieser Satz war aus der Erziehungs-Art der alten Römer, Spartaner, Deutschen, und anderer streitbarer Völker, genommen. Es ist auch in der That von Nutzen, wenn man die Kinder an grobe Kost gewöhnet. Da es aber unvernünftig ist, die Natur vor der Zeit zu zwingen, so muß man hier, wie in andern Dingen, stufenweise gehen, wosern man die schrecklichen und tödlichen Folgen der Unverdaulichkeit vermeiden will. Es ist leicht begreiflich, daß das nimmermehr gut thun kann, wenn man einen Magen, der nichts als Milch und Brei verdauet hat, auf eine ungestüme Art mit grobem Brode und andern Nahrungs-Mitteln anfüllt. Allein, wenn man, nach der hier angezeigten Art, den Magen zur Verdauung grober Speisen mit Behutsamkeit und kluger Vorsicht geschickt macht, so erreicht man seinen Zweck ohne Schaden des Kindes.

Die Gewohnheit beherrscht uns in unsern Handlungen so stark, wie unsre Leidenschaften; ja sie beherrscht uns noch stärker, als diese; sie wird uns endlich zu einer zweiten Natur. Unser Körper erhält die Fertigkeit sehr geschwinde, einerley Handlung, die in demselben einige Mahl vorgegangen ist, bey jeder Gelegenheit auf ähnliche Art zu wiederholen. Das ist die Gewohnheit. Man weiß, wie leicht man sich etwas angewöhnen kann, und wie schwer es hält, eingewurzelte Gewohnheiten aus-

auszurotten. Die Leidenschaften kann der Mensch oft schnell durch die Stärke seiner Vernunft unterdrücken, und solches schadet nicht immer seiner Gesundheit; aber niemand kann so fort von seiner Gewohnheit ablassen, ohne krank zu werden. Der Slave seiner Gewohnheiten ist der unglücklichste Mensch auf Erden; und selbst stehen die meisten Menschen nur darum in der Knechtschaft ihrer Affecten, weil sie ihnen zur Gewohnheit geworden sind. Nichts ist größern Schwierigkeiten, ja fast einer gänzlichen Unmöglichkeit unterworfen, als die Ausrottung derer Gewohnheiten, die, von Kindesbeinen an, eine lange Reihe von Jahren in dem Menschen veraltet sind. Wie man einen Knaben gewöhnet, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird. Die Aeltern müssen also auf alle Weise dahin bedacht seyn, daß ihre Kinder sich zu allem so gewöhnen, daß sie es thun und lassen können; oder daß sie, wenn es ja unvermeidlich ist, daß der Mensch durch Gewohnheiten regieret werde, in ihren Kindern gute Gewohnheiten legen, und diejenigen nach allen Kräften verhüten, die dereinst von schädlichen Folgen seyn könnten. Wenn man nach diesem Grundsatz bey der Jugend mit Speise und Trank verfährt, so kann der künftige erwachsene Mensch sich in alles finden, er sey zu Hause, oder im Kriege, oder im Dienste, oder auf Reisen; er sey reich, oder in mittelmäßigen, oder in dürftigen Umständen. Er findet allenthalben Wasser, seinen Durst zu löschen, aber nicht an allen Orten gute Weine und gute Biere. Er ist eben so vergnügt, wenn er ein Stück Käse und Brod zur Stillung seines Hungers hat, oder wenn er mit dem Bauer einerley Mahlzeit thut, oder bey einem vornehmen Herrn mit Austern, Ragouts und Wildbret bewirthet wird. Ihm gilt es gleich, ob er ein Mahl zu Mittag und Abend, Kaltes oder Warmes essen muß, und ob er ein Stück trocknes Brod, oder Suppe, oder Kasse,

Kaffe, Wein und Kuchen, zum Frühstück hat. Alle diese Vortheile entspringen daraus, wenn der Mensch in seiner Jugend nicht verzärtelt worden ist, und mehr gemeine und grobe Speisen, als Delicateffen, zu seiner täglichen Kost erhalten hat. Solches nützt ihm auch schon in seiner Kindheit; denn derbe Speisen geben eine derbe Nahrung, und der Körper erlangt dadurch mit dem Wachstume eine robuste Textur der festen Theile, wenn er zugleich zu Bewegungen gewöhnt ist. Solche Speisen sind die gemeinsten; man kann sie allenthalben haben. Hingegen kann derjenige, welcher an lauter Delicateffen von Jugend auf gewöhnt ist, dergleichen nicht immer haben, wenn er im Kriege oder auf Reisen ist, oder wenn seine vorige Umstände sich ändern und verschlimmern. Ueberdies verleiten die Leckereien gar sehr zur Unmäßigkeit im Essen, welches bey der gemeinen Kost nicht so leicht geschieht; und daß die delicaten Speisen mehrentheils ungesunder sind, hat auch seine Richtigkeit.

Ich will bey diesem allen aber nicht verbieten, das Kind zuweilen einige delicate Speisen essen zu lassen. Dieses ist vielmehr gut; es muß aber dieselbe niemahls als seine Haupt-Speise, und als eine tägliche und unentbehrliche Kost kennen lernen. Es muß dem Kinde oft vorgesaget werden, daß man solche Speisen nur selten und sparsam essen müsse, weil sie sonst schädlich und ungesund wären. Auch gibt es, welches wohl zu merken ist, gewisse Speisen, die man füglich ganz und gar entbehren könnte, und woran gar nichts gelegen ist, wenn die Kinder auch wirklich einen Ekel davor hätten; dergleichen sind viele Kuchen, das Zuckergebäckene, die Pasteten, Ragouts, und andere aus tausenderley Mischmasch bestehende Gerichte. Diese Speisen richten so viele Kinder zu Grunde, und machen dem praktischen Arzte so viel zu schaffen, daß ich wünsche, daß dieselben nicht in der Welt und nie erdacht wären. Es thun aber auch

auch diejenigen Aeltern nicht wohl, die ihre Kinder von denen delicaten Speisen, die sie selbst mit gutem Appetite verzehren, nichts kosten lassen. Kinder müssen nicht alles essen, ist in solchem Falle die gemeine Rede. Sie sollen auch nicht viel davon essen; aber man lasse sie wenigstens davon kosten. Ihr Appetit wird bald gestillet werden, besonders alsdann, wenn sie schon von andern Speisen gesättigt sind. Sie sehen es als eine Strafe und Verachtung an, wenn ihnen der Herr Papa oder die Frau Mama nicht einmahl einen Bissen von den Gerichte gibt, bey welchem die Mama eine so frohe Miene macht, und der Papa mit dem Munde wacker schmauket. Sie ärgern sich heimlich darüber; und wer wird läugnen, daß solches nicht ihrer Verdauung schade? Oft ist es nur eine bloße Neugierde, daß sie wissen wollen, wie dieses oder jenes schmeckt, und die Neugierde muß man niemahls in Kindern unterdrücken. Man darf einem Kinde nur was versagen, so ist es das kräftigste Mittel, die Begierde darnach brünstiger und lebhafter zu machen. Das ist die Erb-Sünde, sagen unsere Herren Geistliche. Meines Erachtens müssen die Kinder alles essen, sobald ihr Körper etwas anshalten kann, d. i. nach dem sechsten Jahre. Ja, sie müssen alles unter einander essen und trinken, ohne einige Ordnung, aber nur mit Maßen. Man lasse sie (in diesem Jahre) auch auf alles ohne Unterschied Bier trinken, und wenn zuweilen ein wenig Kneipen und ein kleiner Durchfall daher entsteht, so gewöhnt sich der Magen doch endlich daran, und die Jugend erlangt bald den glücklichen Zustand, daß kein Getränk schadet, es mag auf Milch-Speisen, oder Obst, oder Gemüse, getrunken werden. Die Erfahrung bezeuget, daß man eine solche Gewohnheit sehr gut erlangen könne. Bey einem gesunden Kinde, welches über sechs Jahr ist, muß also niemahls die Frage seyn, ob diese oder jene Speise diene oder schade. Man muß es nach
nach

nach zu allem gewöhnen, es habe Nahmen wie es wolle, und es bekommt ihm gewiß, wenn es dabey zur Mäßigkeit und zur Bewegung des Leibes angehalten wird. Bey Knaben ist es nicht immer gut, wenn man sie gewöhnet, alle Tage nachmittags Kaffee zu trinken; sie können künftig in Amts-Geschäfte kommen, welche sie daran hindern, und dann sind sie sogleich krank, und zu Verrichtung ihrer Geschäfte untüchtig. Das Beste ist, daß man die Kinder an keine bestimmte Zeit im Essen gewöhne. Man reiche ihnen Nahrung, so oft sie hungert. Locke gibt so gar den Rath, man solle die Zeit der Mahlzeiten bey Kindern oft verändern, damit sie sich nicht angewöhnen, zu einer gewissen Stunde der Nahrung benöthigt zu seyn, indem eine solche Gewohnheit in den künftigen Jahren ihres Lebens sehr schlimme Folgen nach sich ziehen könnte. Dieses wäre nun wohl sehr gut, wenn es nur in allen Haushaltungen anginge. Man darf deswegen die Zwischenzeiten nicht so sehr verlängern; es könnte allemahl ein Verhältniß zwischen den Zeiten des Frühstückens, Mittags-Besper- und Abend-Essens bleiben.

Von dieser Erziehungs-Art hat das Kind auf seine übrige ganze Lebenszeit unendlich viele Vortheile. Es wird sich zu einer jeden Lebens-Art, welche es künftig ergreift, sehr gut bequemen können. Eine Erziehung, wodurch der Körper stark und gesund erhalten wird, ist jeder künftigen Bestimmung angemessen, und in einem jeden Stande sehr vortheilhaft. Eine solche Erziehung aber ist diejenige, da man die Kinder bey Zeiten an alles gewöhnet, und ihren Körper durch Leibes-Bewegungen abhärtet und stärket. Was ist besser, den Körper des Knaben, welcher künftig ein Gelehrter werden soll, durch leichte Speisen und vieles Sitzen zu schwächen, oder ihn durch Leibes-Übungen und derbe Speisen zu stärken? Ich werde weiter unten beweisen, daß das viele Sitzen, und überhaupt der Mangel an Bewegung, den

Kind

Kindern sehr schädlich sey. Die leichten Speisen aber, nämlich welche sich leicht verdauen lassen, als: Ragouts, Vögel, u. d. gl. geben eine flüchtige Nahrung, und bringen bey weitem nicht die Stärke und Festigkeit unserer Fasern zuwege, als die gemeinen groben Speisen, dergleichen das Brod, die mehligten Wurzeln, Milch-Speisen und Fleisch sind, die eine anhaltende Nahrung geben. Der Handwerksmann wird bald entkräftet, wenn er nur leichtes Gemüse und dergleichen genießt; die zu seinen Arbeiten nöthige Stärke aber erhält er vom Fleische, Brode, und derben Zugemüse. Der Magen, welcher von Jugend auf, zur Verdauung grober Speisen geschickt gemacht ist, kann die leicht verdaulichen auch sehr gut vertragen, ob sie ihn gleich nicht sehr nähren, und ihn bald wieder hungern wird. Hingegen kann derjenige, welcher nichts als leichte Speisen in seinen Magen gebracht hat, keine festern vertragen. Folglich ist jener allemahl besser daran, als dieser.

In denen Kindern, die vorzüglich mit delicaten Speisen genähret werden, wird der Grund zur Schwelgerey, Verschwendung und Wollust, gelegt. Weil diese Speisen angenehm schmecken, so werden sie nicht bis zur Sättigung, sondern bis zur Uebersatung des Magens, genossen; sie werden genossen, nicht um den Hunger zu stillen, sondern den lusternen Appetit zu befriedigen. Wenn sie aber mäßig genossen werden, so werden sie mehrentheils bald verdaut; der Magen wird geschwinde leer; es entsteht bald ein neuer Hunger, und dem zu Folge werden die Kinder genöthiget, davon öftere Mahlzeiten zu thun, als wenn sie gemeine Kost genießen, die doch eben so gut und noch stärker nähret. Der leckere Knabe gewöhnt sich dadurch an, seine meiste Zeit mit Essen zu zubringen. Wenn er studieren soll, bekommt er Lust, Obst, Kuchen, Mandeln und Rosinen zu essen. Ehe er in die Schule oder in das Gymnasium geht, versorgt er sich reichlich damit,

oder,

oder, wenn Mamachen nicht genug davon gibt, stiehlt er ihr einige Groschen weg, und kauft sich nach Belieben allerley Naschwerk. Wenn ihm der Herr Papa auf der Universität keinen so delicaten Tisch, als er zu Hause gehabt hat, halten kann oder will, weil derselbe zu viel kostet, so darf er nur immer eine ansehnliche Cassé bereit halten, um die Schulden zu bezahlen, die der Herr Sohn in Pasteten, Kuchen und Wein gemacht hat. Er darf auch nicht klagen, wenn der vollblütige Jüngling bey dem schönen Geschlechte starke Ausschweifungen begehrt; denn er ist ja bemühet gewesen, demselben von Jugend auf durch Speisen, die das Blut erhitzen und starke Reizungen machen, einen wollüstigen Körper zu verschaffen. Dieses haben sich auch insonderheit die Aeltern vornehmen Standes zu merken. Denn wenn sie gleich sagen, daß ihre hochadelige Kinder zu keiner Verschwendung durch eine delicate Erziehung könnten gebracht werden, und daß sie keiner großen Stärke des Leibes bedürfen, weil sie, wenn es ihnen gefällt, in einer vierspännigen Carrosse fahren können; so will ich zwar hier die Wahrheit nicht erörtern, daß man auch bey großem Reichtume verschwenden könne, und daß die Stärke des Leibes jedermann sehr heilsam sey, weil sie ein wesentliches Stück der Gesundheit, und auch vorzüglich den Adelligen sehr ersprießlich ist, indem die meisten davon Kriegersleute werden, sondern ich will nur das sagen, daß die gewürzten und delicaten Speisen die Mannbarkeit vor der Zeit hervor locken, und den jungen Herrn frühzeitig zu Debauchen verleiten, so, daß er bey den vielen Maitressen seine Säfte verschwendet, seinen Körper schwächt, und wenn er nachher eheliche Kinder zeugen soll, nicht mehr dazu tüchtig ist, sondern seinen Namen erlöschen lassen muß.

Manche Leute haben vor gewissen Speisen einen Abscheu. Wenn man solchen bey Kindern merkt, muß man sorgfältig untersuchen, ob es ein natürlicher Ek-

sey,

sey, oder ob er aus der Einbildung, oder einer verderbten Zärtlichkeit herrühre. Zuweilen liegt der Grund davon in der Natur unsers Körpers. Gewisse Speisen sind manchem so zuwider, daß er sie nicht einmal riechen kann, ohne übel zu werden. Man hat so gar bemerkt, daß dieser Fehler zuweilen erblich ist, und daß Kinder auch die Speisen verabscheuen, die ihrem Vater oder ihrer Mutter von Natur zuwider sind. Aeltern müssen in diesem Falle nicht so eigensinnig seyn, und ihre Kinder zu dem Genuße solcher Speisen, vor welchen sie einen natürlichen Ekkel haben, zwingen. Die Natur läßt sich in solchen Dingen keine Gesetze vorschreiben, und keine Gewalt anthun. Man kann zwar versuchen, ob man nach und nach diesen Ekkel vertreiben könne, wenn man die Kinder erst oft an solche Speisen riechen, und darauf anfänglich wenig, und mit der Zeit mehr, davon kosten läßt; wosern man aber merkt, daß man nichts ausrichtet, so muß man keine weitere Probe machen, denn man quält nur die armen Creaturen, und macht sie krank. Hingegen sind einige Kinder durch delicate Speisen schon so verzärtelt, daß sie manches nicht essen, weil es nicht so gut schmeckt. Von solchem schädlichen Eigensinne müssen die Aeltern dieselben durch vernünftige Vorstellungen, durch ihr eigenes Beispiel, und zuweilen durch Strenge, abzubringen suchen. Denn es ist eine üble Sache, wenn man den Kindern in Erwählung der Speisen zu vielen Eigensinn und zu viele Freyheit läßt.

Nun ist noch etwas von der Un- tirtät der Eltern zu sagen. Die Unmäßigkeit und Gefräßigkeit bringt den Kindern einen ungesunden Körper zuwege. Aber wenn sie zu wenig Nahrung bekommen, so schrumpft ihr Magen ein, sie bekommen ein scharfes Blut, werden mager, bleich, zärtlich und schwächlich, und bey den Veränderungen der Luft sehr empfindlich. Deswegen muß man die Kinder nicht strenge und

Oek. Enc. XXXVII Th.

Kr

ein:

eingeschränkt im Essen halten. Denn sie haben viel innerliche Wärme, und verdauen daher, insonderheit wenn sie viel herum laufen, sehr geschwinde, und leiden folglich bald Hunger; sie brauchen auch zu ihrem Wachstume viele Nahrung. Kann man es dem armen Kinde verdenken, daß es, wenn ihm der Brodkorb zu hoch gehängt wird, sich bey dem Gesinde zu Gaste bittet, und mit heißem Hunger gierig frisst, wenn es einmal Gelegenheit dazu hat? Man weiß, welcher grausame Peiniger der Hunger ist. Was Wunder also, wenn solche unglückliche, durch die Grausamkeit ihrer Aeltern ausgehungerte Kinder, wie Raub-Thiere, alles in der Küche wegstehlen, was sie zur Sättigung ihres Magens finden können! Wenn der Knabe einmahl die Schlüssel von der Speise-Kammer erhaschet und dieselbe plündert, oder sich nur ein Stück Brod abschneidet, so bekommt er dafür ein Par Maultaschen von der Mutter. Man hat mit Thieren, welche der Hunger plagt, Mitleiden; und die menschliche Creatur wird mit Schlägen belohnet, wenn sie dem Triebe zur Erhaltung ihrer Gesundheit folgt. Das ist gottlose Unvernunft! Man gebe den Kindern hinlänglich zu essen, so werden sie nicht Raub-Thiere in menschlicher Gestalt werden. Man gebe ihnen ein gutes Frühstück, eine hinlängliche Mittags-Mahlzeit, ein nochdürftiges Besper-Brod und Abend-Essen. Wenn man sie reichlich mit Nahrung versorget, und ihnen nur nicht den Müßiggang verstatet, so werden sie stets zufrieden, ausgeräumt und munter seyn, und mit Lust lernen. Es ist zwar wahr, daß ein überladener Magen der Heiterkeit der Seele und dem Studiren hinderlich ist; allein, daraus muß man nicht folgern, daß es besser sey, wenn Kinder wenig essen. Es hat wunderliche Leute gegeben, die dreist oder einfältig genug waren, solches zu behaupten; sie werden aber schon vom Des-

Essays

Essays (*) wiederleget; ja, die tägliche Erfahrung beweiset, daß es falsch sey, daß Kinder, die wenig essen, einen lebhaftern Verstand haben, als diejenigen, welche etwas mehr genießen. Man sieht täglich Kinder, die alles unter einander in gutem Maße essen, und doch alle Lebhaftigkeit, Munterkeit, Scharfsinnigkeit und Artigkeit des Geistes besitzen, welche man nur jemahls von ihnen in ihrem Alter verlangen kann. Sie müssen aber nicht den Magen mit Speisen voll stopfen; sie müssen auch nicht beständig sitzen, und nach dem Essen studiren. Wenn dieses beobachtet wird, so schadet eine ordentliche Sättigung des Magens niemahls der Seele oder dem Körper, sondern sie gereicht beyden zum größern Vortheil, als wenn man wenig isst, und dadurch einen schwächlichen und flecken Körper bekommt. Wie gut kann der studiren, welcher beständig mit dem Hunger kämpfen muß?

Es ist nicht nöthig, daß Kinder viel trinken. Sie haben schlaffe Fasern und viele Feuchtigkeiten. Sie bedürfen daher keiner starken Anfeuchtung ihrer Fasern und Verdünnung des Blutes. Durch vieles Trinken werden ihre Fasern nur noch mehr erschlaffet, und insonderheit wird der Magen geschwächt. Daher schadet es demselben am meisten, wenn er bey dem Essen mit vielem Getränke überschwemmet wird. Bey Tische müssen Kinder nur ein kleines Glas voll Wasser austrinken, und nicht mehr; und nachher nicht eher, als etwa drey Stunden nach dem Essen, wenn die Verdauung meistens vollendet ist, wieder ordentlich trinken. Ein halbes, oder höchstens ganzes Maßel ist den Tag über für sie hinreichend.

Ich habe noch das Verhalten der Kinder bey der verschiedenen Beschaffenheit der Luft und Witterung, anzuzeigen. Soll dem Menschen die

Rr 2

Lust

(*) Hrn. Des. Essays Abhandlung von der Erziehung der Kinder, in Ansehung ihres Körpers, in den ersten Jahren, von mir übersetzt und mit Anmerk. erläutert. Berl. Stett. und Lpz. 1763, 8. S. 312, 399.

Luft gesund seyn, so muß sie rein und frisch seyn. Diejenigen, die in Gesellschaft vieler andern in einem engen Bezirke beisammen sind, sehen blaß, aufgedunsen und krank aus, denn die Luft ist von der Ausdunstung solcher Personen verunreinigt. Dieses spüret man, wenn man aus der freyen Luft in eine solche Stube kommt, mehr als zu deutlich, denn man wird fast ohnmächtig, weil eine solche Luft nicht mehr die zur Erfrischung des Körpers erforderliche Eigenschaft besitzt, mit faulen Dünsten erfüllt ist, und ihr die Federkraft mangelt, wodurch die Lungen gehörig ausgedehnet werden müssen. Weil solche Leute bey ihren gewöhnlichen Hanthierungen Gelegenheit haben, frische Luft zu schöpfen, so entgehen sie zwar der größern Schädlichkeit der in ihren Stuben befindlichen unreinen Luft, die Kinder aber leiden davon am meisten, weil sie zärtlicher sind, und nicht so oft an die frische Luft kommen. Bey schönem Wetter muß man also den Kindern in die freye Luft zu gehen verstaaten, wodurch ihr Körper gereinigt und erquicket wird. Die gemeinen und der Bauern Kinder würden nicht so gesund, und wieder die schlimmen Folgen der unreinen Luft, die gemeiniglich in den Häusern ihrer Aeltern ist, gesichert seyn, wosern sie nicht, wenn sie auch nur erst 2 Jahr alt sind, vor der Thüre und auf die Straße bey einer jeden Witterung herum liefen. Aber es ist erschrecklich, wenn bemittelte und vornehme Aeltern, die besser, als der gemeine Mann, im Stande sind, die Regeln der Gesundheit in Erziehung ihrer Kinder zu beobachten, diese ebenfalls in einer engen Stube einschließen, wo die Luft wenig oder schlecht erneuert wird. Solche Kinder können nicht, wie jene, bey jeder Witterung in die Luft gehen, weil ihr Körper zärtlicher und empfindlicher ist. Sie müssen also leiden, daß ihre Säfte von den faulen Dünsten verunreiniget werden, und sie dadurch eine schlechte und ungesunde Leibes-Beschaffenheit erhalten. Es ist

da:

daher nothwendig, daß Aeltern, denen es nicht an Gelegenheit und Vermögen, bessere Einrichtungen zu machen, fehlt, die Wohnungen ihrer Kinder allemahl so wählen, daß sie beständig eine reine und frische Luft schöpfen. Es ist kaum zu glauben, wie groß der Unterschied an Munterkeit und Lebhaftigkeit der Seele und des Körpers zwischen denen sey, die in einer reinen, und denen, die in einer unreinen, nicht erneuerten Luft sich aufhalten. Diese sind träge, bleich, schlaff und kraftlos; jene sind munter, hurtig und gesund. Wenn also viele Kinder in einer Stube schlafen, so muß dieselbe sehr geräumig seyn, damit die Dünste, welche aus dem Körper gehen, sich verbreiten können. Sie müssen sich, wenn sie aufstehen, sofort in eine andere Stube, worin die Luft rein ist, begeben, und unterdessen muß man durch Räuchern, und durch Öffnen der Fenster, die bösen Dünste verjagen, und frische Luft in die Schlaf-Stube bringen. Dieses ist zwar sehr zuträglich, aber es ist doch noch nicht genug, sondern es ist noch besser, wenn die Kinder oft in die äußere Luft kommen, weil dieselbe etwas vorzüglich erfrischendes und erquickendes an sich hat. Ueberdies spüret man auch selbst in der Stube die Wirkungen des Wetters. Die Frauenzimmer und andere empfindliche Personen, welche wenig aus der Stube kommen, empfinden dennoch die Eindrücke der äußern Luft auf ihren Körper. Es sind auch die meisten Geschäfte der Menschen von der Art, daß sie dabey ausgehen, und der Luft ausgesetzt seyn müssen. Die Luft ist also dem Menschen unentbehrlich; sie wirkt unmittelbar auf seinen Körper, und er ist ihren Veränderungen unvermeidlich ausgesetzt. Aus diesen Ursachen muß man die Kinder bey Zeiten gewöhnen, alle Veränderungen der Luft zu ertragen. Hierzu müssen sie allmählich gebracht werden, weil die schleunigen Abwechselungen der Luft, wenn man sie denselben mit Unvorsichtigkeit

Rt 3

aus:

aussetzt, sehr üble Folgen nach sich ziehen können. Solche Gewohnheiten müssen aber darum bey Zeiten in ihnen geleyet werden, damit sie nicht durch gegenseitige Gewohnheiten zu sehr verhärtet werden, wie solches geschieht, wenn man sie beständig in der Stube sitzen läßt, stets warm hält, und solcher Gestalt ihren Körper zur Weichlichkeit gewöhnet. Man muß aber solches zu der Zeit thun, wenn der Körper schon etwas dauerhafter geworden ist, und eine kleine Gewalt aushalten kann. Der Bauern-Junge kriecht schon, ehe er noch laufen kann, im Hemde und mit bloßen Füßen in der strengsten Kälte, im Schnee, Winde und Wetter, ohne Schaden herum, ja, er kann schon die schnelligsten Veränderungen von Wärme und Kälte ertragen; denn wenn er recht durchgefroren ist, erwärmt er sich in der recht höllenmäßig eingeheizten Stube, ohne Nachtheil seiner Gesundheit. Unsere weichliche Stadtkinder müssen solches wohl unterlassen, wenn sie kein Raub des Todes werden wollen. Sie müssen zuvor mit den Jahren eine stärkere Leibes-Beschaffenheit erhalten, ehe sie allen Veränderungen der Luft durch die Gewohnheit Trotz bieten können. Zwischen dem vierten und sechsten Jahre, kann man anfangen, sie allmählich an eine rauhe Luft zu gewöhnen; und nach dem sechsten Jahre muß man solches stufenweise immer mehr und mehr zur Vollkommenheit zu bringen suchen.

Auf folgende Weise kann man die Kinder stufenweise und ohne Schaden an die Veränderungen der Luft gewöhnen. Ich habe bereits oben erinnert, daß die Stube, in welcher der Säugling schläft, nur mäßig warm gehalten werden müsse. Wenn er entwöhnt worden ist, und sich dem dritten Jahre seines Alters nähert, muß man die Stuben-Wärme vermindern, bis endlich, bey dessen zunehmenden Alter, und etwa nach dem vierten Jahre, gar nicht mehr des Nachts geheizet wird. Er muß alsdann beständig in einer

Kal-

kalten Stube schlafen; und wäre etwa die Kälte groß, so darf man nur das Bett etwas erwärmen, wozu eine mit warmen Wasser angefüllte Flasche am bequemsten, und weit gesunder, als ein so genannter Bett-Wärmer mit Kohlen, ist. Das Bett darf nicht ganz durchgewärmet und heiß gemachet werden, sondern es ist genug, wenn die Kälte davon nur verschlägt. Ist das Kind nun stärker geworden, und ungefähr in seinem sechsten Jahre, so wärmet man das Bett nicht mehr, welches vorher auch anders nicht, als nur bey großer Kälte, geschehen ist. Nunmehr muß es zu allen Zeiten auch bey der größten Kälte in einer kalten Stube und in einem kalten Bette schlafen. Dieses ist der erste Schritt, wodurch es die Kälte vertragen lernt. Sie fällt ihm zwar bey dem Einsteigen in das Bett zuweilen sehr empfindlich, aber sie stärkt den Körper, sie gewöhnet die Fasern an die Eindrücke der rauhen Luft, und die natürliche Wärme, welche kurz darauf folgt, ist desto angenehmer, verursacht eine bessere Ausdunstung, und befördert den Schlaf. Hingegen machen die warmen Stuben einen unruhigen Schlaf, treiben einen starken Schweiß, und schwächen den Körper des Kindes, welchem, wenn es des Morgens aufsteht, da die Stube unterdessen wieder kalt geworden ist, die kalte Luft empfindlicher und gefährlicher ist, weil die offenen Schweiß-Löcher unmittelbar davon zusammen gezogen werden. Auf diese Weise ist der durch die große Wärme geschwächte Körper einer Erkältung, und den daher entstehenden Schnupfen, Husten und Fiebern am leichtesten unterworfen. Lasset man aber die Kinder in einer kalten Stube schlafen, so sind sie diesen Beschwerden nicht ausgesetzt. Sie finden darin bey dem Aufstehen dieselbe Luft, welche sie die ganze Nacht eingeathmet haben. Man kann ohne Gefahr, ja ohne sonderliche Empfindung der Kälte, aufstehen, wenn man nur die Betten allmählich nachläßt und lüftet, damit die von

Nr 4

unsern

unsern eigenen um uns gesammelten Ausdunstungen entstandene Wärme nach und nach verfliege. Darum muß man auch die Kinder nicht mit dicken und sehr warmen Kleidern zu Bette legen, noch sie mit vielen und schweren Betten bedecken; denn auf diese Weise würde auf der einen Seite alles verdorben, was man auf der andern gut machen will. Alsdann ist die kalte Stube von keinem Nutzen. Solche starke Bedeckung des Körpers in den Betten verursacht starken Schweiß, schwächt den Körper, und zieht sowohl während dem Schläfe, als auch bey dem Aufstehen, dieselben gefährlichen Fäulen, die ich eben erst von dem warmen Schlaf-Gemache angezeigt habe, nach sich. Ein leichtes Deck-Bett ist jederzeit zureichend. Anfanglich kann man dem Kinde des Nachts wohl eine warme Kleidung im Bette anlassen, aber wenn es älter wird, muß sie inuner dünner werden; ja, es wäre noch besser, wenn es sich angewöhnte im bloßen Hemde zu schlafen.

Aber auch bey Tage muß man die Kinder nie zu warm halten. Ihrer Kleidungen wird weiter unten Erwähnung geschehen. Hier will ich nur die andern Mittel betrachten, wodurch man Kinder zu den Veränderungen der Luft abhärten kann. Sie müssen sich in einer mäßig warmen Stube aufhalten; niemals an den Ofen kommen, und zuweilen an die kalte Luft gebracht werden. Vornehmer und reicher Leute Kinder sind meistens so unglücklich, daß sie den ganzen Winter über, gleich den ausländischen Gewächsen, die in Treibehäusern stehen müssen, in der warmen Stube behalten werden. Sind sie etwa einmahl ein Par Minuten in der kalten Luft gewesen, so kriechen sie an den Ofen, und wärmen sich tüchtig. Durch diese beständige Wärme werden die Fasern geschwächt, erschlaffet, und zu diesem schlaffen Zustande dermaßen gewöhnet, daß das geringste Lüftchen sie zusammen schnüret, und den Körper auf eine empfindliche und gefährliche Art verletzet. Die

in solcher Zärtlichkeit und Weichlichkeit erzogenen Kinder sind daher von blasser und kränklicher Leibes-Beschaffenheit; eine freye und kalte Luft ist ihnen, wie Gift, zuwieder. Kaum haben sie eine solche Luft eingeathmet, so bekommen sie den Husten, theils weil ihre Lungen solche Luft nicht ertragen können, theils auch, weil die schlaffen und empfindlichen Fasern ihres Körpers von derselben zusammen gezogen und gedrückt werden, und bey der gehemmten Ausdunstung die scharfen und unreinen Säfte, welche sonst durch die Schweißlöcher wären ausgeführt worden, auf die Lungen fallen. Die öftere Wiederholung solcher ungewöhnten Gewalt ist schon hinlänglich, diese Kinder lungenüchtig zu machen. Da also die immerwährende Erwärmung des Körpers, und der stete Aufenthalt bey dem Ofen und in der warmen Stube, welches überdies noch träge und faul macht, unserer Gesundheit so nachtheilig ist, so muß man die Kinder zuweilen im Winter in die kalte Luft gehen lassen. Diesen Rath will ich aber hier mit den nöthigen Einschränkungen erläutern. Ist das Kind noch in einem zarten Alter, so muß man es, den Tag über, mit einer guten Bedeckung des Leibes einige Mahl eine Viertelstunde lang in einem kalten Zimmer oder im Hause herum tragen, damit seine Lungen eine veränderte und rauhere Luft einathmen, und sein Körper ihre Eindrücke gleichsam von weitem empfinde. Je älter es wird, und wenn es schon gehen kann, desto länger muß es sich in der Kälte aufhalten. Man läßt es eine Weile in der Hausthüre und am offenen Fenster stehen; man bringt es, wenn die Luft nicht allzu unfreundlich ist, über die Straße zu guten Freunden, oder in die Schule. Wenn es nun das sechste Jahr erreicht hat, verstärkt man diese Uebungen. Der Knabe sowohl, als das Mädchen, müssen täglich, zu einer jeden Jahreszeit und bey einer jeden Witterung, ausgehen. Nichts ist der Gesundheit des gemeinen Volkes zuträglich.

sicher, als daß ihre Kinder täglich die Gassen herumlaufen. Da also meine Ermahnung vorzüglich die vornehmeren Kinder angeht, so höre ich schon manche Einwurfe dagegen, die eine delicate Denkfungsart ausstößt. „Kindern von Stande und von einiger Extraction muß es zu niederträchtig seyn, auf den Straßen herum zu schwärmen, und mit der ungezogenen rohen Jugend des Pöbels das Pflaster zu treten. Wie viele Sorgen, wie große und ängstliche Bemühungen muß man nicht anwenden, die feine zarte Haut der jungen Schönen zu erhalten, zu verbessern, und diesen glatten glänzenden Ueberzug der wohlgebildeten Glieder, den man kostbarer, als Gold, und edler, als Tugend und Verstand, hält, vor der verletzenden Gewalt des Wetters zu beschützen! Es ist also wieder die Sittenwohl-
 „erzogener Kinder, es ist der reizenden Bildung ihres zarten Körpers nachtheilig, wenn man sie der rauhen Luft Preis gibt, und auf der Straße herum laufen läßt!“ So ruft der ganze Haufe der Aeltern, die nach dem heutigen Geschmacke denken, entgegen. Ich denke anders, ich lehre anders, ich werde also keinen großen Beifall erhalten. Doch vielleicht kann ich noch einige Mütter überzeugen; denn diese sind es am meisten, die sich der Ausübung dieser Gesundheits-Regel widersetzen. Das Kind ist allerdings ein unglückliches Opfer einer nachlässigen Erziehung, welches unter den Straßen-Jungen aufwächst, und in deren Gesellschaft, in allen Arten der Laster, des Muthwillens und der Bosheit, geübet wird. Aber wer sieht nicht, daß nur hier der spielende Wis zu triumphiren sucht, wenn man solches bei wohl erzogenen Kindern befürchtet, wenn sie ausgehen! Die Aeltern, welche diesen Einwurf machen, müssen entweder in ihrem Kinde, in dessen zarten Alter, einen schlechten Grund zur Artigkeit und Tugend gelegt haben, daß sein zu den Eindrücken des Bösen und Guten gleich fähiges Herz keinen

Ekel

Ekel wieder die Gottlosigkeit und Ungezogenheit empfindet; oder sie müssen von dem bössartigen und verstockten Gemüthe ihres Kindes überzeugt seyn. In beiden Fällen wird das Kind auch bei dem Gesinde und in der Gesellschaft muthwilliger Knaben, die mit ihnen einerley Standes sind, Gelegenheit genug behalten, Unarten zu begehen, und unanständige Sitten anzunehmen und in sich zu befestigen. Die guten Sitten werden also keinen Anstoß leiden, wenn der Knabe, in welchem bereits ein guter Grund zur Tugend gelegt worden ist, ehrbar und stille auf der Straße zu gehen, und auf den Muthwillen der losen Buben nicht zu achten, gewohnt ist. Dieses gilt insonderheit von denen, die erwachsen sind. Da aber kleinere Kinder an der Hand eines Diensthofen geleitet werden, so fällt bei ihnen alle Furcht eines ungezogenen Betragens weg. Mich dünkt, ich hätte nun den Einwurf, der die Sitten betrifft, überzeugend genug entkräftet.

Ich schmelzle mir, daß ich bei der Wiederlegung des zweiten Einwurfs, welcher sich auf die Schönzeit des Körpers bezieht, der Wahrheit den Eingang in die Gemüther derer, die nur nicht eigensinnig und in ihrer Meinung hartnäckig sind, verschaffen werde. Ich will hier nicht den Begriff der Schönheit aus einander setzen, noch mit denen Schönen, die etwa gegenwärtiges Leben möchten, bei dem Hogarth und Winkelmann das Schöne bestimmen und nach Geschmack beurtheilen lernen. Man nennt einen Körper schön, dessen Gliedmaßen eine gehörige Proportion gegen einander haben, und dessen Haut aus einem unordentlichen Gemische von Lineamenten, Fasern, Blutgefäßen und Fette besteht, welche unter einander ein so gutes Verhältniß haben, daß sie im Ganzen die Sinne reizen, und gefallen. Dieser Begriff von der Schönheit ist zwar nicht philosophisch, und nicht nach den Regeln der Logik, aber er ist hier zu meinem Zwecke hinlänglich. Di-

R. 110

Kälte verändert diese Bildung der Theile im geringsten nicht, sie macht die Fasern dicht, und indem sie dadurch ihre Kraft und Stärke vermehrt, befördert sie den freyen Umlauf des Blutes, welcher alle Berrichtungen des Körpers nach ihrem gehörigen Maße und Ziele unterhält. Daher können keine Stockungen der Säfte geschehen, welche hier und da die Haut verunstalten, keine Erschlaffung, und keine Abzehrung, wie von der Hitze, entstehen. Die Schönheit leidet also von der Kälte nichts, sondern sie wird vielmehr dadurch unterhalten und vermehrt; und es ist eine längst bekannte Erfahrung, daß das Frauenzimmer in den kalten Ländern mehrentheils schöner ist, als das in den warmen Ländern, wo die Hitze den Körper ausmargelt, schläfe Glieder, und ein bleiches, eingefallenes, runzeliges Gesicht hervor bringt. In den kalten Ländern hingegen sind alle Gliedmaßen der Menschen stark, und ihre Haut ist mit Fette und Fleische sehr gut ausgefüllt; und wer wird läugnen, daß dieses nicht einen schönen Körper ausmache? Aber freylich die feine Haut leidet etwas, sie wird dichter; doch auch dadurch gewinnt sie das, daß sie wieder die Eindrücke der kalten Luft weniger empfindlich wird. Eine feine Haut ist in der That weder zur Gesundheit, noch zur Schönheit, etwas Wesentliches; und denen zum Troste, die sich einmahl darin verliebt haben, kann ich versichern, daß sie, wenn sie von Natur eine zarte und glatte Haut haben, dieselbe auch behalten werden, ob sie gleich ihr Gesicht und ihre Hände oft dem rauhen Wetter aussetzen. Denn eine dicke Haut haben nur diejenigen, welche mit den Händen viel arbeiten, und beständig in der Kälte sind. Allein, die Kinder sollen nicht den ganzen Tag in der Kälte bleiben; sie sollen nur alle Tage einige Stunden die äussere Luft genießen, und der Witterung bloß gestellt werden, damit sie insonderheit alle Arten des unfreundlichen Wetters ertragen lernen. Da es aber al-

lerdings

lerdings nöthig ist, nach der verschiedenen Witterung den Körper mit hinlänglichen Kleidern zu bedecken, und vornehmlich wieder den Sonnenstich und die Gewalt des Windes zu schützen, so werde ich weiter unten davon sprechen.

Es haben nicht alle Kinder ihre Geschäfte über der Straße. Viele von den Vornehmen und Reichen schicken ihre Kinder nur im Sommer in die Schule, und im Winter behalten sie dieselben zu Hause. Das ist meinem Grundsatz ganz zuwider. Da sie alle Tage ausgehen sollen, so müssen sie auch im Winter täglich die Schule besuchen, weil eben diese Jahreszeit zur Abhärtung der Kinder in der Luft am geschicktesten ist. Diejenigen aber, die ihre Lehrmeister im Hause haben, muß man täglich zu einigen guten Freunden, oder um etwas an jemand zu bestellen, ausschicken. Zu diesem Ende thun solche Aeltern sehr gut, wenn sie ihr Kind in Dingen, wo es sich schickt, zu einem Boten brauchen, damit es Gelegenheit erhalte, der verschiedenen Witterung gewohnt zu werden. Hier möchte ich auch die Vornehmen sehr bitten, ihren Kindern das Fahren im Wagen nicht anzugewöhnen; denn sie lernen, wenn sie oft zu Fuße über die Straße gehen müssen, die Veränderungen und Unfälle der Luft besser ertragen, wie der welche sie in dem Wagen gesichert sind. Man nehme die Kinder im Winter oft mit in die Kirche; man thue mit ihnen Lust-Reisen bei rauher Jahreszeit über Land; kurz, man verschaffe ihnen alle Gelegenheit, alle Ungemächlichkeiten der Witterung auszustehen und zu verachten, und sich in der Luft abzuhärten. Man muß sich durch einige catarrhalische Zufälle, welche bey den ersten Versuchen wohl zu entstehen pflegen, nicht abschrecken lassen; denn durch die öftere Übung wird der Zweck doch erreicht, wenn man nur dabei vernünftig verfährt. Aeltern können die Stärke ihrer Kinder am besten prüfen, und sie müssen ihnen nicht mehr auflegen,

legen, als sie aushalten können, aber auch dabey alle übertriebene Zärtlichkeit und närrische Liebe beyseits setzen. Doch muß man dabey die Regel, die ich schon gegeben habe, nicht vergessen, daß man mit Kindern niemahls eine schnelle Veränderung vornehmen, sondern sie allmählich zu solchen Dingen gewöhnen müsse. Alles, was hier von der Abhärtung des Körpers in der Luft gesagt worden ist, geht nur mit ganz gesunden Kindern an; mit schwächlichen aber muß man behutsamer und vorsichtiger verfahren. Wenn man diese Einschränkungen beobachtet, so wird das Kind, es sey von Natur schwach oder krank, doch mit der Zeit einen dauerhaften und gesunden Körper erlangen, und in einer jeden Lebens-Art, die es künftig ergreift, von der Witterung keine, oder doch nur sehr geringe Beschwerden erleiden. Man muß auch hier auf keinen Unterschied des Geschlechtes sehen. Dem Frauenzimmer ist die Gewöhnung an die veränderliche Witterung eben so heilsam, als allen andern Personen. Sie genießen bey dem öftern Ausgehen zugleich den Vortheil und die erspriesslichen Wirkungen der Bewegung ihres Körpers. Ihre Gesundheit, Schönheit, und selbst die Munterkeit ihres Geistes, erhalten dadurch einen großen Zuwachs.

Ich komme zur Betrachtung der **Kleidungs-Art der Kinder**, und zwar solcher, wenn sie noch jung und unerwachsen sind. In der Art, die Kinder zu kleiden, begeht man gemeiniglich sehr große Fehler. Ihre Gesundheit und Krankheit hängen zum Theil von der Freiheit oder Unordnung ihrer Ausdunstung ab, und die Kleider tragen sehr viel dazu bey, diese Ausdunstung zu unterhalten, zu erregen, zu schwächen, oder zu unterdrücken. Sind sie zu schwer, so werden die Kinder, die fast in einem beständigen Schweiß-Bade schwimmen, dadurch entkräftet; sind sie aber zu leicht, so schwächt das unmittelbare Berühren der Luft

die

die Ausdunstung, oder unterdrückt sie gar. Daher entstehen denn Schnupfen, Flüsse, Husten, Brust-Flüsse, und andere Zufälle, denen sie nicht immer widerstehen können. Diese Ursachen, so entgegen gesetzt sie einander auch sind, sind gleich gefährlich; und man beugt ihnen vor, wenn man eine gehörige Mittel-Straße hält, und auf die Verschiedenheit der Jahreszeiten Rücksicht nimmt. Diese Vorsicht ist, besonders in den ersten Monathen nach der Geburt bey Kindern wegen ihrer großen Reizbarkeit und Schwäche nöthig. Alles Uebermaß ist ihnen schädlich, und sie haben nicht Kräfte genug, es auszuhalten. Vom dritten Monathe an, kann man allmählich ihre Bedeckungen und Kleider vermindern, und sie zu leichtern gewöhnen. Die Haut der Kinder wird in eben der Proportion stärker, und nach einiger Zeit haben sie kaum nöthig, sich zu bedecken. Die Gesichtshaut bey Manns- und Frauens-Personen, und die Haut an der Brust der letztern, sind eben so empfindlich, als an den übrigen Theilen des Körpers, die bedeckt sind; indessen ist doch die Kälte dem Gesichte und der Brust nicht so empfindlich, als anderwärts; und dieses ist eine Folge der Gewohnheit, die sie weniger empfindlich gemacht hat. Niemahls hat man sie davor zu verwahren gesucht. Es gibt Kinder und Erwachsene, die von ihrem zarten Alter an sich gewöhnet haben, wenig bedeckt zu seyn. Sie tragen in der kältesten Jahreszeit, im Winter, ein einfaches Kleid, oder einen sehr leichten Anzug. Sie sind dabey stark und robust, wissen nichts von Krankheiten, und frieren niemahls. Personen, welche nach den Vorurtheilen erzogen sind, die der Luxus und die Weichlichkeit einflößen, schauern bey ihrem Anblicke, und gestehen, daß die Schwachheiten, worunter sie seufzen, die ordentlichen Folgen einer übel verstandenen und zu weit gesuchten Erziehung sind.

D. Cas

N. Cadogan rath, in den ersten drey Jahren die Kinder nur mit einem kleinen Corset von Flanell, ohne Ärmel, zu bekleiden, welches hinten ganz locker anliegt, woran man ein kleines Wamms nähet, und ihnen oben darüber ein Röckchen von eben dem Zeuge, oder von einem andern, wenn er nur fein, weich und leicht ist, anziehen kann. Auf den Kopf soll man ihnen eine leichte Mütze setzen, die man, wenn sie etwa nicht warm genug wäre, füttern kann; dieses sey bey Tage hinlänglich. Die Strümpfe und Schuhe sieht gedachter Schriftsteller mit Recht als unnütz an, zumahl da sie oft den Füßen schaden; überdies halten sie die Beine feucht, wenn man sie nicht alle Stunden ändert. Er glaubt, daß die Strümpfe und Schuhe sich nicht eher für sie schicken, als wenn sie aus dem Hause gehen, um sie vor dem Koth zu beschützen. Des Nachts soll man ihnen nur ein Hemde von Flanell, welches die Freiheit ihrer Glieder nicht einschränkt, anziehen.

Man legt den Kindern, wenn sie einige Monathe alt sind, eine Schnürbrust an. Man hatte sie schon durch das heftige Einwindeln auf die Tortur gebracht, und befreyet nunmehr Hände und Füße von der Strafe, um die Eingeweide noch stärker zu pressen, und die Knochen zu verstümmeln. Die Schnürbrüste sind eine Art von Schilden, durch welche man die Biegsamkeit der noch zu schwachen Kinder, nach der schwachen Meinung des großen Haufens, aufhalten, und sie in den Stand setzen will, selbst aufrecht zu bleiben. So suchen die Menschen, die immer weiser als die Natur sind, ihre schönsten Producte vollkommener zu machen. Sollte es möglich seyn, daß sie in diesem betriegerischen Vorurtheile die bequemsten Mittel finden, sich zu schaden, oder ihre Kinder umzubringen? Die Schnürbrüste, sie mögen von Fischbein, oder von Rohr, gemacht seyn, sind allemahl, drückend und zu hart, und press-

pressen die Kinder zu stark zusammen, die in diesem Alter Fleisch und Knochen, so weich wie Wachs, haben, welche, so wie dieses, alle Arten von Eindrücken anzunehmen geschickt sind, die sie bey zunehmenden Jahren auch behalten. Der obere Theil der Schnürbrüste ist vorn weit genug, um der Brust die Freiheit, sich zu bewegen, zu lassen, wenn sonst kein Hinderniß da ist. Der untere Theil aber ist enge, und so gebauet, daß sie den Magen, die Gegend über dem Nabel, einen Theil des Nabels, und die knorpeligen Spitzen der so genannten falschen Rippen zusammen drücken. Hinten sind die Schnürbrüste, der ganzen Länge nach, überaus hart; sie ruhen auf den in die Quere gehenden Hervorragungen der Wirbelbeine, und der Erhöhungen der Rippen. Man zieht sie stark mit Schnüren zusammen, und zwingt sie, an allen Theilen des Körpers genau anzupassen. Die zwei letzten falschen Rippen, die der größten Zusammenpressung ausgesetzt sind, werden dadurch steif und unbeweglich, anstatt, vermöge ihrer natürlichen Einrichtung, locker zu werden. Die knorpeligen Enden der andern Rippen werden dadurch zusammen gepreßt, und öfters gar in einander gestoßen. Das harte und steife Hintertheil der Schnürbrust zwingt die Schultern und Schlüsselbeine, sich gegen den Rückgrath zu wenden, so daß man eine Ausrenkung zu befürchten hat. Dieses Zusammenpressen wirkt ebenfalls auf die wahren Rippen, und erhebt sie vom Vorderteile der Brust nach hinten zu. Die Bänder, welche über die Schultern laufen, die Schnürbrust zusammen zu halten, und die Schultern zu zwingen, entzünden dieselben öfters, und verwunden sie; die Muskeln der Brust und des Schulterbeines, und die runden Muskeln werden gepreßt, und gleichsam erwürgt; sie hemmen den Umlauf der Säfte in diesen Theilen, und verhindern den Nahrungs-Saft, sich über-

all gleich auszutheilen, sie zu nähren, und das Verlorne wieder zu ersetzen.

Die Schnürbrüste, die man Knaben anlegt, sind in den ersten Jahren nicht so sehr hart; man macht sie aber immer stärker, nach dem sie älter werden. Indessen sind sie zu allen Zeiten hart genug, ihnen zu schaden. Was die Mädchen betrifft, so sucht man ihnen nur eine schöne Taille zu geben, und ihre Körper so zu bilden, daß man die Schultern fast gar nicht sieht, und die Arme hinterwärts kommen, daß der Rückgrath völlig gerade, die Brust erhaben, die Taille schlank werde, daß die Hüften tief, und der Bauch eingedrückt sey. Was liegt daran, daß der Bau der Mädchen auf Kosten der Gesundheit oder des Lebens so gekünstelt werde, wenn sie nur gefallen? Indessen irret man sich. Alle diese vorgegebene Mittel die Taille zu bilden, und Annehmlichkeiten zu geben, verursachen öfters weit größere und gefährlichere Verunstaltungen, als diejenigen sind, denen man vorzubeugen sucht; und es ist gewiß, daß die Maschinen, die man erfunden hat, diesen Ungehaltigkeiten abzuheben, welche natürliche Folgen der Windeln und Schnürbrüste sind, nur noch neue Verunstaltungen verursachen, ohne die schon vorhandenen zu heben. Das beste und wirksamste Mittel, solchen Verunstaltungen zuvor zu kommen, ist, dem Beispiele derjenigen Völker zu folgen, die bey ihren Kindern weder Windeln noch Schnürbrüste gebrauchen, und doch unter sich weder Ungehaltete noch Krüppel haben. Ich sage noch mehr: das einzige Mittel, die Kinder von diesen Verunstaltungen zu heilen, ist, die Schnürbrüste zu verbannen, und sich gar keiner Maschine zu bedienen.

Das Zusammendrücken, welches die Schnürbrüste auf die ganze Oberfläche des Körpers der Kinder machen, hemmet den Umlauf der Säfte, bringt die Functionen der Eingeweide in Unordnung, und verdirbt den

den Nahrungs-Saft. Die Nahrung wird dadurch unvollkommen, und es erzeugen sich gefährliche Verstopfungen. Die Hemmung des Blutes in den Lungen verursacht Reusen, Blutspucken, Husten, Engbrüstigkeit, Herzklopfen, Poßpen, Pulsader-Geschwülste, Lungenucht und andere Krankheiten. Da die Eingeweide des Unterleibes und die Gedärme eingeengt sind, so entstehen daraus Verstopfungen, Knoten, Gelbsucht, Kopfschmerzen, schlechte Verdauung, Magenkrampf, Ohnmachten, und viele andere Uebel mehr.

Allen diesen Zufällen könnte man entgehen, wenn man sich die einfache Natur zum Muster nähme, was die physische Erziehung betrifft. Die Thiere haben sie allein zur Führerin, und man findet unter ihren verschiedenen Gattungen kein einziges, welches Unvollkommenheiten hätte. Die Menschen würden alsdann nicht die Erniedrigung haben, sich häßlich, ungestalt, verstümmelt zu sehen, und würden nicht von den tödlichen Krankheiten, die gemeiniglich die Folgen des Mißbrauches in diesem Theile der Erziehung sind, angegriffen werden. Man darf sich nur erinnern, daß es nirgends so robuste und gesunde Männer, noch so gut proportionirte und so schöne Weiber gibt, als in denen glücklichen Himmels-Geenden, wo man nichts von dem Gebrauche der Windeln und der Schnürbrüste weiß.

Des Gebrauches der Schnürleiber bey ältern Kindern, wird weiter unten Erwähnung geschehen.

Die Beschaffenheit der Kleidung hat in unserm Körper keinen geringen Einfluß. Von einer dicken oder leichten Kleidung hängt die stärkere oder geringere Wirkung der Luft in unserm Körper ab. Die Kleider umgeben denselben zunächst, und müssen daher die freie Bewegung der Gliedmaßen mehr oder weniger einschränken, nach dem sie dieselben dichter oder locker

rer umschließen. Bey der Kleidung der Kinder muß man hauptsächlich auf zwey Stücke sehen; 1) in so fern sie den Körper mehr oder weniger warm halten; und 2) in so fern sie die Gliedmaßen mehr oder weniger einschränken.

Außer dem, daß die meisten Aeltern die Ofenwärme ihren Kindern zum Element machen, hüllen sie dieselben noch in Pelzen und dicken warmen Kleidern ein; sie emballiren sie, wenn sie einmahl in die Luft gehen müssen, in so vielen Bedeckungen, als wenn sie eine Ware wären, die man verschicken wolle, und sorgfältig vor dem Wetter bewahren müßte. Solche sehr warme Bedeckung aber verursacht nicht allein, daß die bösen Theile, welche die Natur vermittlest der Ausdunstung aus unsern Säften austreibt, doch wieder mit dem Blute vermischer werden, sondern sie erschläffet auch durch den warmen Dunstkreis, den sie um den Körper macht, alle feste Theile, und macht den Körper matt und kraftlos. Daher sind die Kinder, die man sehr warm in Kleidern hält, kränklich, schwächlich, gedunsen, und zu vielerley Krankheiten, die aus bösen und unreinen Säften entstehen, sehr geneigt. Sie bekommen von der geringsten Kälte, die ihre entbloßte Theile trifft, die gefährlichsten Zufälle und hartnäckigsten Flüsse, weil eine Erkältung um so leichter geschehen kann, und desto empfindlicher fällt, je wärmer der Körper ist. Aber nicht allein die allgemeine sehr warme Bedeckung des ganzen Körpers ist schädlich, sondern auch die vorzügliche Warmhaltung besonderer Theile desselben. Wenn z. B. der Kopf, die Brust, oder der Unterleib, mit Tüchern, Rüssen und Pelzen wärmer gehalten werden, als die übrigen Theile, so sind diejenigen, welche nicht so bedeckt sind, der Gefahr der Erkältung am leichtesten unterworfen, welche aber nicht zu befürchten ist, wenn der Körper überall eine gleiche Bedeckung und folglich auch allent-

hal-

haben eine gleiche Wärme hat. Wer weniger bedeckt ist, dem schadet eine kühle Luft wenig, weil sein Körper nicht viel wärmer ist, als etwa seine bloße Hände, die mit der Luft fast einen gleichmäßigen Grad der Wärme haben, wenn sie derselben eine Zeit lang ausgesetzt sind.

Hieraus ist nun leicht abzunehmen, daß die dicken Kleider und das Pelzwerk für Kinder nichts taugen. Sie machen den Körper weichlich, ungesund, zu Flüssen geneigt. Sie sind dem heilsamen Endzwecke der Wärkung des Körpers entgegen. Daher sind die ungaischen und polnischen Pelze, worin man einige Kinder zu kleiden pflegt, gänzlich zu verwerfen. Sie sind um so schädlicher, weil man in dieser Kleidung in der warmen Stube bleibt. Der Körper wird darin sehr durchgewärmet; und wenn die Kinder in die Luft kommen, können sie sich leicht erkälten, weil sie gegen dieselbe keine andere Bedeckung haben, als die sie in der warmen Stube auch hatten. Sie gewöhnen sich endlich so sehr an diese Wärme, daß sie, wenn sie nicht vollständig in Pelzwerk eingewickelt sind, von einer jeden kühlen Luft Beschwerden empfinden. Man hat die Gewohnheit, daß man die Kinder mit Nützen auf dem Kopfe in der warmen Stube sowohl, als in der Kälte, herum laufen läßt. Es ist sehr irrig, wenn man glaubt, daß der Kopf warm gehalten werden müsse. Die Erfahrung lehrt, daß kein Theil unsers Körpers, als dieser, mehrere Kälte vertragen könne. Die dicken Knochen desselben, und das Haupt-Haar, schützen das weiche Gehirn wieder alle Anfälle der Kälte. Diejenigen, welche sich von Jugend auf gewöhnen, mit bloßem Kopfe zu gehen, empfinden niemals Kopf-Schmerzen, und wissen nichts von Ohren-Sausen, Schnupfen und andern Flüssen, die Bitterung mag auch noch so rauh seyn. Unter vielen alten Völkern war es eine allgemeine Gewohnheit, mit bloßem Kopfe

zu gehen. Dadurch wird gewiß der Körper sehr gestärket. Doch hat daher sehr Recht, wenn er verlangt, daß man die Kinder, wenn sie 1 bis 2 Jahr alt sind, und der Kopf mit Haaren schon gehörig bedeckt ist, Tag und Nacht ohne Mühen solle gehen und schlafen lassen. Es gibt Leute, die im härtesten Winter mit bloßem Kopfe und eigenem Haare auf der Straße gehen, und sich recht wohl dabey befinden, weil sie bereits in der Jugend dazu gewöhnet worden sind. In nasser und windiger Witterung, und wenn die Sonnenstrahlen auf unsern Scheitel brechen, ist es nöthig, den Kopf zu bedecken. Insonderheit muß man dieses bey solchen Kindern beobachten, die mit Ohren-Flüssen, triefenden Augen, oder einem gründigen Kopfe, geplagt sind. Diese müssen überhaupt, wenn sie in die Luft gehen, den Kopf gut bedeckt haben. Aber gesunde Kinder muß man in Wärme und Kälte mit bloßem Kopfe gehen lassen, wenn es nur nicht regnet, oder kein ungestümer Wind ist, oder wenn die Sonne nicht mit ihren heißen Strahlen den Kopf bescheint. Denn Nässe kann kein Theil unsers Körpers vertragen; ein sehr rauher Wind, welcher den Kopf trifft, vermehrt immer Flüsse, wenn man nicht schon recht sehr dagegen abgehärtet ist, und die Sonnen-Strahlen bringen, wenn sie auf das Gehirn wirken, oft tödliche Zufälle hervor. Das Gesicht leidet von der Macht des Sonnen-Feuers manche Verletzungen. Ein gelbbraunes Gesicht, Sommer-Sprossen und allerlei Flecken, entstehen davon sehr leicht. Solche Verwüstungen der Schönheit sucht das Frauenzimmer durch Schirme und Flor-Kappen, womit es das Gesicht bedeckt, abzuwenden. Zu dieser Absicht sind aber die grünen Sonnen-Schirme, die Stroh-Hüte und die grünen Sommer-Hüte, welche bey unsern Schönen Mode sind, die besten. Der Flor erfüllt diesen Zweck nicht so gut; denn der schwarze löset alle Sonnen-

Strah-

Strahlen durchgehen, und vermehrt also nur deren Wirkung auf das Gesicht, der weiße aber blendet und schadet den Augen. Den schwächlichen sowohl als den gesunden Kindern ist es schädlich, wenn sie mit Pelz-Mützen, oder sonst mit sehr eingehülltem Kopfe, in der warmen Stube sind, und auch so schlafen. Der Kopf wird auf diese Weise in einem warmen Dunstkreise so gebraten, daß das geringste anwehende Lüftchen Ohren-Zwang, Ohren-Sausen, Kopfschmerzen und viele andere Flüsse, verursacht.

Die Füße müssen schon etwas mehr bedeckt werden. Diese sind am weitesten von dem Herzen entfernt, welches nicht mit so starker Kraft durch deren Gefäße das Blut treiben kann, als durch die andern Theile des Körpers. Daher haben die Füße eine geringere Wärme, und die Eindrücke der äußern Luft sind in denselben am stärksten, insonderheit wenn der Körper in Ruhe ist. Doch können auch die Füße durch die Gewohnheit viel Kälte ertragen lernen. Der Grönländer, Lappländer, Isländer, läuft immer mit bloßen Füßen auf dem Eise herum, und fühlt nicht einmal die Kälte. Diese Völker sind theils von Jugend auf dazu gewöhnt, und die Füße bekommen bald, indem sie der Kälte beständig ausgesetzt waren, eine harte und unempfindliche Haut. Unsere Bauern-Jungen gehen auch in Kälte und Schnee ohne Schaden barfuß. Diese Beispiele haben manchen zu dem übereilten Schlusse gebracht, daß es gut sey, wenn alle Kinder barfuß gingen. Aber gesetzt, daß solches nicht wieder die Sitten wohlzogener Kinder wäre, so wäre es doch bey allen vornehmen und zärtlichen Bürgers-Kindern darum nicht anzuwenden, weil die feine Haut und die empfindlichen Nerven in diesen von Natur schon weniger erwärmten Theilen von der Kälte zu stark würden zusammen gezogen und zu schmerzhaft verletzt werden. Die Menge erfrornen Füße und hinfender

Men:

Menschen würde ohne Zahl seyn. Nur gar zu oft thun sich schon jetzt die Kinder durch Willkür und Leichtsinne großen Schaden, wenn sie die Füße unbesonnener Weise und zur Unzeit entbloßen. Hierher gehört, wenn sie des Morgens mit bloßen Füßen, die kurz vorher noch geschwigt haben, auf dem kalten Fußboden herum laufen, oder wenn sie aus sträflichem Uebermuth barfuß im Schnee gehen, und um den Vorzug streiten, wer am längsten darin aushalten werde. Im ersten alle bringen sie sich böse Köpfe, Brust-Krankheiten, Durchfall, und starke Flüsse, zuwege, und im letztern sälle entstehen erfrorene Füße. Man muß daher sorgfältig Acht geben, daß dergleichen muthwillige Handlungen nicht vorgenommen werden. Man muß die Kinder gewöhnen, die Hosen, Schuhe und Strümpfe so fort am Bette bey dem Aufstehen anzuziehen. Im Sommer bedeckt man ihre Füße mit einem Paire Strümpfen, die jedoch nicht dünn seyn müssen; und im Winter vermehrt man diese Bedeckung mit noch einem Paire. Daben läßt man sie Schuhe mit etwas dicken Sohlen tragen, welche der den Füßen so schädlichen Nässe widersiehen. Solche hinlängliche Erwärmung der Füße gereicht den Kindern zur Gesundheit, indem sie den freyern Umlauf des Blutes durch diese Untertheile befördert und erhält, wodurch vorzüglich der Kopf und die Brust von zu starkem Antriebe des Blutes und der Säfte besperrt bleiben. Ich kann mich daher unmöglich mit denjenigen vereinigen, welche eine sehr leichte Bedeckung der Füße anrathen. Die Stiefeln sind den Kindern unnütz und beschwerlich. Ich habe bemerkt, daß Kinder, die man in den zartesten Jahren nach Husaren-Art gekleidet hat, einen schleppenden Gang sich angewöhnet haben, wovon die Schwere und Unbequemlichkeit der Stiefeln die Ursache war. Man muß es aber auch mit der Erwärmung der Füße nicht über-

treiz

treiben. Die im Vorhergehenden angezeigte Bedeckung ist die beste. Hält man in der Jugend die Füße mit dicken Strümpfen gleich zu warm, so ist man bey höhern Jahren, wo die natürliche Wärme schon abgenommen hat, genöthigt, sie mit Socken und Pelz-Strümpfen noch besser zu verwalten, welche Weichlichkeit zwar den Kranken zu gönnen, den Gesunden aber schädlich ist.

Die Bedeckung des Halses ist sehr gut, und wird noch nothwendiger, wenn die Kinder schmerzende Drüsen am Halse und einen bösen Kopf haben. Hals-Tücher oder Binden schicken sich hierzu am besten. Solche Bedeckung des Halses muß auch bey Mädchen wenigstens bis in das sechste Jahr beybehalten werden. Denn wenn man sie vor dieser Zeit, und schon im zartesten Alter, mit bloßer Brust und bloßem Halse gehen läßt, so werden diese zarte Theile gar sehr angegriffen, und es entstehen Brust-Flüsse, Heiserkeit, Husten, Keulen, Geschwüre, geschwollene Hals-Drüsen, Keöpfe, ja wohl lungenfüchtige Anfälle und die Bräune. Allein, wenn man sie nachher zu dieser unter dem Frauenzimmer herrschenden Mode gewöhnet, können sie die Bloße des Halses ohne Schaden ertragen.

Aus demjenigen, was ich jetzt gesagt habe, ersieht man, daß verschiedene Theile unsers Körpers viele Kälte ertragen können, andere hingegen wärmer gehalten werden müssen. Die Erfahrung lehrt auch, daß fast alle Theile unsers Körpers, wenn sie der Kälte oft ausgesetzt sind, dieselbe durch wiederholte Übung ausstehen lernen. Man darf also nur den Körper und dessen Theile mäßig bedecken, um sich doch einiger Maßen wieder die brennende Hitze, den Wind, die Nässe und Kälte, zu schützen. Diesen Endzweck erfüllt eine Kleidung von leichtem Tuche am besten. In derselben kann man sich stark genug bewegen, ohne in Schweiß zu gerathen, und ohne daß man so leicht

Ss. 5

Ge:

Gefahr läuft, sich zu erkälten. Die beständige Bewegung in der freien Luft erwärmt den Körper auf eine gesündere Art, als alle Kleidung. Wo aber die Kinder genöthigt sind, einige Stunden lang in der Kälte oder rauhen Witterung ohne Bewegung zu seyn, da muß man ihren Körper mit wärmerer Kleidung, mit einem Mantel oder Pelze, bedecken, und nach Beschaffenheit der Umstände auch ihre Füße wärmer halten. Diese Vorsicht ist insonderheit in der Kirche, und noch mehr auf Reisen, sehr nöthig. In gelinden Wintertagen können sie gar füglich ohne eine wärmere Bedeckung, als die sonst gewöhnlich ist, in der Kirche aushalten. An einen Fuß-Sack, an Wärm-Flaschen, an Kohl-Feuer, und andere dergleichen künstliche Erwärmung, muß man sie im geringsten nicht gewöhnen. Man muß sie endlich beständig zu einer genauern Beobachtung der Gesundheits-Regeln anhalten, daß sie ihren erhitzten oder im Schweiße befindlichen Körper niemahls der kalten Luft schleunig aussetzen, und daß sie bey jeder Gelegenheit den schnellen Uebergang aus der Wärme in die Kälte, und aus der Kälte in die Wärme, vermeiden. Deswegen muß ihnen auch nie verstattet werden, sogleich an den warmen Ofen zu gehen, wenn sie sehr durchgefroren sind.

Ich komme nunmehr zu dem zweiten Stücke, worauf man bey der Kleidung der Kinder zu sehen hat. Da dieselbe den Körper zunächst umgibt, so wird er, nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit, mehr oder weniger eingeschränket, und die Freiheit der Gliedmaßen wird mehr oder weniger gehemmet. Dieses aber hat einen großen Einfluß in den Bau und das Wachsthum der Theile des Kindes, welche, da sie insgesamt überaus zart, biegsam und weich sind, von der geringsten Gewalt in große Unordnung gebracht werden. Verschiedene Kleider sind besonders von der Art, daß sie die Kinder in einen unerträglichen Zwang setzen, ihnen

gram

grausame Marter und Beschwerden machen, und einen elenden verunstalteten Körper verursachen. Das Einwickeln des Säuglings in den Windeln, hatte die Erhaltung seiner Gesundheit zur ersten Absicht; aber es wurde bald durch üble und verkehrte Anwendung das grausamste Peinigungs- und Mord-Mittel vieler unschuldigen Kinder. Mit dem Gebrauche der Schnürleiber hatte es gleiche Bewandniß. Man sah ein, daß die zarten Kinder in dem freien Leibes-Zustande durch die üble Gewohnheit, sich mehr nach der einen als andern Seite zu halten, oft einen ungeraden Körper bekommen, und daß die zarten und weichen Theile ihres Leibes durch das Anstoßen der äußern Körper sehr leicht verrückt werden können. Man erfand daher die Schnürleiber, um sie durch dieses Mittel in einer geraden Stellung zu erhalten, und gegen einen jeden gefährlichen Stoß in Sicherheit zu setzen. Diese Absicht war, löblich und heilsam. Aber man verband hernach mit derselben andere Absichten, welche mit der Gesundheit nicht bestehen konnten. Um den Kindern, und insonderheit den Mädchen, einen schlanken dünnen Leib und eine schöne Taille zu verschaffen, preßte man sie in Schnürleiber ein, die vollkommen so gemacht wurden, daß von den Achseln bis an den Unterleib kein Theil von der Einschränkung verschont blieb, damit alles nicht so plump wachse, sondern zart, fein und niedlich werde. Ein Panzer aus einer Reihe von langem steifen Fisch-Bein, der nach dem Unterleibe spitzig zugeht, und mit Schnür-Senkeln recht fest zugezogen wird, konnte diesen Endzweck am besten erfüllen. Man ergötzte sich an der geraden, steifen und unbeweglichen Natur der Kinder; man hielt die Gestalt dieser Bild-Säulen für majestätische und erhabene Körper; man pries den schlanken dünnen Leib, welcher wie ein Schilf wankte, und den man mit einer Hand umspannen konnte. Der verderbte Geschmack, welcher dieses für schön hielt,

ver-

verblendete die Augen der Aeltern, daß sie die verdrießliche und mürrische Miene der so fest eingeschnürten Kinder, die Freude, die sie bezeugten, so oft sie von diesen Fesseln entlediget wurden, und ihre große Unvermögenheit zu den freyen Bewegungen ihrer Gliedmaßen nicht gewahr wurden. Man entdeckte aber bei mehrerm Alter der Kinder viele Gebrechen, große Ungestalten der Glieder, Krankheiten, die den Körper langsam ausmärgelten. Den Gelehrten konnten die Ursachen dieser jämmerlichen Zerstörungen nicht lange verborgen bleiben. Die Aerzte fingen an aus der Vernunft, aus den bei Lebendigen gemachten Erfahrungen, und aus den bei todtten Kindern angestellten Sectionen, zu beweisen, daß dieser große Schade von den engen, steifen und an den Leibern der Kinder zu fest angezogenen Schnürleibern herrühre. Die Moralisten sahen diese Gründe ein. Man schrieb ganze Abhandlungen wieder den Gebrauch der Schnürleiber; man suchte alle Beredsamkeit hervor, die Aeltern zum Mitleiden gegen ihre Kinder zu bewegen. Aber alles umsonst! Die eingerissene Gewohnheit und der eingewurzelte verderbte Geschmack siegten über die Vernunft. Man ersann für den Gebrauch der Schnürleiber Gründe, die mit Hestigkeit und Standhaftigkeit verteidiget wurden. Noch blieben die Kinder in ihren Schnürleibern. Allein endlich überwand die Vernunft alle Hindernisse. Man gab den so oft wiederholten Vorstellungen Gehör; man erkannte allmählich mehr und mehr den Vortheil, der den Kindern in Absicht auf ihre Gesundheit und ihr freyes Wachstum zusießt, wenn sie mehrere Freiheit in ihren Kleidern haben. Wenigstens ist es jetzt nicht mehr so allgemein, die Kinder in den engen und steifen Schnürleibern einzukerkern; und die Aeltern, die solches noch thun, können jetzt, da auch Ungelehrte und viele Mütter bessere Kenntniß in diesem Stücke haben, mit Recht für boshaft und eigensinnig

gescholten werden. Ich wünsche und hoffe, daß man mit der Zeit gar nicht mehr über diese unmenschliche Grausamkeit zu klagen, Ursache haben möge. Unzählige Beispiele überzeugen uns nunmehr, daß die Kinder in weitem Schnürleibern wohlgestaltete und gesündere Körper erlangen.

Es haben so viele berühmte Männer den Schaden der engen Schnürleiber so ausführlich und gründlich dargethan, daß es, von dieser Materie weitläufig zu handeln, unnöthig ist. Von dem Schaden der Schnürbrüste bei jungen Kindern habe ich ohnehin schon oben gehandelt. Ich will das zärtliche Gefühl unsers Frauenzimmers nicht mit den Schreckbildern des Todes erschüttern, der so viele ihrer Mittheuestern in dem frühesten Alter dahin rasset; ich will ihnen nicht die Leichname vorlegen, und die traurigen Wirkungen der engen Schnürleiber an den Zerrüttungen ihrer Eingeweide zeigen; ich will nur den Zustand ihres Körpers, der in die Sinne fällt, den sie täglich an vielen ihrer Bekannten betrachten können, und den sie gewiß weder für gesund noch für schön halten werden, vor Augen stellen. Wenn wir die Leibes-Beschaffenheit beyderley Geschlechter mit einander vergleichen, so finden wir unter dem weiblichen mehrere magere, buckelige und mit vielen ungestalteten Gliedmaßen gezeichnete Körper, als unter dem männlichen. Doch verstehe ich dieses nur unter dem vornehmen Theile der Menschen. Die meisten Frauen, die eine üble Bildung des Körpers haben, sind entweder in ihrer Jugend in den steifen und engen Schnürleibern eingezwängt worden, oder sie tragen sich noch in diesen Panzern, wie Puppen, die keine eigene Bewegung vornehmen können, und nur durch Sprechen und Denken zeigen, daß sie Menschen sind. Diese werden sich gefallen lassen, daß ich hier eine medicinische Musterung mit ihnen anstelle. Vom Kopfe bis auf den Fuß sind sie voller Gebrechen. Ist das wahr; o welche

Ursache hätten ihr Spröden nicht, von Stolz und Eitelkeit entfernt, euern Glanz und Schmuck in einer schönen Seele zu setzen, und dem gebrechlichen Körper kein Verdienst einzuräumen! Der Gebrauch der Schnürleiber macht den an sich richtigen Satz der Philosophen noch wahrer, daß die Zergliederung der einzelnen Theile eines Dinges den Begriff der Schönheit aufhebe. Man stelle hundert Frauen gegen einander, so wird man nicht zehn finden, deren Achseln gleich hoch und gleich stark sind. Allemahl sind die rechte Schulter und das rechte Schulterblatt größer, stärker und mehr hervorstehend, als die von der linken Seite. Das kommt daher, weil die Armslöcher der Schnürleiber gemeinlich so enge sind, daß sie auf die Schultern drücken; weil aber der rechte Arm am meisten zur Bewegung gebraucht wird, so ziehen sie diesen Arm aus dem Loche in die Höhe, welcher dann, da er mehrere Freiheit hat, besser wächst, und also höher und stärker wird, dagegen die linke Schulter niedergedrückt bleibt, und daher in ihrem Wachstume gehindert wird. Betrachten wir die Brust, so ist sie nicht allein aussen flach, niedergedrückt, mit schiefen verrückten Schlüsselbeinen, Rippen und Wirbelbeinen verunstaltet, weil diese Knochen in der zarten Jugend, da sie noch weich sind, durch die Gestalt der Schnürleiber eingepresset und aus ihrer Lage gerückt werden, sondern die Brusthöhle selbst ist eben daher enge, und die Lungen, die in ihrem freyen Wachstume gehindert worden sind, sind zu klein und zu enge. Hier liegt die Quelle des Elendes, welches sich strohmweise über den ganzen Körper ergießt. Die durch den beschwerlichen Umlauf des vielen Blutes in den engen Lungen, die sich wegen Unvermögenheit der Ausdehnung der Brusthöhle nicht erweitern können, entstehende Engbrüstigkeit ist keine geringe Marter der Frauenzimmer. Die gehinderte freye Bewegung des Blutes durch die Lungen und durch den Körper, hat die

die unordentliche und oft gar geheimmte Absonderung der Säfte zur Folge, und das freye Wachsthum und die Stärke des Körpers werden unterdrückt. Davon entsteht die Magerkeit und die Schwäche des Körpers. Wenn wir nun vollends erwegen, daß der Unterleib auch sehr eingepresset, und dadurch die Bewegung des Magens und der Gedärme eingeschränket, und die gute Verdauung gehindert wird: so begreift man leicht, daß die Verstopfungen und die gestörten Verrichtungen der Eingeweide des Unterleibes zugleich mit den Fehlern der Brust unzählige Krankheiten veranlassen, Bleichsucht, Schwindsucht, Mutter-Beschwerden hervorbringen, und nicht selten in die Unfruchtbarkeit der Weiber einen Einfluß haben. Die Brüste, welche unmittelbar von den Schnürleibern gedrückt und eingepresset werden, können nicht frey hervor wachsen, sie bleiben flach und klein, ihre Gefäße bleiben enge, und verwachsen zuweilen gänzlich. Wie viele Milch können solche Gefäße wohl zur Zeit der Schwangerschaft absondern, und wie viel kann davon aus den engen Canälen ausfließen? Hierin liegt der Grund, warum viele Mütter oft so wenigen Vorrath von Milch in den Brüsten haben, und warum sie zum Stillen untüchtig sind, und sich, wenn sie solches unternehmen, durch Abzehrung und Schwindsucht den Tod zuziehen. Solche Verwüstungen sollten doch wohl im Stande seyn, den lebhaftesten Eindruck in alle Gemüther zu machen, und einen jeden zu bewegen, den tyrannischen Gebrauch der Schnürleiber zu verdammen!

Die Gründe, womit Einige die Nothwendigkeit der Schnürleiber beweisen wollen, haben Winslow und Des-Œtars hinlänglich widerlegt. „Man werfe“, sagt Lesterey: „die Augen auf die Dörfer, Mädchen, und auf eine Menge anderer, welche in den Städten leben, und ihrer Dürftigkeit oder nothwendigen Arbeit wegen, kein Schnürleib tragen können; wie

„wie viele erblickt man nicht unter ihnen, welche ganz gerade, von schlanke Leibe, und bisweilen wohl ganz niedlich sind! Ausser dem könnte man eine Menge Völker, selbst in Europa, zum Beispiel anführen, welche niemals dergleichen Maschinen sich bedient haben, und bey welchen doch das weibliche Geschlecht vollkommen wohl gestaltet ist. Alles dreht offenbar zu einem Beweise, daß das Schnürleib, um den Mädchen den unschätzbaren Vorzug einer schönen Leibes-Gestalt zu verschaffen, nicht unumgänglich nöthwendig sey. Der Mensch ist zu einer geraden Stellung erschaffen. Alle Theile seines Körpers sind dergestalt geordnet, daß sie ihr Wachsthum in dieser Richtung erhalten. Es hat mit seinem Körper eben die Verwandniß, wie mit einer Pflanze. Man überlasse dieselbe sich selbst, so treibt sie beständig nach einer senkrechten Richtung. Man zwingt sie, sich zu biegen, so wird sie anfänglich der Gewalt nachgeben, bald darauf aber wird sie ihre erste Richtung wieder annehmen. Es ist gewiß, daß die Kinder, welche ihren Leib vorwärts fallen lassen, mehrentheils solche sind, welche gar zu lange gewohnt gewesen sind, sich vermittelst eines Schnürleibes gerade zu halten. Die Muskeln, welche zu lange in Ruhe gewesen sind, haben zu keiner Stärke durch die Bewegung gelangen können; sie sind also nicht mehr im Stande, den Rückgrath in einer geraden Stellung zu erhalten. Dieses bemerkt man nun täglich bey Kindern und solchen Personen, welche ihr Schnürleib erst abgelegt haben. Auch der dicke Unterleib bey den Jungfern, welcher freylich nicht schon läßt, kommt mehrentheils alsdann zum Vorschein, wenn sie ein Schnürleib zu tragen gewohnt waren, und solches eine Zeit lang ablegen. Alle diese Ungestalttheiten kommen also von der abgelegten Gewohnheit, ein Schnürleib zu tragen, her. Diejenigen aber, welche niemals dergleichen tragen, be-

bekommen keinen dicken Unterleib, als die, welche beständig geschnürt gehen.

Kein Arzt wird den Gebrauch der Schnürleiber gänzlich verbannen; sie müssen aber eine solche Beschaffenheit haben, wodurch der Endzweck, die zarten Theile der Brust wieder alle äussere Gewalt zu beschützen, ohne Nachtheil der guten Bildung und der Gesundheit des Körpers erreicht wird. Der Körper eines geschnürten Frauenzimmers besteht aus einer zugespitzten Brust, einem platten Rücken, eingezogenem Unterleibe, herausgezogenen Achseln, in die Höhe getriebenen Schultern, Beinen, und theils niedergedrückten, theils zurück gebogenen, theils vorwärts getriebenen Rippen. Wenn aber die Schnürleiber den Körper nicht so verunstalten sollen, müssen sie aus biegsamen, wohl ausgefüttertem Fischbein bestehen, vorn an der Brust weit seyn und ab stehen, nach dem Unterleibe nicht zu enge und zu spitzig seyn, mäßig zugeschnüret werden, daß sie nur locker anliegen, und weite Armlöcher haben, daß die Arme sich hinlänglich auswärts strecken können. Das sind die Eigenschaften, welche Andry und Platner von einem guten Schnürleibe verlangen. Allein Des-Essart will diejenigen, welche von Fischbein verfertigt, und dergestalt hart sind, daß man sie nicht umbiegen kann, ganz und gar abgeschaffet wissen. Er billigt diejenige Art, welche die Weiber auf dem Lande tragen, die die Brust nicht zusammen schnüren, und weiter nichts thun, als daß sie dieselbe nur gerade halten. In solchen Schnürleibern liegt die Brust bequem; sie sieht darin nicht anders aus, als so, wie sie wirklich ist. Da aber diese schwerlich einen Beyfall finden möchten, so rathet er, zum Gebrauch des erwachsenen Frauenzimmers, wollene, seidene, oder aus anderm Zeuge verfertigte Leibchen an, welche von vorn mit sehr breiten Bändern zugestochen werden, und unter deren Schnüren Lätze, die aus recht geschmeidigem streifen Fischbeine verfertigt

sind, zu nehmen, damit diese Leibchen gerade bleiben, und den Körper in einer beständig geraden Stellung erhalten, ohne daß sie auf die Brust einen schädlichen Druck ausüben. In Ansehung der Kinder aber ertheilt er den Rath, ihnen bloß Schnürleiber von Darm-Saiten anzulegen, welche weicher sind, als diejenigen, deren man sich gewöhnlich bedient, und dieselben niemals fest zu zuschnüren. So wie das Kind größer und dicker wird, kann man ihm auch größere und weitere anlegen. Wenn es zwey Jahr alt geworden ist, thut man zwar sehr gut, daß man das Schnürleib etwas stärker macht; indessen muß solches dabey doch allemahl weich und schlaff genug seyn, damit es bey dem Athem-hohlen nicht hinderlich werde. Kurz, das Schnürleib muß also gemacht seyn, daß es sich nach der Leibes-Gestalt bequeme, und nicht, wie man gemeiniglich glaubt, durch seinen Bau die Taille zwingt; es wäre denn, daß ein Kind etwa einen Fehler hätte, den man dadurch verbessern wollte. Und in diesem Falle muß man erst einen Arzt zu Rathe ziehen, welcher entscheiden muß, ob man dergleichen Einpressen zu Hülfe nehmen, und mit welcher Vorsicht man solches anbringen müsse.

Anmerkung vom Schaden der Schnürleiber, st. im 59 St. des 3 Th. der gesellschaftl. Erzähl. Hamb. 1754, gr. 8. S. 107 — 110.

Vom Mißbrauch und der Gefahr der Schnürbrüste, st. im 10 Th. des Manuel de la Toilette & de la Mode, à Dresde 1779, 16. Art. 9.

Sur les suites funestes des corps de baleine sur les femmes enceintes, st. in No. X der Gazette salut. v. J. 1767.

G. Bang Snørlivers Nytte og Mißbrug, (vom Nutzen und Mißbrauch des Schnürleibes) Kopenh. 1767, 8. 3 u. ein viert. Bog.

Dégradation de l'espèce humaine par l'usage des corps à baleine; ouvrage dans lequel on démontre que c'est aller contre les loix de la nature, augmenter la dépopulation, & abâtardir, pour ainsi dire, l'homme, que de le mettre à la torture dès les premiers instans de son existence, sous le prétexte de le former. Par M. Bonnard, à Par. 1770, 12.

Diff. an fasciae infantibus, loricae puellis? Præf. Tuffan. Gilb. Bonland, Resp. Honr. Jac. Macquart, Par. 1753, 4. 1 B.

Franz Ernst Brückmanns Obs. von einer plenaria obstructione papillarum vom festen Einschnüren, st. in A. E. Büch-
ner's

ner's Miscell. phys. med. mathem. A. 1730, Erf. 1734, 4. S. 1471 — 1473.

Relation sur les corps, présentés à l'Acad. R. d. Sc. par le Sr. Gerard, Maître Tailleur à Reims, st. in No. XXVII der Gaz. salut. v. J. 1770.

Observatio in puellae septennis cadavere, Progr. ad anat. cadaveris masculini, Auct. Petr. Imman. Hartmann. Frf. ad V. 1765, 4. 1 und ein halb. Bog. st. auch u. d. T. Anatomes practicae specimen, observata quædam in puellae septennis corpore complectens, in Nov. Act. phys. med. Acad. Cæs. N. C. To. III. Norimb. 1767, 4. obl. 102, S. 553 — 561. Der Verf. erzählt die übeln Folgen der Verjüngung einer vornehmen Frau, die ihre Tochter durch seines Einschnüren und allzu sparsame Kost, in das traurigste Elend stürzte.

Christ. Gottl. Ludwigs heilsamer Vorschlag, die Bindeln und die Schnürbrüste abzuschaffen, st. als eine Vorrede zu der deutschen Ausgabe von Vesbirt's Osteogenie.

Meckels Abb. von der schädlichen Gewohnheit, das Frauenzimmer in Schnürbrüste einzufekern, st. in No. 35 der wöchentl. Hall. Anzeig. v. J. 1780.

Philosophisch-moralische und medicinische Betrachtungen über mancherley zur Hoffahrt und Schönheit hervorgesuchte schädliche Zwangsmittel junger und erwachsener Leute beiderley Geschlechts; nebst dem schädlichen Mißbrauch der Schnürbrüste und Planckette, oder so genannten Planckscheite der Frauenzimmer; bey ruhigen Abendstunden wohlmeinend entworfen, von Gottlob Oelßner, Bresl. und Lpz. 1754, 8. 5 B.

Avis très-important au Public sur différentes especes de Corps & de Bottines d'une nouvelle invention, par le Sr. d'Offemont, à Par. 1758, 12.

Relation sur des Corps et des Bottines, pour redresser les parties du corps humain, qui ont souffert dans leur forme & dans leur figure, présentés par le Sr. d'Offemont, Maître Tailleur, st. in Hist. de l'Acad. R. d. Sc. de Paris, Année 1758, à Par. 1762, 4. S. 104, f.

Jo. Zach. Platner diss. de thoracibus, Resp. Traugott Gerber, Lips. 1735, 4. 9 B. st. auch in Platner's Opusc. To. I. Lpf. 1749, 4. S. 95 — 152.

Jo. Chr. Reinmanni obs. de ventriculi mala conformatione, thoracis abusu inducta, st. n. e. Kupf. in Nov. Act. phys. med. Acad. Cæs. N. C. To. I. Norimb. 1757, 4. obl. 76, S. 304, f.

Réflexions sur les dangers des maillots et des corps à baleine, par M. Renard, st. in No. XXXV der Gaz. salut. v. J. 1771.

Zach. Vogel obs. de carcinomati oculi generatione, eiusque curandi methodo plane singulari & nova, st. in Nov. Act. phys. med. Acad. Cæs. N. C. To. II. Norimb. 1761, 4. obl. 62, S. 223 — 229.

Mémoire sur les mauvais effets de l'usage des Corps à baleine, par Mr. Winslow, st. in den Memoir. de l'Acad. R. d. Sc. de Paris, Année 1741, à Par. 1744, 4. S. 172 — 183, und Hist. de cette Acad. A. 1741, S. 65 — 59.

D. Uebers. u. d. T. Hrn. Winslows Betrachtungen über die übl. Folgen aus dem Gebrauche der Schnürbrüste, d. 27 März 1742 abgelesen, st. im Hamb. Magaz. 3 B. 5 St. 1749, 8. S. 532 — 548.

Wie Kinder zum Recht: hören und Recht: sehen anzuweisen seyn, siehe im XVI Th. S. 648, fgg. und im XVII Th. S. 542, fgg.

Von der moralischen Kinder: Zucht, werde ich im Art. Schul: und Erziehungs: Wesen handeln.

Ueber die Ursachen der ziemlich gemeinen Erscheinung, der Aehnlichkeit des Kindes mit dem Vater, sind die Naturforscher gar verschiedener Meinung. Hippokrates (*), in dessen Schriften sich deutliche Spuren von der bekannten Zeugungs: Theorie der zweyerley Samen finden, glaubt, daß sowohl der Geschlechts: Unterschied, als auch die Aehnlichkeit, von demjenigen der beyden Samen, welcher die Oberhand habe, herrühre. Eine Meinung, welche kaum verdiente angeführt zu werden, wenn sie sich nicht in den hippokratrischen Schriften fände! Galenus (**) leitet die Aehnlichkeit allein, ohne des Geschlechts: Unterschiedes zu erwähnen, von der vorgehenden Stärke des männlichen Samens, und die Unähnlichkeit von dem Gegentheile davon, her. Diese Meinung aber hat so wenig Werth, als die erste, und kann nicht einmal erklären, warum ein Kind oft eher seinem Groß: Vater, seinem Oheime, ja auch unbekannten Personen (***),

und

(*) De genitura, wie auch de diaeta.

(**) De semine, L. 2, c. 7.

(***) Beystiele von Aehnlichkeiten, findet man in Voigts physikal. Zeitvertreiber, 1 Hundert, 8 St. in Garodörfer's histor. Schauplatz, 98 Gesch. Cass. a Reies camp. elys. quaelst. 34, p. 670.

und nicht seltenem Vater, ähnlich steht. Noch Andere suchen den Grund der Aehnlichkeit in der Wirkbarkeit der Einbildungskraft, in dem Einflusse der Gestirne, in der Beschaffenheit des Klima, des Landes, und in der Anlage der Aeltern.

Etwas gewisses läßt sich über die Lehre von der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit nicht bestimmen, außer bey den mit weißen Weibern gezeugten Kindern der Mohren, welche Kinder unter dem Namen der Muslaren bekannt sind. Dieses Mittelkind zwischen Mohr und Europäer hat keine so kurze und aufgeworfene Lippen, wie der Mohr, auch nicht so schwarze, borstige und rückwärts gebogene Haare.

Ueberhaupt muß man, in Ansehung dieser Lehre, Hrn. Prof. Blumebach beypflichten, welcher vier wesentliche Abänderungen in dem ganzen menschl. Geschlechte annimmt (*). Unter die erste bringt er alle nördliche Völker des Erdbodens; unter die zweyte rechnet er die Asiaten jenseit des Ganges und unter dem Amur: Flusse, wie auch die Einwohner im Archipelagus, und die in den neuern Zeiten entdeckten Süd: Länder; in die dritte Classe setzt er die Afrikaner; und in die vierte, die Süd: Amerikaner. Bey diesen vier Menschen: Arten finden sich offenbare Verschiedenheiten der Haut, der Gestalt des Hirnschädels, der Gesichtszüge, der Haare, der Füße, der Brüste; welche Verschiedenheiten durch die Verstümmelung gewisser Theile, wie auch durch mancherley erkünstelte Verunstaltungen, noch auffallender werden. Wenn sich Menschen aus zwey verschiedenen Rassen der vier angegebenen vermischen, so wird sich allerdings aus der Näherung der Aehnlichkeit an die unterscheidenden Characteres von einer dieser vier Menschen: Arten, rückwärts auf den Vater des Kindes schließen lassen, und z. B. eine

Et 3

ro, d.

(*) De generis humani varietate nativa, Goett. 1776, 8.

ropäerin ihren europäischen Mann nicht bereden können, der Vater von einem Kinde zu seyn, welches die Spuren eines mit einem Asiaten, Afrikaner etc. begangenen Ehebruches an sich trägt. Was für eine schlechte Ausrufe in solchen Fällen die Wirkung der Einbildungskraft sey, kann ich hier nicht ausführlich zeigen. Allein, auch nur so weit als hier angegeben worden ist, kann ein Schluß aus der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit richtig seyn, und weiter nicht, da die Gesetze der Natur, nach welchen sie die Nuancen der Gesichtszüge von Menschen gleicher Rasse, von einem Individuum in das andere überträgt, und dadurch z. B. den Enkel dem Großvater ähnlich macht, uns gar nicht bekannt sind; und also wird die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit niemals eine Filiation oder ein Unterschieben beweisen können. Die vermeintlich erforderliche Aehnlichkeit der Gestalt mit Vater oder Mutter, kann hier nichts entscheiden, da ein neugebornes Kind keine bestimmte Physiognomie hat, und Meinung oder Einbildung hier Aehnlichkeit und Unähnlichkeit nach Belieben schaffen oder vertilgen kann.

Unter den alten Deutschen war eine sehr sonderbare Kinder Probe gebräuchlich. Sie pflegten nämlich ihre Kinder in einem Schilde auf den Rhein:Strom zu setzen, und sie den Wellen Preis zu geben. Blieb der Schild stehen, so war das Kind ein ächtes Pflänzchen, und die Freude der Aeltern doppelt. Schwamm es davon, und nach einer andern Seite hin, so war es ein unächtres Kind. Der deutsche Name Rhein soll eben daher seinen Ursprung haben, weil er gleichsam ein Richter der Reinigkeit und Unschuld des schönen Geschlechtes gewesen ist; denn es ist doch wohl zu vermuten, daß unter einem so tugendhaften Volke sehr wenige Kinder werden davon geschwommen seyn. Das ist wenigstens außer Streit, daß die Griechen obgedach-

ten

ten Strom eben deswegen *Ελεγχισταμος*, oder den Richter der Ehen, genannt haben.

Die Sorgfalt der Aeltern bringt mehr Krankheiten bey Kindern hervor, als die Schwäche ihrer eigenen Natur; und wenn wir sie zu der Unachtsamkeit der Hebammen hinzu setzen, so haben wir ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der äußerlichen Ursachen von den gewöhnlichsten Kinder: Krankheiten. Die Kinder starker, hart gewohnter Leute gerathen ebenfalls hart, und werden nicht leicht krank, wosern nicht äußerliche Ursachen und Gewaltthatigkeiten dazu kommen. Solcher Gestalt kann man die Verärtelung seines eigenen Leibes als eines der größten Laster gegen andere Menschen betrachten; und solcher Gestalt kann ein alter Mann eine Kränklichkeit haben, die noch von seinem Vater herrührt, der vor vielen Jahren gestorben ist, und sein Kind im Tode noch beleidigt. Harter Leute Kinder können auch die äußern Ungemächlichkeiten geschwinder ertragen lernen; und also rührt nicht nur das Vermögen, zu handeln, sondern auch das Vermögen der Kinder, zu leiden, größten Theils von den Aeltern her. Alles dieses gilt auch von einer allzu behutsamen und sorgfältigen Erziehung der Kinder. Ein Kind, welches hart erzogen wird, kränkt viel weniger, und steht viel mehr aus, als ein anderes, welches weichlich erzogen wird. Hieraus folgt, daß die gewöhnlichsten Kinder: Krankheiten, die vornehmen und Bürger: Kinder treffen, da sie hingegen die Kinder der Bauern, Soldaten und gemeinen Leute, verschonen; und weil sie dasjenige am leichtesten mit sich fort reißen, was ihnen am wenigsten widerstehen kann, so müssen so viele Kinder aus der Stadt sterben, bloß weil ihre Aeltern nicht gesunder und nachlässiger sind. Ein kränklicher Vater, eine empfindliche Mutter, haben ein allerlieb-

Et 4

stes

stes Söhnchen; wie kann es gesund seyn? Sie pflegen es Tag und Nacht; wie kann es leben?

Wenn ein Kind krank wird, übersteht es eben dieselbe Krankheit wahrscheinlicher und leichter, als wenn es solche im Alter ertragen sollte. Wenigstens gilt dieses von vielen Krankheiten, besonders von Blattern, Masern, Convulsionen, der Dürresucht und hitzigen Fiebern, vielleicht von allen, worin auf die guten Kräfte der Natur das meiste ankommt. Man sagt daher gemeinlich: ein Kind könne viel ausstehen. Daher könnte man mutmaßlich den Schluß machen, daß die meisten Kinder, die einen ungesunden Ursprung und eine zärtliche Erziehung gehabt haben, krank, aber die wenigsten davon gestorben seyn müßten. Allein, es sterben sehr viele solcher Kinder, und hiervon ist wieder die Ursache, weil sie sehr gut gewartet werden.

Es ist bekannt, und von Stahl mit dem Augenscheine bewiesen worden, daß die Blattern ohne den Gebrauch aller Arzeneien, und ohne kritische Lebensordnung gemeinlich von selbst glücklich abheilen; da hingegen Kinder, die vieles gebrauchen, und sehr strenge gehalten werden, die meiste Gefahr haben. Man sollte denken, nach dieser allgemeinen Beobachtung würde man die Kinder in den Blattern den Kräften ihrer Natur überlassen, und wenig dafür besorgt seyn, sie sehr zu verwahren. Man thut aber gerade das Gegentheil. Ehe man noch weiß, ob die Blattern kommen wollen, gibt man den Kindern rothen Wein, Schaf-Koth, und andere dergleichen Sachen, um sie heraus zu treiben. Dann müssen sie in das Bett und schwitzen. Man gibt schöne austreibende Tropfen; und es ist stets ein Arzt da, der sie verschreibt, und ein Apotheker, der sie liefern muß. Die Blattern kommen heraus. Man gibt noch mehr zum Heraustreiben, man hüllet das Kind noch mehr in Betten ein, und läßt es schwitzen. Es kommen noch mehr Blattern heraus; die

die ganze Haut des Kindes entzündet sich; es fallen tiefe Löcher in den Leib; man gibt indessen immer noch heraus treibende Sachen. Wann will man aber damit aufhören? Das Kind stirbt. O! sagen sie: man konnte ihm, aller Mühe und Kosten ungeachtet, das Gift nicht vom Herzen abbringen. Dieses ist eine Art des Todtschlages von der guten Wartung.

Es gibt aber, leider! noch mehrere. Ein junges Kind muß doch essen. Man gibt ihm fleißig Brei, Semmel, weiches Brod, und kurz das Beste, was sich für ein Kind schickt. Dieses geschieht des Tages vier bis sechs Mahl; denn das Kind kann doch unmöglich hungern. Was erfolgt? Das Kind wird elend, mager, und frist täglich ärger. Was soll man thun, um es wieder gesund zu machen? Man gibt ihm täglich mehr zu essen. Es bekommt einen dicken und harten Leib. Das Brod scheint anzuschlagen, allein der ganze übrige Leib wird dürr wie ein Stecken. Das Kind muß also wohl nicht Nahrung genug haben. Man nährt es besser, und es stirbt. Niemand klagt, daß man es todt gefüttert habe. Wie sollte dieß auch möglich seyn? Es konnte ja nicht satt werden. Dieses war ein anderes Beispiel, wie Kinder von guter Wartung sterben.

So geht es auch bey hitzigen Krankheiten mit dem allzu sorgfältigen Warmhalten der Kinder; so geht es bey dem Nasenbluten, wenn man es geschwinde stopfen will, damit das arme Kind sich nicht verblute; so geht es bey allen Ausschlägen der Kinder, am Kopfe, im Nacken, auf der Haut, da man zurück treibende Sachen gebraucht, um die armen Kinder bald wieder zu reinigen; so geht es, wenn man dem neugebornen Engel nichts unreines in den Magen lassen will, und ihm die erste Mutter-Milch versaget, welche seine Gedärme von dem Unrathe, den sie mitbringen, gereinigt haben würde; so geht es, wenn man den Kindern den Magen mit vielen Speisen vorseßlich überhäuft, damit

sie sich brechen sollen, weil Spey-Kinder Gedeih-Kinder sind; so geht es, wenn man ihnen so gar ihr Gemüse von der Amme oder Wärterinn kauen läßt, damit sie nichts ungekaut verschlingen sollen, welches ihnen hart im Magen liegen möchte, und hierdurch nicht allein die Krankheiten des Blutes, der Zähne und aller Säfte der Amme, sondern auch ihre edle Art zu denken, auf das Kind fortpflanzt.

Ich mag nicht mehr Beispiele anführen, ob deren gleich noch genug vorhanden sind. Allein, dieses Verzeichniß enthält augenscheinlich die allergemeinsten Krankheiten der Kinder. Es ist keine darunter, wo bey es an guter Wartung fehlen sollte; daher ist keine darunter, an der nicht sehr viele Kinder sterben sollten. Man fragt öfters nach der Ursache, warum so viele Kinder vornehmer Leute sterben, da doch die meisten Bauern-Kinder gut aufkommen? Man sollte aber vielmehr fragen, warum noch so viele Kinder vornehmer Leute beim Leben bleiben, da sie doch sterben müßten, weil die Bauern-Kinder erhalten werden?

Von Kinder-Krankheiten sind bisher vorgekommen: Kalte Fieber, im XIII Th. S. 296, f. Vom Gefröße herrührende auszehrende Fieber, im XIII Th. S. 315. Gelbsucht, im XVI Th. S. 776, fgg. Venerische Krankheit, im XIV Th. S. 763, fgg.

Man kann in gewisser Absicht mit Wahrheit sagen, daß der Tod der Kinder und Jünglinge, in Absicht auf das menschliche Geschlecht, wenn es nach seiner Verfassung auf dem Erdboden betrachtet wird, eine wichtigere und schädlichere Begebenheit sey, als der Tod alter Leute. Ein bejahrter Mensch hat schon viel zur Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes in dieser Welt beigetragen, und man erwartet auf das Künftige um so viel weniger Dienste von ihm, je älter er wird. Stirbt er, so kann man seinen Tod als den Tod eines alten

alten Baumes betrachten, der schon viele Jahre Früchte getragen hat. Er hat seinem Herrn seine Mühe schon reichlich vergolten. Von den Kindern und Jünglingen erwartet man erst Früchte; man bearbeitet sie in Hoffnung einer reichen Aernde. Sterben sie nun frühzeitig, so fallen alle die süße Erwartungen weg, und man hat sie, so viel dieses Leben betrifft, vergeblich bearbeitet, wie junge Bäume, welche ausgehen, ehe sie Früchte tragen. Das menschliche Geschlecht in diesem Leben leidet also allemahl einen größern Verlust, wenn Kinder sterben, als wenn alte Leute sterben; nämlich, wenn man nur überhaupt den Tod dieser beyden Arten von Menschen mit einander vergleicht. Man muß also allerdings sagen, daß es einem patriotischen Bürger ungemein anständig sey, eine gemäße Betrübniß darüber zu empfinden, wenn in manchem Jahre die Kinder in einer Stadt häufig wegsterben. Solche Stadt leidet einen ungemein großen Verlust, welcher in demselben Jahre zwar nicht sonderlich merklich ist, der aber ohnfehlbar in die zukünftigen Jahre einen gewaltigen Einfluß hat. Ich gedenke jetzt nicht an den Schmerz, den viele Aeltern empfinden; denn dieses ist nur eine Privat-Sache. Gegenwärtige Betrachtung betrifft nur diejenigen Kinder, aus denen brave Leute würden geworden seyn, und alle Kinder, in so fern sie ihrem Vaterlande und dem menschlichen Geschlechte nützlich würden gewesen seyn.

In einem Jahre, in welchem die Kinder häufig sterben, wird der Himmel merklich mehr bevölkert, als in andern Jahren. Diese Betrachtung halte ich nicht nur für gottselig und erhaben, sondern sie ist auch für alle Aeltern, die ihre Kinder verloren haben, ungemein tröstlich und erquickend. Ich setze voraus, daß alle Kinder, wenn sie als Kinder sterben, selig werden; es ist aber gewiß, daß nicht alle alte und mannbare Menschen selig werden. Das gegenwärtige Leben ist eine Pflanz-

Pflanzschule der Ewigkeit. Wenn man also das gegenwärtige Leben als einen Pflanzgarten des Himmels betrachtet, so kann man sagen, daß eine Stadt, in welcher viele Kinder sterben, in solchem Jahre ungemein wohl gerathen sey, weil viel mehr Bäume aus demselben in die Gefilde des Himmels verpflanzt worden sind, als in andern Jahren. Das gegenwärtige Leben hat ja zu seiner Absicht, das zukünftige Leben. Ein Volk, eine Stadt kann sich demnach glücklich schätzen, wenn es diese Absicht recht merklich befördert; und man kann es demnach, um dieser Ursache willen, als eine Wohlthat Gottes betrachten, welche aber zugleich sehr bitter ist, wenn er viele Kinder sterben läßt, um die Stadt Gottes in jener Welt zu bevölkern, und ganze Scharen von Colonisten in dieselbe einzuführen. Wie glücklich sind nicht die Aeltern, welche ihre Kinder verloren haben! Sie haben dieselben in der That nicht verloren, sondern sie sind nur an den Ort voran gegangen, wo wir alle nach der göttlichen Absicht hinkommen sollen, und um unsers eigenen Besten willen hin zu kommen wünschen sollen. Solche Aeltern werden, wenn sie selig werden, bey ihrem Eintritte in den Himmel schon Leute finden, welche sie mit Vergnügen und Sehnsucht erwarten; und dieser Gedanke kann solche Aeltern mitten in der Todesstunde aufrichten, weil sie alsdann im Begriff stehen, diejenigen wieder zu sehen, deren Verlust ihnen so schmerzlich gewesen ist.

Es ist nicht zu läugnen, daß unter den verstorbenen Kindern wenigstens sehr viele gewesen sind, welche, wenn sie nicht gestorben wären, Bösewichter würden geworden seyn, die dem Vaterlande und den Nebenmenschen vielen Schaden würden zugesüget haben. Diese Kinder sind also, in Absicht auf das Vaterland, als ein junges Unkraut zu betrachten, welches bey Zeiten ausgerauft worden ist. Und auch um dieser Ursache willen haben wir genugsamen Grund, die Güte Gottes

Gottes zu preisen, welcher in solchem Jahre manchen Menschen aus der menschlichen Gesellschaft weggerissen hat, welcher derselben mit der Zeit sehr nachtheilig würde geworden seyn. Diese Anmerkung scheint etwas hart und lieblos zu seyn; allein, sie wird nur hart und lieblos, wenn man sie auf dieses oder jenes der verstorbenen Kinder anwenden wollte. Denn kein Mensch kann vorher sagen, welches Kind ein Unkraut des menschlichen Geschlechtes würde geworden seyn. Stellt man aber diese Betrachtung nur überhaupt an, so ist sie nicht wieder die Regel einer liebevollen Beurtheilung der verstorbenen Kinder; denn es würde gewiß ein Wunderwerk gewesen seyn, wenn alle in solchem Jahre verstorbenen Kinder leben geblieben, und sie alle wohlgerathen wären. Diejenigen verstorbenen Kinder, aus denen Bösewichter und dem Vaterlande schädliche Leute würden geworden seyn, sind nicht nur zum großen Vortheil derselben Stadt, sondern auch zu ihrem eigenen großen Vortheile, gestorben. Wären sie leben geblieben, so hätten sie ihre Bosheiten ausgeübt, und wären verfluchenswürdige Leute geworden, und sehr viele derselben wären noch dazu ewig verloren gegangen. Jetzt sind sie Gesegnete Gottes, und werden auch von den Menschen gesegnet. Sie sind als heilige gestorben, und werden nunmehr ewig als Heilige leben. Glückselig sind diese Kinder! Es war kein anderer Weg, um sie glücklich zu machen, als sie in ihrer Kindheit durch den Tod gleichsam aus einem Lande auszurotten, in welchem sie unfehlbar verwildert, und aus der Art geschlagen wären.

Ich halte es allerdings für unmenschlich, lieblos und unnatürlich, wenn Aeltern sich dadurch trösten wollten, daß ihre Kinder, wenn sie am Leben geblieben wären, Höllebrände würden geworden seyn. Und doch unmenschlicher würde es seyn, wenn man über den Tod ihrer Kinder schmerzlich betrübte Aeltern mit diesem

diesem Gedanken trösten wollte. Allein, dem ungeachtet liegt in diesem Gedanken ein Trost für alle Aeltern, denen ihre Kinder gestorben sind. Die allertugendhaftesten Aeltern können nicht gewiß versichert seyn, daß ihre Kinder tugendhafte und brave Leute werden, und daß sie ewig selig werden. Alle vernünftige Aeltern müssen also gestehen, daß sie in Absicht auf alle ihre Kinder in der Gefahr stehen, Bösewichter in die Welt gesetzt zu haben, die noch dazu ewig verloren gehen. Alle Aeltern müssen also ihre Kinder als einen Schatz betrachten, welcher in Gefahr steht verloren zu gehen. Durch den Tod der Kinder wird diese Gefahr ganz und gar vernichtet, und die Aeltern derselben können sie als Leute betrachten, die ein ausgeliehenes Capital retten, welches in Gefahr stand verloren zu gehen. So froh eine Mutter seyn kann, deren einziger Sohn zu Schiffe gehen wollen und seinen Vorsatz geändert hat: so froh können gewisser Maßen alle Aeltern seyn, deren Kinder in der zartesten Kindheit sterben. Man würde die Stärke dieses Gedanken gewiß nicht recht einsehen, wenn man daraus schließen wollte, daß Aeltern sich nur freuen sollten, wenn ihre Kinder sterben, oder daß sie sich darüber nicht betrüben sollten. Das hiesse in der That, die Sache auf eine unbillige Art zu hoch treiben.

Die allerwohlgeartesten und tugendhaftesten Kinder werden in der Welt oft sehr unglücklich, und das Elend verfolgt sie auf allen Schritten. Dieser Gedanke kann allen Aeltern noch tröstlicher seyn, weil er die zärtliche Liebe derselben zu ihren Kindern nicht so stark zu kränken scheint, als der vorhergehende. Ich habe oft gehört, daß Aeltern, deren Kinder eine tödliche Krankheit überstanden hatten, bey gewissen unglücklichen Zufällen versicherten, daß es ihnen angenehmer gewesen seyn würde, wenn ihre Kinder damals gestorben wären. Es haben demnach alle Aeltern den Trost, daß ihre Kinder durch einen frühen Tod, der Gefahr

alles

alles Elendes und aller Noth glücklich entgangen sind, mit denen das Leben der Menschen in dieser Welt durchflochten ist.

Man kann auch sagen, daß diejenigen Kinder, welche, wenn sie am Leben geblieben wären, rechtschaffene Leute geworden wären, in gewisser Absicht glücklicher seyn, daß sie als Kinder gestorben sind, als wenn sie in dieser Welt alt geworden wären. Wenn ein Mensch in dieser Welt lange lebt, so mag er noch so tugendhaft seyn, und ewig glückselig werden, er sündigt dem ungeachtet viel, und hat auch viel Elend, Noth, und Wiedermärtigkeit auszustehen. Wenn man also das Leben eines solchen Menschen, von seiner Geburt an bis in alle Ewigkeit, hinaus rechnet, so mag er noch so glückselig seyn, sein Leben ist doch niemahls durchaus glücklich, sondern es ist mit vieler Unglückseligkeit durchwebt. Stirbt aber ein Kind in denen Jahren, da es noch nicht das Böse von dem Guten unterscheiden kann, so ist das Leben eines solchen Menschen durchaus glückselig. Er hat nicht einmahl einen Begriff von dem, was böse ist, weil er es selbst nicht erfahren hat. Und es ist unläugbar, daß, wenn zwey Menschen in Einem Augenblicke geboren würden, gesetzt sie wären beyde ewig glückselig, derjenige unfehlbar glückseliger seyn wird, welcher in der Kindheit stirbt, als der andere, welcher in dieser Welt alt wird. Ich läugne gar nicht, daß nicht ein hohes Alter in dieser Welt seine eigene und große Vortheile habe, und daß ein früher Tod in gewisser Absicht ein Unglück sey; denn alles in der Welt hat seine gute und seine schlimme Seite. Meine Absicht ist bloß dahin gerichtet, einem Theile meiner Leser Betrachtungen an die Hand zu geben, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, das häufige Absterben der Kinder vernünftiger zu beurtheilen, als es gemeiniglich zu geschehen pflegt. Gleichwie es thöricht ist, wenn man gar zu ausschweifend diese Begebenheit beklagt:

klagt: also ist es auch unvernünftig, wenn man sie als eine ganz gleichgültige Sache ansehen, oder wohl gar so unmenschlich seyn, und sich darüber frenen wollte.

Wenn man überzeugt ist, daß alles in der Welt von der göttlichen Vorsehung herrühre, und daß der Wille Gottes alle Begebenheiten in der Welt auf das weiseste und gütigste zusammen ordne, so muß man auch zugeben, daß es von Ewigkeit her durch den allgemeinen göttlichen Rathschluß schon verordnet worden sey, welche Menschen in ihrer Kindheit sterben sollen. Wir Menschen können den Zusammenhang der ganzen Welt nicht völlig übersehen; und man mag daher noch so viele Ueberlegungen anstellen, so muß man doch endlich bekennen, daß wir den göttlichen Rathschluß, vermöge dessen er so viele Kinder sterben läßt, nicht völlig ergründen können. Bald stellt sich unserer forschenden Vernunft der Tod der Kinder als ein Glück, bald aber als ein Unglück, vor. Wenn aber ein Mensch sich in der göttlichen Vorsehung auf eine gottselige Art zu beruhigen gelernt hat, so ist er auch überzeugt, daß es für die ganze Welt und das ganze menschl. Geschlecht sehr vortheilhaft ist, wenn die Kinder sterben, und daß es nicht gut seyn würde, wenn sie leben blieben; und daß es im Gegentheil nicht gut seyn würde, wenn diejenigen Menschen in der Kindheit stürben, welche in dieser Welt alt werden. Wir können uns das ganze menschl. Geschlecht als einen fruchtbaren Baum vorstellen. Wenn derselbe nicht jährlich beschnitten würde, so würde er ganz verwildern. Die Zweige, welche die kluge Hand des Gärtners abschneidet, haben eine Ähnlichkeit mit denen Menschen, welche jährlich sterben. Nun brechen oft unten am Stamme einige Knospen aus, oder auch an andern Orten, wo sie dem Wachstume und der Fruchtbarkeit des ganzen Baumes schaden, wenn die jungen Zweige nicht sofort abgerissen würden. Die Kinder, welche in der Kindheit sterben,

sind

sind solche junge Zweiglein, welche abgerissen werden müssen, damit das ganze menschliche Geschlecht desto besser wachse, blühe, und Früchte trage.

Die Kinder sind von der Vorsehung Gottes den Aeltern als ein Stück fruchtbaren Erdreiches anvertrauet, welches diese als kluge Hauswirthe anbauen und bearbeiten sollen, damit es ein Acker werde, welcher hundertfältige Früchte trägt. Diese Bearbeitung der Kinder ist die Erziehung derselben; und so oft Aeltern etwas in dieser Erziehung versehen, so oft verjüngen sie sich nicht nur an den Kindern, sondern auch an dem ganzen menschlichen Geschlechte. Die Sünden, welche Aeltern in der Erziehung ihrer Kinder begehen, gehören unter die schweresten Sünden, weil die Aeltern deswegen an allen Sünden übel gerathener und durch ihre Schuld verwahrloseter Kinder, Schuld haben, welche solche Kinder begehen, und wodurch die Kinder ihnen selbst und andern Menschen so viel Nachtheil verursachen. Nun werden sich wohl keine Aeltern rühmen können, daß sie niemahls in der Kinderzucht etwas versehen hätten, und nicht alle Aeltern erziehen ihre Kinder auf eine pflichtmäßige Weise. Nimm nun Gott den Aeltern durch den Tod ihre Kinder, so hindert er eben dadurch auf eine liebevolle Weise alle Sünden, welche die Aeltern bei der Erziehung ihrer Kinder würden begangen haben, wenn sie leben geblieben wären. Und auch um dieser Ursache willen ist es eine Wohlthat Gottes, wenn die Kinder in der Kindheit sterben. Wie viele Sünden werden nun in einer Stadt, wo viele Kinder gestorben sind, nicht unterbleiben! Dieser Gedanke ist den Grundsätzen der Religion vollkommen gemäß; denn vermöge derselben muß man so gar die Strafen Gottes zugleich als väterliche Wohlthaten betrachten. Und eine der größten Wohlthaten Gottes besteht darin, wenn er uns zu sündigen verhütet. Auch durch diesen Gedanken können vernünftige

Def. Enc. XXXVII Th.

Un

Aeltern

Ältern die Schmerzen lindern, welche ihnen der Tod ihrer Kinder auf eine so gerechte Art verursacht. Mich dünkt, das gemeine Urtheil der Welt stimme mit diesem Gedanken überein; denn man pflegt bey dem Tode der Kinder zu sagen: sie sind wohl aufgehoben, sie sind besser aufgehoben als bey ihren Ältern, sie sind besser versorgt als bey ihren Ältern.

Bei dem häufigen Absterben der Kinder, hört man öfters Urtheile, welche ich für falsch, unvernünftig und sündlich halte. Erstlich pflegt man sehr häufig zu sagen: es komme allemahl über die besten. Nämlich, wenn Ältern viele Kinder haben, und es stirbt ihnen eines oder mehrere derselben, welche sie etwa für die besten ihrer Kinder halten, so pflegt man dieses Urtheil gewöhnlicher Weise zu hören. Und es ist offenbar, daß die Ältern dadurch zu verstehen geben, es wäre besser gewesen, wenn an statt des verstorbenen Kindes ein anderes ihrer Kinder gestorben wäre. Allein, dieses Urtheil ist in sehr vielen Fällen falsch. Die Ältern können, um einer blinden und thörichten Liebe willen, eines ihrer Kinder für das beste halten, weil es etwa wohlgebildeter ist als die übrigen, oder possiervlicher, artiger und aufgeräumter, oder um einer Ursache willen, der man sich nicht einmahl bewußt ist. Die Erfahrung lehrt auch, daß diejenigen Kinder, welche von den Ältern am wenigsten geachtet werden, oft am besten gerathen; und diejenigen, die am höchsten geschätzt werden, gerathen vielmahls sehr schlecht. Es ist also übereilt geschlossen, wenn man dergestalt urtheilt. Hiernächst ist dieses Urtheil auch nicht allgemein wahr; denn es sterben sehr viele Kinder, welche von ihren Ältern nicht eben für die besten ihrer Kinder gehalten werden. Und es ist offenbar, daß in diesem Urtheile ein sündlicher Tadel der Vorsehung Gottes verborgen liegt, als wenn sie die Wahl nicht recht getroffen hätte. Ein gottseliger und tugendhafter Mensch ist damit zu-

frieden, wie es Gott füget. Hierzu kommt noch, daß der Tod eines Menschen, den man nicht besonders liebt und hochschätzt, nicht viel Aufsehens macht; man nimmt sich nicht die Mühe, die Aufmerksamkeit besonders darauf zu richten. Stirbt aber ein Mensch, welcher besonders geliebt und hochgeschätzt war, so wird unsere Aufmerksamkeit in einem recht hohen Grade rege, und da scheint es uns, als wenn der Tod immer über die Besten käme. Es ist ja nicht zu läugnen, daß auch alle Bösewichter und Taugenichts sterben.

Es ist überhaupt ein sündliches Urtheil, wenn man sagt: es wäre besser, daß ein anderer an statt eines Verstorbenen gestorben wäre. Als wenn die göttliche Vorsehung irgend in einem Falle das Schlechtere dem Bessern vorziehen könnte! Man wird mehrentheils bemerken, daß dieses Urtheil gefällt wird, wenn vornehmer und reicher Leute Kinder sterben, und geringer und armer Leute Kinder leben bleiben. Es lehrt aber die betrübte Erfahrung, daß die Kinder der erstern seltener gerathen, als die Kinder der letztern; und es kann also, so gar aus der Erfahrung, dieses Urtheil widerlegt werden. Ein Mensch muß der Vorsehung Gottes niemahls Maßregeln vorschreiben; sie selbst ist weise genug, um in allen Fällen das Beste zu verhängen. Was sind wir Menschen, um wissen zu können, welches Schicksal der Menschen besser oder nicht besser ist?

Wenn Ältern viele Kinder haben, und es stirbt eines derselben, so machen zuweilen die Ältern selbst nicht viel aus diesem Verluste; und einige sind wohl gar froh, daß die Anzahl ihrer Kinder sich vermindert hat. Andere aber machen beynahe gar nichts aus diesem Verluste. Stirbt hingegen der einzige Stammhalter einer vornehmen Familie, oder der einzige Erbreicher Ältern, so ist des Klagens kein Ende. Es ist, sagt man: „unendlich zu beklagen, nun kommen

die Güter auf weitläufige Anverwandte oder auf fremde Leute. Ich mißbillige es gar nicht, wenn Aeltern sich über den Tod eines Kindes heftiger betrüben, wenn sie deren nicht mehrere haben, als wenn sie mehrere haben; allein aus dem angeführten Urtheile leuchtet offenbar ein interessirtes und neidisches Wesen hervor. Wenn der Lehre einer ganzen Familie stirbt, so wird die ganze Familie dadurch nicht unglücklicher, daß ihre nachgelassene Güter auf fremde Personen fallen; und es ist sonnenklar, daß man es fremden Leuten nicht gönnt, daß sie so unvermuthet zu dem rechtmäßigen Besitze eines ansehnlichen Vermögens gelangen. Wenn Aeltern ein ansehnliches Vermögen erlangt haben, so nützt ihnen dasselbe nur dadurch, daß sie selbst davon leben, und ihre Kinder. Sterben sie nun sammt allen ihren Kindern, so haben sie von demselben weiter keinen Nutzen zu erwarten, und es kann ihnen also gleichgültig seyn, daß fremde Leute ihre Erben werden; denn sie werden dadurch in jener Welt auf keinerlei Weise unglücklicher.

Es entsteht hier ganz natürlicher Weise die Frage: ob man ein ungewöhnlich häufiges Sterben der Kinder als ein außerordentliches Straf-Gericht anzusehen habe, welches Gott über eine ganze Stadt verhängt, und ob also eine solche Stadt viel stärker, als andere Städte, bey Gott verschuldet sey? Man wird gemeinlich bemerken, daß manche Leute sofort gewisse Uebel für Zorn- und Straf-Gerichte Gottes ausgeben, so bald sie ungewöhnlich groß werden. Ich läugne gar nicht, daß Gott strafe, und daß viele Uebel in der Welt Strafen Gottes seyn. Ich gebe auch zu, daß, wenn Aeltern oder Aerzte daran Schuld sind, daß Kinder an Krankheiten sterben, die an und vor sich nicht tödlich gewesen sind, ein solcher Tod der Kinder eine gerechte Strafe der Nachlässigkeit und Verwahrlosung genannt werden könne. Allein, da es schrecklich ist, in die Hände Gottes zu fallen, so kann man kein unbarmherziges und liebloses Urtheil über eine ganze Stadt fällen, als wenn man vorgibt, sie liege als ein Verbannter unter dem

dem Straf-Gerichte Gottes. Christus selbst mißbilligt und bestraft das Urtheil, da man glaube, daß einige Galiläer, welche von einem Thurne waren erschlagen worden, vor allen andern Sünder gewesen seyn. Die Gerichte Gottes sind unerforschlich; und ein Mensch urtheilt sehr frech, wenn er sich erlaubt zu bestimmen, ob eine gewisse Begebenheit ein Straf-Gericht Gottes sey.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die frühzeitig klugen Kinder gemeinlich bald sterben. Ich rede hier nicht ins besondere von der englischen Krankheit, bey welcher sich ungefähr eben diese Ursache bemerken läßt. Man wird bey sonst ganz gesund scheinenden Kindern fast eben so oft bemerken, daß sie oft plötzlich dahin sterben, wenn sie eine frühzeitige Kenntniß der Dinge, und sonst zu starke Gemüths-Kräfte für ihr Alter blicken lassen. Ich habe in einem Gedichte, welches auf den Tod eines Kindes von dieser Art gemacht war, folgende Zeilen gelesen:

Dem Geist, der gern geblühet hätte,
Ward hier sein Körper früh zu klein.

Dieser Gedanke ist, meines Erachtens, im aller-eigentlichsten Verstande wahr, und nicht bloß poetisch richtig. Ich will versuchen, ob ich alles, was dahin gehört, auf diese Weise erklären kann; allein dafür kann ich nicht recht gut seyn, daß nicht manches in dieser kurzen Abhandlung vorkommen möchte, welches manche Philosophen für keckerisch halten.

Die Seelen der Menschen sind anfangs, und ohne die Uebung zu haben, von einerley Güte und Kräften. Ich kann nicht sagen, daß ihre Temperamente angeboren werden. Alle Neigungen zu vorzüglichen Leidenschaften müssen ihren ersten Grund im Körper haben. Sonst würden wir (um nur diesen einzigen Beweis zu führen,) nicht begreifen können, wie die Neigungen der Aeltern den Kindern angeerbt werden, oder wir müßten Traducianer seyn.

Wie werde ich also behaupten können, daß die Seele eines Kindes in ihrem Körper zu groß werden könne, da ich sie anfangs als alle einander gleich annehmen muß? Die Seele wird durch den Körper erst geübt; dieses ist so richtig, daß wir selbst finden, die Seele denke matt, so bald die Körper zu alt und schwach werden, ob sie gleich die Uebung noch ziemlich behalten. Der Einfluß der Seele in den Körper, und die Art ihrer Wirkung auf denselben, ist uns so unbekannt, als sie gewiß ist. Allein, dieses verhindert uns doch nicht, wahrzunehmen, daß die geübteste Seele von ihrem Körper in so fern abhängt, daß sie nicht ohne Minderkeit des Körpers, und ohne die richtige Circulation aller Säfte vollkommen denkt. Bey einem Kinde sind alle Gefäße weich und schlaff; sie müssen erst mit den Jahren die gehörige Stärke, und die Denkungs-Organen die Uebung erhalten. So bald also ein Kind erzeugt wird, dessen Nerven von einer stärkern Beschaffenheit sind, als gewöhnlich, so wird die Seele durch Hülfe derselben mährliche Vorstellungen haben können, als die Seelen anderer Kinder. Allein die Uebung läßt sich nicht erzwingen. Sie wird zwar etwas leichter kommen, allein weil die Nerven die Seele gleichsam zu stark reizen, in sie zu wirken, so wird die Seele dadurch auf eine gewisse Art überrascht, und die Seele wird unordentliche Vorstellungen dadurch erhalten, die sie zu sehr ermüden. Man bemerkt, daß solche frühzeitig kluge Kinder niemals ruhig schlafen, sondern die verworrensten Vorstellungen im Schlafe nach einander haben, und auch durch Reden ausdrücken; zum sichern Beweise, daß die Seele zu stark von den Nerven, und dem zu starken Zustusse des Nervensaftes beunruhiget werde. Die natürliche Wärme wird in den andern Theilen des Körpers nicht ihre gehörige Dienste leisten können, weil sie zu viel in Absicht auf die Nerven zu thun hat, und also der Leib dadurch ab-

abgemattet worden ist. Kinder dieser Art bringen alles, was sie sagen, mit einer ungemessenen Hefigkeit und Nachdruck in Worten vor, der aber ebenfalls, wegen Mangel der Uebung, sehr anomalisch ist. Die Vorstellungen sind verworren, so stark sie sind; und weil die Seele nicht fähig ist, allen gehörig nachzudenken, so werden die Nerven dadurch sehr angegriffen, und daher pflegt mehrentheils die Epilepsie solchen Kindern ein trauriges Ende zu machen.

Es verlohnt sich wohl der Mühe, daß man die frühzeitige Klugheit eines Kindes als eine Krankheit ansehe, und also auch die gehörigen Arzeneien dawider zu brauchen suche. Ich bin aber weit davon entfernt zu glauben, daß dieses gut durch verschiedene Recepte geschehen könne, die oft dem Körper nur mehr zur Schwächung gereichen. Die Enthaltung von allen solchen Dingen, welche die Nerven hitzig machen, und also mehr zum Denken reizen, dergleichen insonderheit der Kaffee ist, wird, meines Erachtens, hier von Wichtigkeit seyn. Alle Gewürze, stärkere Getränke, u. s. w. werden dazu dienen, die Unruhe der Seele zu vermehren. Hingegen wird der Gebrauch der Milch, Speisen, und überhaupt aller Nahrung, welche dazu dient, die Gefäße in einiger Schlaffheit zu erhalten, ohne zugleich den übrigen Körper zu sehr zu schwächen, gute Wirkung thun können. Da die Nerven im Unterleibe aber nicht die gehörige Stärke haben können, so werden sich oft Obstructionen einstellen, wie auch die Erfahrung bey solchen Kindern lehrt, denen man um desto sorgfältiger abhelfen muß, da man die Uebel weiß, die von demselben, in Absicht auf den Kopf, entspringen.

Ich wünsche, daß ich durch dieses wenige, verständige Aerzte ermuntern möge, eine Krankheit als eine wirkliche Krankheit anzusehen, die um desto ge-

färlicher ist, je mehr sie den Schein einer Vollkommenheit hat.

Wie weit das Kindische Alter sich erstreckt, kann auf verschiedene Art beantwortet werden. Nach der Natur währt es bis zum 7ten, oder, nach Anderer Meinung, zum 10ten Jahre. In den Rechten ist dem männlichen Geschlechte das 14te, dem weiblichen das 12te Jahr bestimmt. Unter dem Namen der Kinder werden Söhne und Töchter begriffen, wo nicht die Sache so beschaffen ist, daß man nothwendig nur Ein Geschlecht verstehen muß, z. B. in der Lebensfolge; ob aber auch Kindes- & Kinder, wie unter dem lat. Namen Liberi, darunter verstanden werden, darüber sind die Rechts-Gelehrten nicht einig. Die am sichersten gehen wollen, bejahen es mit Unterschieden, nämlich, wenn aus den Umständen erhellet, daß nicht sowohl auf die Personen, als auf das Geblüt und die Verwandtschaft, gesehen werde. Die Ausleger der Rechte halten dafür, daß der nicht ohne Kinder sterbe, der nur eines, oder der Enkel oder Ur-Enkel, ferner der eine schwangere Ehefrau hinterläßt; eine Mißgeburt aber oder eine todte Frucht wird für nichts geachtet, ausser wo sie den Aeltern zu Statten kommen kann, als: daß sie die Zahl dreier Kinder vollmache.

Viele Rechtsgelehrte schreiben in ihren, in lat. Sprache geschriebenen, Werken, sub nomine liberorum etiam nepotes comprehendendi; z. B. Heineccius, in elem. sec. ordinem institut §. 212, not. ed. Eftor. Carpzov, dec. 22, n. 18. Idem P. 2. C. 44, def. 12, n. 8; & P. 3, C. 10, def. 5 n. 1 & C. 20, def. 17, n. 5. Hervius, T. 1. resp. 41, n. 11, & resp. 72, n. 5. Ludewig, T. 1. Consil. Halens. L. 1, Conf. 153. Idem in Opusc. miscell. To. 2, L. 4, Opusc. 7, c. 2. Tabor, dec. 46, n. 16, f. Befold, in thes. pract. voce Kinder, & Speidel, in Spec. iurid. voce Kinder, p. 691. Knorr, in Comp. iuris axiom. voce Liberi, p. 628. Philippi, in vsu pract. Inst. L. 3, Eclog. 1, n. 3. Stryk, in tr. de S. ab f. diff. 7, c. 2, §. 8, p. 607. Gruppen, in discept. forens.

c. 1, §. 1, p. 18. sq. J. H. Böhmert T. 2, p. 1, resp. 701, n. 18; & P. 2, resp. 783, n. 9. G. L. Böhmert, in diff. de liberis fidei committ. oneratis §. 2. in Elect. iur. civ. T. 1, Ex. p. 165, sq.

Anderer nehmen die Seiten-Linie ausdrücklich aus, und lassen solches nur in der absteigenden Linie gelten; als: Schiller, Vol. 3. Consil. Argent. Resp. 142, p. 989, sq. Decif. Castell. T. 2, dec. 277, n. 1.

Anderer geben zwar, in der römischen Sprache, sub nomine liberorum & nepotes comprehendendi, zu. Aber, daß auch in der deutschen Sprache unter dem Worte Kinder die Enkel begriffen würden, läugnen sie; z. B. Modestinus Pistor, Vol. 2, Consil. 22, n. 43. Rittersbusius, in Consil. Altorf. Resp. 67, n. 4, sq. p. 200. Schottel, in der teutschen Hauptsprache, S. 1344. Webner, in obl. pract. select. voce Kinder, p. 220, sq. Vdahr, Zasius, Consil. 7, Vol. 1, n. 6. Matth. Leymann, in defensione causae Honoldinae, n. 46, 161, & 345. Sande, in decisi. Frisic. lib. 4, tit. 5, def. 10, sq. Schilter, in thesaur. antiq. Teuton. voce Kind. p. 168. Lauterbach, in comp. iur. lib. 16, tit. 3, p. 462. J. H. Böhmert To. 3, P. 3, resp. 540, qu. 1, p. 140. Pufendorf, T. III. obs. 4. Reinhard, ad Christ. Vol. III. obs. 31. Cramer, in obl. iur. univ. T. 1, obs. 12. Da denn Zasius, a. aug. D. noch hinzu füget: Was die Römer unter den Filiis verstanden hätten, das verstanden die Deutschen unter den Kindern.

Anderer behaupten auch hier wieder einen Unterschied zwischen der absteigenden und Seiten-Linie. In der Seiten-Linie wollen sie unter den Kindern, nicht die Enkel mit begreifen, sondern nur allein in der absteigenden Linie (1). Und endlich gibt Böhmert (2) zu, daß unter dem deutschen Worte Kinder secundario & improprie auch die Enkel verstanden werden; vornehmlich in conventionibus (3).

Es ist hier, wie auch alle Rechts-Lehrer behaupten, vor allen Dingen auf die Absicht und Meinung des Redenden vornehmlich zu sehen. So lange also aus der Urkunde

Uu 5 selbst,

(1) Linck in Consil. Altorf. resp. 39, n. 9. Wstors deutsche Rechtsgelehrsamkeit, Th. 2, S. 3375.

(2) To. 3, P. 3, resp. 540, p. 141, n. 8.

(3) To. 2, P. 2, resp. 783, n. 8, p. 35.

de selbst, oder sonst mit unüberworflichen Gründen, künstlich oder unkünstlich bewiesen werden kann, welche Personen der Redende oder Urkunden-Aussteller, unter den Kindern verstanden wissen wolle, so lange muß der Willens-Meinung des Redenden nachgefolgt werden. *Verba enim contra intentionem disponentis non sunt accipienda* (4); sed secundum eum sensum & respectum qui sunt prolata intelligenda sunt (5). Wenn sich aber weder aus der Schrift des Redenden ersuchen läßt, noch mit andern Zeugnissen erbracht ist, welche Personen der Redende, unter dem Worte Kinder verstanden habe, alsdann nur entsteht die Frage: welche Personen unter dem deutschen Worte Kinder überhaupt zu verstehen seyn.

Hr. v. Puffendorf leitet das Wort Kind von dem veralteten Worte *kenne*, parere, producere, her, und behauptet deswegen, daß bloß die selbst erzielten Kinder, nicht aber diejenigen, welche von diesen wieder erzielt worden sind, darunter verstanden werden müßten. Nun ist zwar unwidersprechlich, daß, aus der Herleitung eines Wortes der ursprüngliche Verstand desselben dargethan werden kann. Es muß auch zugegeben werden, daß, im eigentlichen Verstande, unter den Kindern bloß diejenigen, welche die Person, von der die Rede ist, selbst erzielt hat, zu verstehen seyn. Also können unter den Kindern, wie auch Böhmert lehrt, nur im uneigentlichen Verstande, die Enkel und weitere Nachkommen mit begriffen werden. In so weit hat also Hr. v. Puffendorf völlig Recht. Aber der uneigentliche Verstand ist in sehr vielen Redensarten gar gewöhnlich. In der h. Schrift trifft man ihn oft an. Die Kinder Israel sind alle, durch das männliche Geschlecht, fortgepflanzte Nachkommen des Jacobs. Die Kinder Abrahams, die Kinder Japhets, die Kinder Hams, die Kinder Sems, u. sind alle, ebenfalls durch das männliche Geschlecht, erzielte Nachkommen des Abrahams, Japhets, Hams, Sems.

Heutiges Tages pflegt man unter Kinder, im uneigentlichen Verstande, alle Nachkommen, nicht bloß die männlichen, sondern auch die weiblichen, zu verstehen; z. B. ich entsage diesem meinem bisher gehabten Rechte, vor mich

(4) Böhmer, To. 3, P. 1, dec. 124, n. 47.

(5) Consil. Tubingenf. Vol. 5, cons. 14, n. 8, sq.

mich und alle meine Kinder, d. h. vor mich und alle meine Nachkommen. Gleichen Verstand hat die Redensart: Ich habe mir dieses Recht vor mich und alle meine Kinder erworben. Und wenn man alle Redensarten, welche in den menschlichen Handlungen, die zur gerichtlichen Ansprache kommen können, und worin der Kinder gedacht wird, durchgehen sollte, so würde man finden, daß der Redende unter seinen Kindern gar oft auch die Kinder des Kindes mit verstanden wissen will. Ich schränke diese Meinung nicht bloß auf die Favorabilia ein, sondern ich glaube, daß es auch in odiosis sich also verhalte. Zum Beweise dient die Entsagung des Rechtes vor mich und alle meine Kinder. Wenn der Vater eine letzte Willens-Verordnung macht, und darin verordnet, daß seine Kinder seine Güter nicht veräußern, sondern solche den Kindern hinterlassen sollten, so läßt dieses, des hernach kommenden Einwurfs ungeachtet, dennoch vermuthen, daß dieses, als ein Fideicommiss, auch auf die weitere Nachkommenschaft fort dauern solle. Der Vater hat zwar, in diesem gegebenen Falle, unter seinen Kindern bloß seine Söhne und Töchter verstanden. Denn er hat von seinen Kindern, die Kinder seiner Kinder abgesondert. Aber unter seiner Kinder Kindern hat er nicht bloß die Enkel, sondern auch die weiteren Nachkommen, verstanden. Er hat gewollt, daß seine Güter bey der Nachkommenschaft blieben, und diese dadurch bey dem Vermögen dieser Güter erhalten werden solle. Hingegen wenn ein Vater verordnet, daß, wofern eines von seinen Kindern, unverheirathet oder in der Minderjährigkeit versterben würde, dessen Erbtheil auf seine übrigen Kinder zurück fallen solle: so erstreckt sich dieses Fideicommiss freylich nicht weiter, als auf die Söhne und Töchter; und zwar deswegen, weil der Vater deutlich genug zu erkennen gegeben hat, daß er unter seinen Kindern bloß seine Söhne und Töchter verstanden wissen wolle. Dieses erhellet aus den Worten: unverheirathet oder in der Minderjährigkeit. Durch diese Worte hat er seinen zwar volljährigen, aber ohne Kinder versterbenden, Söhnen und Töchtern sowohl, als auch denen, die zwar nach erlangter Mannbarkeit, doch in der Minderjährigkeit, versterben würden, die Befugniß, über ihr väterliches Erbtheil zu disponiren, benommen. Hr. v. Puffendorf führt zwar diesen Fall zum Zeugniß an, daß

unter den Kindern nicht die Enkel mit begriffen würden, er setzt aber hinzu: *accedebant praeterea aliae vol. ntatis coniecturae, & actorum saepius reperiata a iudice*. Woraus erhellet, daß das Ober-Appellations-Gericht zu Jelle, nicht darum, die von dem verstorbenen Sohne erzielten und hinterlassenen Enkel, unter der großväterlichen Benennung Kinder, nicht mitbegriffen habe, weil unter den Kindern bloß die Söhne und Töchter verstanden würden, sondern weil aus verschiedenen Conjecturen ersichtlich gewesen ist, daß der redende Vater unter seinen Kindern bloß seine Söhne und Töchter verstanden hatte. Nicht zu gedenken, daß verschiedene Rechtsgelehrte der Meinung sind, daß in materia fideicommissorum & substitutionis, wenn keine andere Umstände, woraus das Gegentheil erhellet, eintreten, man bey dem *facto & principali significato* bleiben müsse.

Dieser eigentliche Verstand des Wortes Kinder begreift, gedachter Maßen, bloß die Söhne und Töchter in sich. Der uneigentliche Verstand aber ist, heutiges Tages, eben so gewöhnlich, als der eigentliche. Nun ist aber unläugbar, daß die Worte also verstanden werden müssen, wie man sie gewöhnlich und im gemeinen Sprachgebrauch nimmt. Hieraus folgt, daß, wenn auf keine Art bewiesen werden kann, ob der Redende das Wort: Kinder, im eigentlichen oder uneigentlichen Verstande gebraucht habe, man vornehmlich darauf sehen müsse, ob er von der gegenwärtigen, oder von der zukünftigen Zeit geredet habe. Unter der gegenwärtigen Zeit verstehe ich hier nicht nur die Zeit, in welcher der Redende redet, sondern überhaupt seine ganze Lebenszeit. Redet er von der gegenwärtigen Zeit, so sind unter seinen Kindern bloß seine Söhne und Töchter zu verstehen. Redet er aber von der zukünftigen Zeit, so versteht er alle seine Nachkommen darunter. Verba enim cum effectu plenissime sunt accipienda (*). Et quoties eadem verba duas sententias exprimunt, illa est praefenda, quae rei gerendae est aptior (**).

Diesemigen Rechtsgelehrten, welche unter dem Worte Kinder die Enkel nicht mit begreifen wollen, berufen sich zum Theil auf das Wort Kindes: Kinder (*); sie meinen, die

(6) Mevius, P. 2, dec. 218, n. 6.

(7) Böhmer, T. 3, P. 7, resp. 157, n. 69.

(8) Schilter, in Thesaur. antiquit. reuton. voce *Kind*, p. 168. Böhmer, T. 3, P. 3, resp. 540, n. 7.

die Enkel würden gar nachdrücklich Kindes: Kinder genannt, und hierdurch von den Kindern unterschieden. Aber sind denn die Kinder nicht nachdrücklich genug durch das Wort Enkel, von den Söhnen und Töchtern unterschieden? Das Wort Enkel hat einen ganz engen, das Wort Kindes: Kinder hingegen einen sehr weiten Verstand; durch jene kann man schlechterdings keine mehrere Personen verstehen, als diejenigen, die von den Söhnen und Töchtern selbst erzielt sind. Unter Kindes: Kinder hingegen versteht man auch die weitem Nachkommen.

L. G. v. Sagen Samml. einiger prakt. Rechtsörterungen, Reglar, 1787, 8. S. 93, 94.

Bei Berechnung der Verbrechen, werden Kinder, d. i. solche, die noch nicht sieben Jahr zurück gelegt haben, ganz Vernunftlosen gleich geachtet, und sind daher noch keiner Imputation und Strafe fähig. Bloß Züchtigung läßt sich bey ihnen anbringen, um ihnen die Bosheiten abzugewöhnen. Daher erkannet wird: „Es wird derselbe seiner Verbrechen wegen mit Ruthen ziemlicher Maßen gezüchtigt, und wenn solches geschehen, mag wieder ihn ferner nichts vorgenommen werden“ (*).

Weil sie den Vernunftlosen gleich geachtet werden, L. 1, §. 3. de A. vel A. P., so ist auch in Ansehung der Schaden: Ersetzung bey ihnen eben das Rechtens, was bey ihnen. L. 5 §. 2, ad l. Aquil.

Das sächsische Land-Recht will zwar l. 2. Art. 65, daß aus ihren Mitteln der Schade ersetzt und das Wehr-Geld bezahlt werden solle (*). Der Artikel lautet bey Gärtnern p. 307: „Kein Kind mag binnen seinen Jahren etwas thun, da es seinen Leib mit verwärfe. Erschlägt es einen Mann oder lähmet ihn, so soll dessen Vormund es mit seines Wehrgelde bessern, wo es dessen überführt wird. Was vor Schaden es thut, den soll er aus des Kindes Vermögen, nach seinem Werthe ersetzen“. Diese Stelle ist nicht, wie sie Strzyck de poenis impub. c. 2, n. 93, erklärt, von

(9) Schulz de delict. pueror. c. 3, §. 4. Cramer Obs. To. 3, p. 235.

(10) Heineccii Jus Germ. To. 2, §. 5.

von einem pubertati proximo zu verstehen. Dieses erhellet aus dem, was von den Vernunftlosen in den Spiegeln enthalten ist. Doch geht es in der Anwendung hier, wie bey jenen, nach den Grundsätzen des römischen Rechtes. Selbst das Wehr-Geld wird in Sachsen bey Kindern nicht erkannt. W. C. Westphals Criminalrecht, Xp. 1785, gr. 8. S. 45, f.

Von der Annehmung an Kindes Statt, werde ich, so Gott will, in den Supplem. in dem Art Adoption handeln.

Von der Gewalt eines Hausvaters über seine

Kinder, siehe im XII Th. S. 414, fgg.

Kind, (Bey-) siehe im XXVI Th. S. 622.

— (Kindel-) f. im XIII Th. S. 348.

— (Grüb-) f. im XV Th. S. 345.

— (Glücks-) f. im XI Th. S. 220.

— (Zof-) f. im X IV Th. S. 166.

— (Zur-) f. im XXVI Th. S. 622, und 689, fgg.

— (Jungfern-) f. im XXVI Th. S. 695, und im XXXI Th. S. 725.

— (Kebs-) f. im XXVI Th. S. 622.

— (Kirchspiels-) } f. oben, S. 537.

— (Landes-) }

— (Lieb- oder Liebes-) f. im XXVI Th. S. 622.

— (Mantel-) f. im XXVI Th. S. 622, und 794.

— (natürliches) f. im XXVI Th. S. 622, 689, und 695.

— (Pfarr-) f. oben, S. 537, und in P.

— (Pfleger-) f. oben, S. 537, und in P.

— (Stadt-) f. oben, S. 537.

— (uneheliches) f. im XXVI Th. S. 622.

— (Zieh-) f. oben, S. 537.

Kind-Bett, ein Bett, so fern eine Mutter darin von einem Kinde entbunden wird, oder entbunden worden ist, das Wochen-Bett, besonders in verschiedenen figürlichen R. A. In das Kindbett Kommen, von einem Kinde entbunden werden. Im Kindbette liegen,

gen, vor kurzem entbunden seyn. Das Kindbett an einem Orte aufschlagen, daselbst entbunden werden wollen. Im Kindbette sterben, unter der Entbindung, oder nach derselben. Das ist ihr erstes Kind-Bett, das ist ihr erstes Kind, von welchem sie entbunden worden ist. Gemeiniglich werden die ersten sechs Wochen nach der Entbindung zum Kindbette gerechnet, daher diese Zeit auch die sechs Wochen genannt wird.

Schon bey dem Rorfer Chindebette, im Nieders. Kindelbedde, der Kram.

Kind-Betterinn, eine Person weibliches Geschlechtes, welche in dem Kindbette liegt, besonders eine solche verheurathete Person; die Sechswöchnerinn, und verkürzt die Wöchnerinn; L. Puerpera, Fr. Accouchee. Im Nieders. Kramfrau, Krammutter.

Kind-Betterinn ist nach der Form der männlichen Wörter auf er gebildet, welche durch das angehängte inn zu weiblichen werden. Der Kind-Better ist nicht gebräuchlich.

Von den Kindbetterinnen hatte Moses ein besonderes Gesetz gemacht, 3 Mos. 12. Nach demselben war eine jede Wöchnerinn, die ein Kind zur Welt geboren hatte, unrein, und alles was sie anrührte, Personen oder Sachen, wurden für unrein erklärt. Moses unterscheidet sehr genau: 1. die Lochia rubra, oder wie er es nennt, die Unreinigkeit der Krankheit. Während dieser ist die Wöchnerinn levitisch unrein, und verunreinigt also denjenigen, der sie berührt, oder dasjenige, worauf sie liegt. Diese Zeit bestimmt er bey einem Sohne auf 7, und bey einer Tochter auf 14 Tage. 2. Lochia alba, oder nach Moses Ausdruck, reiner Blutgang. Während dieser war die Wöchnerinn zwar rein, mußte sich aber noch zu Hause halten, und nach Zurücklegung derselben ein Opfer bringen. Moses setzt sie auf 33 Tage, wenn das Kind ein Sohn, und auf 66, wenn es eine Tochter ist.

Moseß setzt den Lochiis rubris und albis keine medicinische Gränzen, welches auch nicht möglich wäre, indem sie bey der einen Wöchnerinn früher bey der andern später aufhören, sondern juristische; hatten sie auch früher aufgehört, so mußte doch die Wöchnerinn die gesetzte Zeit halten. Hätten sie aber länger und über die Zeit gedauert, so würde die levitische Unreinigkeit auch so lange gedauert haben, als die physische Ursache vorhanden war. Ob übrigens in südlichen Ländern die Zufälle des Wochenbettes länger anhalten, wenn die Wöchnerinn von einer Tochter, als wenn sie von einem Sohne entbunden ist, ist unbekannt; die alten Griechen behaupten, und unsere neueren Aerzte läugnen es von unsern Ländern. Von jenen südlichen Ländern kann man es so lange nicht mit Gewißheit läugnen, bis man von dortigen Aerzten das Gegentheil hört; denn das Klima macht doch in Sachen dieser Art einen Unterschied, wie man so gar bey Fiebern und andern Krankheiten bemerkt, wenn man den Hippokrates erklärt. So viel zeigt sich, daß die Hebräer und Aegypter zu Moseß Zeit in diesem Stücke eben so gedacht haben müssen, als die Griechen; vielleicht schreibt sich die Rechnung zuerst aus Aegypten her, denn die Israeliten hatten in Aegypten gewohnt, und die Griechen haben viel von den Aegyptern angenommen und gelernt. Wollte jemand der Sache bis auf den ersten Grund nachspüren, so müßte er aus Aegypten Anmerkungen über das Kindbett haben. Doch eigentlich um diese medicinische Wahrheit unbekümmert, erklärt ein Gesetzgeber die Wöchnerinnen so lange für unrein, oder halb unrein, als sie von dem Volke dafür angesehen werden. Je weniger die ganze Sache Nutzen oder Schaden hat, sonderlich unter einem Volke, wo die Mutter selbst das Kind stillt, also sich nicht 6 oder 12 Wochen, sondern länger, des Bey Schlafes enthalten wird: desto billiger ist es, daß er den hergebrachten Meinungen in einer unbedeutenden Neben-Sache Platz läßt.

Hrn. Ritter Michaelis mosaisches Recht, 4 Th. Art. R. 1778, 8. S. 294, f.

Wenn die Tage der Reinigung vorbei waren, mußte die Wöchnerinn ein jähriges Lamm zum Brand-Opfer, und ein Paar junge Tauben zum Sünd-Opfer opfern; hatte sie so viel nicht im Vermögen, so opferte sie nur ein Paar junge Tauben. 3 Mos. 12, 7. 8. vergl. Luc. 2, 22. 24.

Nach

Nach der Entbindung oder Geburt begehen die meisten Hebammen nicht nur in Städten, sondern auch auf dem Lande, vielerley Fehler. Ich ertheile hier einen kurzen Unterricht, wie man mit einer Kind-Betterinn sogleich nach der Geburt zu verfahren habe.

Die Gewohnheit, den Kindbetterinnen den Leib zu binden, ist zwar von vielen und berühmten Aerzten und Geburts-Helfern empfohlen, aber auch von vielen andern als überflüssig und schädlich verworfen worden. Man bedient sich des Bindens insonderheit in einer dreysachen Absicht. Die erste sind Ohnmachten und Krämpfe, worin Boernaave, Smellie und Swieten daselbe empfehlen. Die andere sind die Blutflüsse gleich nach der Entbindung, welche dadurch gestillet werden; und Drittens, damit die durch die Ausdehnung des Unterleibes erschlafften *involumenta communia* und *propria* wieder gestärket werden, und den vorigen Tonus erhalten sollen. Alle diese Absichten werden keinesweges erreicht, und also können diese Binden als überflüssig angesehen werden; sie können aber auch unter gewissen Umständen schädlich werden. Indessen muß man sich doch bisweilen nach der eingeführten Gewohnheit richten, und sie so anlegen, daß daher kein großer Schade zu befürchten sey. Die Binde muß breit seyn, und nicht zu fest angeleget werden. Ich habe oft mit Erstaunen gesehen, daß der Leib einer solchen Frau durch eine schmahle Binde oder durch ein schmahles Tuch auf das heftigste zusammen geschnüret gewesen, so daß dadurch ein rother Ring in der Haut verursacht worden ist. Dieses zieht die schlimmsten Folgen nach sich. Auch legen die gemeinen Hebammen eine solche Binde gemeiniglich über den Nabel und unter den kurzen Rippen an, welches ganz verkehrt ist. Der vorher ausgedehnt gewesene Unterleib muß in einer breiten Binde ruhen, und von derselben gleichsam gestützt

Def. Enc. XXXVII Th.

Er

stützet

stützet werden; folglich muß man die Binde über den Unterleib anlegen. Wird dieselbe nach einigen Stunden, wenn der Leib sich mehr gesenkt hat, locker, so kann man sie etwas mehr anziehen. Die Binde mit einem Knoten zu zuknüpfen, ist eine höchst schädliche Gewohnheit; ein solcher Knoten hat mancher Frau den Brand im Leibe verursacht.

Jo. Car. Geheer progr. de puerperis caute fasciis involvendis, Lpf. 1785, 4 2 B.

Wenn nach der Geburt alles gut geht, so empfindet die Wöchnerinn entweder gar keine Schmerzen mehr, oder doch nur sehr geringe. ihr Puls ist natürlich, und das Geblüt, welches nunmehr den Nahmen der Mutter = Reinigung, Wochen = Reinigung, oder Kind = Betterinnen = Reinigung, *L. Lohs* Fr. *Lohs*, führt, fließt sparsamer aus der Scheide. Gegen den dritten oder vierten Tag nach der Niederkunft vermindert sich die Menge dieses Blutes, und eine weißliche schleimige Materie beginnt sich darunter zu zeigen. Zu gleicher Zeit schwellen die Brüste merklich an, und es stellt sich, mit öfterm Frösteln und Ziehen oder Spannen in den Brüsten und Schultern, ein leichtes Fieber, welches unter dem Nahmen des Milch = Fiebers bekannt ist, ein. Gegen den fünften oder sechsten Tag fließt die Milch aus den Brüsten; ihre Geschwulst fällt, und zugleich verlieren sich Spannen und Fieber. Noch einige Tage nachher findet sich die erwähnte weißliche Materie unter dem Blute der Mutter = Reinigung; darauf verschwindet sie, das Blut aber fließt noch ferner, bey einigen drey bis vier Wochen, bey andern bis in die sechste Woche. Unter diesen Umständen ist weiter nichts, als ein schickliches Verhalten, nöthig. Ehe das Milch = Fieber vorbei ist, muß die Frau sich ruhig, und, wo möglich, unter einer leichten Bedeckung der Untertheile, in einem reinlichen, erwärmten, doch nicht heißen, Zimmer halten, welches letztere täglich ausgelüftet

werden muß. Man erlaube ihr in den ersten Tagen nichts zu essen, als ein wenig dünne Suppe von Reis, Graupen, Habergrüße ohne Fleischbrühe, (*s. Th. XIV, S. 216*); zum Getränke, Wasser mit einem Stücke Brod abgekocht, mit Zucker und Essig, oder Wasser mit Citronen = Säfte oder Wein = Essige, wenn sie Hitze haben sollte. Durch gekochtes Obst hält man am besten den Leib offen. Nach geendigtem Milch = Fieber kann sie eine Diät, wie Genesenden vorgeschrieben wird, führen, und nach und nach zu ihrer vorigen zurück kehren.

Das Milch = Fieber ist bey vielen Personen oft kaum zu merken. Ist es aber stark, so vertreibt man es durch einen Gersten = Trank, mit 1 Quent Salpeter auf jedes Quart vermischt, und durch Rhyfiere, womit man eine sehr leichte Diät verbindet, die allein in Brod = Suppen oder einigen andern sehr dünnen mehligten Suppen besteht.

Es ist eine alberne und schädliche Gewohnheit, die an vielen Orten gebräuchlich ist, daß man eine Wöchnerinn die drey ersten Stunden nach der Geburt nicht schlafen läßt. Man bemühet sich eifrigst, eine solche Frau munter zu erhalten, die gern schlafen möchte, und der ein Schlummer auch wirklich eine Erquickung seyn würde. Diese Gewohnheit scheint folgender Mäßen entstanden zu seyn. Es hat sich zuweilen zugegetragen, daß, wenn die Gebärmutter sich nicht zusammen gezogen hat, die Wöchnerinn an einem starken Blutverluste plötzlich gestorben ist, so daß man geglaubt hat, die Frau schlafe, und man hat sie todt gefunden. Allein, wenn man eine breite Binde um den Leib legt, und man merkt, daß die Mutter sich zusammen gezogen hat, so hat man sich davor nicht zu fürchten. Wenn man überdies in den ersten Stunden eine vernünftige und aufmerksame Person bey dem Bette der Wöchnerinn setzt, so wird sie bald gewahr werden, wenn der Wöchnerinn etwas wiedriges zustoßen sollte, da sie denn

um Hülfe besorgt seyn kann. Es ist ganz vernünftig, daß man eine Wöchnerinn in den ersten Stunden nicht allein läßt; aber das ist unvernünftig, dieselbe durch Besuche zu belästigen, und sie durch Schwäken und Geräusch von der Ruhe zu stören.

Eine sehr helle Stube ist den Wöchnerinnen nicht gut; doch muß sie so hell seyn, daß die Person, welche auf die Wöchnerinn Acht gibt, gewahr werden kann, wenn die Wöchnerinn sich verändert oder verfärbet. Anwandlungen von Ohnmachten hilft man ab, wenn man die Binde um den Leib etwas fester anzieht.

Oft empfinden die Wöchnerinnen, nach völlig geendigter Geburt, Schmerzen im Unterleibe in der Gegend der Gebärmutter, welche bald nachlassen, und dann wiederkommen. Wenn ein Anfall kommt, ist der Puls gemeinlich klein, schnell und ungleich; sobald sie nachlassen, wird er wieder natürlich. Diese schmerzhaften Empfindungen im Unterleibe und Rücken nach der Geburt, welche man die Nachwehen nennt, entstehen meistens entweder von den in der Mutter zurück gebliebenen Stücken geronnenen Blutes, oder von der Nachgeburt, welche man mit der Hand heraus zu holen trachten muß. Sie entstehen zweitens von Erkältung und Empfindlichkeit. In diesem Falle kann man warme Umschläge von Milch und Kamillen-Blumen auf den Unterleib legen, und ein Par Tassen Kamillen-Thee reichen, auch wohl ein Klystier geben. Sind sie sehr heftig, so können alle 2 Stunden 2 Löffel voll von dem Tranke No. 1. (*), bis zu erfolgter Linderung, gegeben werden.

(*) Tranke, No. 1. Man löse in einen halben Pfunde von dem Gersten-Tranke No. 2. 3 Gran Opium auf. Bey bemittelten Personen kann man 2 Unzen guten Rheinwein oder 1 Unze Zimmer Wasser hinzu thun.

Gersten-Tranke, No. 2. Man nehme eine Handvoll Gerste, lasse sie mit anderthalb Quart Wasser eine Stunde lang kochen, seihe es durch, und thue 1 bis 2 Eßlöffel voll Honig, und 3 bis 4 Löffel voll guten Essig dazu.

gegeben werden. Der Theriak und Mithridat, welcher hier oft gebraucht wird, und den sogar Aerzte zuweilen verordnen, taugt nichts.

Wenn das Milch-Fieber sehr stark wird, kann man fleißig von dem Gersten-Tranke No. 2, trinken lassen, von dem Elipire No. 3 (*) alle 2 bis 3 Stunden einen Theelöffel voll reichen, und eine Diät wie bey hitzigen Fiebern vorschreiben.

Wenn nach der Geburt das Blut (die Kindbeterinnen-Reinigung) zu stark stiehet, und gar in einen Blutsturz verwandelt wird, da das Blut häufig aus der Gebärmutter hervor schießt, woben die Wöchnerinn zu sehr entkräftet und ohnmächtig wird, so muß man solches zu mäßigen suchen. Ein solcher Blutsturz entsteht aus folgenden Ursachen. 1. Wenn die Hebamme nicht die Zeit erwartet, bis die Nachgeburt sich natürlicher Weise von der Gebärmutter selbst absondert, sondern dieselbe voreilig und mit Gewalt abgerissen hat. 2. Wenn die Hebamme die Nabelschnur von der Nachgeburt abgerissen hat, und die Nachgeburt alsdann sich noch in der Gebärmutter befindet. 3. Wenn ein Stück von der Nachgeburt in der Gebärmutter zurück gelassen worden ist. 4. Wenn der Grund der Gebärmutter umgewendet worden ist, entweder dadurch, daß die Nabelschnur zu kurz gewesen ist, und daher die Nachgeburt stark nach sich gezogen hat; oder dadurch, daß die Hebamme die noch fest an der Gebärmutter hängende Nachgeburt mit Gewalt heraus zu ziehen gesucht hat. 5. Wenn nach der Geburt des Kindes und dem Abgange der Nachgeburt noch ein Kind oder eine falsche Frucht zurück ist. 6. Wenn eine große Menge

Er 3

ge

(*) Elipir, No. 3. Man nehme Extract der rothen Enzianwurzel (Extr. gent. rubr.), und des Tausendgüldenkrautes (Extr. centaur. min.), von jedem ein halbes Loth, und vom Tartaro solubli 1 Loth, löse es in 4 Unzen Brunnen-Wasser und eben so viel Krauseminzen-Wasser auf.

geronnenes Blut die Gebärmutter ausgedehnet erhält. 7. Wenn die Gebärmutter zu schlaff ist, und daher nicht die Kraft hat, sich gehörig zusammen zu ziehen; dadurch bleiben die Mündungen derjenigen Blutgefäße der Gebärmutter offen, wodurch die Frucht bisher, vermittelst der mit denselben verbunden gewesenen Nachgeburt, ihre Nahrung erhalten hatte. 8. Wenn während der Geburt hitzige Herzstärkungen oder Wehen erregende Mittel gebraucht worden sind, oder die Wöchnerin mit Weintrinken, oder andern so genannten stärkenden Mitteln, oder auch nur mit übermäßiger Stubenwärme, erhitzt worden ist.

Damit nun durch diese Ursachen kein solcher Blutsturz erregt werde, muß bei jeder Geburt Folgendes beobachtet werden.

1. Während der Geburt müssen, wie ich bereits im Th. S. 515, erinnert habe, keine hitzige Getränke, in der Absicht, die Gebärende zu stärken, gegeben werden, weil solche das Blut in heftige Wallung bringen. Man lasse die Gebärende sich nicht vor der Zeit zu sehr anstrengen, um die Wehen zu verarbeiten; man vergönne ihr, wenn sie matt ist, ein wenig Ruhe. Die Stube, worin die Gebärende sich aufhält, muß nicht durch starkes Einheizen sehr warm gemacht werden. Wehen erregende Arzneien müssen niemahls gegeben werden. Ist die Lage des Kindes natürlich, und sonst kein Hinderniß da, so erwarte man nur die Zeit, und lasse die Gebärende ruhen; es werden sich schon Wehen einstellen, welche das Kind zur Welt befördern. Ist aber die Lage des Kindes wiedernatürlich, so werden nicht Wehen-treibende Arzneien, sondern es wird eine geschickte Hand erfordert; denn die treibenden Mittel thun weiter keine Wirkung, als daß sie eine heftige Wallung des Blutes erregen, und, wenn nicht bald Hülfe geschieht, den Brand nach sich ziehen. Eine Gebärende muß also nie dergleichen Arzneien ein-

einnehmen, sie mögen ihr von alten Weibern, oder von einem Quacksalber empfohlen oder gegeben werden; ein vernünftiger Arzt verordnet oder gibt dergleichen Dinge gewiß nicht.

2. Ist das Kind geboren, die Nabelschnur gehörig entbunden und gelöst, und der Leib der Gebärenden mäßig gebunden, alsdann muß die Hebamme Acht haben, ob nach der Geburt des Kindes sogleich Blut, aus der Gebärmutter kommt, oder nicht? Kommt Blut, so ist die Nachgeburt entweder völlig, oder doch zum Theil, von der Gebärmutter getrennt. In beiden Fällen muß die Hebamme sich bemühen, dieselbe durch gelindes Ziehen an der Nabelschnur vollends heraus zu bringen. Will aber die Nachgeburt auf ein gelindes Ziehen an der Nabelschnur nicht folgen, so ist sie noch zum Theil an der Gebärmutter angewachsen; da muß die Hebamme dieselbe unvorzüglich auf die Art, wie man es sie, bei dem ihr gegebenen Unterrichte, gelehrt haben muß, abschälen. Folgt aber nach der Geburt des Kindes von selbst kein Blut, so hängt die Nachgeburt noch fest mit der Gebärmutter zusammen. In diesem Falle darf die Hebamme weder an der Nabelschnur ziehen, noch dieselbe durch Abschälen heraus bringen, weil sonst ein gefährlicher Blutsturz erfolgen würde; sondern sie muß die Wöchnerin ruhig liegen lassen, und den Theil der Nabelschnur, welcher noch an der Nachgeburt hängt, auch unterbinden, damit die Wöchnerin sich nicht durch die offene Nabelschnur verblute; und dieses Unterbinden der Nabelschnur wird auch die desto geschwindere Abstoßung der Nachgeburt von der Gebärmutter bewirken. Dieses letzte noch eher zu erreichen, kann auch die Hebamme auf den Unterleib der Wöchnerin ein vielfach zusammen geschlagenes Tuch legen, welches vorher in lauwarmen Essig getaucht worden ist. Doch muß die Hebamme zum öftern nachsehen, ob etwas Blut aus der Gebärmutter

komme; so bald sie dieses bemerkt, muß sie auf die schon angezeigte Art die Nachgeburt heraus bringen. Es muß aber die Hebamme nicht meinen, als müsse die Nachgeburt schlechterdings, und allenfalls mit Gewalt, sogleich nach der Geburt herben geholt seyn; das ist ganz irrig, sondern es kann die Nachgeburt mehrere Stunden, ja wohl ganze Tage, zurück bleiben, ohne deswegen Gefahr zu befürchten, wenn nur während der Zeit (welches aber wohl zu merken ist,) kein Blut von der Wöchnerinn geht.

3. Sollte die Hebamme durch starkes Ziehen, oder durch anderes unvorsichtiges Verfahren die Nabelschnur von der Gebärmutter abgerissen haben, so muß sie ohne Verzug ihre Hand in die Gebärmutter bringen, und die Nachgeburt entweder gehörig loslösen, oder dieselbe, wenn sie schon von der Gebärmutter abgesondert ist, heraus ziehen; weil sonst die Wöchnerinn sich verbluten muß. Eine Hebamme darf sich damit nicht entschuldigen, daß die Wöchnerinn ihr nicht erlauben würde dieses zu thun; denn wenn sie derselben (und allenfalls ihrem Manne) die Gefahr vernünftig vorstellt, wird sie gewiß bewogen werden, sich helfen zu lassen.

4. Wenn die Hebamme die Nachgeburt, wie es sich allemahl gebührt, besteht, und gewahrt wird, daß dieselbe zerrissen ist, und nicht alle Stücke heraus sind, muß sie das übrige auch mit ihrer Hand behutsam heraus hohlen; desgleichen auch die Stücke geronnenes Blut, oder eine falsche Frucht, damit die Gebärmutter sich sodann zusammen ziehen, und dadurch die offenen Blutgefäße sich schließen können. Eben so muß auch, wenn noch ein Kind zurück ist, und die Wöchnerinn nach der Geburt des ersten stark blutet, die Hebamme die Geburt des zweiten nicht der Natur überlassen, sondern dasselbe bey den Füßen heraus ziehen, weil sich sonst, wo sie es nicht thäte, die Wöchnerinn verbluten müßte.

5. Wenn

5. Wenn der Grund der Gebärmutter auf die oben erwähnte Art umgewendet worden ist, muß die Hebamme denselben unverzüglich zurück bringen, weil sonst bey der Wöchnerinn Blutsturz, Ohnmachten, Zuckungen der Glieder, Entzündung der Gebärmutter, und selbst der Tod, erfolgen. Wenn der Grund der Gebärmutter umgewendet worden ist, findet man außer der Nachgeburt, entweder in dem innern Muttermunde, oder in der Mutterscheide, oder außerhalb der Scham hängend, noch einen andern runden, großen, schwammigen und stark blutenden Körper, welcher keine Oeffnung hat. Damit nun dieser bequem zurück gebracht werden könne, wird die Wöchnerinn rücklings, mit dem Hintern hoch, mit dem Oberleibe aber niedrig gelegt, die Nachgeburt von der Gebärmutter (wenn sie nämlich noch an derselben hängt,) abgeschälet, mit den an einander gelegten Fingern der rechten Hand zuerst der untere Theil oder der Grund der Gebärmutter, und hernach auch, indem zugleich die freye linke Hand auf den Leib der Frau über das Schambein gesetzt wird, allmählich und vorsichtig rückwärts, und durch den innern Muttermund völlig hinauf gebracht; die Hand wird sodann in der Höhle der Gebärmutter behutsam herum geführt, um die Runzeln eben zu machen; und wie die Gebärmutter sich um die Hand nach und nach zusammen zieht, wird die Hand spitzig gemacht, und behutsam zurück gezogen. Ueber die Scham und den Unterleib wird ein in lauwarmen Wein oder Essig getauchtes Tuch gelegt, und dieses zum öftern wiederholt.

6. Die oben angeführte siebente Ursache des allzu häufigen Blutflusses und der darauf folgenden Ohnmachten bey Wöchnerinnen, da sich nämlich, wegen allzu großer Schlaffheit, die Gebärmutter nicht so, wie es seyn sollte, zusammen ziehen kann, kommt am häufigsten vor, und erfordert bey jeder Gebärenden genaue Aufsicht. Hier muß ich zuvörderst einen fast allgemei-

Ar 5

nen

nen Irrthum bestreiten, welcher viele Wöchnerinnen das Leben kostet, oder doch wenigstens vernrsachet, daß Weiber, die einige Mähl geboren haben, schwächlich bleiben, und zeitlebens von Mutter-Beschwerden und allerley Nerven-Zufällen geplaget werden. Man glaubt nämlich, je mehr und je länger das Blut nach der Geburt bey einer Wöchnerinn fließe, desto besser sey es, desto mehr Unflath (wie man sich gemeiniglich ausdrückt,) käme aus dem Körper; man lästet sich daher nie einfallen, bey einem allzu starken und langen Blut-Flusse Hülfe zu suchen, sondern man hält solchen fast durchgehends für etwas gutes, und sucht ihn eher zu verstärken, als zu vermindern; ja, man lästet sich nie einfallen, wenn die Wöchnerinn Ohnmächten und Zuckungen bekommt, oder wol gar plötzlich stirbt, daß der allzu starke Blutfluß die Ursache hiervon sey. Wenn eine Frau nach dem Kindbette einen hohen und starken Leib behält, so gibt die Hebamme gemeiniglich als die Ursache an: die Frau habe nicht Blut genug bey ihrer Wochen-Reinigung verloren, es sey noch zu viel Unflath zurück geblieben; also will sie diesem Uebel bey einem andern Kindbette abhelfen, und verordnet ihr deswegen Mittel, welche diesen Blutfluß lange unterhalten sollen. Dieses ist aber gerade grundfalsch. Der hohe Leib rührt vielmehr daher, weil derselbe nach der Geburt nicht gehörig, und nicht lange genug, mit einer breiten Binde gebunden worden ist. Man darf sich dadurch, daß man den Blutfluß nach der Geburt die Kindbetterinnen: Mutter: oder Wochen: Reinigung nennt, nicht verleiten lassen, das wegfließende Blut für Unflath zu halten, und ihn deswegen vermehren zu wollen, sondern man muß denselben vielmehr, wenn er zu stark ist, und zu lange dauert, anzuhalten und zu vermindern suchen. Bey einer gesunden und starken Person, deren Fasern die gehörige Schnelkraft besitzen, wird der Blutfluß nach der Geburt nie stark seyn, und

auch

auch nicht lange dauern; und eine solche Person wird von der Abnahme ihrer Kräfte nicht viel, und nicht lange empfinden; bey einer schwächlichen Person hingegen wird man von beyden das Gegentheil sehen. Daher muß man schwachen Personen durch die Kunst zu Hülfe kommen, und ihnen gleich nach der Geburt stärkende, und die Zusammenziehung der Gebärmutter befördernde Umschläge machen. Dager wird einer jeden Gebärenden allezeit heilsam, niemahls aber schädlich seyn, wenn man ihr sogleich nach der Geburt, nachdem man ihr den Leib vorher gehörig gebunden hat, ein vielfach zusammen geschlagenes Tuch, welches man in lauwarmen Wein oder Essig eingetaucht hat, auf den Unterleib und auf die Scham leget; ja, man kann dieses auch einige Mähl wiederholen. Spürt die Wöchnerinn, ob sie sich gleich ruhig verhält, und weder viel redet, noch sich sonst sehr bewegt, daß dennoch das Blut stark von ihr gehe, sie wohl gar schon Ohren-Klingen, Flinkern vor den Augen und Herzens-Angst empfinde: so muß sie es sogleich der Hebamme anzeigen, denn alsdann sind die Ohnmächten und Zuckungen nahe. Die Hebamme muß alsdann sogleich 1 Loth gepulverten Alaun, (welchen eine Hebamme auf solchen Fall beständig bey sich haben soll,) in ein Quart Essig thun, ein Tuch darein tauchen, und dieses der Wöchnerinn vielfach auf den Unterleib legen. Ferner muß sie ein anderes Tuch, welches auch in Essig getaucht werden kann, zusammen drehen, und es der Wöchnerinn in die Mutterscheide stecken. Nach Befinden der Umstände kann dieses einige Mähl wiederholt werden. Man kann auch der Wöchnerinn um jedes dicke Bein und um jeden Arm, ein Band fest binden, um dadurch so viel Blut, als möglich, zurück zu halten. Hierdurch wird ein allzu starker Blutfluß nach der Geburt, welcher von einer allzu großen Schlassheit der Gebärmutter entsteht, vermindert. Innerlich gibt man der Wöch-

Wöchnerinn von dem Elir, No 4 (*), alle Stunden einen Löffel voll, und im höchsten Nothfalle, von der Mirtur, No 5 (**). Wenn Schmerzen dabei sind, applicirt man zugleich erweichende Klystiere.

Da Aergerniß und Schreck schon in der Schwangerschaft viel Unglück anrichten können, wie viel mehr werden diese Affecten im Kindbette wirken! an muß eine Wöchnerinn von allen Gemüths-Bewegungen und von allen Hausstands-Angelegenheiten frey zu halten suchen. Eine plötzliche angenehme Nachricht kann eben so vielen Schaden thun, als eine widerwärtige. In Haarlem hat man das vortreffliche Gesetz, daß eine Wöchnerinn in der ganzen Zeit ihrer sechs Wochen auf alle mögliche Art in ihrer Gemüths-Ruhe bleiben solle. In das Haus, in welchem eine Wöchnerinn ist, wird ein gewisses Zeichen angeschlagen, und in ein solches Haus darf kein Häfcher und keine Gerichts-Person hinein. Eine lobens- und nachahmungswürdige Sorgfalt einer wachsamen Polizei für Weiber, die dem Vaterlande Bürger liefern! Sollte dieser Umstand nicht auch der Beschäftigung der Sanitäts-Collegien würdig seyn? Man hat Beispiele, daß ein ungestümer Wirthstator eine Wöchnerinn durch Schreck getödtet hat. Ich könnte sehr viel andere Beispiele anführen, da ein Gerichts-Diener, ein Executor, und andere dergleichen Personen, Wöchnerinnen in solche Zufälle versetzt haben, daß sie nie wieder geboren haben, und zeitlebens fränklich geblieben sind.

Wenn eine Frau bey sparsamen Flusse der Kind-Betterinnen-Reinigung, über ein Drücken im Unterleibe,

(*) Elir, No. 4. Man kocht 1 Unze der besten China: Rinde mit anderthalb Pfund B unnen: Wasser, eine Viertelstunde, seihet es durch, und thut alsdann 1 bis anderthalb Unzen Senia, und 1 Unze Tinctura martis pomara hinzu.

(**) Mirtur, No 5. Man kocht 1 Quent rohen Mann mit 1 Qu nt frischer M. ch, seihet es durch, und löset darin 1 bis 2 Unzen Zuck. auf.

leibe, Schwindel, Beängstigungen und Zusammenschnürungen der Brust klaget, so befördert man den Blutfluß durch öftere lauwarme Fuß- und Dampfbäder, durch Klystiere von warmen Wasser, und dergleichen Umschläge und Einsprühungen in die Gebärmutter. Wäre dieser Fluß ganz unterdrückt und daher ein Fieber entstanden, so müßte man noch dazu am Fuße zur Ader lassen, und die Prifane, No 2 (s. oben, S. 692), nachdem vorher etwas Salpeter darin aufgelöst worden ist, trinken lassen. Alle hitzige treibende Mittel sind, bereits erwähnter Maßen, schädlich.

Auf gleiche Weise wird auch die am öftersten von Verhaltung dieses Flusses herrührende Gebärmutter-Entzündung behandelt, wie ich bereits im XVI Th. S. 520, f. gezeigt habe.

Von dem Gebärmutter-Vorfalle oder Sturze, s. eb. das. S. 524.

Auf die Unterdrückung der Kindbetterinnen-Reinigung folgt zuweilen auch wohl ein Durchfall, den man, wenn er nicht zu heftig wird und Erleichterung verschaffet, gehen lassen kann. Ist er nicht heilsam, so suche man die Reinigung vorbeschriebener Maßen wieder her zu stellen.

Oft haben die äussern Theile des Durchganges viel gelitten, und sind stark geschwollen. Tücher in warmes Bier, worin frische Butter zerlassen worden ist, getaucht, und gelinde wieder ausgedrückt, und solche oft umgeschlagen, habe ich sehr wirksam befunden. Man kann auch in dem Biere, ehe man die Butter hinzu thut, Hohlunder-Blumen, Kamillen und Salbey kochen.

Von Zufällen der Brüste bey Kindbetterinnen, als: dem Durchsaugen der Warzen, und geschwollenen Brüsten, habe ich im VII Th. S. 126, fgg. gehandelt.

Viele Uebel der Kindbetterinnen entstehen aus der Milch-Stockung, oder Milch-Versezung, *Ga-Errhoea erronea*. Fr. *Epanchemens e de dis a-reux*, *lait répendu*. da nämlich die Milch entweder nach der Entbindung nicht von dem Blute abgesondert wird, und nach der Ordnung der Natur zur Brust geht, oder auch, wenn sie dahin gekommen ist, wieder durch Zufälle zurück geführt wird, und von neuem in Blut und Feuchtigkeiten kommt. Im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, und einige Zeit darnach, thaten die meisten Aerzte auf die Folgen hiervon gar nicht, oder nur sehr wenig, Acht gegeben. Seitdem und jetzt sind sie allgemein darauf aufmerksam; besonders haben wir es der Herren van Swieten, Pinco, de Sauvages, Tissot, David, Levret, Deleurye u. sorgfältigen Beobachtungen zu zuschreiben, daß wir wissen, Milch, welche so in das Blut gekommen und herum geführt ist, wirke verschiedene Zufälle und zuweilen tödliche Krankheiten; ungeachtet ich auch unserm großen Arzte und Zergliederer *M. Cui*, welcher das Zurücktreten der Milch als keine Ursache derer Uebel, denen die Kindbetterinnen unterworfen sind, ansieht (*), in so weit Recht gebe, daß ich glaube, es werde vornehmlich in Frankreich, wo das *lait répendu* eine Mode-Ursache der Krankheiten der Kindbetterinnen geworden ist, und auch vielleicht in einigen großen Städten Deutschlands, diese Ursache zu sehr ausgedehnet, und viele Krankheiten der Milch zugeschrieben, die von ganz andern Ursachen entstehen.

Die

(*) S. Dessen Abhandlung: *Nova experimenta & obss. de sinibus venarum ac valorum lymphaticorum*, Berol. 1772, §. 2, 702 mit dazumal, was der gelehrte Hr. Hofr. und Leibarzt *Valentin* in einem *Progr. de morbo lactea*, Jen. 1772, sehr richtig dazugegen erinnert, zu vergleichen ist. Zum Theil gehören auch zwei Programmata des Hrn. D. Böse, de lacte oberrante, Lpi. 1772, hierher.

Die Milch, welche ihren Ursprung von den Speisen erhält, ist sowohl bey Schwängern, als auch bald nach der Geburt, mit dem Blute vermischt, und durchströmt mit diesem den ganzen Körper. Bey Schwängern zieht sie sich stärker und häufiger nach der Gebärmutter, wo das Kind sich davon nährt; da hingegen, gleich nach der Entbindung, dieselbe in größerer Menge nach den Brüsten steigt, um daselbst dem Kinde ebenfalls zur Nahrung zu dienen. Es wird aus den täglich genossenen Speisen mehr Milch bereitet, als die Frucht, ja zuweilen selbst das Kind an der Brust aufzehren kann; und man darf daher sich um so viel weniger verwundern, wenn man sieht, wie sowohl in dem einen, als auch in dem andern Falle, den Weibern die Milch durch verschiedene Wege entgeht. Sie dringt häufig aus der Mutterscheide und aus den Brüsten; der Urin ist weißlich und trübe; der Stuhlgang, bey gesunden Tagen, weniger gefärbt, und in Krankheiten mehrentheils grün; selbst ihr Schweiß, wozu sie geneigt sind, ist sauer und ungewöhnlich stark. So häufig und mannichfaltig diese Ausleerungen sind, so bleibt ihr Blut doch noch ganz milchig; und nach dem Aderlasse, zeigt sich in der Schale, auf der Oberfläche desselben, eine milchfarbene Haut, welche, da sie nicht leicht anders, als bey Schwängern und Kindbetterinnen bemerkt wird, nothwendig von der mit dem Blute häufig vermischten Milch entstehen muß.

Es findet sich zwischen den Berrichtungen einer säugenden und einer schwängern Person eine so große Aehnlichkeit, daß so viel Milch die erstere in 24 Stunden gibt, eben so viel auch von der letztern, während solcher Zeit gegeben werden kann. Man sieht Ammen, die, nachdem sie ihr Kind reichlich gesäugert haben, doch noch genöthigt sind, einen beträchtlichen Theil ihrer Milch, welcher oft in 24 Stunden ein Maßel beträgt, auslaufen zu lassen, oder gar auszudrücken. Es ist dieses das ein:

einziges Mittel, wodurch sie sich eines Ueberflusses entledigen können, der ihnen die Brüste überladet, und in denselben ein schmerzhaftes Spannen verursacht. Gleichwohl ist es bekannt, daß die Kinder die Milch unmaßig, und mehr, als ihre Bedürfnisse fordern, in sich saugen; wie sie denn davon durch den Mund benähe eben so viel wieder von sich geben, als sie von sich behalten. Setzt man nun, daß die Milch, welche dem Kinde von seiner Amme in 24 Stunden wirklich gereicht wird, (es mag nun dieselbe bei ihm bleiben, oder wieder weggebrochen werden,) 1 Quart oder 2 Pfund, diejenige aber, welche für sich von der Amme wegläuft, 1 Noßel oder 1 Pfund beträgt: so folgt daraus, daß die Amme den Tag 3 Pfund Milch gibt. So ansehnlich diese Quantität ist, welche einer Amme in 24 Stunden von ihrer Milch entgeht, so ist doch das ihr abgezapfte Blut milchig, und alles, was von ihr geht, ist mit mehr oder weniger Milch vermischt woraus erhellet, daß eine Amme eine erstaunliche Menge Milch bei sich haben muß. Und da die Berrichtung einer säugenden, und die Berrichtung einer schwangern oder vor Kurzem entbundenen Person viel ähnliches unter einander haben, so müssen nothwendig die beyden letztern mit einer eben so großen Menge von Milch versehen seyn, als die erstere. Borell (*) erzählt von einer Amme, die einen so großen Ueberfluß von Milch hatte, daß, nachdem sie zwey Kinder zugleich säugete, sie noch so viel davon an einen Apotheker überlassen konnte, daß derselbe Butter daraus machte, die er an Schwindsüchtige verkaufte. Ridley (**) meldet von seiner eigenen Frau, sie habe zu gleicher Zeit zwey seiner Kinder, und überdies einige junge Hunde gesäuget, dem ungeachtet aber sey in 24 Stunden so viel Milch von ihr gegangen, daß man 1½ Pfund

(*) Aphor. 4. Obs. 82.

(**) Obs. 4. 1697, mens. Aug.

Pfund Butter daraus machen konnte. In den Schriften der kaiserl. Acad. der Naturforscher (*), liest man von seiner schwangern Frau, die 3 Monate vor ihrer Niederkunft so viel Milch hatte, daß sie sich täglich solche ausziehen lassen mußte; dem ungeachtet gebart sie zu rechter Zeit ein völlig gesundes Kind. Einer andern Frau entgingen, von dem 5ten Monate ihrer Schwangerschaft an, täglich wenigstens 1½ Pf. Milch durch die Brüste; welche Quantität jedoch durch einige Aderlässe und vorgeschriebene Diät, bis auf ½ Pf. herunter gebracht wurde; das Kind, von welchem sie zu gehöriger Zeit entbunden wurde, war auch vollkommen gesund und munter (**). Ob gleich diese Beispiele ungewöhnlich sind, so können sie doch zu einem Beweise dienen, wie viel Milch eine Frauensperson bei sich haben könne; und eine beständige Erfahrung lehrt, daß überhaupt alle Schwangere, oder vor Kurzem Entbundene, ingleichen alle Säugende, deren wirklich viel bei sich haben.

Wir wissen ferner aus der Erfahrung, daß die Milch in den weiblichen Körpern leicht gerinnt, oder sich falsche Wege bahnet, indem sie an solche Derter dringt, wohin sie natürlicher Weise nicht kommen darf. Um zu begreifen, wie es möglich sey, daß die Milch in dem weiblichen Körper gerinnen könne, darf man nur die natürliche Beschaffenheit derselben betrachten, vermöge deren sie, durch die Entwicklung der in ihr verborgen liegenden Säure, wenn sie an einem warmen Orte steht, oder auch, wenn eine fremde Säure mit ihr vermischt wird, von selbst zu gerinnen pflegt. Sie wird daher in dem weiblichen Körper allezeit gerinnen, so oft sie in ihren Behältnissen still steht, oder so oft sich

in

(*) Misc. Nat. Cur. Ann. VI & VII, Dec. I, Obs. 97.

(**) Eb. das. Ann. II, Dec. IV, Obs. 99.

in dem Körper irgend eine Säure befindet, durch deren Vermischung solche Wirkung in ihr erfolgt.

Vielleicht wird es schwerer zu begreifen seyn, wie die Milch sich falsche Wege bahnen, und in Gefäße eindringen könne, die von der Natur nicht dazu bestimmt sind, sie aufzunehmen. Allein, man wird daran nicht mehr zweifeln können, nachdem durch eine Menge Beobachtungen dargethan ist, daß der Fall wahr, und folglich jenes Eindringen möglich sey. Puzos erzählt von einer Dame, daß sie, nachdem sie am dritten Tage nach ihrer Niederkunft reine Wäsche angelegt hatte, in demjenigen Arme, welcher der Luft am meisten ausge-
setzt gewesen war, eine Art von Lähmung bekommen habe, und daß sowohl die verlorne Bewegung des Armes, als auch die damit verbundenen heftigen Schmerzen nicht eher gewichen seyn, als nachdem man ihr am Fuße eine Ader geöffnet, und sie durch dienliche Mittel in einen starken Schweiß gebracht hatte. Eine andere bekam in ihren Schwangerschaften einen milchigen und sehr häufigen Speichelfluß; aller Orten wo sie war, ward durch ihren Auswurf alles mit einer Feuchtigkeit bedeckt, die, nach ihrem Angeben, den Geschmack der Molken hatte. Bey einer andern trat die Milch, unter der Gestalt eines milchigen Wassers, nach der Haut, und verursachte daselbst ein so empfindliches Jucken, daß das einzige Mittel, ihr Linderung zu verschaffen, dieses war, wenn sie mit Bürsten fast wund gerieben wurde; diese Beschwerde verlor sich nicht eher, als einige Zeit nach ihrer Niederkunft. Bey einigen hat dieselbe so lange gedauert, bis sie den Tod des Kindes und eine unzeitige Geburt verursacht hatte. In den Schriften der kais. Acad. d. Naturf. wird von einer schwangern Frau erzählt, daß, da bey derselben die Milch zu laufen aufgehört hatte, diese nach dem Munde gegangen sey, wo die Kranke solche, wie sie abgesondert wurde, hinunter schluckte. Einer andern, welche zwey

Kind

Kinder, die sie gesäuget, verloren hatte, drang die Milch durch den Nabel heraus. Und bey andern, welche durch äußerliche Mittel die Milch aus den Brüsten vertrieben hatten, fand sich ein milchiger und sehr häufiger Schweiß ein.

Wenn die Milch in dem weiblichen Körper gerinnet, oder von ihrem gewöhnlichen Wege abweicht und ungewöhnliche Wähl, so entstehen daraus verschiedene Unordnungen, welche unter dem allgemeinen Nahmen von Milch-Versezungen (*Dépôts laiteux*), oder zurück oder ausgetretener Milch (*Lait répandu*), begriffen werden. Unter Milch-Versezung versteht man also diejenige Krankheit, welche dadurch entsteht, daß die Milch sich nach einem gewissen Theile hin zieht, und daselbst fest setzt. Um dieser Krankheit den Nahmen einer Milch-Versezung zu geben, ist eben nicht nöthig, daß sie sich durch eine merkliche Geschwulst, oder ein Geschwür, besonders äußert. Es ist schon genug, wenn milchige Säfte in den kleinsten Gefäßen stocken, oder die Milch in das Zell-Gewebe dringt, oder sich in irgend eine Höhle des Körpers ergossen hat; ungeachtet die ausgetretene Milch sich in jedem Eingeweide, in dem Kopfe, der Brust, dem Bauche, ja so gar in dem Umfange des ganzen Körpers fest setzen kann. Ferner zeigen sich solche nicht selten in dem Schenkel, wegen der nahe liegenden Gebärmutter. Das Austreten der Milch geschieht entweder in der Schwangerschaft, oder nach der Entbindung. Ist das letztere, so geschieht es gemeiniglich den 10 oder 12ten Tag, zuweilen auch später, während oder nach der gewöhnlichen Reinigung, welche durch vielerley Ursachen in ihrem Laufe aufgehalten, oder gänzlich gehemmet werden kann; doch ist von diesen die Erkältung der Kindbetterinn eine der gewöhnlichsten; ob gleich nicht zu läugnen ist, daß von Seiten der Frau die Beschaffenheit des Körpers viel dazu beiträgt.

Vn 2

Man

Man erkennt die Milch-Versetzungen durch Zeichen, die ihnen eigen sind, und sie von jeder andern Geschwulst unterscheiden. Ist die Milch-Versetzung an der Brust, so betrifft das Uebel allezeit nur die Drüsen und das Zell-Gewebe; der Ausgang der Vereiterung geht stets nach Wunsch von Statten, und niemahls wird ein Krebs daraus. In jedem andern Falle, wo die Materie einer Krankheit sich in der Brust fest setzt, leiden die Drüsen und das Zell-Gewebe nicht allein, sondern es werden selbst die Gefäße und Muskeln angegriffen, und hierdurch gemeiniglich sowohl in der Brust, als auch in den benachbarten Theilen, eine solche Verwüstung angerichtet, daß man sich keine Hoffnung machen darf, es zu einer glücklichen Zertheilung der Geschwulst, viel weniger zu einer guten Vereiterung, zu bringen; man sieht sich vielmehr genöthigt, die Brust abzunehmen.

Ist die Milch-Versetzung in den Beinen, so wird nur eines davon auf ein Mahl angegriffen. Oft verschwindet das Uebel auf der einen Seite, und wendet sich auf die andere. Der Schmerz und die Geschwulst fangen allezeit in der Weiche und dem einen Theile des Schenkels an; sodann ziehen sie sich längst nach der Richtung der herab steigenden Gefäße, d. i. sie verbreiten sich von oben nach unten zu; sie befallen das Knie-Gelenk, die Wade, und zuletzt den Fuß. Dieses sind die unterscheidenden Zeichen dieser Art von Milch-Versetzung, welcher die Weiber in ihrer Schwangerschaft, wenn sie in derselben schon weit gekommen sind, unterworfen zu seyn pflegen. Daß man diese Zeichen genau bemerke, ist von so viel größerer Wichtigkeit, da gar oft, zu Ende der Schwangerschaft, in den Beinen noch eine andere Art von Geschwulst sich zu äussern pflegt, welche von andern Feuchtigkeiten entsteht Gemeiniglich ist dieses eine wässerige oder oedematöse Geschwulst. Sie zeigen sich zuerst in dem Fuße, steigen

gen alsdann von unten herauf, und kommen zuletzt bis in den Schenkel, die Schamlezen und die Lenden. Selten ist bey dergleichen oedematösen Geschwulst einiger Schmerz; wenigstens ist er nicht sehr empfindlich, und überdies nehmen sie beyde Beine zugleich ein.

Stocket die Milch in dem Unter-Bauche (Hypogastrium), oder in dem Innern des Bauches, so zeigt sich die Geschwulst fast allezeit von dem innern Theile des Darm-Beines (Ileon), bis zu den Weichen. Es pflegt diese Feuchtigkeit sich mehr in den Häuten und dem Zell-Gewebe, als in den Eingeweiden selbst, anzuhäufen, in welchen letztern dergleichen Zufälle mehr durch andere Säfte erregt werden.

Zieht sich die Milch nach der Haut, und verursachet daselbst einen Ausschlag oder Friesel, so verrathen die weißen und durchsichtigen Bläschen ihren Character zur Genüge; und man kann sie hierdurch sowohl von den Schwären, deren Weiße trübe und matt ist, als auch von den Bläschen bey der Rose, die allezeit brennende Hitze und Röthe zu Gefährten haben, unterscheiden. Verändert sich diese Milch-Versetzung auf der Haut in eine Krähe, so ist diese Art derselben durch nichts zu vertreiben; wenn nicht entweder die Milch durch Veranlassung einer neuen Schwangerschaft, einen andern Weg nimmt, oder die Quelle derselben, welche die Krähe unterhält, zuletzt von sich selbst, oder auch zuweilen durch den Gebrauch der in Milch-Geschwülsten dienlichen Mittel, vertrocknet. Diejenigen Arzeneien, welche in den gewöhnlichen Arten von Krähe sonst so kräftig und sicher wirken, werden hier vergebens gebraucht.

Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß, ob es gleich den Milch-Geschwülsten an Kennzeichen nicht fehlt, die ihnen eigen sind, man sie doch nicht allezeit gleich leicht unterscheiden kann, besonders im Anfange, wo sie zuweilen ganz andere Krankheiten zu seyn scheinen. Die

Zufälle, welche sie verursachen, sind so schwach, daß man sie bald für hysterische Zufälle, bald für Kolik-Schmerzen, bald für Aufwallungen, ansieht. Zuweilen nimmt die ausgetretene Milch die Gestalt eines Wechsel-Fiebers an, zuweilen gleicht sie so gar dem Anfange eines böartigen hitzigen Fiebers. Zu einer andern Zeit fängt die Krankheit mit herum ziehenden und unbestimmten Schmerzen an, wobei die gewöhnlichen Ausleerungen ungestört bleiben; nimmt aber unvermerkt sehr schnell überhand, und bricht auf ein Mahl mit solcher Wuth aus, die durch nichts zu zähmen ist.

Wenn die ausgetretene Milch sich auf einen Theil fest setzt, so entsteht daraus nicht allezeit sogleich eine Vereiterung, oder ein anderer Zufall von noch größerer Wichtigkeit; es zeigen sich vielmehr lange Zeit gewisse Zufälle, welche dieses befürchten lassen. Die schlimmern Zufälle, in welchen das Zurücktreten der Milch hitzige oder langwierige Krankheiten erregt, erfordern die Hülfe eines Arztes.

Bei Personen, die nicht selbst stillen können, verhütet man die Milch-Vereiterungen dadurch, daß man in den ersten Tagen die Brüste ausaugen läßt, sie dabei warm hält, und nicht zu sehr bindet. So bald die Umstände es erlauben, gibt man 2 bis 3 Loth Glauber-Salz, unterstützt die Brüste mit einer Binde, und bedeckt sie mit Kräuter-Säckchen aus Flieder- und Kamillen-Blumen mit ein wenig Campher. Dabei muß nicht viel gegessen, noch getrunken werden.

Einer Säugenden wird, der Trank No. 6 (*), bei dem Zurücktreten der Milch gute Dienste thun; zugleich können die Brüste gebähet und fleißig ausgesogen werden.

Die

- (*) Trank, No. 6. Fenchel-Wurzel, 2 Loth; Fenchel: Dill, und Kerbel: Kraut, von jedem 1 Loth; Fenchel: Same, 1 Loth; dieses wird mit 3 Quart Wasser gekocht, und durchgeseiht.

Die Milch-Geschwülste sind zuweilen gleich anfangs weich, und lassen eine Fluctuation fühlen; alsdann muß man sie sofort öffnen, und lange offen erhalten. Sind sie hart, so erweicht man sie durch den Umschlag, No. 7 (*), und gibt innerlich von der Mixture, No. 8 (**), alle 2 Stunden, 2 Eßlöfel voll, und alle 3 Tage das Laxier-Trränkchen, No. 9 (***), bis sie entweder weich werden, oder verschwinden.

Verschiedenes hierher noch gehöriges, wird im Art. Säugende vorkommen.

Eine nicht geringe Beschwerde derer Kindbetterinnen, welche nicht selbst säugen, ist diese, daß die Milch bey ihnen sich nicht verlieren will. Je schwächer sie sind, desto mehr Zuschuß haben sie öfters, und desto mehr werden sie noch dadurch entkräftet; da hingegen starke Personen die Milch nicht lange behalten. Zuweilen bleibt die Milch wohl einen Monat, und noch länger, auch wenn die monatliche Reinigung schon wieder völlig in Ordnung ist, doch noch in den Brüsten. Gelinde Purgier-Mittel, Salze, und eingelindes Reiben und Bürsten der Brüste, leisten noch die besten Dienste. Bei Personen, die eben keine sehr erschlaste Fibern haben, kann man sich auch der Decocte von solchen Dingen, die auf den Urin vorzüglich wirken, mit Nutzen bedienen. Die Fieber-Kinde ist oft schädlich; und man hat Beispiele, in welchen sie, wenn die Milch

In 4

sich

(*) Umschlag, No. 7. Man kocht gequetschten Lein: Samen, Schierlings: Kraut und Hohlunder: Blumen, von jedem gleich viel, mit Milch zum Brei: Umschlag.

(**) Mixture, No. 8. Man gießt auf 3 Quent reines Weinstein: Salz so viel guten starken Wein: Essig, bis es nicht mehr brauset; thut sodann 6 Unzen Wasser hinzu, und löset 1 bis anderthalb Unzen reines Honig darin auf.

(***) Laxier: Trränkchen, No. 9. Man gießt auf 1 Loth Senes: Blätter, 6 Unzen siedendes Brunnen: Wasser, thut sodann 1 bis anderthalb Loth gereinigte Manna, und 3 Quent bis 1 Loth Sedliger Salz hinzu, läßt es eine gute halbe Stunde gelinde digeriren, und seihet es durch.

sich schon verlieren wollte, noch einen neuen Zufluß derselben erregt hat.

Um die Milch der Kindbetterinnen zu vertreiben, werden 2 Eßlöffel voll Flieder: Mus, 2 Löffel voll Weizen-Mehl, 2 frische Eyer ohne die Schalen, 2 Löffel voll Honig, und für 2 Gr. weiß Lillen-Dehl, wohl unter einander gerührt, auf ein weißes leinenes Tuch, worin man in der Mitte eine Oeffnung schneidet, ziemlich dick aufgeschmiert; und zwar muß jedes Tuch so groß seyn, daß die Brust damit rund herum bedeckt wird. Dieses wird 12 oder 24 Stunden nach der Entbindung aufgelegt, und wenn die Milch noch nicht völlig gebrochen ist, noch 24 Stunden mit einem frischen oder nochmals beschmierten Tuche wiederholt. Die Milch pflegt darnach stark anzulaufen, weswegen in den Tüchern in der Mitte die Oeffnung geschnitten wird. Wenn man das Pflaster wieder wegethut, kann man die Brüste mit warmem Weine reinigen, und sodann eine warme Serviette darüber legen. Wenn hierauf noch etwas Härte in den Brüsten zurück bleibt, kann man Weizen-Aleken in Wasser kochen, in ein Geschirr, welches oben einen nicht gar zu weiten Umfang hat, gießen, und die Brüste über diesem Gefäße, welches man mit einem Tuche bedeckt, damit der warme Dampf sich bloß an die Brüste verbreite, bähnen. Bey diesem Verfahren läuft die Milch allmählich aus, und die Wöchnerinnen haben davon weiter keine Beschwerden.

Von dem Friesel der Kindbetterinnen, s. im XV Th. S. 115, fgg.

Es herrschen noch hin und wieder verschiedene zum Theil abergläubige Meinungen in Ansehung der Kindbetterinnen, welche ich prüfen muß.

1. Kindbetterinnen müssen sich die Haare weder abschneiden, noch auskämmen; denn die Haare fallen aus. Daß die Haare bisweilen nach dem Wochen-Bette

Bette ausfallen, ist bekannt, der Beweis aber gewiß außerordentlich schwer, daß es vom Kämmen und Abschneiden während demselben herrühren solle. Nach schweren Krankheiten geschieht eben dasselbe, und ist das Kindbett wohl etwas anderes? Wollen aber Frauenpersonen auf den Glauben ihrer Mütter leben und sterben, so ist es schicklicher, die Haare bey heran nahenden Wochen abzulocken, und die Haut durch Kämmen zu säubern, damit der etwaige Schweiß im Wochenbette ihnen nicht lästig werde.

2. Eine Wöchnerinn muß während der Sechswochen nicht in den Keller gehen; ihr Kind kommt darüber ins Gefängniß. Es ist unschicklich, daß eine Wöchnerinn, wenn es anders möglich ist, in den kalten Keller geht, zumahl in den ersten Tagen, und sich lange daselbst aufhält. Davon kann die Geburts-Reinigung unterdrückt, und manches Uebel erzeugt werden. Aber dem Kinde kann dieses wohl nicht schaden. Man schreckte die Mutter mit dem Kinde, um sich selbst vor übeln Folgen zu verwahren.
3. Kindbetterinnen dürfen vor der sechsten Woche weder eine Treppe steigen, noch jemand an die Hausthür begleiten; sonst kommen sie in 3 Jahren wieder ins Kindbett. Vermuthlich eine bloß abergläubige Einkleidung des an sich richtigen Sages: daß eine Frau, die gesunde Wochen hat, und also überhaupt gesund und munter ist, — und eine solche kann doch nur wohl das angeführte Verboth übertreten? — es bald wieder mit ihrem Manne da anfangen werde, wo sie es gelassen hat!
4. Eine Kindbetterinn darf nicht in den Spiegel sehen, sonst behält sie ihre bleiche Farbe. Der Schreck über ihre verlornen Farbe könnte freylich bey manchen diese Wirkung hervor bringen.
5. Daß eine Kindbetterinn, wenn sie aus den Wochen das erste Mal wieder zur Kirche geht, von der Frau oder Jungfer Gevatterinn muß begleitet werden, gehört wohl bloß unter Gevatter-Ceremonien; dies aber ist unstreitig ein einfältiger Aberglaube, daß bey der nächst darauf folgenden Geburt die Kindes-Mutter ein Kind von eben dem Geschlechte zur Welt bringe, von welchem die erste

Person ist, die der Wöchnerinn bey dem Ausgehen begegnet. — Mit diesem Begegnen, sowohl von Menschen als Vieh, wird überhaupt sehr viel Aberglaube getrieben, welcher offenbar seine Entstehung von den heidnischen Zeiten herschreibt, wo man aus dem, was einem auf Reisen oder sonst auf der Straße zuerst begegnete, eine gute oder schlechte Vorbedeutung für seine Unternehmungen hernahm, darüber aber sehr häufig sich selbst den größten Nachtheil zufügte, wenn man z. B. eine günstige Gelegenheit zu Ausföhrung seiner Absichten ungenutzt vorbeystreichen ließ, bloß weil das im Wege Aufgestoslene nach einem irrigen Wahne es nicht erlaubte.

Ich füge noch einige Nachrichten von dem Wochenbette der Ehemänner hinzu. Strabo erzählt, daß die Männer im nördlichen Spanien sich, nach der Niederkunft ihrer Weiber, in das Wochenbett legen, und sich von ihnen bedienen lassen. Noch jetzt soll diese Mode in einigen französischen, an Spanien gränzenden Provinzen, wo man es eine *Couvade* machen (*Faire Couvade*) nennet, gewöhnlich seyn. Eben dieses meldet auch Diodorus Siculus von den Corsen, und Apollonius Rhodius von den Tibarenen, einem pontischen Volke in Klein: Asien. Marco Paolo schreibt von einer Provinz, die in der französ. Uebersetzung *Arcladam* oder *Arclandam* heißt, daß die Weiber ihr Wochenbett, so bald als möglich, verlassen, die Männer hingegen sich 40 Tage lang zu Bette legen, und für das neugeborne Kind Sorge tragen. Diese Gewohnheit soll auch bey den Japanern üblich seyn.

Wenn die karaischen Weiber in der Landschaft *Guiana*, in Süd: Amerika, niederkommen, binden sich die Männer den Kopf, und legen sich zu Bette, als ob sie selbst Geburts: Schmerzen litten. Die Nachbarn besuchen sie, und trösten sie nach ihrer Art. Diese Sitte muß nothwendig beobachtet werden; denn gesetzt auch, daß sie in den Krieg gezogen wären, so müssen sie

sie doch, so bald sie von ihrer Weiber Niederkunft hören, in ihre Heimath zurück kehren. Labat erzählt, der Vater des Kindes müsse bey dieser Gelegenheit 30 oder 40 Tage lang strenge Fasten halten; er setzt aber hinzu, daß diese Cerimonie nur bey dem erstgebornen beobachtet werde; denn sonst (sagt er,) müßten die armen Ehemänner, welche 5 oder 6 Weiber halten, mehr fasten, als die Kapuziner. Diese Nachricht bestätigt Hermin, in seiner Beschreib. von Surinam; er meldet aber nichts von den strengen Fasten, welche der Vater des Kindes halten müsse. Wilh. Viso, ein amsterdamer Arzt, berichtet, daß die Weiber der brasilianischen Wilden, so bald sie Geburts: Schmerzen merken, in den Wald gehen, dem neugebornen Kinde die Nabel: Schnur mit einer Muschel: Schale abschneiden, und dieselbe sammt der Nachgeburt kochen und verzehren; die Männer hingegen sich zu Bette legen, und die besten Speisen, die sie austreiben können, genießen, unter dem Vorwande, ihre verlorne Kräfte wieder zu ersetzen. Dieses erzählt auch Woodes Rogers, ein englischer See: Capitän, von eben diesen Brasilianerinnen, daß sie nämlich zur Zeit ihrer Geburt, ganz allein in den Wald gehen, und, nachdem sie ihrer Bürde entlediget worden sind, sich sammt dem Kinde waschen, unterdessen daß der Mann 24 Stunden zu Bette liege, und seiner pflege, als wenn er alle die Schmerzen ausgestanden hätte.

Der Jesuit La fita u läugnet, daß die Männer bey dieser Gelegenheit sich was zu gute thun; er meint vielmehr, daß es eine gottesdienstliche Handlung sey, welche ganze 6 Monathe mit dem allerstrengsten Fasten und andern fast unausföhrlichen Buß: Übungen verrichtet, und als eine Genugthung für die Erb: Sünde angesehen werden müsse. Wenn dieses wahr ist, so muß die Meinung von der Erb: Sünde über den ganzen Erdboden verbreitet, und aus der alten in die neue Welt übergegangen seyn. Mit Labat kommt er in diesem Stücke überein, daß dieses

strenge

strenge Fasten nur bey dem erstgebornen Kinde beobachtet werde; aber an statt 6 Monathe, setzt La bat, wie oben gemeldet worden ist, nur 30 bis 40 Tage.

Kind-Taufe, die Taufe eines Kindes, die feyerliche Handlung, da ein Kind durch die Taufe als ein Glied der Kirche eingeführet wird, in einzelnen Fällen. Im g. L. auch der dabey in manchen Gegenden übliche Schmaus. Zur Kind-Taufe gehen. Der Kind-tauf-Vater, die Kindtauf-Mutter, der Vater und die Mutter des Kindes, welches getauft werden soll oder getauft worden ist. Siehe Taufe.

Kindel-Bier, für Kindleins-Bier, im g. L. auf dem Lande, besonders Nieder-Sachsens, das Bier, womit nach einer Kind-Taufe die Gevattern und Nachbaren bewirthet werden; und in weiterer Bedeutung, der ganze bey dieser Gelegenheit angestellte festliche Schmaus; das Kindel-Mahl, im Osnabrück. zusammen gezogen Kilmer.

Kindel-Mahl, siehe im vorhergeh. Artikel.

Kindel-Markt, s. Kinder-Markt.

Kindeln, ein nur im g. L. übliches Wort.

1. In das Kindbett kommen, als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben; im g. L. anderer Gegenden Kindern.

2. Jemanden Kindeln, ihn am Kindel-Tage mit der Kindel-Ruthe begrüßen; s. Kinder-Tag.

Kindel-Ruthe, } s. Kinder-Tag.

Kindel-Tag, }

Kinder-Alter, das kindliche Alter, dasjenige Alter, in welchem man noch ein Kind ist, d. i. das Alter von der Geburt bis nach vollendetem zehnten Jahre.

Kinder-Bischof, s. Kinder-Tag.

Kinder-Blattern, kleine Erhöhungen auf der Haut, welche den dritten oder vierten Tag mit einem hitzigen Fieber hervor kommen, am siebenten oder achten zu eitern, und nach dem eilften abzutrocknen anfangen, weil

weil die Kinder dieser Krankheit am häufigsten ausge-setzt sind. Sie werden auch nur Blattern schlechthin, im Nieders. aber Kinder-Pocken oder Pocken genannt. Siehe Pocken.

Kinder-Flecken, in einigen Gegenden, eine Benennung der Masern; s. dieses Wort.

Kinder-Frau, s. Kinder-Warterinn.

Kinder-Geld, Geld, welches unmündigen Kindern gehört. Dieses muß von den Vormündern nicht ledig gelassen werden, es sey denn, daß man es nicht sicher unterbringen könne, oder zu des Unmündigen unentbehrlichem Nutzen anderweit anlegen müßte. Das Kinder-Geld hat auch, nach der gemeinen Meinung, den Vorzug an des Vormundes Gütern; wiewohl Andere mit besserem Grunde dafür halten, daß solches nicht gelte, ohne allein in denen Gütern, die der Vormund von des Unmündigen Gelde für sich gekauft haben möchte.

Kinder-Saus, s. Findel-Saus.

Kinder-Susten, der Reich-Susten, weil Kinder oft von demselben getödtet werden; s. im XXVII Th. S. 19, fgg.

Kinder-Jahre, deren Bestimmung bey den Römern; s. oben, S. 539.

Kinder-Klapper, s. Klapper.

Kinder-Krankheiten, s. oben, S. 663, fgg.

Kinder-Läschen, s. Läs.

Kinder-Lehre, die Katechisation, Unterricht in Glaubens-Wahrheiten vermittelt mündlicher Fragen und Antworten, weil Kinder am häufigsten auf diese Art unterrichtet zu werden pflegen; daher man an einigen Orten auch einen Katecheten, einen Kinder-Lehrer zu nennen pflegt.

Kinder-Los, der Kinder beraubt, keine Kinder habend, ohne Kinder; L. orbus.

Kinder-Magd, eine Magd zur Wartung kleiner Kinder; im g. L. das **Kinder-Mädchen**, in Meissen die **Kinder-Muhme** oder **Muhme**. Siehe **Kinder-Wärterinn**.

Kinder-Markt, im g. L. der Jahrmarkt vor dem Weihnacht-Feste, weil er nur solche Sachen betrifft, mit welchen man Kinder um diese Zeit zu beschenken pflegt; der **Kindel-Markt**, **Christ-Markt**.

Kinder-Melker, in einigen Gegenden, eine Benennung der Nacht-Schwalbe; s. unter **Schwalbe**.

Kinder-Mord, L. *Infanticidium*, *Gnaticidium*, Fr. *Infanticide*, das Verbrechen einer Person, die ihr eigenes Kind ermordet. In einigen Gegenden ist auch der **Sadebaum**, *Juniperus Sabina* Linn. unter diesem Nahmen bekannt, weil gewissenlose Weibspersonen ihn häufig zur Abtreibung der Leibesfrucht mißbrauchen.

Daher der **Kinder-Mörder**, L. *Infanticida*, Fr. un *Infanticide*. Fämin. die **Kinder-Mörderinn**, L. *Infanticida*, Fr. une *Infanticide*, eine Person, welche ihr eigenes Kind ermordet hat.

Man braucht diese mit dem Plural **Kinder** gemachte Zusammensetzung, wenn gleich nur ein einfacher Mord angedeutet werden soll.

Der **Kinder-Mord** wird entweder an einem noch ungeborenen Kinde, und einer noch in Mutterleibe befindlichen Frucht, deren Theile sich noch nicht alle zu vollkommener Ausbildung entwickelt haben, begangen, welches durch Bewirkung der Unfruchtbarkeit, oder durch gefässentliches Mißgebären und Abtreibung der Leibes-Frucht, geschieht; oder er wird an einem reifen, gliedmäßigen Kinde, entweder vor, oder in dem Zeit-Puncte, worin es an das Tageslicht kommt, oder kurz darauf, nachdem es geboren worden ist, oder auch wohl an einem bereits erwachsenen Kinde, begangen. Der **Kinder-Mord** wird gemeiniglich nur bey unehelichen Kin-

Kindern ausgeübt: doch hat man auch Beispiele von ehelichen Kindern.

Verdacht auf beyde Verbrechen, nämlich auf das Abtreiben der Leibes-Frucht, und auf den **Kinder-Mord**, entsteht: 1. wenn äußere Zeichen der Schwangerschaft vorhanden gewesen, die sorgfältig verborgen worden sind; 2. wenn nach so genannten abtreibenden Mitteln Erkundigung geschehen ist; 3. wenn der Körper hat Anstrengungen aushalten müssen, die zum Tödteln und Abtreiben der Leibes-Frucht Gelegenheit geben; 4. wenn heimlich, ohne Noth, und ohne Vorwissen eines Arztes, öftere Aderlässe vorgenommen worden sind; 5. wenn von Aerzten, Chirurgen, oder Apothekern, Arzeneyen verlangt worden sind, die eine vorgebliche Verstopfung der monatlichen Reinigung heben sollten; 6. wenn dergleichen Arzeneyen angeschaffet, oder durch verdächtige Personen gesammelt und gebracht worden sind; 7. wenn unnöthiger Weise Vomitive oder Purganzen gebraucht worden sind; 8. wenn dergleichen Dinge bey einer verdächtigen Person vorrätzig gefunden; oder auch 9. Anstalten zu Ueberstehung einer Krankheit gemacht worden sind, ohne daß vorher ein Anschein von Krankheit vorhanden gewesen ist; 10. wenn die verdächtige Person plötzlich krank ward, aber nicht Hülfe suchte, oder wenn sie, bey nicht geläugneter Krankheit, Umstände vorgibt, worunter sie die wahren zu verbergen trachtet.

Verdacht auf den Kinder-Mord insonderheit, gibt: 1. das vorgefundene *Corpus delicti*; und 2. das Erscheinen einer verdächtigen Person im Publicum, die schwanger gewesen, eine Zeitlang unsichtbar geworden ist, nun aber wieder sichtbar wird, ohne dazuthun, ob, wenn und wo sie geboren habe, und wo das Kind sey. Biewohl in unsern Tagen, wo eine menschlichere Denkungs-Art Findel-Häuser, Hospitäler für Wöchnerinnen, die in Städten, worin sie nicht be-

kannst sind, sich ihrer Bürde entledigen, und andere Mittel, welche vor der Verführung zum Kinder: Morde sichern, je länger je gemeiner macht, dieser zweite Punct nur einen sehr schwachen Argwohn erregen und rechte fertigen kann.

Es gibt aber auch Fälle, worin kein wahrer Kinder: Mord möglich war, und die vorzüglich in dergleichen Untersuchungen nicht aus der Acht zu lassen sind. Diese bestehen darin, daß 1. entweder das geborne Wesen kein Kind, sondern ein Mondkalb (Mola) war; 2. eine eigentliche Mißgeburt ausmachte; 3. zwar ein wirkliches Kind, aber ohne Vitalität, (wovon ich weiter unten ausführlicher handeln werde,) gewesen ist.

Bey Kindern, die noch im Mutterleibe sind, kann ein Kinder: Mord Statt finden, wenn man entweder durch Gewaltthätigkeiten, oder durch Arzneymittel, ihre wirkliche Geburt verhindert (1). Daß man überhaupt durch Gewaltthätigkeiten, Schreck (2), Furcht und andere unerlaubte Handlungen eine unzeitige Geburt verursachen könne, leidet keinen Zweifel. Die Frage: Ob man durch Arzneymittel die Frucht im Mutterleibe abtreiben könne? beantworten die Aerzte nicht alle gleich. Einige (3) verneinen dieselbe; andere (4) bejahen sie. Die Meinung der Letztern wird nun zwar sowohl durch die peinliche Gerichts: Ordnung (5) bestätigt, als sie überhaupt auch dem Gerichts: Gebrauche

(1) Art. 133, Peinl. Gerichts: Ordn.

(2) Der Gerichts: Gebrauch bleibt gemeinlich bey einer willkürlichen Strafe stehen, wann jemand durch einen veranlaßten Schreck einen Abortus verursacht. Siehe Kress ad Art. 133, C. C. §. 2, n. 2. Böhm ad Carpzov. Qu. 11, obf. 4.

(3) Hoffmann de laes. extern. & abort. Obf. 12. Büchner diss. An dentur remedia abortum simpliciter promovencia, in part. negativ. resolut.

(4) Teichmeyer Institut. Med. legal. c. 10, qu. 3.

(5) Art. 133, P. G. O.

che am angemessensten ist (6). Allein, ein Urtheils: Verfasser muß hierunter mit vieler Vorsicht zu Werke gehen, und besonders die Art der abtreibenden Mittel mit vieler Sorgfalt untersuchen; und nur alsdann steht es ihm frey, auf peinliche und so gar Lebens: Strafen zu erkennen, wenn ein Angeschuldigter durch Gewaltthätigkeiten, oder durch genugsam erwiesene abtreibende Mittel den Tod eines Kindes im Mutterleibe vorsätzlich verursacht hat (7).

Ob gleich, nach den begründeten Bemerkungen der neuern Aerzte und Naturkundigen, eine jede Frucht schon mit dem Augenblicke ihrer Empfängniß das Leben erhält (8): so hat doch die peinliche Gerichts: Ordnung Anlaß gegeben, daß der Unterschied zwischen einer lebendigen, und noch nicht lebendigen Frucht im Mutterleibe sich bis auf unsere Tage erhalten hat (9). Weil jedoch niemand, und selbst die Mutter nicht, mit völliger Gewißheit davon überzeugt seyn kann, daß ihre Leibes: Frucht wirklich lebe, bis davon sichtbare Kennzeichen, wohin die freywilligen Muskel: Bewegungen, welche die Mutter nach der 16ten oder 20sten Woche zu spüren pflegt, gehören, in die Augen fallen: so hat man daher diese Bewegungen für eigentliche Merkmale des wirklichen Lebens der Frucht angenommen, und also daß

(6) Böhm ad Carpzov. Qu. 11, obf. 5, und in Meditatt. ad Art. 133, §. 4.

(7) Böhm diss. de caede infantum in utero. §. 41.

(8) Langguth de foetu ab ipsa conceptione animato. Teichmeyer Institut. Med. leg. c. 9. Ludwig Institut. Med. forens. §. 123. Kalschmid diss. de distinctione inter foetum animatum & non animatum, ex Medicina forensi eliminanda. Jen. 1747. Oelse de partu vitali aut non vitali. Jen. 1769. Gebler de primo fonte respirationis. Lpf. 1733. de Böhm in Jur. contrav. To. 2, obf. 66. Die ältern Aerzte und Philosophen bestimmten der Leibes: Frucht so gar nach dem Unterschiede des Geschlechtes, in Absicht des Lebens: Anfanges, verschiedene Termine: (Alberti de termino animationis foetus concepti.

(9) Art. 133, P. G. O. Lieberkühn de crimine procuracionis abortus occasione art. 133 C. C. Hal. 1772.

Abtreiben noch vor diesem Zeitpunkte für keinen eigentlichen Kinder-Mord gehalten ⁽¹⁰⁾. Die bloß verfloßene Hälfte einer vermeinten Schwangerschaft ist an und vor sich nicht hinreichend, weil die Zeit der Empfängniß öfters ungewiß, und die Hoffnung zur wirklichen Geburt sodann noch zu sehr entfernt ist, auch eine Frauensperson nach gepflogenenem Verschlafte sich leicht in den Merkmalen der Schwangerschaft irren kann ⁽¹¹⁾. Die Besichtigung der abgetriebenen Frucht selbst, kann über die Gewißheit der That vorzüglich nur ein Licht verbreiten. Denn fände man, daß die Frucht frisch, von einer ihrem Alter verhältnismäßigen Größe sey, und wohl gar Luft geathmet hätte, so darf man schließen, daß die Frucht wenigstens zur Zeit des Abtreibens wirklich gelebt habe, und da sie wegen ihrer Unvollkommenheit nicht hat fortleben können, des Lebens eben dadurch beraubt worden sey ⁽¹²⁾. In Ermangelung der Frucht, verdient das Bekenntniß der Mutter zur Verurtheilung zur peinlichen oder gesetzlichen Strafe nur sodann einigen Glauben, wenn sie nicht allein die Zeit der Empfängniß, sondern auch diejenige, da sie zuerst Bewegungen verspüret hat, angeben kann, auch nach dem Zeugnisse des zugezogenen Arztes und Wundarztes ihre Angaben an und vor sich glaubwürdig befunden werden, und sonst kein Grund, um darin einiges Mißtrauen setzen zu können, vorhanden ist ⁽¹³⁾. Dem Bekenntnisse der Angeschuldigten allein aber darf man um so weniger trauen,

(10) Abhandlung über die gewaltsamen Todesarten, nebst einem Anhange von dem geistlichen Mißgebären, von Wilh. Gottfr. Ploucquet Lüneburg 1778, 8. Im Anhange, S. 202.

(11) Böhm in Jur. eccl. Protest. Lib. 5. Tit. 10 §. 40, in fine. Leyser Spec. 597, n. 24. Harprecht Dec. 134, n. 19. Wildvogel de iure embryonum, c. 4, §. 4.

(12) Ploucquet, a. ang. D. S. 203.

(13) Carrach, in den rechtl. Urtheilen und Entscheiden in peinl. Sachen, n. 36. Böhm de caede infantum in utero. Stryck de iure sensuum, diss. 6, c. 4, n. 37.

trauen, als die Empfindungen, zumahl bey einer Person, die zum ersten Mal schwanger ist, leicht triegen, indem sie von Blähungen und Krämpfen herrühren, und demnächst fälschlich für Zeichen der Bewegungen des Kindes gehalten werden können ⁽¹⁴⁾.

Die Abtreibung der Geburt, ohne auf die Zeit, da solche geschah, zu sehen, war bey den Römern, nach den Grundsätzen der stoischen Philosophie in den ältern Zeiten, kein Verbrechen (*). Nachher wurde die Abtreibung der Geburt, welche während der Ehe geschah, als eine Injurie, die dem Ehemanne widerfahren war, angesehen. Daher wurde die Mutter, welche die Abtreibung bewirkt hatte, mit dem Ertlo, und ein Anderer, welcher wieder den Willen des Vaters die Abtreibung der Geburt verursacht hatte, außerordentlich bestraft (**).

Bei einem vorsätzlichen Mißgebären oder Tödten der Frucht im Mutterleibe, kommt in Ansehung der Bestrafung desselben, alles auf folgenden Unterschied an: Ob das Corpus delicti, nämlich der durch abtreibende, oder schädliche Mittel verursachte Tod eines Kindes, welches schon 20 Wochen alt gewesen ist, und bereits Bewegungen hatte spüren lassen, gehörig

3; 2

be-

(14) Ploucquet, a. ang. D. Erfahrene Aerzte wollen überhaupt, daß man bey dem Mißgebären, in so fern es als ein eigentliches Verbrechen angesehen und bestraft werden soll, auf folgende Stücke Acht haben müsse. 1. Ist eine unzeitige menschliche Frucht wirklich geboren worden? 2. War das Mißgebären eine Folge von gewissen Handlungen, oder geschah es ohne gegebene Veranlassung aus unwillkürlichen Ursachen? 3. War es eine nothwendige Folge dessen, was der Angeschuldigte zur Last gelehrt wird? 4. Ist auch Unwissenheit, Nachlässigkeit, Zufall, oder böse Absicht, der Grund der vorgenommenen Handlung gewesen? 5. War die Frucht zu der Zeit lebendig, da etwas gegen sie vorgenommen wurde? Siehe Ploucquet, a. ang. D. S. 193, 199.

(*) L. 1. §. 7. de ventr. insp. L. 9. §. 1. ad L. Falcid. L. 1. §. 8. vnde cognati. L. 10. §. 1. de vulg. & pupill. subtit. L. 164. de V. S. L. 4. de crimin. extraord.

(**) L. 8. ad L. Corneli. de Sear. L. 38. 39. de poen. L. 4. de crimin. extraord.

bewiesen seyn, oder nicht. In diesem Falle, wohin zu rechnen ist, wenn entweder es noch zweifelhaft ist, ob die gebrauchten Mittel das Mißgebären verursacht haben, oder jene auch ohne alle Wirkung geblieben sind, und das Kind dem ungeachtet lebendig zur Welt gekommen ist, hat nur eine außerordentliche Strafe Statt, die, nach Beschaffenheit der Umstände, in einem angemessenen Gefängnisse ⁽¹⁵⁾ oder wohl gar in einer Leibes-Strafe ⁽¹⁶⁾ bestehen kann. In jenem Falle unterscheidet man, ob die Mutter selbst ihre schon lebende Leibes-Frucht vorsätzlich Weise abgetrieben, oder, ob es ein Anderer ⁽¹⁷⁾ gethan habe. Ist ersteres, so soll, nach der peinlichen Gerichts-Ordnung, die Mutter ertränket, oder sonst mit dem Tode bestraft werden. Ist aber letzteres, so sollen diejenigen Grundsätze, die von vorsätzlichem Todtschlage überhaupt gelten, Statt finden ⁽¹⁸⁾. Weil jedoch die Strafe des Ertränkens an den meisten Orten außer Gebrauch ist, so kann auch das vorsätzliche Abtreiben eines lebendigen Kindes, ohne Unterschied der Personen ⁽¹⁹⁾, die sich jenes haben zu Schulden kommen lassen, nur höchstens mit dem Schwerte bestraft werden ⁽²⁰⁾. Doch sind Rechts-Lehrer, die ungeachtet des etwa vorhandenen Bekenntnisses der Mutter wegen vieler gleichwohl bleibenden nicht unerheblichen Zweifel in Absicht des Corporis delicti,

(15) Quistorp's Entwurf zum Gesetzbuch, §. 146.

(16) Carpzov. qu. 27, n. 34. Harprecht dec. 135, n. 12, f.

(17) Weil die peinliche Gerichts-Ordnung bey Abtreibung der Leibes-Frucht nur unter der Mutter und Andern überhaupt unterscheidet, so ist auch der Vater, welcher die von ihm erzeugte Leibes-Frucht vorsätzlich abgetrieben hat, nicht härter, als ein jeder anderer unter gleichen Umständen, zu bestrafen. de Böhmer ad Art. 133. C. C. §. 8.

(18) Art. 133. P. G. O.

(19) Daß überhaupt der angenommene Unterschied einer richtigen Erklärung des Art. 133. P. G. O. nicht gemäß sey, zeigt Koch, in Instit. iur. crimin. §. 482, Schol. Siehe auch die bambergische peinl. Gerichtsordn. §. 158.

(20) de Böhmer ad Art. 133. C. C. 9 und 10.

lichi, das vorsätzliche Mißgebären, der Regel nach, nicht am Leben, sondern vielmehr nur höchstens mit dem Staupbesen ⁽²¹⁾, oder einer Verurtheilung zur vierjährigen öffentlichen Arbeit ⁽²²⁾, bestraft wissen wollen. Diejenigen, die eine Schwangere schlagen, oder derselben Schreck einjagen, sind, wenn ihre Absicht auf eine dadurch zu bewirkende Abtreibung der Leibes-Frucht gerichtet gewesen ist, und jene auch wirklich erreicht wird, dergestalt, wie vom vorsätzlichen Mißgebären angeführt worden ist, zu bestrafen ⁽²³⁾, sonst aber, nach Beschaffenheit der Umstände, zu vierzehntägigem bis sechswöchigem Gefängniß zu verurtheilen ⁽²⁴⁾. Daß inzwischen diejenigen Grundsätze, die von einem vorsätzlichen Mißgebären gelten, sodann außer aller Anwendung seyn, wenn solches, nach den Regeln der Arzenei-Wissenschaft, bloß um das Leben der Mutter zu erhalten, bewirkt wird, kann keinen Zweifel haben ⁽²⁵⁾.

33 3

Die

(21) Hommel, obs. 8 und 9.

(22) Püeremann, in Elem. iur. crimin. §. 351.

(23) Quistorp, a. ang. O. §. 147.

(24) Hommel, obs. 124. Nach einem Urtheil der leipz. Juristen-Facultät v. 1756, auf welches Hommel sich beruft, hat man demjenigen, der eine schwangere Person in der Absicht gestochen und geschlagen hatte, um dadurch einen Abortus zu bewirken, nur mit sechswöchigem Gefängnisse, oder einer verhältnißmäßigen Geld-Buße, bestraft. Allein, wenigstens wird Hommel nur von dem Falle zu verstehen seyn, da es hernach zum Mißgebären nicht wirklich gekommen ist.

(25) Becker de pseudodoxia inculcata ad servandam puerperam, Giess. 1729. Böhmer, de causis infanticidii impunis. Püeremann, c. 1. §. 353.

Jo. Cour. Act abortus in morbis acutis lethalis, oder Frage, ob dem Medico zugelassen, in schweren Krankheiten die Frucht abzutreiben? Jen. 1681, 12.

Eliae Camerarii diss. an liceat Medico pro salute matris abortum procurare. Tubing. 1697, 4.

Gregor. Horstii Sen. quaestio: An praegnantia graviter decumbenti liceat abortum procurare? ff. in Dessen Centuria problematum pag. 97. Dec. IX. qu. 9; und in Dessen Opp. med. To. III. Nor. 1660, f. 99, f.

Die Strafe wegen des vorsätzlich geschehenen Abtreibens der Leibes: Frucht wird gemildert, wenn diese, nach der angenommenen Meinung, entweder als lebendig noch nicht vermuthet wird, oder, wenn auch sonst wegen des Lebens der abgetriebenen Leibes: Frucht gegründete Zweifel obwalten sollten. Hat eine Mutter sich zwar Gewalt angethan, allein ohne Vorsatz; oder hat dieselbe gewisse Mittel, welche die Abtreibung befördern, eingenommen, deren Kraft sie entweder nicht gekannt hat, oder von welchen es wenigstens nicht völlig bewiesen ist, daß sie die angeblichen Wirkungen hervorbringen; oder sollte auch die Mutter bloß in der Absicht, Mittel, welche die Abtreibung der Geburt befördern, gebraucht haben, um ihr eigenes Leben zu erhalten: so fällt theils der Begriff eines Verbrechens überhaupt weg, oder es kann doch auch wenigstens nur für ein solches gehalten werden, welches bloß in der Unvorsichtigkeit, nicht aber in dem Vorsatze des Thäters, seinen Grund hat. Da man auch alle nur scheinbare Gründe, welche die Größe des Vorsatzes schwächen, bey der Bestimmung der Strafe der Verbrechen in Betrachtung zieht, so verdient auch der Umstand als eine Milderungs-Ursache in Betrachtung gezogen zu werden, wenn eine mit Gewalt zur fleischlichen Vermischung gezwungene Person durch abtreibende Mittel sich von ihrer Leibes:

An medico liceat partum abigere? negatur in *Jo. Matthaei Cent. difficultatum medicar.* Herborn, 1616, 8. Qu. 87, S. 258—260.

Jo. Haad. Slevogt progr. num maturus foetus, servandae matris causa occidendus, aut abortus provocandus sit, ut mater gravida a magno morbo morteque liberetur? Jen. 1710, 4. 1 B.

Eb. Dess. progr. quo per partum illegitimum abortumque matris vitam subinde conservandam esse demonstratur. Jen. 1710, 4. 1 B.

Jo. Frid. Wucherer diss. de moralitate abortus. Jen. 1711, 4.

bes: Frucht zu entledigen sucht, und sich auch wirklich von derselben befreiet (*).

Quaestio: an cortex Mandragorae vim habeat pellendi foetum & abortum provocandi? st. in *Select. Medic. Francofurtens.* Vol. I. Frl. a. V. 1736, 8. Obl. 3, S. 7—9.

Mich. Alberti diss. de abortus noxia & nefanda promotione, Resp. *Ge. Sigism. Liebrecht.* Hal. 1711, 4. 6 B.

Eb. Diss. diss. de abortus violenti modis & signis, Resp. *Zach. Conr. Muth.* Hal. 1730, 4. 5 u. e. b. B.

Jo. Petr. Albrecht obs. de difficultate, abortum vel directe, vel indirecte provocandi, st. in *Eph. Nat. Cur.* Dec. II. A. VIII, obs. 165.

Pauli Ammanni Casus, Discursus & Responsum Facult. Med. Lips. d. d. Lips. 26 Mart. A. 1613, concernens decisionem duorum problematum: 1. Artemisiam rubram provocare abortum; 2. Pharmacopotas non debere talia medicamenta, absque praescripto, vendere, st. in *Dessen Med. critica, s. decisoria*, Stadæ, 1677, 4. Cal. VI, S. 25—31.

Eb. Dess. Casus, Diss. & Resp. eiusd. Facult. d. d. 5 Apr. 1656, scil. Insulam quoddam ex purgantibus tantae fuisse efficaciae, ut exinde sequi potuerit abortus, st. *eb. das. Cal. LXVI*, S. 412, fgg.

Andr. El. Bächner diss. qua quaestio: an dentur remedia abortum simpliciter promouentia, in partem negativam resolvitur, Resp. *Frid. Max. Graf.* Hal. 1746, 4. 4 u. e. b. B.

Vom Aborticidia, oder Abgang unzeitiger Früchte, s. *Cyb. Gottl. Büttner's* Anweisung, wie durch anzustellende Beschäftigungen ein verübter Kindermord auszumitteln sey, Königsb. u. L. 1771, 4. S. 109—127.

Vom Morde der unzeitigen Frucht, s. *Jo. Fr. Saselius* gerichtl. Arzneygelahrh. übers. von *C. G. Laugen*, Lpz. u. Budiss. 1770, 8. S. 115—118.

Jo. Ge. Sasene est inen Casus de abortu tentati suspicione, ober von einem verdächtigen Kinder: Abtreiben, st. in *Dessen Medicinischen Richter*, Onolz. 1755, 4. S. 1—11.

Eb. Dess. Casus eiusdem materiae, st. *eb. das. S. 60*, f.

Eb. Dess. Casus de abortu & infanticidii tentati suspicione, von einem verdächtigen Kinder: Abtreiben und Mord. *eb. das. S. 62—68*.

Eb. Dess. Casus de abortu tentato cum insegura marris morte, von einer abgetriebenen Leibes: Frucht, und darauf erfolgten Tode der Mutter, *eb. das. 2 Th. Onolz. 1756*, 4. S. 1—18.

Eb. Dess. Casus de abortu procurati suspicione, von einem verdächtigen Kinder: Abtreiben, *eb. das. S. 19—24*.

Eb. Dess. Casus eiusdem materiae, *eb. das. S. 24—28*, und 29, f.

Eb. Dess. Casus de partu suspecto, von einer sehr verdächtigen Kinder: Geburt, *eb. das. 4 Th. Onolz. 1759*, 4. Cal. 9, S. 86—106.

314 *Eb.*

(*) *Select. Jurid. Rostoch. fasc. 4, iud. 4. Kress und Clafé, ad Art. 133. C. C.*

Ed. Dess. Casus de abortu procurati suspicione, von einem vermeintlichen Vertrieh der Leibesfrucht, eb. das. Cal. 13, S. 141 — 146.

Jo. Chr. Hellbach diss. super Art. 133. C. C. C. Lpf. 1779, 8. 1 B. **Frid. Hoffmanni** casus sistens responsum facultatis in suspicione renatae provocationis abortus, st. in *Dessen Medicina consultat.* V Th. Halle 1726, 4. S. 281 — 283.

Ed. Dess. Casus, exhibens responsum facultatis in suspicione provocati abortus, eb. das. VI Th. 1728, 4. S. 211 — 213.

Ed. Dess. Casus cum responso facult. in puncto procurati abortus, eb. das. XII Th. 1739, 4. S. 285 — 291.

Ed. Dess. diss. de laesionibus externis, abortivis, venenis ac philtis. Hal. 1729, 4.

D. übers. u. d. L. *Physikalische und medicin. Abhandlung von den äußerlichen Verlegungen, von den Kinder abtreibend vergiftend, und verliedmachenden Mitteln; mit verschiedenen Zusätzen versehen, von D. J. S. A. Müll. u. L. 1753, 8. 4 u. e. h. B.*

Eine andere Übers. u. d. L. *Fr. Hoffmannus* äußerliche Anmerkungen von Wunden, Abtreiben der Frucht, Vergiftungen und Liebestränken. Götau 1760, 8. 3 B.

Jo. Ge. Zovers Erklärung des von Iuris und Medicis so genannten Foculi abortivi, worin die Frage zugleich erörtert wird, ob innerliche Mittel, insonderheit aber, ob Aloe und Aloetische balsamische Arzneymittel die Kraft haben, eine Frucht vor der rechten Geburtszeit aus Mutterleibe abzutreiben; an statt einer Apologie entgegen die einseitige Beschuldigung eines unbesonnenen verkehrten Critici, wider die so genannte Bewahrungsinetur. Grf. u. L. 1728, 8.

Jo. Funcker moderata disquisitio canonis istius iuridici, quod scil. non sit homicida, quae abortum procurat, antequam anima corpori sit infusa. Hal. 1746, 4. 4 B.

Sylv. Luccani de molae generatione & cura, de foetus formatione; it. an Mithridatum possit causare abortum. Rom. 1602, 8.

Ge. Aug. Langguth Progr. de poculo abortionis aut amatorio ad L. XXXVIII §. V. D. de poenis. Witteb. 1747, 4. 1 B.

Mart. Gotth. Löschner diss. de iudicio circa abortum conciatum ferendo, Resp. C. F. Bock. Witteb. 1726, 4. 5 B.

Discursus medicus de abortu & medicamentis abortivis, item vterinis pellentibus, quo medicamentorum vterinorum, & inprimis abortivorum vis & qualitas, item, an talia dentur? quae pro talibus venditentur? & quid de illis sentiendum sit? disquiritur, vari casus recensentur & explicantur, atque aliae quaestiones ad hanc materiam spectantes dilucidantur. Opusculum omnibus Medicinam exercentibus necessarium & utilissimum. Autore J. N. L. (Lutzeu.) (Vltzæ, 1735) 4. 10 B.

Ge. Quir. Poedel tract. iuridica de crimine partus abacti, von Abtreibung der Geburt. Lpf. 1684, 4. recula Hal. 1749, 4. 6 B.

Ernst Gusf. Richters Untersuchung, an menes pellentia & pu gantia, it. Crocus, Artemisia rubra & Bacca lauri, einen abortum verursachen können, st. in *Dessen Digestis medicis, oder jurist.*

iuristischen und medicinischen Aussprüchen und responsis. Lpf. 1731, 4. S. 419 — 443.

Ed. Dess. Casus eiusdem fere tenoris cum priori, st. eb. das. S. 443 — 446.

Ed. Dess. Casus von einer lebigen Weibsperson, so in puncto procurati abortus verdächtig, st. eb. das. S. 635 — 657.

Gründliche Abhandlung deder Criminalfälle, welche in das Forum iuridicum & medicum einschlaen. Als dahin gehört die Untersuchung: 1. Von allen äußerlichen Verlez und Verwundungen. 2. Von den Kinder abtreibenden, und von den verliedmachenden Mitteln etc. entworfen von Jo. Fr. Kübel. Grf. u. L. 1762, 8.

Cph. Gotthelf Stenleri de cura ecclesiae circa cavendos abortus & expositiones infantum, dissertationes duae. Lpf. 1749, 4. 11 B.

Christ. Gottl. Troppanegers Casus de radice, vulgo Ebermürzel, an possit abortum facere, st. in *Dessen Decision, medico-forens.* Dresd. 1733, 4. S. 221 — 223.

Ed. Dess. Casus de pulvere Jalappae, an abortum possit excitare, st. eb. das. S. 224 — 231.

S. T. Willenbergii diss. de abortionis & amatorio poculo, st. in *Dessen disputat. Sabbath.* P. 1. n. 23.

Bei einem angeblich verübten Kinder-Morde beruhet alles darauf, daß das neugeborne und getödtete Kind wirklich lebendig und gliedmäßig, oder zeitig und vollständig gewesen sey ⁽²⁶⁾. Es gibt verschiedene Merkmale, die das Leben des Kindes zu der Zeit der erfolgten Geburt außer Zweifel setzen ⁽²⁷⁾. Dahin gehört besonders: wenn die Geburt zur gewöhnlichen Zeit erfolgt; wenn das Kind nach allen seinen wesentlichen Theilen vollständig ist ⁽²⁸⁾, und besonders

33 5

die

(26) Art. 131. P. C. O.

(27) **Papius** diss. de infanticidio eiusque variis signis. Würteb. 1777. **Pex Campers** Abb. von den Kennzeichen des Lebens und Todes bey neugeborenen Kindern. Aus dem Holländ. übers. Grf. und L. 1777.

(28) Aus der bloßen Vollständigkeit der Theile des Körpers läßt sich jedoch das Leben eines Kindes, besonders aber die Dauer von jenem, nur alsdann folgern, wenn es nämlich auch zur gewöhnlichen Zeit geboren seyn, und seine gehörige Stärke haben dürfte; *Lyncker* To. I. Resp. 39. n. 10. *Struben* im 2. Th. der rechtl. Bedenken, n. 116, S. 457 — 459. In dessen gibt ein vollständig aufundenes Gerippe, und die gewöhnlich Beschaffenheit der Knochen, ein starkes Argument an die Hand, daß das Kind, wovon die Rede ist, wirklich gelebt

die innern Theile, vornehmlich das Herz und die Lungen in der natürlichen Beschaffenheit gefunden werden⁽²⁹⁾, wenn die Nachgeburt frisch und gut, und die Absonderung derselben sofort mit dem Kinde erfolgt⁽³⁰⁾. Man pflegt indessen gemeiniglich unter einer lebenden Frucht (*foetus vitalis*), und einer lebenden Geburt (*partus vitalis*), einen Unterschied zu machen⁽³¹⁾. Denn die Frucht ist eigentlich sofort mit ihrer Empfängniß schon am Leben⁽³²⁾. Man nennt aber eine lebende Geburt, oder vielmehr ein vollständiges Kind, dasjenige, welches, nachdem es von der Mutter getrennet worden ist, beim Leben erhalten werden konnte. Dafür muß man nach der Regel ein jedes Kind halten, welches wenigstens sieben Monathe bis zu seiner Geburt erfüllt hat, oder, welches nach der Empfängniß vom Ende des siebenten bis zu dem Ende des neunten Monathes geboren wird⁽³³⁾. Man sieht daher ein solches Kind nicht für

lebt habe. *Wisenhart*, in den Erzähl. besonderer Rechts-
händel, Th. 5, n. 10, obwohl die gute Beschaffenheit der Kno-
chen an und vor sich nicht eben stets einen Beweis der *vitali-*
tatis partus abgeben kann. *Carra* in den rechtl. Urtheilen
und Gutachten in peinl. Sachen, n. 36.

(29) *Heister* de necessaria inspectione cordis vasorumque maiorum
sub legalis infanticidii sectione. Eines todtgeborenen Kindes
Lungen sind klein, liegen am Rücken, und lassen den Herzschei-
tel bloß; da hingegen Lungen, die geathmet haben, sich aus-
dehnen und den Herzbeutel bedecken.

(30) *Harprecht*, Dec. 129, n. 18.

(31) *Car. Frid. Walch* disquis. de genuino fonte distinctionis inter
foetum animatum & inanimatum in *Nemeli Carolina* Art. 131.
C. C. adhibita, Jen. 1768.

(32) *Langguth* de foetu ab ipsa conceptione animato.

(33) *Behmer* in *Jur. controvers.* To. 2, obl. 66. *Plouquet*, a.
ang. O. S. 130. Obwohl der L. 12. de statu hominum schon ein
Kind, welches überhaupt im siebenten Monathe geboren wird,
für vollkommen gehalten wissen will, so ist doch derselbe nur
von den etwa zuständigen Juribus legitimorum zu verstehen,
keinesweges aber auf einen peinlichen Fall, wovon hier die
Rede ist, anzuwenden; s. *Wisenhart*, im 10 Th. der Rechts-
händel, n. 10, S. 564. Verschiedene Rechts-Lehrer ziehen
gleichwohl selbst die Anwendung des angeführten Gesetzes, be-
son-

für gliedmäßig, oder vollständig, an, welches nach der
Empfängniß im fünften oder sechsten Monathe geboren
wird, als welches, nach allen bekannten Erfahrungen,
nicht leben kann, und daher schon seiner innern Beschaf-
fenheit nach sterben mußte⁽³⁴⁾. Andere geben zwar zu,
daß eine solche Leibes-Frucht, die vor dem Anfange des
fünften Monathes geboren wird, nicht beim Leben er-
halten werden könne, weil die Lungen, die Werkzeuge
der Sinne, und der Speise-Gang, vor dem Anfange
des fünften Monathes unvermögend sind, ihre Bestimm-
ungen zu erfüllen; sie glauben aber, daß ein Kind, wel-
ches mit dem Anfange des sechsten Monathes geboren
wird, beim Leben erhalten werden könne, und daher
sodann keine todt Geburt zu vermuthen sey⁽³⁵⁾. Die-
ser Meinung widersprechen jedoch Andere mit gutem
Grunde, als welche schlechterdings läugnen, daß ein
Kind, welches im sechsten, oder im Anfange, oder in
der Mitte des siebenten Monathes geboren wird, beim
Leben erhalten werden könne⁽³⁶⁾. Obwohl das Da-
seyn einer frühzeitigen Geburt genugsame Beweise vor-
aus setzt⁽³⁷⁾, so vermuthet man doch allemahl den Tod
eines Kindes, welches beweislich zu früh geboren ist⁽³⁸⁾.
Zu den Merkmalen eines vollkommenen Kindes gehö-
ren

sonders ohne Einschränkung in Zweifel, wenn nämlich ein an-
geblich im siebenten Monathe gebornes Kind so stark und voll-
ständig seyn sollte, als sonst nur Kinder von neun Monathen
sind. *Struben* im 5 Th. der rechtl. Bedenken, n. 86.
Siehe auch *Plouquet* über die physischen Erfordernisse
der Erbsfähigkeit der Kinder, Lübing. 1779, S. 35.

(34) *Harprecht* *Conf.* 45, n. 70. 87. 90 — 97. 107.

(35) *Wrisberg* de vita humana in vtero diiudicanda. *Goett.* 1772.

(36) *Büttner's* vollständige Anweisung, wie durch anzustel-
lende Besichtigungen ein verübter Kindermord auszumit-
teln sey, Königsb. 1771. *Cavanna* de tempore partus natura-
lis & legitimi, c. 9. *Carra*, a. ang. O. n. 29.

(37) *Stryck*, in *Tr. de iure sens.* diss. 1, c. 1, n. 4.

(38) *Harprecht* *Resp.* 32, n. 81.

ren noch besonders das gewöhnliche Gewicht, und die gewöhnliche Länge. Jenes beträgt 6 bis 9 Pfund; diese aber ist 14 bis 21 Zoll (39). Ein starker Beweis, daß das Kind wenigstens nach der Geburt noch gelebt habe, und wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes gestorben sey, ist daher anzunehmen, wenn Stockungen (Stagnationen) und Sugillationen, wie auch Extravasationen des Blutes in dem Kopfe und dem Gehirne angetroffen werden (40); wenn die Vasa ingularia, die Lungen, der Leib, die Eingeweide, und überhaupt die kleinsten Gefäße voll Blutes gefunden werden, und sich kein Merkmal einer bey todtgebornen Kindern sonst gewöhnlichen Fäulniß zeigt (41). Bey den angeführten Merkmalen, welche das Leben des Kindes bey oder nach der Geburt in Gewißheit setzen, muß man auch besonders folgende Umstände in Erwägung ziehen: ob nämlich die Geburt schnell, natürlich und ohne sonderliche Schmerzen erfolgt sey? ob die Mutter während der Schwangerschaft sich wohl, oder übel, befunden habe? ob sie gefallen, oder ihr auch sonst ein Unfall begegnet sey? ob sie sich abtreibender Mittel bedient habe? wie das Gehirn des Kindes und der Liquor im Magen beschaffen gewesen? ob die Mutter Bewegungen der Leibes-

(39) Ploucquet, a. ang. D. S. 124.

(40) Carrach, a. ang. D. n. 31. Blut: Ergießungen und Entzündungen können nach dem Tode nicht entstehen, und beweisen daher, wenn sie angetroffen werden, das Leben des Kindes zur Zeit der Verletzung. Hingegen können Blut: Ergießungen in dem Zell: Gewebe außer Verbindung mit andern Umständen nichts zuverlässiges beweisen. Aus der bloßen Sugillation allein, ist ebenfalls kein Beweis einer zugefügten Gewaltthätigkeit herzunehmen. Denn jene entsteht zuweilen, wenn der Kopf des Kindes bey der Geburt zu laue gegen das Becken gedrückt wird, von selbst. Dergleichen Sugillationen verlieren sich, wofern das Kind lebt, in 3 bis 4 Tagen. Siehe Struben in den rechtl. Bedenken, Th. 2, n. 116, S. 459 und 463. Selecta iuridica Rostoch. Fasc. 5, Spec. 5, 6. Jud. 2.

(41) Lyncker, Dec. 856. Harprecht, Resp. 32, n. 67, und Resp. 33, n. 152, 5.

Leibes: Frucht verspüret habe (42)? Ferner gehören zu den Merkmalen eines zeitigen Kindes: die Farbe der Haut, die bey einem vollkommenen Kinde blaßroth, bey einem unzeitigen aber hochroth ist, und in das Bläuliche fällt (43); die Nägel, als welche bey einem vollkommenen Kinde hart, stark, nicht sehr biegsam, lang, und von rother Farbe, bey einem unzeitigen Kinde aber sämmtlich von entgegen gesetzter Beschaffenheit sind (44); die Haupt: Haare, die bey einem zeitigen Kinde hart, stark, und dunkel von Farbe, bey einem unzeitigen hingegen zart, weich und weiß sind (45). Ein zeitiges Knäbchen bringt die Hoden im Hoden: Sack mit zur Welt; bey einem unzeitigen aber stecken sie noch in der Scham: Gegend, oder wohl gar im Unterleibe. Der Körper eines vollkommenen Kindes ist fett, derb und schön; hingegen ist ein unzeitiges Kind mager und runzelig; das Gesicht ist daher häßlich und alt, die Glieder sind dünn, die Ohren durchsichtig, und die Zunge sehr roth. Ein vollkommenes Kind sieht hell auf, und bewegt die Augen hin und wieder, und seine Stimme ist stark (46). Gemeiniglich kann man den gewaltsamen Tod eines zeitigen Kindes daraus schließen, wenn das Haupt

(42) Lauterbach, Vol. 5. Conf. 112, n. 5. Schöpfer, Dec. 35, n. 1. Harprecht, Dec. 116, n. 8.

(43) Die hell: rothe oder Feuer: Farbe des Gesichtes ist ein Haupt: Zeichen von einem unzeitigen Kinde. Solches kommt daher, weil das Blut durch die unvollkommenen Blut: Gefäße und durch die zarte Haut durchscheint. Eisenhart, im 10 Th. der Rechthandel, n. 10. S. 563.

(44) Der gänliche Mangel der Nägel und der Haare gibt jedoch, nach den Bemerkungen Anderer, keinen ganz unwiderprechlichen Beweis von einer unvollkommenen und frühzeitigen Geburt. Harprecht, Dec. 125, n. 22. Adolph diss. de infanticidiis notis in sectione legali detegendis, Helmst. 1764. S. 9. 33.

(45) Ploucquet, a. ang. D. S. 126.

(46) Ploucquet, S. 125. 126. 129. 130. Wenn sich Merkmale des Frostes ergeben, z. B. daß das Kind braun und blau über seinen Körper ist, so pflegt man solches als ein Signum virilicaris anzusehen. Siehe Carrach, rechtl. Urth. und Gutachten in peinl. Sachen, n. 46.

Haupt desselben äußerlich schwarzblau aussieht, und innerlich Verletzungen angetroffen werden; wenn die Schild-Drüse (Glandula thyroidea) mit gestocktem Geblüte angefüllt ist; wenn die Nabel-Schnur welk und trocken ist (47); wenn das Kind vor dem Munde und der Nase einen Schaum hat; wenn die Nabel-Schnur unverbunden und zerrissen gefunden wird (48); wenn die Blut-Gefäße im Kopfe angeschwollen sind; wenn Schaum sich in den großen Schlag-Adern befindet; wenn das Herz und die Lungen aufgedunsen und von brauner Farbe sind (49). Wenn ein Kind in der langsame Geburt ersticken sollte, so sind gemeinlich die Aederchen an der Decke der Hirnschale voller Blut (50).

Zu den Beweisen der Vollständigkeit oder Gliedmäßigkeit eines Kindes, und des nach der Geburt fortgedauerten Lebens desselben, gehört auch die Lungen-Probe. Die hierher gehörige Lehre ist von je her großen Streitigkeiten unterworfen gewesen. Galemus (51) sagt, die Lunge eines im Mutterleibe gestorbenen Kindes sey roth, dicht und schwer, bey einem lebenden aber weiß, dünn, und leicht. Darauf hat man die bekannte Lungen-Probe gegründet, und glaubte aus einer schwimmenden Lunge schließen zu können, daß das Kind gelebt und geathmet habe; aus einer sinkenden aber, daß es schon im Mutterleibe gestorben sey. Ist die Lunge in ihrem natürlichen Zustande, so hat es mit dieser Probe seine Richtigkeit. Beyer (52), und Ludovici (53), preisen daher diese Lungen-Probe sehr an; doch

(47) Eisenhart, im 10 Th. seiner Rechtskandel, n. 10, S. 547.

(48) Harprecht, Dec. 116, n. 9.

(49) Clapworth, im peint. Process, S. 52. Von mehreren Kennzeichen der neugeborenen Kindern zugesetzten Gewaltthätigkeiten, s. Plouquet, a. aug. D. S. 132, f.

(50) Büttner, a. aug. D.

(51) De vitu partium, Tit. 6.

(52) Delinatio iuris criminalis secundum C. C. C.

(53) Commentatio ad C. C. C. Art. 35.

doch sagt Jener, man müsse vorsichtig dabei verfahren, und zusehen, ob die Leiche noch frisch sey. Denn die bey der Verwesung aus den thierischen Körpern sich losreissende Luft kann das Experiment betrieglich machen, und die Sachwalter nutzen diesen Umstand fleißig. Reichmeyer hat, zur Prüfung dieser Lehre, Versuche angestellt, und Lungen von todtgeborenen Kälbern genommen, welche er 3, 4, 5, 6, 7, bis 8 Tage faulen ließ, und wobei er durch die Wasser-Probe fand, daß sie zwar nicht so geschwinde zu Boden sinken, und etwas leichter zu seyn scheinen, doch haben sie niemals oben schwimmen können, sondern sind nach und nach auf den Grund gegangen. Diese Versuche beweisen, daß die äußerste Fäulniß so gar die Lungen einer Leibes-Frucht nicht so leicht machen kann, wie die Lunge von Thieren, die geathmet haben, oder denen Luft eingeblasen worden ist. Hingegen aber werden die Lungen auch durch die Fäulniß nicht schwerer; und es ist thöricht, zu fragen, ob eine faule Lunge sinke (54).

Nach Beyer's Meinung kann die Lungen-Probe betrieglich ausfallen, wenn die Lunge mit Steinen und Verhärtungen (Scirrh) angefüllt ist. Diese Einwendung hat allerdings Grund; es muß aber entschieden werden, ob diese wiedernatürliche Beschaffenheit den Lungen ein solches Gewicht ertheilt, wodurch sie ganz zu Boden sinken müssen. Man wird die Wahrheit der Sache bald entdecken, wenn die Lunge stückweise in das Wasser geworfen wird. Denn sie ist nie bey Erwachsenen durch und durch scirrhus, oder mit Stein:

(54) Das Thörichte dieser Frage haben Rivinus und Lange zu Lissa, in einem Reformatum aciesat, welches man in Schreiers Erdverung und Erklär. der Frage: ob es ein gewisses Zeichen, wenn eines todten Kindes Lunge im Wasser unterfinke, daß solches im Mutterleibe gestorben sey? 328, 1690, wie auch in Schöpfers dil. jurid. de pulmone infantum narante vel submergente, S. 10, findet.

Steinchen angefüllt, und dieses noch weniger bey neu gebornen Kindern.

Daß bey einem in der Geburt oder gleich hernach gestorbenen Kinde die Lunge schwimmt, wenn dem todt gebornen Luft in den Mund geblasen wird, hält Bohn⁽⁵⁵⁾, nebst der Facultät in Leipzig, für möglich. Auch kann es geschehen, daß ein mit dem Kopfe gebornes Kind, noch ehe es ganz auf der Welt ist, geathmet hat, aber, noch ehe es mit dem ganzen Körper die Mutter verlassen hat, stirbt, ohne daß jene dabey etwas zu Schulden kommen ließ. Diesen Umstand muß der Richter untersuchen; der Physiker aber muß sich in Acht nehmen, entscheidend davon zu sprechen. Beyer hält diesen Umstand für unmöglich, und meint, wenn einmahl der Kopf zur Welt gebracht sey, müsse der übrige Körper ohne Todes-Gefahr nachfolgen. Es ist ihm aber als einem Rechts-Gelehrten zu verzeihen, daß er sich nicht besser auf die Entbindungs-Kunst versteht, und nicht bedenkt, daß ein auf beschriebene Weise zur Welt kommendes Kind von der Nabel-Schnur um den Hals, oder auch, wenn der Mutter-Mund sich um den Hals des Kindes herum zuschnürt, erwürgt werden könne.

Die Lungen-Probe ist, nach Hrn. v. Haller⁽⁵⁶⁾ Urtheile, ein sehr schätzbarer Versuch, und kann zu gründlichen Beweisen eines Kinder-Mordes führen. Weder Heister, noch Alberti, noch andere Aerzte und Rechtsgelehrte, sind zu entschuldigen, daß sie diesem Versuche die Beweis-Kraft zu nehmen bemüht sind. Hr. v. Haller versichert, er habe selbst viele hundert Mal an Menschen und Thieren sich durch die Erfahrung belehrt, daß die Lunge schwimmt, wenn das Geschöpf geathmet hat, und unter sinkt, wenn dieses nicht geschehen ist. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Der ganze menschl. Körper ist specifisch schwerer, als das Wasser, die Luft aber um tausend Mal specifisch leichter, als das Wasser, folglich macht sie

(55) Bohn de renunciatione vulnerum lethaliū. S. 182.

(56) In seinen Vorles. über die gerichtl. Arzneiwiss. 2 B. 2 Th. Bern, 1784, 8. S. 16, 199.

das Schwimmen möglich. Unsere Eingeweide sind um $\frac{1}{2}$ schwerer, als Wasser, welches einen eben so großen Raum einnimmt; dringt also nur $\frac{1}{2}$ Luft in die Lunge, so muß sie schon schwimmen. Aber es dringt eine weit größere Menge in dieselbe; und wenn die Lunge schwimmt, so schwimmt sie so beständig, daß sie nicht zum Gegentheile zu zwingen ist. Reichmeyer hat zwar Beweisgründe für das Gegentheil. Erstlich sagt er: eine faule Lunge schwimme gleichfalls; dieses ist wahr, wie Hr. v. Haller durch Versuche selbst erfahren hat. Van Hoorne, ein Schwede, sagte aus thörichtem Wahrheits-Eifer, eine faule Lunge sinke unter; allein er irrte sich, denn sie schwimmt wirklich. Indessen ist dieses gegen die Lungen-Probe gar keine Einwendung von Erheblichkeit; denn man kann ja einer Lunge die Fäulniß ansehen, und eben so gut auch sehen, ob sie schwimmt, wie auch Achtung geben, ob die übrigen Eingeweide, z. B. die Leber, auch schwimmen. Schwimmt die Lunge, der Fäulniß wegen, so werden alle übrige Eingeweide auch schwimmen; auch wird der Gestank, und die blaue Farbe, die Fäulniß der Lunge genugsam zu erkennen geben. Sicher ist es aber allerdings, daß die Lungen-Probe nicht entscheiden kann, ob das Kind gelebt habe, oder todt geboren sey, wenn man sie zu einer Zeit unternimmt, worin das todt Kind bereits in Fäulniß übergegangen ist. Zweitens führt Reichmeyer an, es sey möglich, daß ein Kind sehr schwach gewesen sey, und kaum geathmet habe. Hr. v. Haller versichert aber aus Erfahrung, daß dieser Umstand das Schwimmen der Lunge nicht hindert; denn er hat an sehr schwachen Kindern, die durch den Kaiserschnitt an das Tages-Licht gebracht worden sind, gefunden, daß, wenn sie einmahl geathmet hatten, die Lunge so leicht schwamm, als bey andern. Drittens sagt man: die Lungen könnten voll Blut, voll Verhärtungen, u. d. gl. seyn, folglich würden sie sinken, ob gleich das Kind gelebt habe. Die Wahrheit dieser Behauptung ist nicht zu läugnen, der Fall selbst aber äußerst selten, weil gemeiniglich bey neugeborenen Kindern alle Eingeweide im besten Zustande zu seyn pflegen. Ferner sagt man auch, ein Kind könne schreien, wenn es noch in der Mutter-Scheide stecke, folglich müßte auch alsdann die Lunge schwimmen, wenn gleich das Kind nicht lebendig geboren sey. Dies ist aber eine bloße Aus-

Oef. Enc. XXXVII Th.

Aaa

flucht

flucht, und unter tausend Fällen gibt es gewiß kaum einen von dieser Art.

Wenn, wie Teichmeyer anführt, Luft in die Lunge geblasen worden ist, so kann die Lungen-Probe in der That betrieglich seyn. Allein, es ist von keiner Kinder-Mörderinn so leicht zu vermuthen, daß sie sich Mühe geben werde, ihr Kind zum Leben zu verhelfen. Die Wärterinnen, wenn sie das Kind sehr schwach finden, blasen zuweilen Luft ein, wenn es nöthig ist. Athmen die Kinder nicht wegen Schwäche, so kommen sie gleichwohl, auch wenn nichts mit ihnen vorgenommen wird, zu sich selbst. Ist ein Kind gestorben, so wird seine Lunge doch schwimmen, ob es gleich nicht gelebt hat. Daher könnte vielleicht einer Mutter oder Wärterinn die ungerechte Beschuldigung gemacht werden, sie hätten das Kind um das Leben gebracht, indem sie es zu sich selbst bringen wollten. Allein diese Einwendung hebt sich von selbst, weil im Falle eines Kinder-Mordes immer auch äußerliche Beschädigungen werden wahrzunehmen seyn, und da, wo diese nicht sind, auch wegen jenes nicht wohl Klage angestellt wird.

Teichmeyer sagt ferner: ein Kind könne noch in der Mutter-Scheide getödtet werden, ehe es zur Welt gekommen sey; wenn es auch nur ein Mahl geathmet habe, so werde die Lunge doch schwimmen. Diese Einwendung lehrt uns deutlich, daß nicht alle Arten von Kinder-Mord durch die Lungen-Probe können bestimmt werden, sondern daß dieselbe nur anzeige, ob das Kind geathmet habe, oder nicht. Es kann ein Kind mit seinem Schafhäutchen-Wasser (*Liquor amnii*), und ganz in seine Häute eingeschlossen, geboren werden. Dann wird uns die Lungen-Probe nichts in Ansehung des Kinder-Mordes lehren können, sondern die Lunge wird sinken. Bey Thieren ist die Geburt mit unversehrten Häuten, die natürlichste Art geboren zu werden. Auch diese Einwendung ist so erheblich nicht. Denn erstlich ist eine solche Art der Geburt bey Menschen äußerst selten; und im Falle eines Kinder-Mordes ist zweitens immer eine Spur von Gewalt und Beschädigung zugegen.

Wenn man die Lunge eines todten Kindes bey der Section heraus nimmt, um die Lungen-Probe damit anzustellen, so muß es auf die Weise geschehen, welche

He.

Hebenstreit⁽⁵⁷⁾ angibt. Nach Einiger Meinung, muß das Wasser, welches zur Probe gebraucht wird, lau seyn, damit man desto gewisser sey, daß keine fremdartige Theilchen in demselben mit herum schwimmen. Zerrez bey Büttner⁽⁵⁸⁾ meint, eine ganz unbeschädigte Lunge eines Kindes, welches Luft geschöpft hat, werde zum Untersinken gebracht, wenn die Menge des Wassers, worein sie gelegt wird, geringer ist, als sie seyn sollte; hingegen schwimme die Lunge eines todtegeborenen Kindes in einer übermäßigen Menge Wassers. Büttner sah das Falsche von beyden Sätzen des jenaischen Arztes ein; indem er ihn aber widerlegen wollte, schrieb er Dinge hin, wodurch er demselben geradezu Beyfall gibt. Daniel⁽⁵⁹⁾ ist, wie es scheint, zuerst aufmerksam auf diese Uebereilung eines sonst so bedachtamen Gelehrten geworden, und hat aus der physischen Theorie des Schwimmens gezeigt, daß Ueberfluß und Wenigkeit des Wassers keinen Einfluß auf die Lungen-Probe habe. Und so viel Verstand, sagt er, wird man einem jeden Obducenten wohl zutrauen, daß er nicht so wenig Wasser nehmen werde, daß die Lunge am Ende des Gefäßes liegen bleiben müsse; zu läugnen sey aber nicht, daß die specifische Schwere des Wassers Einfluß auf diese Probe habe, und sie zweydeutig machen könne. Daher habe sein Vater sich zu seinen Proben, wie er zum Theil selbst bestätigen könne, reines Wassers, meistens aus einem Strohhme, bedient.

Unter die neuesten Gegner der Lungen-Probe gehört Hr. Hofr. Loder⁽⁶⁰⁾ in Jena. Er will beobachtet haben, daß die gesunden, sowohl ganzen, als zerschnittenen, Lungen einer siebenmonatlichen Frucht, die,

Naa 2

nach

(57) Anthropolog. S. II. Membr. 2, c. 2, S. 31.

(58) Abb. vom Kindermord, S. 57. 58.

(59) Samml. und Gutachten ic. im Vorberichte zum Abschn. vom Kinder-Mord.

(60) Progr. quo pulmonum docimasia ex nova anatomica observatione in dubium vocatur. Jen. 1779.

nach Anderer Vorgeben, 13 Stunden lang gelebt, und geschrien haben soll, im Wasser gesunken seyn. Hr. Leibarzt Jäger (61) in Stuttgart, findet, in einer noch in Tübingen verteidigten Dissert., diese Erscheinung sonderbar genug, um zu einer Zurückhaltung des Urtheiles Gelegenheit zu geben, aber doch nicht so sehr widerlegend, daß dadurch die Lehre von der Lungen-Probe ganz umgestoßen würde.

Einen neuen Werth der Lungen-Probe hat Ploucquet erdacht, und sowohl in einer deutschen, als auch in einer lateinischen Schrift, worin er vornehmlich Hrn. Jäger's Einwürfe beantwortet, zum Gebrauche vorgeschlagen (62). Sie soll für alle Fälle, die sich mit der Lunge der Kinder zutragen können, dienen, und hauptsächlich durch das Verhältniß des Gewichtes der Lungen zum Körper, woraus sie genommen sind, bestimmen, ob ein Kind geathmet habe, oder nicht. Denn zu bestimmen, ob es gelebt habe, oder nicht, trauet ihr Erfinder derselben so wenig am Schlusse der Dissertation zu, als der Altern, da das Leben einer Leibes-Frucht auch Statt finden kann, ohne daß die Respiration im Gange war. Er legt dazu den sehr wahren Satz zum Grunde, daß die Lunge eines Kindes, welches geathmet hat, durch die eingedrungene Luft und das Blut verändert seyn müsse, und daß die Menge dieses neuen Blutes größer sey, als diejenige, welche in eine Lunge gekommen ist, die einem todtegeborenen Kinde gehört, dem entweder Luft eingeblasen worden ist, oder in dessen Lunge sich wegen der Fäulniß-Luft befindet, und die deswegen schwimmt; daß folglich eine Lunge, die geathmet hat, auch ein größeres absolutes Gewicht haben müsse.

Da

(61) Jäger & Hennenhofers *disquis. medico-forensis, qua casus & adnotationes ad vitam foetus neogoni diiudicandam proponuntur*. Vlm. 1780. S. 25.

(62) In der *Abb. über gew. Todesarten*, S. 151; und in der *Dissert. Nova pulmonum doctinalia*. Tübing. 1782.

Da sich aber in der Praxis diese größere Menge von Blut in der Lunge, die geathmet hat, und das davon abhängende größere Gewicht der Lunge nicht absolut bestimmen läßt, so schlug er noch weiter vor, die Verhältnisse einer Lunge zu einem Körper des Kindes, welches athmet, und eben solche Verhältnisse in denen Fällen, wo nicht geathmet worden ist, durch Versuche ausfindig zu machen. Da man in individuellen Fällen die Lunge besonders, und den Körper besonders, abwägen, folglich diese Verhältnisse der Gewichte wieder leicht heraus bringen kann, so möchte sich aus dem Resultate dieses Abwägens auch in zweifelhaftem Falle immer entdecken lassen, ob eine Respiration Statt fand, oder nicht. Noch sind aber so viele Abwägungen dieser Art nicht bekannt; daher rückt Jäger im 12 §. seiner bereits genannten Schrift die zwey folgenden ein. „In dem ersten von beyden Fällen hatte das neunmonathliche Kind nicht geathmet, und das Verhältniß des Gewichtes seiner Lunge zu seinem vollkommenen, und nur durch Fäulniß angegriffenen Körper und dessen Gewichte, war wie 61440 zu 880, oder wie 708 zu 11, oder zunächst wie 78 zu 1. In dem zweyten Falle hatte das siebenmonathliche Kind geathmet, es war sorgfältig gemessen und gewogen worden, und war 15½ Zoll lang, wog 43 Linzen, und wurde deswegen, und mit Hülfe der auf den eingestanden Schwängerungs-Termin sich gründenden Zeit-Rechnung, für siebenmonathlich erklärt. Seine im Ganzen und stückweise schwimmende Lunge wog 10 Quent; folglich verhielt sie sich zum ganzen Körper und seinem Gewichte, wie 344 zu 10, oder zunächst wie 35 zu 1“. Zu diesen zwey Wahrnehmungen kann man nun aus der Ploucquetischen Streitschrift, die um etwas jüngere dritte setzen, nämlich die von einem neugeborenen Kinde, welches wenige Stunden vor der Geburt sichere Lebens-Zeichen von sich gab, unter der Geburt aber gestorben war, und zuverlässig nicht geathmet hat. Sein ganzer Körper wog 55040, die Lunge aber 792 Gran. Folglich war da das Verhältniß, wie 67 zu 1,

Naa 3

wel-

welches dem Jägerischen von 70 zu 1, am nächsten kommt.

Bei allen dem aber ist diese Lungen-Probe auch nicht ohne Schwierigkeiten, welche Jäger im 13 S. anzeigt. Es erhellt ihm nämlich aus der Vergleichung von beyden angeführten Fällen, daß bey dem siebenmonathlichen Kinde, welches geathmet hatte, die Lunge beynähe den 35sten Theil so schwer war, als der ganze Körper, folglich zwey Mahl so schwer, als die Lunge des neunmonathlichen Kindes, welches nicht geathmet hatte, und dessen Lunge den 70sten Theil des Gewichtes vom ganzen Leibe betrug. Wenn man aber auch zugibt, daß die größere Menge des durch die Respiration eindringenden Blutes die Lunge schwerer mache, so wird doch nicht wohl möglich seyn, daß die Lunge dadurch noch ein Mahl so schwer werde, als eine, die noch nicht geathmet hat; ja das Schwimmen beweiset, daß diese Verstärkung des Gewichtes unmöglich eine Folge des durch die Respiration eingedrungenen neuen Blutes seyn könne. Denn man blase eine Lunge, die nicht geathmet hat, recht wohl auf, und suche nun so viel Wasser oder Blut hinein zu bringen, als vor dem Aufblasen darin war, so wird sie sinken, und am Boden bleiben. Da diese Erklärungs-Art jenes Phänomens, wie man sieht, sehr großen Schwierigkeiten unterworfen ist, möchte vielleicht folgende besser seyn; nämlich anzunehmen, daß die Verhältnisse des Gewichtes der Lunge und des Körpers eines sieben- und neunmonathlichen Kindes sich nicht wohl unter sich vergleichen lassen, daß vielleicht die Zunahme des Gewichtes beyder Theile nicht in gleichen Verhältnissen erfolgt, und daß vielleicht überhaupt das Verhältniß der Schwere der Lunge zu der Schwere des ganzen Körpers zu veränderlich ist, um sich immer auf eine zuverlässige Weise bestimmen zu lassen. Diese Einwendung scheint auch Schott in Leipzig, im 24 St. seiner unpart. Kritik jurist. Schriften, haben machen zu wollen, da er seinen Zweifel zu Tage legt, ob je ein fest stehendes Verhältniß des Gewichtes der Lunge zum Gewichte des Körpers sich werde bestimmen lassen.

Ploucquet beantwortet beyde Einwendungen damit, daß er sagt: Gleichwie man durch zahlreiches Wägen neugeborner Kinder endlich entdeckt habe, daß 6 oder 7 Pfund die Mittel-Zahl des Gewichtes einer reifen Leibes-Frucht sey: so werde sich auch für die Lungen solcher Kinder, die geath-

geathmet, oder nicht geathmet haben, bereinst eine solche Mittel-Zahl des Gewichtes ausfindig machen lassen. Habe z. B. die Lunge derjenigen Kinder, die nicht geathmet haben, ein Gewicht von 12 bis 15 Quent, so werde man, weil die Respiration das Gewicht verdopple, von einer Lunge, welche 24 bis 30 Qu. wiegt, zuverlässig behaupten können, daß sie geathmet habe. Erfolgte die Zunahme des Gewichtes nicht in gleichen Verhältnissen, so entsteht daraus für den Gebrauch dieser neuen Lungen-Probe die große Schwierigkeit, wie man die verschiedenen Verhältnisse für verschiedene Alter der Leibes-Früchte ausfindig machen solle, und wie es dahin zu bringen sey, daß das Alter des Kindes, mit dessen Lunge die Probe angestellt werden muß, unzweifelhaft bestimmt werden könne. Ich habe zwar, fügt Jäger hinzu: keinen zureichenden Grund, eine solche ungleiche Zunahme der Verhältnisse des Gewichtes anzunehmen; allein auf der andern Seite fehlt auch die Bestätigung des Satzes, daß diese Zunahme auf eine gleichartige Weise vor sich gehe. Gesezt aber auch, dieser Umstand hätte, so unentschieden er auch ist, in Rücksicht auf unsern Gegenstand gar nichts zu bedeuten, so ist doch um deswillen an der Erfindung fest stehender Verhältnisse zu zweifeln, weil ein fettes Kind von gleichem Alter mit einem mageren vielleicht noch einmahl so schwer seyn kann, als dieses, und daß die Lunge, als ein Körper ohne Fett, in einem so schwer, wie im andern, befunden wird. Auch unsere obige zwey acutenmäßige Fälle beweisen dieses. Die neunmonathliche Leibes-Frucht war derb und vollsaftig, folglich ihr Körper auch 70 Mahl schwerer, als die Lunge; die siebenmonathliche war aber im Sections-Protokoll als mager und runzelig angegeben; und bey diesem war, im Verhältniß mit der Lunge, der Körper beynähe um 2 Mahl leichter. Dieses darf aber von fernern Versuchen, solche Verhältnisse zu finden, gar nicht abschrecken. Auch diese Einwendung läßt Ploucquet nicht unbeantwortet. Mit unreifen Früchten dergleichen Versuche anzustellen, erklärt er für unnütz, und mit denen, welche der Reife nahe kommen, werde sich auch ein der vollkommenen Reife nahe Verhältniß finden.

Noch sind aber über diese neue Lungen-Probe folgende Anmerkungen zu machen. Erstlich erhellt, daß eine Lunge, die geathmet, oder nicht, einen sehr kleinen Theil des Ganzen von einer Leibes-Frucht, nämlich nur $\frac{1}{3}$, oder $\frac{1}{4}$

ausmacht. Folglich muß man bey dieser Probe, so viel möglich mit Vorsicht, die Luftröhre, die Lungen-Schlagader, und was noch sonst fremdes daran hangen mag, absondern, damit das eigene Gewicht der Lunge nicht durch den Beintritt eines fremden Gewichtes größer gemacht werde, als es in der That ist, folglich nur ein größeres Gewicht dem durch die Respiration eindringenden Blute zugeschrieben werde, welches nicht im mindesten davon herkommt. Dieses Minimum, sagt Jäger, darf um so weniger geringe geachtet werden, weil die Menge Blutes, welche nach einem einmaligen Althembhohlen in die Lunge kommt, und nach dem Tode darin bleibt, nicht ausnehmend groß ist, und bey einem neugebornen Kinde nicht einmahl 2 oder 3 Quent betragen mag. Ploucquet nahm zwar, statt so viel Quentmen, gar 2 Unzen an; aber vielleicht mehr, um eine Rinde Zahl zu haben, als in der Absicht, diese sehr große Quantität für die wahre auszugeben. In dem oben angeführten Falle fand er auch wirklich den Betrag des eingedrungenen Blutes nur um 8 Gran geringer, als 2 Unzen; und diese Differenz scheint ihm nicht erheblich genug, 2 Unzen für zu viel zu halten. Daß aber diese Quantität sehr klein seyn müsse, mag, wie Jäger sagt, schon daraus wahrscheinlich werden, weil bey der Deffnung eines Kindes, welches geathmet hat, weit weniger Blut sich aus der Lunge pressen läßt, als man vermöge der in den Lungen-Flügeln stockenden Menge von Blut erwarten möchte. So muß auch im Gegentheil verhütet werden, daß man dem Körper nicht ein Gewicht zuschreibe, welches ihm nicht eigenthümlich ist. Daher ist z. B. nöthig, die Nabelschnur vorher abzuschneiden, ehe der Körper gewogen wird, damit durch dieselbe die Schwere des Körpers nicht vermehret werde, und eine Ungewißheit entstehe, wenn man einen andern Körper und sein Gewicht vergleichen muß, bey welchem das Gewicht der schon abgeschnittenen Nabelschnur nicht in Abrechnung kam. Daher thut man wohl, das Gewicht der Nabelschnur, wosfern sie mit gewogen wird, besonders anzumerken.

Zweytens muß man wiedernatürliche Beschaffenheiten der Lunge nicht übersehen; und Ploucquet selbst erinnert sehr richtig, daß Wassersucht in der Lunge, oder auch Knoten und kleine Geschwüre, diese Lungen-Probe sehr betrieglich machen können. Sollte, drittens, dieses auch durch eine Blutstürgung aus der Nabelschnur geschehen? Man kann zwar

war vermuthen, bey einem solchen Blut-Verluste werde das Blut dem Körper und der Lunge entzogen; allein, diese Vermuthung erhebt sich noch nicht zur unstreitigen Gewißheit. Betrachtet man das Gewicht der Lunge von dem oben erwähnten siebenmonathlichen Kinde, welches wenigstens einigen Blut-Verlust aus der Nabelschnur leiden mußte, so wird man es immer noch so groß finden, daß jene Vermuthung dadurch bestärkt wird. Allein, ein einziges Beispiel hat noch keine hinreichende Beweis-Kraft.

Kann nicht auch, viertens, die Lunge bey einem Kinde, welches nicht athmet, durch Anhäufung von Blute darin so schwer werden, daß sie der Lunge, die geathmet hat, gleich wird, wie auch durch Aufblasen eine solche Lunge nicht auch zum Schwimmen geschickt gemacht werden kann, daß sie von einer solchen, die geathmet hat, nicht zu unterscheiden ist? Daß dieser Fall möglich sey, beweisen zwey Beispiele, deren Röderer (*) Erwähnung thut. Es öffnete derselbe einen Knaben, welcher 8 Stunden in der Mutter-Scheide steckte, von dem sich zusammenziehenden Mutter-Munde gewürgt wurde, nach der Geburt aber seine Glieder noch einmahl bewegte, und kurz hernach starb. Er fand bey der Deffnung, daß alles Blut dem Kopfe entzogen, und in der Brust-Höhle zusammen gehäuft war; alle Gefäße des Herzens strotzten von Blute; die Membranen in der Brust-Höhle waren entzündet und glänzend roth, hingegen in den Gefäßen des Gehirnes und Unterleibes war theils gar kein Blut, theils nur ein wenig, vorhanden. In einem Mädchen, dessen Puls nach der Geburt sowohl am Herzen, als auch an der Nabelschnur, lebhaft schlug, welches aber nicht schrie, fand er die Herz-Ohren, und die Blut-Gefäße beyder Art, wie in dem vorigen Falle, mit Blute angefüllt, und die Brust-Häute entzündet. Die Congestion des Blutes war hier offenbar; und eben so offenbar ist es auch, daß die Lunge dadurch eine größere absolute Schwere bekommen muß. Würden nun dergleichen Lungen aufgeblasen, so müßten sie denen, die geathmet haben, völlig gleich werden. Folglich ist auch in diesem Falle die Ploucquet'sche Lungen-Probe kein non plus ultra. Auch diese Einwendung sucht Ploucquet zu entkräften. Bey

Aaa 5

zusam-

(63) Satura de suffocatis, f. 4. S. 294 und 297 in seinen Opusculis.

zusammengefallenen Lungen hält er eine solche Congestion für schlechterdings unmöglich. Und in den von Rödeler angeführten Fällen glaubt er, habe sie nicht Statt gefunden, weil Rödeler ihrer nicht erwähne; folglich seyn diese Fälle für, und nicht wider seine Theorie. Der Schottische Einwurf, daß die Fäulniß die Erfindung eines solchen Verhältnisses unsicher mache, hebt sich schon dadurch, daß bey einer offenbaren und starken Fäulniß alle dergleichen Untersuchungen von selbst wegfallen, und bey geringern Graden von Fäulniß, jenes Verhältniß so beträchtlich nicht abweichen wird, daß sich nicht noch immer Schlüsse werden daraus ziehen lassen.

Die neumodische Lungen-Probe, welche Daniel der Jüngere (64) vorschlägt, besteht darin, daß er, neben dem Abwägen der Lunge, auch das Abmessen derselben empfiehlt, um aus dem größern oder kleinern Volumen derselben auf eine vorgegangene, oder nicht vorgegangene, Respiration zu schließen. Ploucquet sagt mit Recht, daß diese Lungen-Probe eben die Fehler habe, die man der alten vorwirft. Allerdings hat Daniel einen sehr groben Irrthum in seine Abhandlung einschleichen lassen, wenn er behauptet, die Peripherie des Brustgebäudes werde durch das Athembohlen erweitert. Wie kann ein schwammichter und häutiger Körper einen knöchernen erweitern? Umgekehrt wäre der Fall möglicher, ist aber doch nicht wirklich. Daß die Ploucquetische Lungen-Probe besser sey, als die beyden andern, kann man ohne Schwierigkeit zugeben; aber, wie auch ihr Erfinder schon bemerkt, sie wird alsdann erst vollkommen seyn, wenn mehrere Wahrnehmungen vorhanden seyn werden, die sich dabey zum Grunde legen lassen.

Aus dem Vorhergehenden erheller, daß schon mehr, als Ein Gegner, die Lungen-Probe angegriffen hat; allein, ihre Waffen sind meistens stumpf, oder in den Hän-

(64) Commentatio de infantum nuper natorum umbilico & pulmonibus. Hal. 1780.

Händen der Unmündigen und Schwachen, und schaden nicht sonderlich. Alle ihre Zweifel, Bedenken und Versuche, beweisen nichts mehr und nichts weniger, als daß es Fälle gibt, wo die Lungen-Probe unzureichend, trieglich, oder gar unnütz, ist. Das war eine längst bekannte Sache. Denn eine ganz gesunde Lunge, in welche Luft gedrungen ist, schwimmt gewiß auf dem Wasser, hingegen die entgegen gesetzte fällt zu Boden. Die faule oder nach dem Tode durch Luft aufgeblasene Lunge schwimmt ebenfalls; allein, im ersten Falle wird kein Physiker die Lungen-Probe als gültigen Beweis ansehen, und im letztern erst Beweise fordern, daß es wirklich geschehen sey, (denn eine Kinder-Mörderinn wird keinen Versuch, wie Camper, machen, der zu ihrem Nachtheil angewendet werden könnte,) und dann den übrigen Körper und dessen Veränderungen bemerken. Die Lunge sinkt unter, wenn sie voll Knoten und Verhärtungen ist; dann aber ist es Pflicht des Physikers, diesen Umstand zu bemerken, und nun beweiset die Lungen-Probe nichts. Ob ein frühzeitiges Kind athmen, und doch eine sinkende Lunge liefern könne, ist wohl eher gesagt, als bewiesen. Wichtiger ist die neuere Beobachtung des Hrn. Hofr. Mezger (65) in Königsberg. Eine Weibsperson verbarg ihre Schwangerschaft, und gebahr heimlich im Keller ein Knäbchen. Sie saß, wie die Acten besagen, auf einem niedrigen Stuhle, und wurde vor Schmerz ohnmächtig. Eine Stunde nachher kam sie wieder zu sich, und sah das todte Kind auf der Erde liegen. Die That wurde bald bekannt, und das Kind noch an demselben Tage geöffnet. Es war, nach Haaren, Nägeln, Schwere, Maß, Völle und Hoden-Vorrath zu schließen, ausgetragen, und hatte äußerlich kein Zeichen einiger Gewaltthätigkeit, ausser einen blutigen Fleck am äußern Schenkel, doch ohne ausgetretenes Blut. Alle Eingeweide des Unterleibes waren gesund, und die dicken Därme voller Kinds-Mech.

(65) Progr. de pulmone dextro ante finistram respirante Observatio, Regiom. 1783.

Wesh. Die Brust war eingefallen; beyde Lungen waren klein, rückwärts gezogen, dunkelroth und dicht, hingegen der unterste Flügel der rechten Lunge aufgetrieben und blaßroth. Die mit dem Herzen heraus genommenen und in ein tiefes Wasser-Gefäß gelegten Lungen fielen zu Boden, auch ohne Herz, doch trieb der besagte Flügel jedes Mal nach oben. Nach der sorgfältigen Trennung sank die linke Lunge, nebst dem größern Theile der rechten, unter, wie es bey denen, die noch nicht geathmet haben, zu seyn pflegt; allein, der obige Flügel verhielt sich völlig wie eine Lunge, in welche Luft gedrungen ist. Daraus schloß Hr. M. daß das Kind zur Zeit der Geburt gelebt habe, aber vermuthlich durch den Fall auf den Kopf gestorben, und also für todtgeboren zu achten sey; daß die rechte Lunge eher, als die linke, einathme, und daß dieselbe sich nach und nach ausdehne, folglich hier wenigstens die Lungen-Probe mit der specifischen Schwere, welche Daniel und Ploucquet empfehlen, nicht Statt haben könne.

So richtig diese Folgerungen seyn mögen, so ließe sich vielleicht doch daher ein weit wichtigerer Nutzen für die gerichtliche Arzenei-Wissenschaft erwarten. Mehrmahls schwimmt ein Theil der Lungen, besonders der rechten, oben auf dem Wasser, und der andere sinkt unter, ohne daß ein merklicher Fehler zu entdecken ist. Hier dürfte nöthig seyn, auf die Farbe und Dichte der Lungen-Substanz zugleich Acht zu geben, um daraus auf die halbe oder ganze Ausdehnung von eingeathmeter Luft sicher schließen zu können. Denn wofern nur ein geringer Theil oben bleibt, der andere aber zu Boden fällt, so muß das Kind zwar gelebt, auch einige Male geathmet haben, aber gleich nachher gestorben seyn. Dieses Schicksal trifft die schwächern, wenn sie lange in der Geburt gestanden haben, gar oft; sollte dies nicht auch zuweilen bey verheimlichter Niederkunft geschehen? Sollte man nicht alsdann behutsamer in der Beschuldigung einer gewaltsamen Erstickung seyn? Der Anfang ist gemacht. Portal vermüthete vom ersten Einathmen die erste Ausdehnung in der rechten Lunge; Wetit fand dieselbe voller Luft und leicht, die linke aber dicht und schwer; und Meßger drückt dieser Meinung das Siegel der Wahrscheinlichkeit auf.

scheinlichkeit auf. Mehrere Versuche, aber von gelehrten, reellen, und glaubwürdigen Männern, können die anfangende Dämmerung erhellen, wenn sie neugeborene Kinder, die wirklich einige Athemzüge verrichteten, und gleich darauf starben, öffnen, und das Bemerkte aufrichtig mittheilen wollen. Dadurch würde die Streit-Frage vom ersten Einathmen, und die Materie vom Kinder-Morde, viel gewinnen.

Hrn. Hofr. Gruner Almanach für Aerzte und Nichtärzte, a. d. J. 1784, S. 214, 199.

Ein bey Untersuchung des Kinder-Mordes nicht ganz gleichgültiger Umstand, den Leichmeyer, Alberti, Haller, Rudwiz, Büttner, Camper, Baumer 2c. in den zu dieser Materie gehörigen Schriften übergangen haben, ist die leere Urin-Blase der neugeborenen Kinder, aus welcher Einige auf das vorhanden gewesene Leben nach der Geburt schließen wollen. Sie glauben nämlich, das Harnen sey eine Folge des Athembhohls, und könne nicht eher von Statten gehen, als bis dieses seinen Anfang genommen habe, folglich könne man vermuthen, daß die Respiration nicht vorhanden gewesen sey, wenn man nach dem Tode eine volle Urin-Blase findet (66). Hr. Leib-Physik Jäger (67) findet dieses um so wunderbarer, daß man aus der Leere der Blase auf ein Leben außer der Gebärmutter schließen will, da der Abgang des Kindes-Meches innerhalb der Gebärmutter für ein Zeichen gehalten wird, daß ein Kind mit dem Tode ringe, oder bereits gestorben sey, so, daß man hernach bey dem Heraushohlen einer solchen Leibes- Frucht

(66) So sagt Trew, in *diff. de chylo foetus in utero*, §. 21. *Si consideramus sphincterem vesicae eodem modo ac sphincterem ani sponte se numquam aperire, sed tunc demum, quando vis constringens ac premens abdominis diaphragmatisque superant vim resistentem sphincteris, elucescit inde, foetum sicuti nos faeces ita nec posse excernere urinam, dum ob respirationem deficientem neque abdomen neque diaphragma pro expulsionis satis contrahit potest.*

(67) In seiner oben, No. 61 angeführten Dissertation.

Frucht den After offen findet; wiewohl er auch anmerkt, daß dieses Zeichen untrüglich sey. Arnisaus⁽⁶⁸⁾ ist der Erste, welcher die Leere oder Fülle der Blase, in gerichtlichen Untersuchungen des Kinder-Mordes für wichtig hält; und nach ihm haben es Hebenstreit⁽⁶⁹⁾, Zittmann⁽⁷⁰⁾, Adolph⁽⁷¹⁾, und von Behmer⁽⁷²⁾, gethan, und alle schlossen aus jener Leere auf Respiration und Leben. Faselius⁽⁷³⁾ aber nahm eine ganz widersprechende Meinung an, und glaubte, aus der leeren Blase auf den in der Gebärmutter erfolgten Tod der Leibes-Frucht schließen zu dürfen. Ich sehe aber die Richtigkeit dieser Folgerung nicht ein. Denn zugegeben, daß ein freiwilliges Erschlaffen des Schließ-Muskels bey dem Tode, zum Ausfließen des Urines Anlaß gebe, so ist doch nicht zu begreifen, warum die leere Blase gerade den Tod im Mutterleibe andeuten sollte; denn wäre dieses, so müßte ein kurz nach der Geburt sterbendes Kind, welches zuverlässig lebend zur Welt kam, und wie gewöhnlich geharnt hat, keine leere Blase

(68) De partus legitimi termino, 1641. Obs. de usu vrachii. Hebenstreit hat in seiner Dissert. (Collect. diss. anat. Halleri, Vol. V, pag. 685) die Meinung desselben mit folgenden Worten ausgezogen: Postquam foetus in lucem exivit, urinam dimittit largiter, quare inter signa foetus vivi in lucem editi illud haud ultimum, si eius vesica urinaria vacua reperiatur, claro indicio, illum actionem aliquam, quae tantum viuo homini comperit, exercuisse.

(69) Anthropol. forens. p. 210. Womit auch Brendel einstimmt, wenn er §. 15 de nutritione foetus in vtero, sagt: In hoc foetus ab homine nato distinguitur, idque iure suo proprium habet, quod ille per totum istud tempus, quo in vtero matris gestatur, neque respiret, neque urinam reddat, neque alium deficiat.

(70) Med. forens. (Erk. M. 1706. 4.) p. 1306.

(71) Diss. de infanticidio notis sectione legali detegendis. (Helmst. 1764.) p. 64. 67.

(72) Novum Jus controversum, To. I, obs. 67, wo er dieser Untersuchung noch den Vorzug vor der Lungen-Probe gibt, und sagt: Meßel habe diesen Umstand für so wichtig und zuverlässig gehalten, daß nichts denselben zweifelhaft machen könne, als wenn der Fötus an einer Lähmung der Blase gestorben sey.

(73) Med. forens. §. 186. p. 79. der lat. Ausgabe.

Blase haben. Lieberkühn⁽⁷⁴⁾ urtheilt nicht so günstig von dieser Harnblasen-Probe, als v. Behmer und Andere. Er sagt: „Entscheidender, als das Experiment mit den Lungen, ist dies Experiment wohl nicht, gesetzt auch, man träte bey einem Kinde, das umgebracht worden, da es bereits Athem gehohlet, allemahl die Harnblase ohne Urin an; es bewiese nur, das Kind habe nach der Geburt noch gelebt. Daß aber die Ausleerung der Harnblase alsdann nicht allemahl erfolgen werde, bestätigen vielleicht folgende Versuche. Ich tödtete das erste Junge eines gebärenden Hundes, da es bereits Athem gehohlet hatte; es ließ zwar Urin, da ich aber die Harnblase öffnete, so traf ich sie fast noch ganz voll Urin an. Eben dieses bemerkte ich an einem andern jungen Hunde, welchen ich aber später nach seiner Geburt, als jenen, tödtete. Zwen Hunde, die ich, bevor sie Athem gehohlet hatten, umbrachte, ließen, nach der Meinung des Hrn. v. Behmer, gar keinen Urin. Diese Versuche bestätigen sattsam, daß man von diesem Experimente bey Leichenöffnungen der Kinder wohl keinen Gebrauch machen könne, welches schon deshalb nicht zuverlässig ist, da das Maß des Urines, welches man bey solchen Kindern antrifft, zu klein ist, als daß sich daraus etwas gewisses bestimmen lassen sollte.“ Hr. Jäger bestärkt, in seinen angeführten Schriften, die Zweifel noch damit, daß er schreibt: es könne diese Probe durch Fehler der Blase und der Harn-Röhre zweifelhaft werden, der Urin müsse in der Atrésie auch nach wiederhohletem Athmen zurück bleiben; auch geschehe dieses bey einer Lähmung der Blase. Nicht minder liege auch darin eine Schwierigkeit, daß man nicht wohl bestimmen könne, was unter einer vollen Blase verstanden werden müsse; ob diese Benennung bloß derjenigen zukomme, worin sich ein Par Unzen Urin befinden, oder ob sie auch diejenige führen könne, die nur ein Par Drachmen enthalte. Auch sey es möglich, wie die Lieberkühnischen Ver-

(74) Christ. Ludw. Lieberkühn Progr. von dem Experiment mit der Harnblase, Stett. 4. siehe Hrn. Hofr. Dabinger Magaz. für Aerzte, 2 St. S. 181, f.

Versuche zeigen, daß nach der Respiration ein Theil des Urines ausfließt, und ein weit beträchtlicherer zurück bleibt. Zwar lasse sich in der menschl. Harn-Blase eine ziemliche Menge von Urin erwarten, allein das Kind könne auch unter der Geburt harnen, folglich seinen Urin mit dem Liquor amnii vermischen; und es sey demnach nicht möglich, die Quantität des Urines zu bestimmen, aus welcher sich auf eine nicht geschehene Respiration schließen lasse. Auch läßt sich ferner aus einer leeren Blase nicht allemahl auf eine geschehene Respiration schließen, weil, wie Hr. v. Haller (75) bemerkt, die Blase, vermöge ihrer eigenthümlichen zusammenziehenden Kraft, den Urin sowohl in einem todtten, als auch lebenden, Körper austreibt. Im Gegentheile kann aber diese Urinblasen-Probe einigen Nutzen haben, weil die Blase nie voll angetroffen worden ist, als da, wo noch nicht geathmet worden ist. Folglich wäre sie, wie Hr. Jäger meint, zu Hülfe zu nehmen, wenn Verdacht vorhanden ist, die Lungen möchten durch Aufblasen schwimmfähig gemacht worden seyn; denn solch ein Aufblasen nach dem Tode wird den Urin nicht aus der Blase treiben. Auch könnte man daraus abnehmen, ob eine Lunge aus Fäulniß schwimmt, wie wohl auch bey einer verfaulten Leibes-Frucht die Blase weit eher voll, als leer, angetroffen wird.

Um von dem Leben und der Gliedmäßigkeit oder Vollständigkeit eines angeblich getödteten Kindes zu zeugen zu werden, worauf die Beurtheilung des Todtschlägers sich gründen muß, erfordert man eine genaue Besichtigung des Kindes, die von beeidigten Aerzten und Wundärzten anzustellen ist. Der Ausspruch der

(75) *Elem. physiolog.* To. VII. pag. 322. Vesicam, inquit, foetus in vtero subinde urinam continere, alias nullam, atque vesicam vi propriae virtutis contractilis contrahi, & ab urina liberari, & in vivo animali, quin & in cadauere.

Aerzte und Wundärzte verdient völligen Glauben, und wird billig dem Angeben der Mutter vorgezogen (76), welches letztere man alsdann für irrig ansieht, wenn es mit dem Zeugnisse der Aerzte und Wundärzte nicht überein kommen sollte (77). Erkennen nun Letztere das Kind für ein solches, welches gliedmäßig sey und nach der Geburt noch gelebt habe, und beruhet ihr Ausspruch auf richtigen Grundsätzen: so kann der Richter darauf die Beurtheilung bauen, wenn der Kinder-Mord selbst von dem Thäter eingestanden, oder er auch desselben durch günstige Zeugen überwiesen wird (78). Sollten jedoch die Aerzte und Wundärzte ihr Gutachten dahin abgeben, daß das Kind entweder nicht gliedmäßig, und daher bey der Geburt schon wieder gestorben sey, oder, daß es wenigstens nach der Beschaffenheit seines Körpers nicht habe leben können: so findet kein eigentlicher peinlicher Proceß Statt, sondern es wird vielmehr ein an dem Körper des Kindes bewiesener Frevel außerordentlich, nicht aber nach denjenigen Grundsätzen, die vom Todtschlage und Kinder-Morde gelten, bestraft; es wäre denn, daß die Mutter durch abtreibende Mittel, oder durch Gewaltthatigkeiten, die Gliedmäßigkeit des Kindes verhindert, und dessen Tod befördert hätte (79). Können jedoch die Aerzte und Wundärzte nicht mit Gewißheit entscheiden, ob das Kind wirklich gelebt habe, und beim Leben habe erhalten werden können, so wollen verschiedene Rechts-Lehrer die Angeschuldigte zum Reinigungs-Eide zugelassen, und nach dessen

(76) *Kress ad Art. 131 C. C. Engau*, P. 3, Dec. 60, n. 2.

(77) *Pragemaïn*, de fide quae Medicis apud Ictos est, p. 7. *Bühmer*, de parriedarum supplicio, §. 8. *Selecta iurid.* Röstoch. Fasc. 7, Spec. 2. *Struben* im 4 Th. der rechtl. Bedenkten, im 171 Bed.

(78) *Arg. Art. 131. P. G. O.*

(79) *Arg. Art. 133. P. G. O.*

dessen Ableistung freigesprochen wissen ⁽⁸⁰⁾. Allein, Andere ⁽⁸¹⁾ verwerfen in dem angeführten Falle den Reinigungs-Eid, und wollen sofort auf eine außerordentliche Strafe erkannt wissen, wenn nämlich das Leben und die Gliedmäßigkeit des Kindes nicht anderweit bewiesen werden kann, und der vorhin bemerkte Fall nicht vorhanden ist, daß nämlich abreibende Mittel den Tod des Kindes verursacht haben.

Wenn man durch eine von Ärzten und Wundärzten angestellte Besichtigung wegen des Lebens und der Gliedmäßigkeit eines Kindes, nicht zu einer hinlänglichen Gewissheit gelangen kann, so kommt alles auf das Bekenntniß derjenigen Person an, welche man des Kinder-Mordes beschuldigt ⁽⁸²⁾. Wenn diese nun die ihr beschuldigte Missethat frey und ungezwungen eingestehet, so gibt sie entweder zugleich richtige Merkmale an, die das Leben und die Gliedmäßigkeit des Kindes außer allen Zweifel setzen, oder sie gibt sie nicht an. In dem ersten Falle zweifelt man an der Wahrheit der Missethat nicht, und es kann sich solcher Gestalt auf das abgelegte Bekenntniß die Verurtheilung zu der gesetzlichen Strafe des Kinder-Mordes gründen, wenn nämlich die Umstände und genugsam bewiesene Anzeichen die Richtigkeit des abgelegten Bekenntnisses wahrscheinlich machen ⁽⁸³⁾. Unter den angeführten Umständen

(80) *Leyser* Spec. 611, n. 17. *Böhmer* de caut. infanticidar. tortur. §. 3. *Beck* Tr. de eo, quod iustum est circa stuprum, p. 864.

(81) *Wernher*, P. 4, obf. 4. *Böhmer*, de parricid. suppl. §. 8. *Schöpfer*, de praesumptione infanticidii, §. 18. 19. 21.

(82) *de Böhmer*, ad Art. 131, C. C. §. 7. 8.

(83) L. 1. §. 17. 27, de quaest. Art. 6. P. G. O. *Harprecht*, Dec. 115, n. 22. *Eisenhart*, in den Erzähl. besonderer Rechtsbündel, Th. 4, n. 12; Th. 5, n. 10; Th. 8, n. 7; und Th. 9, n. 8. *Kress*, ad art. 131, C. C. *Schorch*, Sent. 191. Aus den angeführten Grundsätzen erhellt, daß die ordentliche Strafe des Kinder-Mordes alsdann nicht Statt finden könne, wenn außer dem Bekenntniß der Inquisiten für das Leben ihres Geburt weiter nichts, als die allgemeine Ver-

mut

den dann die ordentliche Strafe eines begangenen Kinder-Mordes Statt finden, wenn gleich der Leichnam des getödteten Kindes nicht mehr vorhanden ist, und die Mörderinn denselben etwa in einen Abgrund geworfen, oder verbrannt, oder zerstückt haben sollte, dergestalt, daß man das bloße *accusum* zu untersuchen nicht einmahl im Stande ist ⁽⁸⁴⁾. Sollte aber die Angeschuldigte den Mord eingestehen, ohne jedoch gegründete Kennzeichen ⁽⁸⁵⁾ von dem Leben und der Gliedmäßigkeit des angeblich getödteten Kindes anzugeben, und könnte man anderweit hierunter nicht zu einer völligen Gewissheit gelangen, so hält man die Wahrheit der Missethat nicht für genugsam bewiesen, und es kann daher nicht die ordentliche Strafe des Kinder-Mordes, sondern nur eine willkürliche Strafe, Statt finden ⁽⁸⁶⁾.

Sollte jedoch eine Person, welche heimlich geboren hat, und sonst des Kinder-Mordes verdächtig ist, denselben läugnen, und könnte derselbe anderweit nicht gehörig bewiesen werden: so muß man zuvorderst dahin sehen, ob Kennzeichen und gegründete Vermuthungen

B b 2

vors

muthuna des Lebens und der Gliedmäßigkeit streitet, besonders wenn die Angeschuldigte nur zur Zeit der Entbindung, da sie gar zu leicht von ihren Sinnen betrogen werden konnte, das Leben ihres Kindes bemerkt haben will. *Böhmer*, ad art. 131, C. C. §. 2. *Meister*, in den rechtl. Erkenntnissen peinlicher Fälle, Th. 2, Dec. 65.

(84) *Kress*, ad art. 131, C. C. *Leyser* Spec. 611, n. 13. *Heimbürg* progr. de matre infanticidium confessa, etiam si corpus delicti deficiat, morte mulctanda, Jen. 1766, 4.

(85) Zu den nicht hinreichenden Merkmalen wegen des Lebens eines Kindes, gehören die Bewegungen, welche die Mutter verspürt haben will, wenn es nämlich an andern gegründeten Merkmalen mangeln sollte; s. *Wernher* de cerebrina certitudine corporis delicti, 37.

(86) L. 1. §. 17. de quaest. *Leyser*, l. c. n. 21. 22. *Wernher*, P. 4, obf. 4, n. 112. *Carrach*, a. ang. D. n. 29. Wobey jedoch wegen gegründeter Vermuthungen anzunehmen ist, daß die Angeschuldigte die Wahrheit verschweige, so kann die Tortur Statt haben, wenn nämlich diejenigen Eigenschaften, deren der Art. 131, P. G. O. erwähnt, vorhanden seyn sollten. *de Cramer*, To. 4, obf. 1030.

vorhanden sind, wonach man nach aller Wahrscheinlichkeit schließen muß, daß das Kind wirklich gelebt habe, oder nicht. In dem ersten Falle kann nach der Beschaffenheit und Größe der Anzeigen wegen der Fragen: Ob das Kind wirklich gelebt habe, und gliedmäßig gewesen sey? was deshalb für Kennzeichen bemerkt worden seyn? auf was für Weise die Angeschuldigte den Tod des Kindes verursacht habe? die Tortur erkannt werden, und im Falle eines erfolgten Bekenntnisses die Strafe des Kinder-Mordes Statt finden, wenn nämlich alle vorhandene Umstände sowohl das Leben des Kindes nach der Geburt, als auch die geschehene Ermordung desselben, wahrscheinlich machen sollten (87). In dem andern Falle, und wenn keine Kennzeichen und genugsame Vermuthungen vorhanden sind, daß das Kind wirklich gelebt habe, und gewaltsam umgekommen sey, pflegt man eine Person, welche heimlich geboren hat (88),

und

(87) Arg. Art. 6. P. G. O.

(88) Das Verheimlichen der Schwangerschaft und der Geburt, macht zwar, nach dem gemeinen Criminal-Rechte, wegen eines begangenen, oder doch vorgehabten Kinder-Mordes eine gegründete Anzeige, oder wirkt ein so genanntes Indicium proximum, Art. 35 und 131. P. G. O.; es kann jedoch von einer solchen Verheimlichung auf die Vollbringung des Mordes, um darauf die Todes-Strafe demnächst bauen zu können, niemals geschlossen werden. Arg. Art. 22. P. G. O. de Böhmer, ad Carpz. q. 21, obf. 4. Indessen pflegt eine Angeschuldigte, die durch eine geoffentliche Verheimlichung ihrer Schwangerschaft und der Entbindungszeit, und daher entstandene Hilflosigkeit, zu dem Tode eines vollständigen und am Leben gewesen Kindes Anlaß gegeben hatte, wenn sie gleich den Animum occidendi durch die Tortur, oder durch die Ableistung des Reinigung-Eides, ablehnen sollte, mit dem Staupbesen, oder wenigstens mit der ewigen Landes-Verweisung, (f. de Böhmer, ad art. 131. C. C. §. 37) oder, nach der gegründeteren Meinung anderer Rechts-Lehrer, mit der Verurtheilung zu lebenswichtigen Arbeiten, bestraft zu werden; f. Meister, in den rechtl. Erkenntn. in peiml. Fällen, Th. 2, Dec. 58. Sollte auch die Verheimlichung der Schwangerschaft und der Entbindungszeit, zu dem Tode des neugeborenen Kindes keinen unmittelbaren Anlaß gegeben haben, vielmehr das Kind aus natürlichen Ursachen gestorben seyn: so ist doch

und die den Verdacht einer wenigstens gehägten bösen Absicht nicht ablehnen kann, mit der Strafe des Kinder-Mordes und mit der Tortur zu verschonen, und dieselbe sofort willkürlich zu bestrafen (89).

Obwohl die Kinder-Mörderinnen gemeiniglich sich mit der Schuß-Rede zu helfen suchen, daß sie nicht wirklich Hand an ihr Kind gesetzt hätten (90), so kann ihnen doch dieselbe nicht zu einer gegründeten Vertheidigung gereichen, wenn sie durch eine vorsehlliche Verweigerung der zu der Erhaltung des Lebens ihres Kindes nöthigen Hilfe, dessen Tod verursacht haben (91). Doch kommt hierbey alles darauf an, ob die Mörderin den Vorsatz eingestehet, oder nicht. In dem ersten Falle ist entweder zugleich das Leben und die Gliedmäßigkeit des Kindes durch beeidigte Kunstverständige, oder durch das Bekenntniß der Mörderin, welches auf richtigen Gründen und Vermuthungen beruhet, bewiesen, oder nicht. Ist jenes, so kann die gesetzliche Strafe des Kinder-Mordes Statt finden. Ist aber dieses, so zeugen entweder alle Umstände und Vermuthungen von dem Vorsatze, das Kind zu tödten, oder nicht. In dem ersten Falle kann wegen der Frage: ob das Kind gelebt habe? was deshalb für Kennzeichen bemerkt worden? und ob man die Hilfe dem Kinde nicht eigentlich deshalb vorsehllich entzogen habe, um

Bbb 3

seir

doch die Mutter, des bösen Beyspiels halben, mit einem Gefängnisse, wenigstens von 14 Tagen, allenfalls bey Wasser und Brod, zu bestrafen. Hätte aber auch gedachte Verheimlichung zu dem Tode eines neugeborenen Kindes unmittelbare Veranlassung gegeben, so pflegte doch die angeführte Strafe sodann wenigstens gemildert zu werden, wenn Jugend, Einfalt und schlechte Erziehung, die Angeschuldigte einiger Maßen entschuldigen sollten.

(89) Quistorp's Erachten, in wie fern ein Angeschuldigter bey genugsam vorhandenem Verdacht verurtheilt werden könne, Mosk. 1774.

(90) Carpzov, q. 11, n. 2. Beyer, ad art. 132. C. C. pos. 2.

(91) Schöpf. de praelumt. in infanticid. de Böhmer, ad art. 131. C. C. §. 13.

seinen Tod zu bewirken, die Tortur Statt finden, und sodann bey einem vorhandenen gültigen Bekenntnisse die Verurtheilung erfolgen ⁽⁹²⁾. In dem andern Falle wird der Animus occidendi nicht vermuthet, sondern man schreibt vielmehr die dem Kinde nicht erzeugte Hülfe, der Unwissenheit oder Unvorsichtigkeit zu, und erkennt daher, nach der Größe der letztern, auf eine außerordentliche Strafe ⁽⁹³⁾.

Nach den im Vorhergehenden angeführten Grundsätzen, muß die Frage am meisten beantwortet werden: Ob eine Person, die durch das unterlassene Unterbinden der Nabel-Schnur ihres neugeborenen Kindes ⁽⁹⁴⁾, angeblich dessen Verblutung und daher entstandenen Tod verursacht hat, als eine eigentliche Kinder-Mörderin angesehen und bestraft werden könne ⁽⁹⁵⁾? Es haben zwar verschiedene Aerzte wieder die unumgängliche Nothwendigkeit der Unterbindung der Nabel-Schnur scheinbare Zweifel erregt; andere aber wollen, daß man wenigstens nicht sofort von der unterlassenen Unterbindung der Nabel-Schnur auf den dadurch allein verursachten Tod des Kindes schließen müsse ⁽⁹⁶⁾. Die gegründete Meinung von allen

(92) *Leysér*, c. l. n. 32. 35.

(93) *Lyncher*, Resp. 39. n. 52.

(94) Wenn auch die Nabel-Schnur bey der Section unterbunden befunden würde, bleibt doch der Fall möglich, daß die unterlassene Unterbindung den Tod des Kindes habe verursachen können, weil ja eine böshafte Person die Nabel-Schnur nach der Verblutung hatte unterbinden können.

(95) Man setzt bey der unterlassenen Unterbindung der Nabel-Schnur voraus, daß kein anderes Zeichen einer Verletzung vorhanden, und das übrigens das Kind gut gebildet und vollkommen gewesen sey. *Plouquet*, a. ang. D. S. 167, §. 157.

(96) *de Böhmer*, in Jure controverso, obs. 65. *Mich. Alberti* diss. de funiculi vmbilicalis neglecta alligatione in causa infanticidii limitanda, Hal. 1711, 4. 6 B.

Diss. qua problema, an vmbilici deligatio in nuper natis absolute necessaria sit, in partem negativam resolvitur, norin gezeigt wird: Daß die Bindung der Nabel-Schnur bey neugeborenen Kindern nicht unumgänglich nöthig sey, *Præf. Jo. Henr.*

allen ist wohl unstreitig diejenige, daß nur in concreto, oder bey einem jeden Kinde besonders, darüber zu urtheilen sey, ob die unterlassene Unterbindung der Nabel-Schnur den Tod eines neugeborenen Kindes verursacht habe, oder nicht. Alles kommt vornehmlich darauf an: ob die größern Blut-Gefäße ⁽⁹⁷⁾, als: die Lungen-Blutadern, die Hohl-Adern, und der Blutader-Beutel vor dem rechten Herzen bey der Besichtigung von Blute leer befunden werden, oder nicht. In dem ersten Falle hat das Kind bey der Geburt noch gelebt, und ist daher bey der unterlassenen Unterbindung der Nabel-Schnur an einer Verblutung gestorben ⁽⁹⁸⁾; es wäre denn, daß von der geschehenen Verblutung andere Ursachen mit Gewißheit bekannt seyn möchten ⁽⁹⁹⁾,

Tab 3

oder

Henr. Schulze, Resp. Jo. Car. Delmel, Hal. 1713, 4. st. auch in *Sallers* disput. anat. st. Vol. V. S. 605, 184.

Diss. de funiculi vmbilicalis deligatione non absolute necessaria. *Præf. Jo. Ge. Roederer* Resp. Auct. *Christ. Lud. Schael.* Gott. 1755 4. st. auch in *Roederers* Opusc. med. To. I. P. 2. Gott. 1764, 4. S. 439—464.

Christ. Lud. Schweikhard obs. de non necessaria funiculi vmbilicalis deligatione. cum epicrisi sua, Argent. 1769, 4. 5 B.

Christ. Ehrenfr. Eschenbach obs. de funiculi vmbilicalis neglecta deligatione absque infantis noxa, st. in *Deffen* *Observator. anat. chirurg. medicor. varior.* Ed. altera Rostoch. 1769, 8. S. 311—318.

Cph. Jac. Trew obs. de funiculo vmbilicali infantis recens nati prope corpus suum abrupto. et non ligato, nullum inferente damnum, st. in *Act. phys. med. Acad. N. C.* Vol. II. obs. 5.

(97) Die Puls-Adern sind bey jedem Toden meist leer, er mag auch eine Todes-Urt gehabt haben, welche er wolle. *Plouquet*, a. ang. D. S. 168. in der Anmerk.

(98) *Plouquet*, a. ang. D. S. 167.

(99) Der Tod aus dem Verluske des Blutes kann nämlich auch einem Kinde während der Geburt wiederabren, wenn entweder der Mutter-Ruchen sich zu bald ablöst, und dadurch die Mutter einen großen Blut-Verlust, welcher nothwendiger Weise das Kind mit betrifft, erleidet, oder, wenn die Nabel-Schnur während einer harten und langwierigen Geburt zerreißt. Bey der Besichtigung werden sodann leere Blut-Gefäße entdeckt werden. Ob nun dieser Blut-Verlust bey dem Kinde geschehenlich veranlaßt worden, oder, ob solcher durch Unglück entstanden sey, muß theils aus der zu beweisenden lang-

oder auch das Kind gleich nach der Geburt in das Wasser geworfen seyn sollte, und einige Zeit in demselben gelegen hätte, als in welchem Falle aus der Leere der Blut-Gefäße kein sicherer Beweis hergenommen werden kann, daß das Kind gerade an einer Verblutung gestorben sey. In dem andern Falle, und wenn die beschriebenen Blut-Gefäße nicht von Blute leer gefunden worden sind, ist auch in der unterlassenen Unterbindung der Nabel-Schnur nicht die Ursache des erfolgten Todes zu suchen, und das Kind nicht an einer Verblutung gestorben ⁽¹⁰⁰⁾.

Sections: Bericht eines todt gefundenen Kindes, st. in der medicin. Societät in Rudissin Samml. und Abhandl. aus allen Theilen der Arzneygelahrh. Alend. 1757, 8. No. 55, S. 423 — 427.

Pauli Ammanni Casus, Discursus et Responsum Facult. Med. Lips. d. d. 1 Maj. 1656, concernens quaestionem, an intermissa vasorum umbilicalium deligatio possit esse causa mortis? st. in *Dessen Med. crit. s. decisoria*, Stadæ, 1677, 4. Cal. LXIX, S. 451, fgg. **Diss. de necessaria funiculi umbilicalis, vi valorum structuræ in nuper natis, deligatione.** Præf. Phil. Ad. Böhmer, Resp. Jo. Burchart, Hal. 1745, 4. 12. B. n. e. R. E. st. auch in *Gallers Disp. anat. sel.* Vol. V. S. 625, fgg.

Petr. Cph. Burgmanni disquisitio epistol. de quaestione novissime agitata: Num funiculi umbilicalis intermissa deligatio infanti recens nato sola mortem adferre queat? Rostoch. 1734, 4. 1 P.

Commentatio de infantum nuper natorum umbilico & pulmonibus. Auct. Chr. Fr. Daniel, Hal. 1780, 8. 14 P.

Jo. Theod. Elleri obs. de funiculo umbilicali non ligato, st. in *Commerc. litter. Nor. A.* 1733, hebd. 48, S. 377 — 379.

Christ. Elvenfr. Eschenbachii obs. de morte ex intermissa funiculi umbilicalis deligatione, st. in *Dessen obs. anat. chirurg. med. rarior.* Ed. alt. Rostoch. 1769, 8. S. 300 — 311.

Phil. Cour. Fabricii Casus de infante ob funiculum umbilicalem non deligatum post partum mortuo, st. in *Dessen medic. ein. Respons. und Sections: Ber. 2 Samml. Helr. st.* 1760, 8. Cal. 3, S. 13 — 20.

Fischer

langwierigen schweren Geburt, theils aus den Zeichen, welche von einem starken Blut-Verluste der Mutter selbst zeugen, beurtheilt werden. *Ploucquet, a. aug. D.* S. 139.

⁽¹⁰⁰⁾ *Teichmeyer Institut. Med. legal.* p. 235. *Ludwig Inst. Med. leg.* S. 258. 259. *Alberti Jurispr. med. T. 2,* p. 210. 212. *Zeller de vita hum. ex fune pendente, c. 2* 3 Struben, in dem rechtl. Bedenken, Th. 2, n. 116, und Th. 3, n. 28 und 35.

Fischer diss. An deligatio funiculi umbilicalis in neo-natis absolute necessaria sit. Ingolst. 1777.

Ishomius diss. de quaestione, an intermissio deligationis funiculi umbilicalis in foetu sit absolute lethalis. Duisb. 1768, 4.

Jo. Ge. Henr. Kramer obs. de haemorrhagia ex umbilico non deligato, st. in *Comm. litt. Nor. A.* 1735, hebd. 43, n. 2. S. 328, f. **Ant. Guil. Plaz** progr. de non semper mortifera funiculi umbilicalis intermissa deligatione, Lps. 1774.

Ern. Frid. Schmid obs. de haemorrhagia lethali ex funiculo umbilicali non deligato, st. in *Comm. litt. Nor. A.* 1735, hebd. 32, n. 3.

Cp. Jac. Trew obs. & animadvertiones in quaestionem de necessaria tuniculi umbilicalis deligatione, st. eb. das. A. 1734, hebd. 28, n. 3, S. 218 — 221.

Chr. Gottl. Troppanegers Casus de funiculo umbilicali non ligato, st. in *Dessen Dec. sion. medico-forens.* Dresd. 1733, 4. S. 26.

Ch. Dess. Casus alius de funiculo umbilicali non ligato, st. eb. das. S. 198.

Jo. Conr. Trumplii obs. de haemorrhagia letali ex funiculo umbilicali non ligato, st. in *Comm. litt. Nor. A.* 1745, hebd. 3, p. 23.

Jo. Zeller Vita humana ex fune pendens, h. e. disquisitio anatomico-physiologica de funiculo umbilicali humano eumque ligandi necessitate, cum famosae illius obiectionis, cur in brutis, funiculo non ligato, nulla tamen super veniat haemorrhagia? tentata resolutione. Resp. Jo. Wilh. Müller, Tubing. 1692, 4.

Kein Verbrechen beleidigt die Regungen der Natur so sehr als der Mord: und Kinder-Mord; keines verdient mehr die Strenge, und keines wieder in andern Fällen die Gelindigkeit und das Mitleiden des Gesetzgebers mehr, als dieses. Vielleicht führt uns die Betrachtung der Triebfedern des vorsehlischen Mordes auf einige Schlüsse von der Moralität dieses mit Recht so sehr verabscheuten Verbrechens. Es lassen sich nur drei allgemeine Triebfedern unterscheiden, die den Menschen bewegen können, einen Angriff auf das Leben anderer Menschen zu beschließen; die Furcht, der Haß, und der Eigennuß; aber keine derselben unterdrückt die Empfindungen der mütterlichen Liebe öfter, als die Furcht. Wenn es dem Gesetzgeber glückt, diese Furcht entweder ihrer Nahrung, oder doch ihrer Wirksamkeit zu berauben, so wird auch der Kinder-Mord seltener werden; und erst bey solchen Anstalten zur Verhütung jener

jener unnatürlichen That wird man die Mörderin mit Recht der nachdrücklichsten Strafe unterwerfen können. Die Anstalten, von denen ich hier rede, befördern den vorgesezten Endzweck theils auf eine entferntere, theils aber auch auf eine nähere Art. In die erste Classe gehören die Polizen: Strafen der Aeltern, und besonders der Mütter, die ihren erwachsenen Töchtern einen vertrauten Umgang mit Mannspersonen gestatten, deren Absichten auf nichts weniger, als auf eine beständige Verbindung, gerichtet sind. Ein zweytes Gesetz, welches in eben dieselbe Classe gehört, sollte jeden unschicklichen Antrag einer Mannsperson, jede zur Verführung eines unschuldigen Mädchens gebrauchte Ueberredung, ohne auf den Stand des Verführers und der Verführten Rücksicht zu nehmen, mit gleicher Strenge bestrafen. Stünde der Verführer in einem öffentlichen Amte, so wäre er billig desselben zu entsetzen, weil er sich durch seine niederträchtige Aufführung der Achtung und des Vertrauens des Fürsten unwürdig gemacht hat. Hätte er keine öffentliche Bedienung, so müßte er wenigstens von der Hoffnung, jemahls ein solches Amt zu erlangen, ausgeschlossen werden. Man nenne diese Gesetze nicht hart; man wende mir nicht ein, daß auch Wollüstlinge, ihre Schwachheit abgerechnet, gute Bürger und eben so treue als brauchbare Stats: Bediente seyn können. Nur von solchen Wollüstlingen, die sich durch ihr glückliches Genie, oder durch ihren Ehrgeiz von andern ihres gleichen unterscheiden, gilt dieser Einwurf; und man wird mir doch zugeben müssen, daß auch der Mann von Genie ein gefährlicher Bürger ist, wenn ihn seine Leidenschaften zum Verführer der Unschuld werden lassen; daß ihn seine hervor stechende Geistes: Stärke wegen jeder Niederträchtigkeit, die er begehrt, doppelt strafbar macht, und daß es also widersprechend seyn würde, wenn ihn seine seltene Fähigkeit

ten und Eigenschaften berechtigen sollten, ungestraft die Gesetze zu übertreten.

In die zweite Classe der vorhin erwähnten Anstalten gehören alle Gesetze und Anordnungen, die geschickt sind, das Gefühl der Furcht zu entkräften, welches so manche außer der Ehe geschwängerte Weibsperson zur Mörderin ihres eigenen Kindes werden läßt; es mag nun der Tod desselben durch die Abtreibung der Frucht, oder durch gewaltsame, vielleicht auch andere wieder das neugeborne Kind gebrauchte Mittel erfolgt seyn. Nur ein Gesetz ist nach meiner Meinung vermögend, die gefährlichen Folgen jener bey unserer heutigen Verfassung nur allzu gegründeten Furcht zu hintertreiben. Der Gesetzgeber muß die Aussichten der Unglücklichen in ihre Zukunft aufheitern; er muß ihre Ehre in seinen Schutz nehmen, und sowohl für sie selbst, als auch für ihr Kind, sorgen, um ihr keinen Grund übrig zu lassen, der sie bewegen könnte, die bedauernswürdige Frucht einer unerlaubten Verbindung, die sie unter ihrem Herzen trägt, als die Ursache ihres zukünftigen Elendes zu betrachten. Was die Erhaltung der Ehre der Geschwängerten betrifft, so ist diese nur durch die Ehe möglich; und ein allgemeines, mit der größten Strenge zu handhabendes Gesetz sollte jeder Mannsperson die Verbindlichkeit auflegen, die Geschwängerte, von der es nicht zu beweisen wäre, daß sie durch ihre eigene Lüsternheit und Verführung den Verschlag veranlaßet, sondern sich vielmehr auf das Zudringen jenes Verführers ergeben hätte, zu heirathen.

Ich sehe schon die Bedenklichkeiten und Einwürfe voraus, die man diesem Vorschlage entgegen setzen wird. Die Ungleichheit des Standes der Mannsperson und der Geschwängerten, der Leichtsinns der Jugend, der wohl zu einem unbedachtsamen Schritt verführen, und den man doch nicht, ohne die Strenge zu übertreiben, mit einer Strafe belegen kann, die ihren traurigen Einfluß über

über das ganze Leben des Bestraften ausbreitet; endlich die unglücklichen Folgen einer Ehe, die von der einen Seite mit dem offenbarsten Widerwillen geschlossen wird; alle diese Gründe scheinen meiner Behauptung zu widersprechen. Sie werden aber vielleicht sehr viel von ihrem scheinbaren Gewichte verlieren, wenn man bedenkt, daß alle jene Entschuldigungen einer strafbaren Leidenschaft dem Wollüstlinge, und wäre er gleich vom höchsten Range, dennoch kein Recht geben können, die Ehre einer Unglücklichen der Befriedigung seiner niedrigen Begierden aufzuopfern, und sie auf den Rest ihrer Tage zum Gegenstande der allgemeinen Verachtung oder des Mitleidens weniger Menschen-Freunde zu machen. Sollten die Rechte des Leichtsinnes so weit ausgedehnet werden können, so würde man zugleich die Rechte der Unschuld vernichten, und sie dem Guldünken des Wollüstlings Preis geben müssen. Nur derjenige, der zu wenig mit den weiblichen Schwachheiten bekannt ist, um sich die Lage einer Frauensperson, der vom Verführer Schmeicheln vorgelassen, oder unbestimmte, aber doch reizende Aussichten in die Zukunft geöffnet werden, deutlich vorzustellen, kann hier einen Unterschied zwischen dem erzwungenen und freiwilligen Beischlaf machen wollen. Kennt der Gesetzgeber die schwachen Seiten des andern Geschlechtes, so wird er sich nicht bedenken, allen Schutz-Reden des Verführers seinen Beifall zu versagen, und einen Menschen, der den Verlust der Unschuld für eine Kleinigkeit halten könnte, der natürlichsten Strafe seiner unwürdigen That, d. h. der Pflicht, die Ehre der Geschändeten wieder herzustellen, zu unterwerfen.

Nur solche Personen können an ihrer Ehre gekränkt werden, die eines Gefühles der Ehre fähig sind. Wem diese Empfindungen fremd sind, der wird auch den Verlust seines guten Namens nicht achten, und seine Frechheit wird bey ihm im Umgange mit der

Welt

Welt die Stelle der Unschuld vertreten. Dies ist der Fall vieler Personen vom andern Geschlechte, die schon in der ersten Erziehung verwahrloset, niemals die erhabenen und wohlthätigen Gefühle der weiblichen Schamhaftigkeit gekannt, und entweder den strafbaren Umgang, der die Quelle ihres Unglückes wurde, selbst gesucht und veranlaßt, oder doch dem Verführer, nicht von einer unschuldigen Liebe bestimmt, sondern von thierischen Trieben hingerissen, seinen Sieg erleichtert haben. Jene dürfen an den Anordnungen des vorhin erwähnten Gesetzes nicht Theil nehmen, weil man sonst der Verführung schmeicheln und neue Nahrung verschaffen, und die Anschläge der weiblichen Bosheit auf leichtgläubige und unerfahrene Jünglinge begünstigen würde. Diese werden die Theilnehmung an den Rechten, die ihnen das Gesetz zuspricht, weder wünschen noch suchen, weil sie den gelittenen Verlust zu wenig fühlen, um eine rechtmäßige und beständige Verbindung mit dem Urheber desselben für das einzige Mittel zu einer vollkommenen Genugthuung zu erkennen. Nicht sowohl der Gedanke an den Verlust ihrer Ehre, als vielmehr die schreckenvollen Aussichten in den hilflosen und elenden Zustand, der sie erwartet, in die traurige Zukunft, die sich vor ihren Augen öffnet, und die ihnen mit einer gänzlichen Ausschließung von der Gemeinschaft mit denjenigen Menschen drohet, von denen sie sonst die meiste Hülfe hoffen konnten, nur diese Aussichten sind es, die sie beunruhigen, und zum Kinder-Morde hinreißen. Man wird sie also schon durch eine andere Verordnung des Gesetzes, mit dessen Entwicklung ich mich hier beschäftige, von der Verzeihung, die allein fähig ist, sie zu einer That zu bestimmen, wieder die sich die stärksten Regungen der Natur empören, zurück halten können, ohne den Verführer zu einer Ehe zu zwingen, die von der Geschwächten selbst nicht gesucht wird.

Unter

Unter der jetzt angenommenen Voraussetzung, wird, dem Gesetzgeber das zweite oben erwähnte Mittel, nämlich die Versicherung eines hinlänglichen Unterhaltes der Geschwängerten und ihres Kindes, die Erreichung seines Endzweckes erleichtern können; weil eine Person, die nur von den Schreck-Bildern des ihr bevor stehenden Mangels und Elendes erschüttert, der Gefahr ausgesetzt war, eine Kinder-Mörderin zu werden, dieses Verbrechen gewiß nicht begehen wird, wenn sie keinen Grund hat, eine so elendvolle Zukunft zu fürchten. Soll aber die Versicherung eines hinreichenden Unterhaltes vollkommen beruhigend und also geschickt seyn, die vorgesezte Absicht zu befördern: so muß das Gesetz nicht bloß dem Verführer die Pflicht auflegen, für den Unterhalt der Geschwächten, oder wohl gar nur für den Unterhalt des Kindes, zu sorgen. Denn, diese Verordnung würde, theils wegen des Unvermögens des Verführers, in vielen Fällen nicht anwendbar, theils auch für die Geschwächte nicht befriedigend seyn, wenn sie nur die Verbindlichkeit, das Kind zu unterhalten, einführt, und also die Mutter noch immer der Gefahr ausgesetzt ließe, sich für ihre Person von aller Hilfe entbloßt und der Mittel beraubt zu sehen, ihr weiteres Fortkommen auf eine anständige Art zu finden. Der Stat muß folglich die Sorge über sich nehmen, der Geschwächten die vollkommenste Sicherheit wieder die fürchterlichen Folgen ihres Fehltrittes zu verschaffen. Eigene Gesetze müssen ihr die Aufnahme in öffentliche Anstalten, wo sie nicht allein ihre Niederkunft abwarten, sondern auch Gelegenheit finden kann, sich in der Folge ihren Unterhalt zu erwerben, müssen ihr die kräftigste Unterstützung bey der Erziehung ihres Kindes versprechen, zugleich aber sowohl ihr selbst, als auch ihren Bluts-Freunden, oder ihrer Brod-Herrschaft, bey einer nachtheiligen Strafe die Pflicht auflegen, ihre Schwangerschaft der Obrigkeit

anzu-

anzuzeigen, wenn den Veranlassungen zum Kinder-Morde gehörig vorgebeugt werden soll.

Vor einigen Jahren wurde von einem noch immer nicht bekannt gewordenen Menschen-Freunde in Mannheim, die Preis-Frage aufgegeben: Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kinder-Morde Einhalt zu thun? welche beynähe 400 Abhandlungen über diesen Gegenstand hervor gebracht haben soll. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß der Preis von 100 Ducaten manchen zu einer Abhandlung über diese Materie gelockt haben werde, der keinen natürlichen Beruf dazu hatte. Die drey Gelehrten, welche das Kampfrichter-Amt übernommen hatten, konnten in ihren Urtheilen über den Werth der eingelaufenen Schriften nicht einig werden; und jeder von ihnen erkannte den Preis einer Schrift zu, welcher derselbe von den beyden andern nicht zuerkannt wurde. Der Hr. Statthalter von Erfurt, Freyherr v. Dalberg, hat die Abb. mit dem Wahlspruche: *Boni mores plus quam leges valent*, die den Hrn. A. Pfeil, Antimann zu Rammelburg, im Mansfeldischen, zum Verfasser hat; der Hr. Hofr. und Ritter Michaels zu Göttingen, die Schrift mit der Devise: *Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin*, deren Verfasser der Hr. Kammerath Klipstein zu Darmstadt ist; und der Hr. Hofkammerrath Nigal in Mannheim, die Abb. mit dem Denkspruche: *Servare hominem, quem gignere mater*, die Hr. Prof. Kreuthfeld zu Königsberg geschrieben hat, für des Preises würdig erkannt. Diese drey Verfasser haben nicht auf einen vierten Kampf-Richter compromittiren wollen, sondern sich mit einander zu Theilung der 100 Ducaten vereinigt. Ihre Arbeiten sind unter dem Titel: *Drei Preisschriften über die Frage: Welches sind die besten ausführbarsten Mittel dem Kindermorde abzuhelpen, ohne die Unzucht zu begünstigen?* 1784, zu Mannheim, auf 9½ Bog. in gr. 8. heraus gekommen.

men. Ich werde von den bey dieser Gelegenheit im Drucke erschienenen erheblichsten Schriften ein Verzeichniß liefern. Sie alle einzeln ihrem ganzen Inhalte nach bekannt zu machen, wird niemand von mir hier erwarten. Wie viel leeres Stroh darunter, ohne Plan und Gedanken! Wie viele unnütze Wiederholungen alles dessen, was schon zehn und mehrere vorher gesagt haben, die man hätte vergleichen können! Und wie sehr trifft auch hier ein, daß dergleichen vielseitige Probleme niemals zu einem nur etwas nützlichen und brauchbaren Grad von Auflösung gedeihen können, wenn nicht endlich Einer die von so mannichfaltigen Köpfen in einem so verschiedenen Gesichtspuncte zusammen getragenen rohen Materialien mühsam durchwühlt, das rohe Unbrauchbare sorgfältig von dem reinen Ertrage absondert, und endlich aus dem Ueberbleibenden ein erträgliches Ganzes bildet. Ich werde die von diesen Schriftstellern vorgebrachten Gründe und ihre verschiedene Seiten mit der gedrängtesten Kürze so vorstellen, daß die zum Theil darin herrschenden Widersprüche, welche oft so weit gehen, daß der eine etwas als Vorbeugungsmittel angibt, was der andere als die Hauptquelle des Verbrechens betrachtet, klar vor Augen liegen, um das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Zweifelhafte, das Gerade vom Schiefen, doch einiger Maßen unterscheiden zu können. Auf die nähere Modification einzelner Vorschläge kann ich mich nicht einlassen; sie sind zu lokal, und geben sich gemeiniglich von selbst, wenn man nur in den Principien einig ist.

Schon die von den verschiedenen Schriftstellern angegebenen Ursachen und Triebfedern zu diesem Verbrechen, die sie aus der Erfahrung entdeckt haben wollen, sind sehr mannichfaltig. Ich übergehe die entferntern, welche sich auf die Veranlassungen des ehelosen Zustandes gründen, ganz, und will hier nur die nähern bemerken. 1. Die Furcht vor Schande, und die Begierde,

sich

sich vor derselben und ihren mancherley Wirkungen zu retten. 2. Armuth, und die daher rührende verzweiflungsvolle Besorgniß, sich mit einem Kinde ernähren zu können. 3. Furcht vor mancherley Uebeln, als: a) vor dem Mangel einer Gelegenheit, sich künftig verheirathen zu können; b) vor der harten und unbarmherzigen Mißhandlung der Aeltern, Dienstherren, und anderer, mit denen die Mütter in einem nähern Verhältnisse stehen; c) Besorgniß für das Kind selbst, und schmerzhaftes Abwendung der demselben bevorstehenden Uebel. 4. Neigung zum Laster bey Huren von Profession, und leichtsinnige Entschließung, sich der beschwerlichen Bürde auf die leichteste Art zu entledigen. 5. Verzweifelter Entschluß, einem treulosen Schwängerer durch diese grausame That, Angst und schmerzhaftes Empfindungen zu verursachen. Was sonst von dem verwirrten und betäubten Zustande der Kinder-Mörderinnen zur Zeit der verübenden That angeführt wird, sind nur Folgen einer Ueberraschung und Zusammenkunft mehrerer der angeführten Umstände. Aus diesem verschiedenen Gesichtspuncte, worin jeder Schriftsteller die Entstehung eines Kinder-Mordes sich vorgestellt hat, fließen nun auch die vorgeschlagenen mancherley Mittel, demselben vorzubeugen. Da ich dem Systeme eines jeden im Zusammenhange nicht folgen kann, so begnüge ich mich an einer bloßen Classification der gethanenen Vorschläge, woben ich die erheblichsten Zweifeln kurz bemerken werde.

1. Entferntere Mittel, dem Kinder-Morde Einhalt zu thun, durch Verminderung des unehelichen Bey Schlafes. Gegen diese allgemeine Quelle des Verbrechens müssen verschiedene Mittel zusammen wirken; nämlich: 1. Man muß der Religion und den Sitten ihre verlorne Elasticität wieder geben, und durch fleißigen Unterricht und sorgfältige Erziehung den Hang zur Ausschweifung zu hemmen suchen. 2. Der ver-

Def. Enc. XXXVII Th.

Ecc

derb:

derbliche Luxus und die daraus entstehenden zügellosen Sitten, sind auf alle Art und durch Herstellung einer zweckmäßigen bürgerlichen Ehrbarkeit möglichst einzuschränken. 3. Das allzu lange Dienen der Domestiken, die oft durch den eingewurzelten Hang zu einem ausschweifenden Lebens-Wandel, vor dem ehelichen Zustande und allen sich ihnen anbietenden Gelegenheiten einen Abscheu erhalten, ist durch taugliche Polizen: Anstalten und genaue Aufsicht über solche zu verhindern. 4. Ueberhaupt muß es einer der Haupt-Grundsätze der Stats-Politik seyn, die Ehen durch alles, was nur immer dazu beitragen mag, zu erleichtern und zu befördern; ein Ziel, zu dessen Erreichung es freylich nach der Individualität eines jeden States unzählige weitere und engere Wege gibt. 5. Wenigstens sollten, so lange noch nicht für alle Stände durch zureichende Nahrungs-Zweige gesorgt ist, die Ehen zur linken Hand für Personen von Stande, die Frau und Kinder nicht in gleicher Qualität zu ernähren vermögend sind, mehr als bisher begünstiget werden. Uebrigens sollte 6. das moralische Gefühl der Schande aus einer unehelichen Schwängerung gestärket, und nur dessen nachtheilige politische Wirkung gehindert werden, indem jedes Gefühl in weit mehreren Fällen von dem unehelichen Verschleße und der allgemeinen Quelle des Kinder-Mordes abhalte, als es zu dem letztern antreibe (*). 7. Scharfes Verfahren gegen die Schwängerer durch Erhöhung

(*) Wenn aber Einige diesen Gedanken so weit getrieben haben, daß sie die äußerlichen Schand-Strafen des Stroh-Kränzes, einer anhängenden Tafel, und was dergleichen Unsinn mehr ist, wieder hergestellt wissen wollen, so sind dieselben in eine eben so lächerliche politische Schwärmerey gerathen, als gedankenlos der Einfall derjenigen ist, die, außer der Strafe und rechtlichen Schande, auch alle moralische Schande aufzuheben, dem Gesetzgeber angerathen haben, gleich als ob derselbe unumschränkter Herr über die letztere wäre, und solches ohne gänzliche Aufhebung der Vorzüge des ehelichen Zustandes geschehen könnte.

ung ihrer Strafe, und durch absoluten Zwang, die Geschwächte zu heurathen, oder, im Fall eintretender höchst wichtiger Hindernisse, sie auf eine ansehnlichere Art, als gewöhnlich geschieht, zu dotiren; ingleichen, durch die Auflage anderer Abgaben, die zum Vortheil geschwächter Weibspersonen und natürlicher Kinder verwendet werden müßten (*).

II. Nähere Mittel dem Kinder-Morde vorzubeugen, bey solchen, die bereits schwanger sind. 1. Durch Verminderung und Aufhebung der äußerlichen Schande, die mit der Schwängerung verbunden ist. Zu dem Ende müßten a) die feyerliche Erscheinung vor der Obrigkeit, b) die Geld-Strafen, worüber Reiche lachen und Arme in Verzweiflung gerathen können, c) andere äußerliche Strafen und Schand-Zeichen der Stroh-Kränze, Kirchen-Buße, u. d. gl. abgeschaffet werden (**). Uebrigens ist dieser Vorschlag allerdings einer von denen, die am meisten Beherzigung verdienen, und worin auch die Meisten überein stimmen. d) Es müßten daher Polizen-Diener unter dem nachdrücklichsten Befehle der Verschwiegenheit angeordnet werden, denen die Schwängerung durch Hebammen und Aerzte angezeigt

Ecc 2

wer:

(*) Ausser dem, was hier schon längst Rechtens ist, haben diese Vorschläge die wichtigen Bedenklichkeiten, daß sie immer den Schwängerer als den Verführer voraus setzen; daß die Schwängerer noch mehr zum Lügner dadurch angereizet werden; daß solche einen neuen Bewegungs-Grund erhalten, die Geschwächte auf allerley Art zur Verheimlichung der Schwangerschaft zu induciren; daß unter äußerlichen Schand-Strafen des Schwängerers die Geschwängerte in gleichem Verhältnisse leide, u. d. gl.

(**) Nur scheint hier mancher Schriftsteller, der nicht genug Erfahrung hat, und doch gern gegen Mißbräuche declamirt, mit Luft-Gespinnsten zu kämpfen; denn die angeführten meisten Schand-Strafen sind doch, wenn man den Ehebruch annimmt, fast überall entweder ausdrücklich abgeschaffet, oder abgekommen; wenigstens sind sie gewiß nicht mehr so häufig, daß dadurch der Kinder-Mord befördert würde.

werden dürfte, und die sodann das Weitere zu veranstalten hätten (*). c) Daß einige Schriftsteller außer dieser, unter obrigkeitlicher Leitung allerdings erspriesslichen möglichsten Verbergung solcher Fehltritte und Abwendung aller gefährlichen Folgen der Schande, auch noch die Aufhebung aller moralischen Schande des unehelichen Benschlafes hinzu gefüget haben, ist schon oben als eine unbrauchbare Idee bemerkt worden.

2. Durch zureichende Unterstützung armer Geschwächten, sowohl in Rücksicht auf sie, als auch ihre uneheliche Kinder. Hier sind die Schriftsteller so erfinderisch an Vorschlägen, daß vielleicht, wenn man nur wollte, schon der zehnte Theil zum Zweck hinlänglich seyn würde. Doch müssen die gegen diese Triebfeder des Verbrechens gerichteten Vorkehrungen, wegen Verschiedenheit der Stände, etwas mannichfaltig seyn. a) Öffentliche Accouchir-Häuser zur Niederkunft für arme uneheliche Schwangere. Diese Anstalt ist aber nur gegen eigentliche Huren zu erreichen. b) Unterstützung armer Geschwächten, die von Armen-Ärzten, Stadt- und Land-Chirurgis, und Hebammen, dem Polizen-Beamten angezeigt, und aus der in dieser Absicht anzulegenden Armen-Casse mit Essen, Trinken, Dach und Fach, für sich und ihre Säuglinge, zu versorgen wären. Einige sind auf desperate Finanz-Mittel, Gewinn- und Verlust-Cassen, Lotterien zc. verfallen. Es läßt sich aber, wenn es nur dem Landes-Herrn Ernst ist, alles garfüglich durch ordentliche Mittel erreichen. c) Aussteuer-Casse für arme Geschwächte. d) Erziehungs-Institut für uneheliche Kinder, die schon zu einigen Jahren gekommen sind, und

(*) Dieser Vorschlag hat allerdings viel Brauchbares; wie es aber mit der Taufe solcher Kinder, ihrer Einschreibung in die Kirchen-Bücher, mit ihrem Begräbniß, u. d. gl. zu halten sey, um überall den Endzweck der Verschwiegenheit nicht zu verfehlen, dies verdiente noch genauere Erörterungen.

und von ihrer Mutter ohne Nachtheil entfernt werden können (*).

3. Mittel, für Reiche und Arme, neben der Erhaltung des Kindes, die Geburt zweckmäßig geheim zu halten. a) Freywillige Entbindungs-Häuser, wohin Geschwächte sich begeben können. b) Findel-Häuser (**).

4. Mittel, die Geschwächte zur zeitigen Anzeige ihrer Schwangerschaft zu bewegen, und dadurch der gefährlichen Verwirrung zur Zeit der Niederkunft vorzubeugen. a) Prämien für solche, die freywillig ihre Schwangerschaft dem Polizen-Amte oder einer vertrauten Person anzeigen. b) Nachdrückliche Anweisung der Aeltern und Herrschaften, auf ihre Kinder und Domestiken deswegen ein wachsames Auge zu halten, und sie bey eintretendem Verdachte bey der Behörde anzuzeigen. c) Wachsame Aufsicht und sorgfältige Visitation der Polizen-, und anderer dazu bestimmter obrigkeitlicher Personen. d) Verordnung, wodurch dem Schwängerer unter der schwersten Strafe auferlegt werde, die ihm entweder angezeigte, oder nur vermuthete Schwangerschaft dem Pfarrer oder Polizen-Amte anzuzeigen. Einige gehen so weit, daß sie einen gerichtlich überwiesenen Schwängerer, wenn die Schwan-

Ecc 3

ger:

(*) Ein höchst wesentliches Erforderniß, wenn obige Polizen-Anstalt zur Abwendung der äußerlichen Schande von Geschwächten ganz erreicht werden soll. Denn wenn die Polizen die Geheimhaltung der Entbindung und ersten Erziehung des Säuglings unter ihrer Aufsicht gestattet hat, so muß sie auch für die Unterbringung des etwas Erwachsenen, der nicht mehr anders verborgen werden kann, sorgen, und noch vielmehr für Arme, die von ihrer Mutter nicht ernährt werden können. Daß übrigens bey allen diesen mit Kosten verbundenen Einrichtungen die Schwängerer in den Vorschlägen etwas stark, aber oft auch auf zweckwiedrige Art mitgenommen seyn, kann man sich leicht vorstellen.

(**) Man ist doch jetzt über die gefährlichen und schädlichen Folgen der Findel-Häuser einig; und alle Verbesserungsvorschläge sind nicht im Stande, dem schädlichen Mißbrauche zu steuern.

gerschaft verborgen bleibe, und das Kind ungebracht werde, als einen Mit-Hefler angesehen, und mit einer lebenswierigen Zucht-Haus-Strafe belegt wissen wollen (*).

5. Sonst gehören noch von allerley vermischten Vorschlägen hierher: a) Nachdrückliche Untersagung und Bestrafung aller unbarmherzigen Behandlung geschwächter Personen und unnützer Vorwürfe. b) Abwendung aller Schande und politischer Bedrückungen der unehelichen Kinder. c) Verwandlung der auf dieses Verbrechen gesetzten Todes-Strafe in eine lebenswierige Zucht-Haus-Strafe, verbunden mit einer oft wiederholten öffentlichen Ausstellung zur Vermehrung des Einzdruckes.

6. Endlich allgemeine moralische Mittel durch Verbesserung des Herzens und Aufklärung roher Begriffe, vermittelt eines kraftvollen Unterrichtes von der Grausamkeit des Verbrechens. Dieses könnte auch zum öftern von der Kanzel geschehen, wenn die verschiedenen Verordnungen gegen den Kinder-Mord nicht bloß flüchtig verlesen, sondern zugleich mit einer nachdrücklichen Rede begleitet wird.

Siehe auch Th. XXVI, S. 817, fgg.

Politischer Vorschlag dem Kindermorde, ohne alle Strafen, und ohne daß der Fürst mit Erbannung eines Findelhauses beschweret werde, sicher vorzubeugen, von Jac. Völsch Versamen, 1779, ar. 8. 2 B. Des Verf. Vorschlag ist dieser: Man bestimme in jedem Orte einen sichern Platz, wohin man zu gewissen Stunden die Kinder bringen, und vermittelt einer angebrachten Schelle oder Klingel sogleich des Ortes Vorgesetzten davon benachrichtigen kann. Diesen verpflichtet man, sogleich dahin zu kommen, das Kind abzuholen, und ehrbaren Leuten gegen ein billiges Kostgeld in Verpflegung zu geben; und verordne, daß die Personen, welche

(*) Eine abermalige unbrauchbare Schwärmerei, die gegen Alles Recht und Billigkeit läuft!

welche ihre Kinder auf diese Art aussetzen, weder über ihren Namen, noch über ihren Schwängerer im geringsten befraget werden, und daß daraus, daß man eine Person mit einem Kinde an den bestimmten Ort hat gehen sehen, keine Anzeige einer Untersuchung gegen dieselbe hergenommen werde.

Eine Antwort auf die Preisfrage: Welches sind die besten ausführbare Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun, durch Ludw. von Zeh. Hamb. 1780, S. 5 B.

Freymüthige Gedanken über die Preisfrage: Welches sind die besten Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun? Ödt. 1781, 8. 2 u. c. h. B. Der Verf. stützt sich in seiner ganzen Abh. bloß auf den biblischen Ausspruch: Die Sürer aber und Ehebrecher wird Gott richten, und will daraus beweisen, daß eine geschwächte Person mit der möglichsten Schonung und Nachsicht behandelt werden müsse, und empfiehlt also allen Predigern, Lehrern und Schulmeistern, ihren Untergebenen den Sinn dieser Worte: daß nämlich Gott selbst sich die Strafe dieser Verbrecher vorbehalten habe, mithin andre nicht berechtigt seyn, sie wegen dieser Vergehungen zu beschämen; von Jugend auf recht einzuschärfen. Alles hier gesagte ist schön, ausführlich, und stimmt vollkommen mit einer christlichen Toleranz; nur möchte dies noch bey weitem nicht hinreichend seyn, dem Verbrechen des Kinder-Mordes zu steuern, wenigstens gehört dazu eine ganz neue erleuchtete Generation.

Versuch einer Beantwortung der Preisfrage: Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermord Einhalt zu thun? Nürnberg. 1781, 8. 4 B. In dieser Schrift werden folgende Mittel empfohlen: gute Erziehung und sorgfältige Einschärfung der Tugend; anhaltender Unterricht und fleißige Warnung gegen dieses Verbrechen; Abschaffung der Todes-Strafen, und Verwandlung derselben in dauerndere und warnendere; Aufhebung der so genannten Fornications-Strafen, Ehrlichkeits-Erklärungen, u. s. f. denn die unehelich Gebornen sollen, wie auch billig und recht ist, bey allen Innungen und Zünften alle die Vorrechte der ehelich Gebornen genießen. Ferner: Hülfsmittel für gefallene Frauenzimmer, ihre Schwangerschaft nicht zu verheimlichen; Beförderung der Ehen, Accouchir-Anstalten, Findel- und Waisen-Häuser. Endlich noch einige

einige Einwürfe gegen das Rosen-Fest, und die von v. Heß vorgeschlagene Ausstattung der Geschwächten. Abhandlung, welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermord Einhalt zu thun? Gött. 1781, 8.

Das beste ausführbare Mittel wider den Kindermord. Dreib. 1781, 8. 2 B. Es sollen sich keine andere, als verzehelichte Personen, mit einander begatten.

Eines Kön. preuss. Beamten in Westphalen, Gedanken über den Kindermord, ft. in Schlözers Briefwechsel. 9 Th. 49 Hest, S. 52 — 55.

Ides, quam ratione ad antevertenda infanticidia mulieribus absque matrimonio gravidis in regno Hungariae de loco, in quo prolem clam enitantur, deque modo, quo sibi post partum absque ignominia vitae media mereantur, & proles illegitimae sine tummi aerarii aut contribuentium onere educatur, prospici possit. Vienn. 1781, 8.

S. J. Linze, Versuch einer Beantwortung der Preisfrage: Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun?

Malo unum servare civem, quam mille hostes occidere.

Antonin. Pius.

ft. im 93. — 100 St. der gel. Beytr. zu den Braunsch. Anz. v. J. 1781.

Vorbeugungsmittel wider den Kindermord. Für Seelsorger, Eltern, Polizeiverwalter, Wundärzte und Geburtshelfer. Entworfen von Franz May. Principis obita. Mannh. 1781, 8. 10 B. Diese Schrift, obgleich etwas zu declamatorisch, hin und wieder zu sehr mit überflüssigen Tiraden angefüllt, zeugt dennoch von dem edeln Enthusiasmus, mit welchem der Verf. an dem Schicksale seiner Mitgeschöpfe Theil nimmt. Er hat gewiß sein Thema reiflicher und von mehreren Seiten durchgedacht, als viele seiner Vorgänger; nur schade, daß der Antheil an die gute Sache ihn oft allzu weit geleitet hat. Indessen verdienen alle seine Vorschläge empfohlen und reiflich geprüft zu werden; sie sind freylich nicht alle an allen Orten ausführbar, allein sie verlieren deswegen doch nichts. Er verändert die vorgelegte Preisfrage so: „Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermorde abzuwehren, ohne die Unzucht zu begünstigen?“ und theilt nun die ganze Abh. in 3 Abschnitte. In der ausführlichen Einleitung zeigt er, daß eine sorglose Staats-Wirth-

schaft

schaft sehr oft die furchtbarste Kinder-Mörderin sey, und zwar: durch vernachlässigte Erziehung älternloser Kinder, ungestraftes Verbrechen des Schwängerers, Mangel an Geburts- und Erziehungs-Häusern u. Ferner: der Haupt-Antrieb zum Morde sey, ein gewisser Grad der Raserey, worin ein verführtes Mädchen, das von ihrem Verführer und von ihren Anverwandten verlassen, Schande, Armuth und Strafe zu erwarten hat, nothwendig verfallen muß. Der Verf. verlangt also von der Polizey die Veranstaltung, daß 1) jeder Schwängerer bey Zuchthaus-Strafe verbunden seyn soll, die Schwangerschaft der Geschwächten anzuzeigen, doch kann er dies so verborgen thun wie möglich, damit sein Name verschwiegen bleibe. 2) Der verschwiegen gebliebene und nachmahls entdeckte und überführte Schwängerer soll im Fall des Mordes als Mit-Verhehler angesehen, und zu ewiger Zuchthaus-Strafe verdammet werden. 3) Soll die Polizey jeder Herrschaft ein genaues Verzeichniß der Vermuthungs-zeichen einer bevorstehenden Schwangerschaft einreichen lassen, damit es der geschwängerten Person unmöglich gemacht werde, ihren Zustand zu verheimlichen. 4) Jeder, der eine verheimlichte Schwangerschaft bey der Polizey entdeckt, empfängt, bey Verschweigung seines Namens, eine Belohnung (*). 5) Sollen im Lande Arbeits-, Geburts- und Erziehungs-Häuser angelegt werden, wohin jede Schwangere ihre Zuflucht nehmen kann. Um indessen zu verhüten, daß diese Dörfer nicht Lock-Häuser der Unzucht werden, so verlangt der Verf., daß der Name der Geschwächten, nach vollendetem Wochenbette, öffentlich mit einem Schand-Zeichen ausgestellt werde. Vaterlose Kinder werden im Erziehungs-Hause aufgenommen.

Ecc 5

Nun

(*) Dieses ist ein schlimmer Punct, wodurch Unglück und Spaltungen in Familien gebracht werden können. Man weiß, wie ein zartes Ding die jungfräuliche Ehre ist; wie leicht kann aber durch diese Veranstaltung die Ehre des unschuldigen Mädchens in übeln Ruf kommen: und da wird der öffentliche Verdruß von den Kanzeln die Sache oft ärger, als besser, machen.

Nun folgen im ersten Abschnitte die Hindernisse einer tugendhaften Erziehung, welche die Verführung junger Mädchen begünstigen. 1. Zu wollüstige hitzige Speisen in der Jugend. 2. Müßiggang. 3. Lieberliches Haus-Gesinde. 4. Liebes-Bücher, Romane, äraerliche Kupferstiche. 5. Schauspiele (*). 6. Böses Vespel der Aeltern selbst, die noch immer der Wollust und Eroberungen nachsagen. 7. Gezwungene Heurathen. 8. Kleider-Pracht. 9. Arthemuth oder frühzeitiger Tod der Aeltern. 10. Zunehmende Kälte in der Religions-Uebung.

Der zweite Abschnitt enthält nun die eigentlichen Vorbeugungs-Mittel gegen den Kinder-Mord. Das Haupt-Resultat dieser Vorschläge besteht darin: Die Polizen muß alle Kräfte aufbieten, verheimlichte Schwangerschaften zu entdecken, heimliche Geburten abzuwenden, und die Schicksale des ehelosen Mutter-Standes durch Erziehungs- und Arbeits-Häuser zu mildern.

Der dritte Abschnitt enthält endlich Anleitungen für Seelsorger, Aeltern u. zu Abwendung des Kinder-Mordes. Jede Haus-Frau, deren Tochter oder Dienst-Magd ihre Schwangerschaft verhehlt, soll um 50 Rthlr. gestraft werden; nach Verhältniß des Vermögens auch noch wohl um mehr.

Endlich folgt noch ein Verzeichniß der deutlichsten Muthmaßungs-Zeichen einer Schwangerschaft bey lebigen Mädchen; und zum Beschluß beantwortet der V. verschiedene Einwürfe, die seinen Vorschlägen gemacht werden könnten.

Mittel wider den Kinder-Mord. Eine Beantwortung der Mannheimer Preisaufgabe, von Carl Müller. Halle, 1781, 8. 9 B.

Beantwortung der Preisfrage: Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun? 1781, 8. 2 u. e. viert. Bog. Der Verf. dieser Schrift, (Geinr. Dietr. Pagsch, Correct. in Uelzen,) will die Haupt-

(*) Hierher gehören wohl vornehmlich gottmäßige Marionetten-Spiele, die vorzüglich in Dörfern unter dem gemeinen Manne d n Ton der Unzucht und Liederlichkeit unterhalten. Schande, daß dergleichen müßige Landstreicher in gesitteten Ländern geduldet werden!

Haupt-Triebsfedern dieses Verbrechens ersticken, wenn die Gefallenen gegen Mangel und Furcht vor Schande sicher gestellt werden. Zu dem Ende schlägt er folgende drey Mittel vor. 1. Man begegne dem Mangel durch Unterstützung. Der Fond dazu soll eine Art von Lotterie, oder, wie der V. sie nennt eine Gewinn- und Verlust-Casse seyn, in welcher aber nur zwey Theile des Eingelegten eingebüßt werden. Gewinne über 100, sollen nicht eher als nach Verlauf von 10 Jahren ausgezahlt werden, und der Gewinner während dieser Zeit 3 pro Cent genießen. Ausländer sollen 25 pro Cent verlieren, u. s. f. (*). 2. Man entferne die Furcht vor der Schande (**). 3. Man setze die Gefallene gegen alle Bedrückungen in Sicherheit; die beschimpfenden Strafen sollen, wie billig, abgeschafft werden, welches in erleuchteten Staaten schon ohne den Rath des Verf. geschehen ist. Endlich noch etwas sehr wenig von verheuratheten Frauenzimmern.

C. C. Spörk's Beantwortung der Mannheimischen Preisfrage: Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun? Mühlhausen, 1781, 8. 3 B. Versuch über die Mittel wider den Kindermord. Auf Veranlassung der Mannheimer Preisfrage. Von einem Kriminalrichter. Berl. und Strals. 1782, 8. 5 u. e. h. B.

Fragmente über die Frage: Welches sind die besten u. Grf. und L. 1782, 8. 4 B.

Ueber den Kindermord. Eingeworfene Gedanken eines viermal Nichtsakultisten, st. in No. 20 und 21 der Frankf. gel. Anz. v. J. 1782; auch besonders gedruckt, Grf. M. 1782, 8. 2 B.

Zwo Beantwortungen der mannheimischen Preisfrage: Welches sind u. st. im jurist. Almanach, a. d. J. 1782. Siesken, 8. Der Verf. der einen empfiehlt, so viel möglich, frühzeitige Verheirathungen; bey den Dürftigen, der Erziehung

(*) Man sieht es, der Plan ist zu weitaussehend, und ich würde ihn nur anrathen; denn jedes Glücks-Spiel hat Einfluß auf die Sittlichkeit der Nation, es unterdrückt bey manchen den Trieb zu einer edeln Industrie, zu geschweigen, daß sich zu einem Lotto dieser Art, wo der durch blinden Zufall glücklich gewordene sein Glück doch nicht, wie er will, genießen kann, wenig Liebhaber finden würden.

(**) Sehr gut! Aber wird nicht hierdurch schamlosen Ausschweifungen Thür und Thor geöffnet?

ziehung ihrer Kinder wegen, ein Erziehungs-Haus zu Statten kommen zu lassen (*). Die zweite Beantwortung schlägt die durch Einführung der auch Studenten, Bedienten und Handwerks-Burschen zu vergönnten Ehe zur linken Hand, zu befördernde Verehelichungen vor (**).

Welches sind die besten, ausführbaren Mittel dem Kindermorde zu steuern? Eine Preisfrage, allen Menschenfreunden und Gesetzgebern gewidmet, ist in Hrn. Hofr. Gruner Almanach für Aerzte und Nichtärzte a. d. J. 1782. Jena, 1782, 3. S. 200 — 231.

Fragment der Naturmoral, oder Betrachtungen über die natürlichen Mittel der Glückseligkeit. Bey Gelegenheit der Mannheimer Preisaufgabe, über die Mittel dem Kindermorde Einhalt zu thun. Von Karl Franz von Irwing. Berl. 1782, 8. 20 B. Der würdige Hr. Verf. macht und erläutert die vortreffliche Anmerkung, daß an den Geschlechts-Trieb nicht anders als mit Ehrfurcht gedacht, und mit Würde von demselben gerechnet werden müsse, und er erinnert an die göttliche Weisheit, welche denselben feurig, stark und angenehm gemacht hat, aber auch an die Nothwendigkeit, ihn einzuschränken, und zwar durch die gesetzmäßige Ehe. Diese zu befördern, ist zwar eine Absicht der Staatskunst, allein Eitelkeit und Ehrgeiz haben ihr Hindernisse, wenigstens bey gewissen Ständen, zugezogen, welche die Aufmunterungen zum Ehestande fruchtlos machen. Diese sind zwar an dem Kindermorde mit Schuld, aber nicht allein, sondern die Schuld liegt vornehmlich in der unrechten Art und Weise, wie die sanften und süßen Triebe des weiblichen Geschlechtes behandelt worden sind. Hier spricht der Hr. V. mit Beredsamkeit und Nachdruck von der hohen Bestimmung des weiblichen Geschlechtes. Er bemerkt ferner, daß die schönen Mutter-Triebe erst nach überstandener Geburt erwachen, und daß also die Ermordung eines gebornen Kindes von der Mutter, etwas unnatürliches sey, welches aus einem Tumulte verschiedener Empfindungen, welcher

(*) Können aber viele bis ins 30ste Jahr sich selbst kaum ernähren, davon ihr Weib?

(**) Dieses ist ganz ausführbar nicht möglich; und zum Theil? Alsdann verfehlt es seinen Zweck.

den Verstand verwirret, herrühre. Grundsätze für den bloßen Verstand, welche in den Kinder-Jahren erlernt werden, können von diesem unnatürlichen Verbrechen nicht zurück halten, sondern bloß die Abhaltung von aller Versuchung zur ehelosen Begattung kann es hindern. Weil aber diese, wenigstens in Ansehung des großen Hausens, nicht verschafft werden kann, so scheint es, daß keine menschliche Klugheit ein vollkommen hinlängliches und zugleich ausführbares Mittel wieder den Kinder-Mord leicht erfinden werde.

Vorschläge einiger Mittel zur Verhütung des Kindermordes, als Beantwortung der deshalb von einem Menschenfreunde vorgelegten Preisfrage. Lpz. 1783, 8. 4 u. c. h. B.

Ueber Empfinden und Kräftegenies, Modevorurtheile u. d. d. 3tes Heft. Dess. und Lpz. 1783, gr. 8. Die 3te Abh. ist über den Kinder-Mord. Der Verf. verwirft viele Vorschläge, die man hin und wieder gethan hat, diesem Uebel zu steuern, und sieht nur Ein Mittel übrig, nämlich den Vater (oder die Väter) des ermordeten Kindes hart zu strafen.

Noch eine Meynung über die Frage: Welches sind die beste ausführbare Mittel, dem Kindermord Einhalt zu thun? Lübing. 1783, 8. 3 B. Dieser Verf. stellt ein ganz neues Mittel, dem Kindermorde vorzubeugen, auf, welches er nicht nur für hinreichend, sondern auch ausführbar, hält. Ich will den Vorschlag des V. mit seinen eigenen Worten anführen.

„Mein Vorschlag gründet sich darauf, daß eine Frauensperson, deren Schwangerschaft einmahl entdeckt ist, ihr Kind nicht ermordet, weil alle Hoffnung der Verheimlichung des Mordes nothwendig hinweg fällt, und überall kein vermeintlicher Vortheil mehr hierdurch zu erhalten stände. Folglich kann dem Kindermorde auf keine wirksamere Art vorgebogen werden, als durch zeitige Entdeckung der Schwangerschaft. Wie man dieses angreifen müsse, daß die Ehre der Unschuldigen geschonet, und der Zustand der Schuldigen entdeckt werde, das ist der Knoten. Wenn alle unverheurathete Frauenspersonen ohne Unterschied in ein Licht gestellet würden, das Schwangerschaft entdeckte, und Nicht-Schwangern nichts präjudicirte, so würde das Mittel gefunden seyn. Eigentliche Disposition

tion durch Hebammen oder Aerzte würde die Schamhaftigkeit beleidigen, und das sey fern! Hingegen will man wissen, daß Frauenspersonen unter und gegen einander so viel Façon nicht machen, und oft weit minder zurückhaltend seyn, als Mannspersonen.

„Ich vermeine also, die Auflösung gefunden zu haben, wenn ich eine Anstalt zu öffentlichen Bädern als das gesuchte Mittel vorschlage. Diese könnte nach Maßgabe des Ortes, der Casse und anderer Umstände, nach dem Muster einiger deutschen Bäder, als: des Wild-Bades, oder auf russische Art, oder nach dem Modell eines türkischen, nach der Beschreibung der Lady Montague, angeleget werden; oder da, wo Flüsse und Bäche sind, könnte der Vorschlag noch weit einfacher, wenigstens den Sommer über, ausgeführt werden. In einem solchen Bade nun müßten alle unverheurathete Frauenspersonen von 14 bis 48 Jahren gehalten seyn, im Lauf eines jeden Monats ein Mal, in Gesellschaft von wenigstens sechs andern Frauenspersonen, worunter auch Verheurathete, ihrer eigenen Bequemlichkeit halber, und gleichsam als Präsidantinnen auch um kleine Unordnungen zu verhüten, baden seyn dürfen, zu baden, woben denn freilich keine Bedeckung gestattet würde, höchstens eine kleine, wenigstens einer Handbreit unter dem Nabel befestigte Schürze, damit Bauch und Brüste schlechterdings bloß blieben. Töchtern von Stande könnte gestattet werden, das monatliche Baden entweder allezeit zusammen mit ihres gleichen, oder im Angesicht der Mutter und einer Cousine, also immer in Gegenwart wenigstens zweyer Personen, privatim vorzunehmen.

„Da müßte es denn ein Wunder seyn, wenn eine Schwangerschaft, in deren Verlauf eine Dirne sich wenigstens 7 bis 8 Mal baden muß, nicht entdeckt, oder doch die deutlichsten Spuren davon bemerkt werden sollten.

„Im Fall des Längnens bey bemerkter ungewohnter und immer zunehmender Dicke des Unterleibes, und der Schwellung der Brüste, wird alsdann eine solche von einem dazu bestellten Kunstverständigen untersucht, und also die Sache berichtigt. Das weitere politische Benehmen hierbey wird der reifern Djudicatur der Obrigkeiten überlassen. Die hieraus erwachsende größere

Reinheit, Keuschheit und Gesundheit, würde die ersten, darauf zu verwendenden Kosten sattem belohnen, und dadurch vornehmlich dem entsetzlichen Laster, dem Kinder-Morde, gewiß vorgebogen seyn. Die Anstalt selbst würde freilich, wie alles neue, anfangs einigen Widerstand finden, in der Folge aber gewiß allgemein beliebt werden. Und gleichwie noch kein Vorschlag über irgend etwas in der Welt gethan worden ist, der nicht seine, wahre oder eingebildete, größere oder geringere Schwierigkeiten hätte, so zweifle ich nicht, daß man auch über den gegenwärtigen viele Einwürfe und Fragen machen könne, vielleicht werde, deren einige, denen ich entgegen sehe, zum Voraus beantworten will.

„1. Ist das öffentliche Baden nicht der Sittsamkeit entgegen? wird es nicht die Schamhaftigkeit tilgen, und der Unzucht Thür und Thor öffnen? Antw. Hieraus würde allzu viel folgen. Wenn Baden, woben noch eine Schürze erlaubt ist, und woben nur Zuschauer von gleichem Geschlechte sind, die Sittsamkeit beleidigen sollte, so müßte man allen verheuratheten Frauen mit noch mehreren Rechte alle Sittsamkeit absprechen, und darauf werden diese doch nicht gern Verzicht thun wollen! Und waren die alten Deutschen, da die ganze Nation noch badete, nicht sittsamer, als in unsern Zeiten?

„2. Könnte das Baden nicht mit Kleidung oder Bedeckung gestattet werden? Antw. Nicht wohl. Aber, ob nicht eine Veränderung der weiblichen Tracht überhaupt, eine allgemeine Kleidung für Unverheurathete, woran sie sogleich zu erkennen wären, welches denn auch seinen anderwärtigen Nutzen haben könnte, und deren Schnitt so beschaffen wäre, daß kein schwangerer Bauch darunter verborgen seyn könnte, das ist eine andere Frage.

„3. Die Kosten zu solchen Anstalten würden groß seyn. Antw. a) Nach Local-Umständen. b) Zwen bis drey benachbarte Dörfer könnten Ein gemeinschaftliches Bade-Haus haben, so gut, als Eine Mutter-Kirche. c) Die Criminal-Processe über den Kinder-Mord kosten den Fiscus auch viel, und diese würden hinweg fallen. d) Ein geringer Bade-Schilling würde

würde, wegen Menge der Personen, wenigstens die laufenden Kosten meist vergüten, daß also der Staats-Casse im Verfolg wenig oder nichts mehr darauf zu verwenden übrig bliebe. e) Wenn auch! Eine in vielen Rücksichten so herrliche Anstalt, von welcher zu andrer Zeit, da das Frauenzimmer nicht badet, auch Mannspersonen Theil nehmen könnten, dürfte wohl was kosten!

4. Es sind viele Gegenden, wo kein Wasser ist, wie soll man da baden? Antw. Wenn nicht einmahl aus Brunnen genugames Wasser zu der Anstalt erhalten werden könnte, welches doch sehr selten seyn dürfte: so müßte man sich da mit dem Luft-Bade begnügen, und also die Gesellschaft eine viertel oder halbe Stunde lang in einem Zimmer mit einander herum spazieren, woben die freye Luft auch nicht ohne Nutzen für die Gesundheit auf den bloßen Leib wirken würde.

5. Viele Dirnen von bösem Gewissen würden allerley Vorwand zu erdichten wissen, um von dem Baden los gesprochen zu werden, als: Krankheiten, u. d. gl. Antw. Dieses könnte wohl ein oder zwey Mahl geschehen; und wenn die wahre oder erdichtete Krankheit länger dauerte, so müßte der Stadt- oder Land-Arzt dazu sehen, was es denn für eine Krankheit sey, und ob nicht etwa Schwangerschaft darunter verborgen seyn könne.

Freymüthige Gedanken, Wünsche und Vorschläge eines vaterländischen Bürgers über den Kindermord, und die Mittel denselben zu verhindern. Deutschlands Söhnen und Töchtern gewidmet. (von Referend. Knüppeln.) Germanien, (Berlin) 1783, 8. 5 B.

Ueber Gesetzgebung und Kindermord, Wahrheiten und Träume, Nachforschungen und Bilder, vom Verfasser Lenzhardts und Gertruds. (von Pestaluzzi.) Geschrieben 1780. Herausgegeben 1783, 8.

Mittel zur Verhütung des Kindermords, bey Gelegenheit der mannheimischen Ausgabe, und zur allgemeinen Beförderung der Tugend, mit andern, die Sittlichkeit und Strafen betreffenden Betrachtungen, aufgesetzt von D. Gottl. Schlegel. Dessau 1783, 8. 4 B.

Drey Preisschriften 2c. siehe oben, S. 767, f.

Einige Vorschläge zur Verhütung des Kindermords, Eltern und Erziehern der Jugend gewidmet, von dem Herausgeber des Frankfurter mediz. Wochenblatts, Jst. M. 1784. 8. Ueber Zurecy und Kindermord von Ge. Dierr. Carl Liss. Mannh. 1784, 8. Als ein Specificum gegen den Kin-

der-

der-Mord bringt der Verf. Geburts-Häuser, Verheimlichung der Geburt unter der Aufsicht des Staates, und eine nicht übel ausgedachte Strafe des Kindermordes, in Vorschlag; diese besteht in einer jährlich wiederholten schimpflichen und Abscheu erregenden Züchtigung (*).

Joh. Fr. Meyers Abh. über die Preisfrage: Welches sind die besten 2c. st. im 2ten Anhang zu Dessen Beiträgen und Abhandlungen zur Aufnahme der Haus- und Landwirthsch. Jst. M. 1784, 8. S. 67—122.

Joh. Aug. Schlettweins Abhandlung über die Preisfrage 2c. st. in Dessen Archiv für den Menschen und Bürger 2c. 8 B. Lpz. 1784, gr. 8. S. 115—125.

Eines Landpredigers in Sachsen Meinung über den (in Sachsen nicht seltenen) Kindermord, st. in E. Hammerdörfers Beitr. zur innern Kenntn. und Gesch. von Sachsen, 1 B. 1 St. Lpz. 1785, gr. 8. S. 19—38.

Unvorgreifliche Betrachtungen über die drey zu Mannheim gekrönten Preisschriften, von der besten ausführbaren Verhütung des Kindermords. Dresd. und L. 1785, 8. 4 B. Mit Recht sieht es der Verf. in der Einleitung, als einen Beweis an, wie weit man noch von dem Ziele entfernt sey, daß die Vorschläge in mehr als 100 eingeschickten und sonst bekannt gemachten Schriften so sehr von einander abweichen, und daß selbst drey so ganz verschiedenen über den Preis nicht einig geworden sind. Er stellt hiernächst im ersten Abschnitte von den Regeln bey Verhütung der Verbrechen den richtigen Grundsatz auf, daß die Mittel desto besser sind, je mehr sie den Grund heben, je sicherer und geschwinder sie wirken, und vornehmlich, je weniger sie der bürgerl. Freyheit oder gar der Sittlichkeit des Volkes in anderer Absicht nachtheilig werden. Im zweyten Abschn. von den Ursachen des Kinder-Mordes, will er sie nicht mit Hrn. Pfeil in der Verweichlichung, Sinnlichkeit und dem Ehrgeize; auch nicht, oder doch nur selten und zufällig, mit Hrn. R. R. Klippstein und Prof. Kreuzfeld, in Scham, Furcht, Rache, Noth und Bequemlichkeit, suchen,

(*) Ich würde aber doch rathe, diese Strafe nur eine gewisse Anzahl Jahre zu wiederholen, weil sonst, besonders in großen Städten, dergleichen Ausritte zu oft vorkommen, und mit der Zeit ihre Wirkung verlieren würden.

Det. End. XXXVII Th.

Ddd

suchen, sondern hauptsächlich in der bey Kultur und Luxus zunehmenden Ehelosigkeit und Schande des unehelichen Verschlafes. Daraus folgert er denn im dritten Abschn. von den Verhütungs-Mitteln, daß weder die in der ersten Schrift empfohlene Verbesserung des Unterrichtes und der Erziehung zu Bildung eines bessern National-Characters, wie bey den alten Persern und Spartanern, mit Abstellung des Verderbens durch Bedrückungen, Beispiele der Großen und Nachbarn, noch die in der zweyten erhobene Keimigkeit der Sitten und Absonderung beyder Geschlechter von einander und von sinnlichen Zerstreuungen, wie bey den Herrenhuthern und andern Secten, in den jetzigen großen und gebildeten Staaten ein ausführbares Mittel sey. Eben deswegen verwirft er von den vorgeschlagenen Palliativ-Mitteln die Unterscheidung der unschuldig verführten von lasterhaften Weibspersonen in Absicht der öffentlichen Schande, weil die genauern Umstände jedes Falles nicht bekannt, zum wenigsten aber von dem gemeinen Volke unterschieden werden können, und die Entziehung der zu Falle gekommenen aus der Gewalt ihrer Aeltern, welche die ihnen viel schwerer eingehende gerichtliche Anzeige voraus setze. Von der im Preussischen auf die Verheimlichung der Schwangerschaft gesetzten harten Strafe kann er sich nach der Erfahrung auch nicht viel gute Wirkung versprechen. Ueber die Findelhäuser aber und die Abschreckung vom ehelosen Stande durch Veraubung bürgerlicher Rechte, erklärt er sich nur im Vorbeygehen, und ohne gehörige Bestimmung und Vollständigkeit. Dagegen empfiehlt er als das Haupt Mittel, den Verführer zur Heurath, und wenn das Mädchen mit mehreren zugehalten hat, wenigstens zur Ausstattung, anzuhalten. Doch verweist er unter der gezwungenen Ehe nur die im Entwurf des neuen preussischen Gesetzbuches enthaltene Erklärung der Geschwächten für eine Frau zur linken Hand, von welcher er sich durch Ueberlassung des vierten, oder, wo kein Ehe-Versprechen geschehen ist, des achten Theiles von seinem Vermögen, scheiden könne. Auch will er damit die Erleichterung des Beweises der Schwangerschaft durch Zulassung des Erfüllungseides

bey

bey gründlichen Vermuthungen, und die Erlaubniß der Ehe zur linken Hand zu Minderung der Ehelosigkeit verbunden wissen.

So sehr nun zu wünschen ist, daß dergleichen Verordnungen, wenn sie zur Ausübung kommen, das Uebel beträchtlich vermindern mögen, so finden sich doch dagegen, wenn man auf die Erfahrung Licht hat, noch wichtige Bedenken und Zweifel. Denn in Absicht der Versorgung bleiben gar zu viele Fälle übrig, da von dem Schwängerer nichts zu erhalten ist. Hingegen würden arme Mädchen geringen Standes durch Schwangerschaft von einem Reichen über Verhältniß ihr Glück machen, und dieses für andere ein Reiz zur Unzucht werden können. Aber auch selbst die Ehre hängt, nach der sittlichen Natur des Menschen, nicht von willkürlichen Gesetzen ab, sondern vom innern Wesen der Dinge und der darauf gegründeten Meinung der Menschen. So wenig also das preussische Edict von 1765, den zu Falle gekommenen Mädchen die jungfräuliche Ehre hat erhalten können, so wenig möchten auch die durch Urtheil und Recht erklärten und aufgezwungenen, oder zur linken Hand getrauten Ehefrauen jemahls den freywillig genommenen und standesgleichen in der äußern Ehe gleich werden. Vielmehr ist zu befürchten, daß sie, trotz aller Verordnungen, meistens nur eben so wie Geschwächte oder Verschläferinnen angesehen werden, und also möchte auch dadurch nicht viel von den Veranlassungs-Gründen des Kinder-Mordes aus dem Wege geräumt werden, sondern es wird mit dem übrigen Sitten-Verderben in gleichem Verhältnisse bleiben, oder doch nur allmählich und einzeln vermindert werden können.

Nachtrag zu den Abhandlungen über die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun.

Qui vult unum, velle etiam debet alterum.

Lübing. 1785, s. 3 u. e. b. V. Der Haupt-Gedanke dieser Schrift ist dieser: „Entweder muß alle Schande und Strafe der Hurerey aufgehoben werden, davor uns der Himmel in Gnaden bewahren wolle; oder wir müssen den Gedanken, dem Kinder-Morde mehrern Einhalt thun zu können, so lange aufgeben, bis

D b d 2

der

der ehelose Stand, so viel es sich immer nur thun läßt, abgeschafft ist, und bis die Ehen unter allen Ständen, so viel nur immer möglich ist, erleichtert und aufgemuntert werden. Auf diese Art würde also die vollkommene Beantwortung der Preis-Frage von der Beantwortung dieser Frage abhängen: Welches sind die besten ausführbaren Mittel, das ehelose Leben abzuschaffen, und im Gegentheil die Ehen unter allen Ständen zu erleichtern und aufzumuntern? Daß dieses Mittel sehr schwer auszuführen sey, gibt der Verf. zu, läugnet aber, daß es für absolut unausführbar gehalten werden müsse. Ich stimme ihm darin bei; doch zweifle ich deshalb nicht, daß vor der Hand, und ehe das Haupt-Mittel angewandt werden kann, mehrere der von Andern vorgeschlagenen immer auch etwas wirken werden.

Die Wubbauer, eine recht gekrönte Preisschrift über die Frage: Wie ist der Kindermord zu verhindern, ohne die Unzucht zu befördern? von J. F. Schlosser.

Lingue Severa.

Basel, 1785, 2. u. c. b. B.

Unter den Schriften, welche über den Kinder-Mord geschrieben worden sind, verdient diese wohl einen ganz vorzüglichen Platz. Zuerst zeigt der Verf., wie nöthig es sey, auf die besondern Umstände der Länder und Völker, für welche das Gesetz gegeben werden soll, Rücksicht zu nehmen. Zwar bleibt der Mensch bey aller Verschiedenheit des Klima, der Erziehung, der Regierungs-Form und übrigen Umstände, immer noch Mensch. Sicherlich gibt es also auch eine Menge Gesetze, welche für alle Menschen passen, und Hr. S. geht vielleicht in seinem Eifer gegen die allgemeinen Gesetze zu weit. Aber wenn irgend eine Art der Gesetze genau nach den Umständen abgemessen werden muß, so sind es gewiß die peinlichen, vor allen aber die, welche den Kinder-Mord betreffen. Nicht, als ob sich nicht auch hier einige allgemeine und doch treffende Vorschriften geben ließen, sondern weil alle Gesetze, die mit den Sitten so genau zusammen hängen, von diesen entweder unterstützt oder entkräftet werden. Deswegen schildert Hr. S. erstlich das Volk und Land, für welches sein Vorschlag passen soll. Seine Wubbauer sind ein weiches, entnervtes und eitles Völk-

chen,

chen, welches seine Sitten nach einem glänzenden und schwachen Hofe bildet. Der König desselben hat sich immer nur in dem Hof-Zirkel herum gedreht, und eben deswegen fehlt es ihm an wahrer Menschen-Kennniß und Fürsten-Weisheit. Er hat Katholiken und Protestanten in seinem Lande, und er selbst ein Katholik, gerieth auf den unglücklichen Gedanken, daß sein Reich nicht glücklich werden könne, wenn es nicht einerley Religion hätte. Daher ein gefährlicher Einfluß des Katechismus auf den Stat, und ein überall beobachteter Vorzug des minder würdigen Katholiken vor dem geschicktern Protestanten. Statt Patriotismus und Weisheit galt nur gehenchelte oder wahre Anhänglichkeit an ein gewisses Glaubens-Bekenntniß. Daraus entstand, der Verfeinerung ungeachtet, eine ängstliche Religion, welche alle Aufklärung hinderte. Demnächst wird jede Religion, welche nur um der Leute willen getrieben wird; jeder freye Schritt wird alsdann verdächtig, und mancher Unfug geheiligt. Unter solchen Umständen wird alle Thätigkeit unterdrückt, die Lustigkeit des gemeinen Mannes als eine Sünde angesehen und in Müßigang verwandelt, welcher mehr, als ein feuriges Temperament und froher Muth, die Lüste begünstigt. So machte auch die Faulheit die Wubbauer wollüstig. Diesem Nebel wollte man durch Strafen abhelfen, aber vergebens. Unzucht und Kinder-Mord nahmen immer mehr überhand. Man mußte die Strafen der erstern, und schärfte sie gegen den letztern. Auch das half nichts. Es wurde also die Frage aufgeworfen: Wie dem Kinder-Morde zu steuern sey, ohne die Hurerey zu befördern? Man berathschlagte lange, bis endlich ein Mann auftrat, und ihnen in einer pathetischen Rede zeigte, daß die Schuld an ihrer Trägheit und in ihren weichen Sitten liege. Er ermahnte sie, daß sie den König bitten möchten, Arbeitsamkeit und Engezigtheit zum Hof-Ton zu machen, die Todes-Strafe auf den Kinder-Mord ganz abzuschaffen, die Kinder-Mörderinnen auf Zeitlebens in ein Penitenz-Haus zu bringen, den schwangern Mädchen in den Klöstern einen Zufluchts-Ort gegen Schande und Vorwürfe zu eröffnen, sie dort auf das liebevollste zu behandeln, Findel-

Qdd 3

Häu

Häuser zu errichten, das Hagestolzen = Recht einzuführen, und durch Gesetze zu bestimmen, daß kein Mann vor dem 25ten Jahre, kein Weib vor dem 20ten Jahre heurathen, niemand vor dem 25ten Jahre eine Subaltern- und vor dem 30sten eine ansehnliche Bedienung erhalten, und jeder Beamter, der eine Frau ernähren kann, auch eine heurathen solle. Der König wurde aufmerksam darauf, und berief deswegen einen alten, der Maitresse mißfälligen und eben deswegen verabschiedeten Minister wieder nach Hofe. Dieser sagte ihm dann rund heraus: daß alle Gesetze nichts helfen könnten, wenn er nicht seinen Hof reformirte; er müßte die Müßiggänger von seinem Hofe jagen, und sie allenfalls auf halben Sold setzen, an deren Stelle aber verdienstvolle arbeitssame Männer um sich her versammeln. Der König wollte davon nichts hören, und verließ den Minister.

Hierauf prüft Hr. S. diese Vorschläge. Was die Klöster anbelangt, so sollen würdige Alten, welche als Hausmütter ihre Rolle ausgespielt haben, zu Vorleserinnen derselben gewählt, und denen, welche ihre Stütze verloren, oder nie eine gehabt haben, ein freyer Zufluchts = Ort darin verstatet werden. Nicht Nachts = Übungen, sondern Arbeit und freundschaftlicher Umgang sollen dort die Zeit ausfüllen. Schläffer und Gelübde sollen denen, welche dort Ruhe suchen, nicht den Ausweg versperren, wenn sie das, was sie suchen, in der Folge nicht glauben sollten, gefunden zu haben. Man hat in der That an verschiedenen Orten Spitäler für alte Personen, welche mit den vorgeschlagenen einige Aehnlichkeit haben. Allein zu dem Zwecke, wozu sie Hr. S. anwenden will, taugen sie gewiß gar nicht. Betagte Frauenzimmer, besonders freylebigen Standes, pflegen gegen gefallene Mädchen gerade die wenigste Rücksicht zu haben; und nur aus diesen würden sich, wenn sie im Kloster blieben, mit der Zeit gute Gesellschafterinnen für die spätern Ankömmlinge heran ziehen lassen. Uebrigens erkennt Hr. S. selbst, wie schwer es seyn würde, Aufseherinnen zu finden, welche dergleichen Anstalt ohne mütterliche Strenge in gehöriger Ordnung zu erhalten wüßten. Noch mehreren Schwierigkeiten sind die Findel-

Gaw

Häuser unterworfen, wenn sie nicht das werden sollen, was bis jetzt alle sind. Doch hat Hr. S. allerdings Recht, wenn er erinnert, daß man nicht alle Fehler bey der Einrichtung und Verwaltung der Findel = Häuser auf Rechnung der Anstalt selbst schreiben müsse.

Was die Gesetze betrifft, welche der Verf. in Ansehung der spätern Verheurathung und Beförderung der Mannspersonen in Vorschlag bringt: so ist wohl nicht zu läugnen, daß ein großer Theil des Sittens = Verderbnisses mit daher rühre, daß unbärtige Jünglinge den Ton in Gesellschaften angeben. Diesem Uebel kann freylich zum Theil abgeholfen werden, wenn die Mannspersonen durch Heuraths = Bewerbungen auf das weibliche Geschlecht, und durch Verdienungen auf das unfruchtliche mit spät erst Einfluß erhielten. Allein, da frühe Heurathen an sich den guten Sitten günstig sind, so würde dieser Vorschlag wohl nicht überall anzurathen seyn, und am wenigsten da, wo die Ehelosigkeit ohnedies schon zur Mode geworden ist. Dagegen würde eine späte Beförderung, wenn sie ohne Ausnahme und gesetzmäßig wäre, nicht nur den Sitten, sondern auch den Geschäften selbst, sehr zuträglich seyn. Aber wie man die Jünglinge, wenn sie ein Amt erhalten haben, so schlechtthin zur Heurath zwingen könne, sehe ich nicht ein. Wer heurathen will, muß doch auch eine Frau haben. Wird lange vorher daran gedacht, so werden auch die Jünglinge für das andere Geschlecht zu einer Zeit schon wichtig, da sie es, nach dem Vorschlage des Hrn. Verf., noch nicht seyn sollten. Es werden sich alsdann langwierige Liebes = Verständnisse entspinnen, und manches leichtgläubige Mädchen betrogen, und eben dadurch viele uneheliche Geburten veranlaßet werden. Die Einführung des Hagestolzen = Rechtes hat weniger Bedenken, und ist mit gewissen Einschränkungen in das neue preussische Gesetz = Buch aufgenommen worden.

Zuletzt fügt der Verf. noch ein Edict bey, wie es der König von Wubby hätte geben können, wenn er den Rath seines disgracirten Ministers befolget hätte. Hr. S. ist sehr für die Zwangs = Gesetze, welche die natürliche Freyheit der Bürger, auch in Sachen, wo man sie sonst ungefränkt zu lassen pflegt, auf mancher-

Ddd 4

len

ley Weise einschränken, und wir erkennen ihren verhältnißmäßigen Nutzen, wenn sie für eine durch Weichlichkeit ganz erschlaffte Ration gegeben worden sind. Nur durch Zwang können ihre Nerven wieder gespannt werden; und den Wubbianern, so wie sie Hr. S. schildert, möchte durch eine etwas in das Despotische fallende Strenge wohl einiger Maßen wieder zu helfen seyn. Allein, in diesem Falle befinden sich die kriegerischen Völker des nördlichen Deutschlands des nicht. Die Ausgelassenheit der Sitten rührt dort weniger von Erschlaffung und Müßigang, als von einer gewissen natürlichen Wildheit, her, die auch unter dem Firnisse feinerer Sitten immer noch kenntlich bleibt. Diese Wildheit zeugt noch immer von einer gewissen Energie, die man durch eine aufgeklärte Religion und sanfte Belehrung bändigen, aber nicht durch despotische Verordnungen unterdrücken muß. Ihre Ausschweifungen in der Wollust sind wenigstens in dem mittlern und niedern Stande weniger Nachgiebigkeit einer schwachen Seele, als Empörung gegen die lästigen Einschränkungen unzweckmäßiger Gesetze. Begünstigung des Ehestandes ist vielleicht alles, was der Gesetzgeber ohne den Moralisten thun kann, um diesem Uebel abzuheifen. Was man aber auch thun mag, so ist doch gewiß, daß die Brandenburger, Pommern und Westphälinger nicht wie die Wubbianer behandelt werden können.

S. 4 Birnstiel Versuch, die nähere Ursache des Kinder-Mords aus der Natur und Völkergeschichte zu erforschen, und zugleich daraus einige Mittel zu Verhinderung dieses Staatsgebrechens zu schöpfen. Kfr. u. L. 1785, 8 13 B. Der Verf., hochfürstl. Speierscher Stadt- und Land-Physicus, geht, in dem ersten Abschn., von der allgemeinen Ursache aus. Diese setzt er in der Selbst-Liebe, dem zärtern Baue und der größern Empfindsamkeit des weiblichen Geschlechtes, zumahl bey der Schwangerschaft. Um das recht gründlich darzuthun, werden gleich Haller und Celsus, Beccaria, Pufendorf, und Eberhard, Young und Tasso, unter einander citiret. Der zweyte Abschnitt gibt die besondere Ursache in der unbilligen Gleichheit der Strafe beyder Geschlechter bey fleischlichen Vergehen an. Bey dieser Gelegenheit wird die ganze Völkergeschichte

Geschichte in Absicht der Verordnungen über Vielweiberey, Unzucht, öffentliche Häuser, Verschläferinnen, Eclibit der Geistlichkeit u. durchgegangen. Der dritte Abschnitt handelt, nach der Ueberschrift, vom Mißverhältniß der Strafe und des Vergeltens, in der That aber besteht er nur aus einem verwirrten Haufen Allegaten von Verordnungen über Erhaltung, Verschneidung, Deflorations-Recht, Probe-Nächte, u. d. gl. aus der alten Geschichte und neuern Völkergeschichte, mit einem besondern Lobspruche auf die kalmanischen Gesetze, welche nur den Schwängerer um Vieh strafen. Im vierten endlich folgen, nach einer vorläufigen Abschweifung über die Gelindigkeit der alten Völker gegen Abtreibung und Aussetzung der Kinder, auch den Mord überhaupt, des Verfassers eigene Vorschläge. Sie sind in 39 Artikel gefaßt, und wenigstens ziemlich originel. Es soll nämlich ein jeder uneheliche Beyschlaf von der Mannsperson in den ersten drey Monathen angezeigt, widerigenfalls derselbe drey Jahr als ein Ehrenscländer an einer Tafel und von der Kanzel bekannt gemacht, und wenn er es gar unterläßt, mit 5, bey einem erfolgenden Kinder-Morde aber mit 12 Jahr Zuchthaus und vierteljährigem Ruthenpeitschen bestraft, der Entfiehende mit Streckbrieten verfolgt, eine falsche Anzeige aber gleich der Verheimlichung bestraft werden. Die Verheimlichung der Geschwächten soll nur in dem Falle der überstandenen Strafe der Verheimlichung erlaubt, der Vater aber jederzeit zu Erhaltung des Kindes und der Mutter, so lange sie ledig ist, auch der Ausstattung mit dem 15ten Theile seines Vermögens verbunden seyn. Dabey sind noch einige Neben-Verordnungen empfohlen, in Absicht der Geistlichen, die eine Schwängerung mit dem 20sten Theile des Vermögens, die Verheimlichung aber mit Verlust ihrer Pfründe, büßen sollen, des Erb-Rechtes der unehelichen Kinder und von ihnen, desgleichen zu Bestrafung des Abtreibens und Errichtung einer Findlings-Casse zur geheimen Versorgung der angegebenen Geschwächten. Um aber den ganzen Plan in Wirklichkeit zu setzen, soll ein eigenes ganz unabhängiges Jungfrauen-Gericht durch die Wahl des Volkes niedergesetzt, und von

demselben alle 3 Monath alle Einwohner zu einer Art Ohren-Beichte angehalten, die dabei gehaltenen Bücher aber sollen sorgfältig bewacht, und alle Jahr öffentlich verbrannt werden.

Man darf wohl kaum etwas weiteres hinzu setzen, um auf das Abenteuerliche und der Natur ganz Widersprechende dieser Vorschläge aufmerksam zu machen, und zu zeigen, wie unendliche Mißbräuche durch falsche Angabe und Klatscherey der Richter selbst, die immer Menschen bleiben, daraus entstehen würden; kurz, wie ganz unausführbar sie in unsern Staaten seyn. Wenig besser ist auch, was von Abgaben, von Chargen, die viele Länder schon haben, und Hagestolzen, die oft unbillig und zu Steinerung der Ehelosigkeit immer unwirksam sind, zu der Errichtung eines allgemeinen Findel-Hauses, dessen schädliche Folgen in Vermehrung der Unzucht, und schlechter Verpflegung mit übergroßer Sterblichkeit, bekannt genug sind, Hr. B. aber gar nicht in den Sinn kommen, und endlich von der Unnöthigkeit und übertriebenen Härte der Todes-Strafe, vielleicht zwar richtig, aber aus ganz gemeinen Gründen, noch mit beygebracht wird.

Kön. Preussl. Edict wieder den Mord neugeborner unehelicher Kinder, d. d. Berl. 8 Febr. 1765, st. in der Edictensamml. v. J. 1765, No. 13; und im XXVI Th. gegenwärtigen Werkes, S. 714—724.

Circulare an sämtliche Regierungen und Landes-Justiz-Collegia, um den Inhalt des Edicts wieder den Kindermord recht zuverlässig und allgemein bekannt zu machen, und in beständigem Andenken bey dem Volke zu erhalten, d. d. Berl. 20 Jul. 1770, st. in der Ed. Samml. v. J. 1770, No. 52.

Circulare an die Inspectores der Churmark: das das Edict wegen des Kindermordes v. 8 Febr. 1765 nicht von den Bisthümern an den Kirchthüren verlesen worden soll, sondern es sollen die Summarien dieses Edicts, welche an den zeitherigen vierzehnjährigen Pustagen verlesen werden, künftig jedesmahl dem ersten im Jan. Apr. Jul und Oct fallenden Sonntag, das Edict aber nach, wie vor, ganz, am ersten Pfingstfesttage von den Kanzeln verlesen werden, d. d. Berl. 21 Oct. 1773, st. im Nachtrage der Verordn. zum Jahrg. v. 1780, No. 6, im 6 B. der ed. Samml. Col. 2215, f.

Fürstl. Waldeckische Verordnung zur Verhütung des Kindermordes wider die Verheimlichung unehelicher Schwangerschaft und Niederkunft wie auch über Errichtung einer milden Anstalt zu eben diesem Zwecke, v. 3 Jan. 1780, st. in

Grn. Hofr. Beckmann Samml. auserles. Landesgesetze, 1 Th. St. M. 1783, st. 4. S. 137—146.

Wenn bey den jetzt angeführten Anstalten und Gesetzen, ein Kinder-Mord begangen wird, so muß die Verbrecherinn entweder von einem hohen Grade der Schamhaftigkeit, oder von einem eben so hohen Grade der Bosheit, zu ihrer grausamen That bestimmt worden seyn. Das lebhafteste Gefühl der Reue über ihren verbotenen Umgang, kann sie mit sich selbst unzufrieden machen, und den Verlust ihrer Unschuld, wenn er jemahls der Welt bekannt werden sollte, für unerseßlich halten lassen. Von diesem Gefühle der Reue und der Schande durchdrungen, wünscht sie die Spuren der Handlung, deren Andenken sie martert, zu vertilgen, und entschließt sich zu einer That, deren Bewußtseyn sie bald noch weit mehr martern wird, als jenes Andenken. War es nicht Schamhaftigkeit, die der Mörderinn, die erste Idee ihres Verbrechens zuführte, so bleibt keine andere Triebfeder ihrer Handlung übrig, als ein hoher Grad der Bosheit, welcher sich in der Maseren einer vor Haß und Rachbegierde entflammten Mordsucht wirksam zeigt. In Ansehung ihrer Wirkungen sind beyde erwähnte Triebfedern des Kinder-Mordes dem State gleich gefährlich, und die Verbrecherinn, die, bey den besten Anstalten zu ihrer Versorgung, sich von einer bloßen Schamhaftigkeit zur Vernachlässigung der stärksten Natur-Triebe verführen läßt, muß der boshafte Mörderinn an Gleichgültigkeit gegen die Stimme der natürlichen Pflichten nichts nachgeben. Es wird folglich auch nicht zu hart seyn, wenn das Gesetz beyde Verbrecherinnen gleichen Strafen unterwirft, und sie zur ewigen Gefangenschaft verurtheilt, die jedoch den Umständen nach gemildert werden kann.

Einige Betrachtungen mögen diese Lehrsätze von der Strafe des Kinder-Mordes, unterstützen und

recht

rechtfertigen. Es scheint mir keine andere allgemein passende Strafe auf dieses Verbrechen gesetzt werden zu können, als der Verlust der Freiheit der Verbrecherin auf ihre noch übrige Lebens-Zeit. Die Todes-Strafe wird nur auf sehr wenige Fälle anwendbar seyn, weil die Kinder-Mörderin nur selten, oder vielleicht niemals, des höchsten Grades der Bosheit, der dem Verbrecher die Unternehmung gesetzwidriger Handlungen, und die fortgesetzte Störung der Sicherheit, zum Bedürfnis macht, beschuldigt werden kann. Empfindliche Leibes-Strafen, oder auf gewisse Jahre eingeschränkte Gefängnis-Strafen, würden, in dem angenommenen Falle, dem wahren Endzwecke der peinlichen Gesetzgebung widersprechen, weil sie nicht fähig sind, die Verbrecherin von neuen Ausschweifungen und von den unglücklichen Folgen derselben abzuhalten, sondern sie vielmehr zwingen, sich mehr, als jemahls, der Herrschaft des Lasters zu überlassen, und sich durch die Gemeinschaft mit Lasterhaften, für die Trennung von allen besser gesinnten, oder doch besser scheinenden Menschen zu entschädigen. Die lebenswiderige Gefangenschaft der Mörderin ist allein vermögend, alle diese Gefahren zu entfernen, und zugleich einer Person, die in jedem andern Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, und vielleicht auch sich selbst, zur Last gewesen seyn würde, durch schickliche von ihr zu verrichtende Arbeiten dem State nützlich zu machen. Auch die scheinbare Härte dieser Strafe wird sehr viel von ihrem fürchterlichen Ansehen verlieren, wenn man bedenkt, daß es verschiedene Grade der Gefängnis-Strafe, daß es schwerere und leichtere Arbeiten gibt, die den Gefangenen auferlegt werden können, und daß also der Verlust der Freiheit sich durch mancherley Erleichterungen der Lage des Verbrechers so erträglich machen läßt, daß oft selbst der Bestrafte seinen jetzigen Zustand,

stand, der Wiedererlangung seiner Freiheit aus mehr als Einem Grunde vorziehen wird.

Hat die Mutter oder die Groß-Mutter der Geschwängerten den Kinder-Mord begangen, so müssen zwei Fälle genau unterschieden werden, um die schicklichste Strafe der Verbrecherin richtig zu bestimmen. Die Mörderin hat entweder ihre Tochter oder Enkelin zu dem unerlaubten Umgange, dessen Folge die Schwängerung war, verführt, oder nicht. In jenem Falle scheint mir die Todes-Strafe, in diesem hingegen die lebenswiderige Gefängnis-Strafe Statt zu finden. Eine Mutter, die ihre Tochter zu strafbaren Ausschweifungen verführt, verdient in jeder Rücksicht den ganzen Abscheu des Gesetzgebers, verdient schon wegen ihrer Niederträchtigkeit, und wegen der Unterdrückung der mütterlichen Liebe, nachdrückliche Strafen, wenn gleich ihre unnatürliche Denkungs-Art noch nicht in ein wirkliches Verbrechen ausgeartet seyn sollte. Sie verdient aber die Todes-Strafe, wenn sie nicht nur die Unschuld ihrer Tochter der Erwerbung irgend eines Vortheiles aufopferte, sondern auch zur Mörderin eines Kindes wurde, dem die Landes-Gesetze, eben so wie seiner Mutter, ein hinlängliches Auskommen versichern. Denn unter dieser Voraussetzung kann nur der höchste Grad der Bosheit sie zu ihrem Verbrechen bestimmt haben; weil sie weder die Furcht, ihre Tochter und sich selbst in einen kummervollen Zustand versetzt zu sehen, noch das lebhafteste Gefühl der auf sie zurückfallenden Schande der Geschwächten, als eine Empfindung, deren sie nie fähig gewesen ist, zur Entschuldigung vorschützen kann. Die herrschende Triebfeder ihrer Handlungen muß also der Geist der Verführung, oder das boshafte Bestreben, andere Menschen zur Erreichung ihrer gesetzwidrigen Absichten zu mißbrauchen, seyn. Sie wird folglich entweder von allem Zusammenhange mit der menschl. Gesellschaft ausgeschlossen, oder

oder zum Theile verurtheilet werden müssen, wenn ihre Bosheit weiter keine Nahrung finden, und, der Sittlichkeit gefährlich zu seyn, aufhören soll. Weil aber das erste entweder ganz unmöglich, oder doch nur durch eine an die Unmenschlichkeit gränzende Strenge möglich seyn würde: so bleibt der Tod der Verbrecherin unter den angezeigten Umständen die zweckmäßigste Strafe.

Der Geist der Verführung, der die ausgeartete Mutter verleitet, sich durch einen Mord den Weg zur Fortsetzung eines strafbaren Gewerbes zu bahnen, war der einzige Umstand, aus welchem man, in dem eben betrachteten Falle, den höchsten Grad der Bosheit, und zugleich die Anwendbarkeit der Todes-Strafe schließen konnte. Da nun dieser Umstand wegfällt, wenn die Mörderin ihre Tochter oder Enkelin nicht selbst zur Aufopferung ihrer Ehre verführt hat: so wird in diesem Falle auch nicht die Todes-Strafe, wohl aber die lebenswichtige Gefängnis-Strafe, Statt finden. Denn die Verbrecherin kann, unter der angenommenen Voraussetzung, dem State noch durch ihre Arbeiten nützen, wenn man sie dergestalt einschränkt, daß es ihr sowohl an Veranlassung, als auch an Mitteln fehlt, ihre Unbarmherzigkeit, die als eine der vornehmsten Triebfedern ihres Mordes betrachtet werden muß, in neuen Verbrechen sich äußern zu lassen. Was die Mütter des ermordeten Kindes betrifft, so ist diese, in beiden Fällen, entweder von aller Strafe frey zu sprechen, oder der oben erwähnten ordentlichen Strafe des Kinder-Mordes zu unterwerfen, nach dem sie entweder an dem begangenen Morde auf keine Art Theil genommen, oder den Vorsatz der Mörderin vor der wirklichen Ausführung der That genehmigt und veranlaßt hat. Kann man sie einer entfernten oder nähern Theilnehmung beschuldigen, so wird sie auch, nach der Verschiedenheit der Umstände, mit einer gelindern oder

oder härtern außerordentlichen Strafe zu belegen seyn; und eine solche Strafe wird besonders auch in dem Falle Statt finden, wenn sie ihre Schwangerschaft verheimlicht, und durch ihre unerwartete Niederkunft die Mörderin ihres Kindes dergestalt aus aller Fassung gebracht hat, daß diese, von den ersten Bewegungen des heftigsten Unwillens hingerissen, eine That beging, die sie unter andern Umständen gewiß nicht begangen haben würde. Ueberhaupt verdient, nach dem schon oben, S. 766, erwähnten Gesetze, die Verheimlichung der Schwangerschaft und der Geburt, wenn sie gleich den Tod des Kindes nicht verursacht hat, immer bestraft zu werden. Man darf sie aber weder, wie es nach dem gemeinen deutschen Rechte (*) geschieht, für eine hinlängliche Anzeige des beschlossenen und begangenen Kinder-Mordes halten, weil sie oft eine Folge der Schamhaftigkeit seyn, und der Tod des Kindes sich in natürlichen Ursachen gründen kann, noch auch, nach dem Beispiele eines französischen Gesetzes (**), der ordentlichen Strafe des Kinder-Mordes unterwerfen.

Wo:

(*) P. G. O. Art. 131. Doch so eyn Weibsbild eyn lebendig gliedmäßig Kindlein also heimlich treget, auch mit Willen alleyn und ohne Hilff anderer Weiber gebürt, welche ohn hülffliche Geburt mit tödlicher Verdächtlichkeit geschehen muß: so ist deshalb feyn glaublicher Ursach, dann daß dieselbig Mutter durch bößhaffigen Fürsatz vermeynt, mit Tödrung des unschuldigen Kindleins daran sie vor, inn oder nach der Geburt schuldig wirdt, ihre geübte Leichfertigkeit verborgen zu halten.

(**) Je confesse bien, qu'il vaut mieux absoudre le coupable, que de condamner l'innocent; mais je dis que celui qui est convaincu de vives présomptions, n'est pas innocent comme celui, qui fut trouvé l'épée sanglante près du meurtre, n'ayant autre que luy & autres conjectures, que nous avons remarquées. C'est pourquoy le Roy Henry second fist un Edict en ce Royaume fort salutaire publié et enregistré le quatrieme de Mars l'an mil cinq cens cinquante six, par lequel il veut, que la femme soit réputée avoir tué son enfant, & punie de mort, si elle a celé sa grossesse & son enfantelement, & que son enfant soit mort sans baptesme, & qu'elle n'ait prins teimoignage de

Wosern Mütter ihre eigene Kinder vorseßlich getödtet haben sollten, so muß man, nach Art. 131 der peinl. Gerichts-Ordn. bey Bestimmung der Todes-Strafe einen Unterschied machen, ob die Größe des Vorsatzes, und besonders die Wiederholung, die Missethat schwer mache, oder nicht. In dem ersten Falle soll die Kinder-Mörderin lebendig gepfählt und begraben, und in dem andern ertränket werden (*). Allein, die erstere Strafe ist völlig außer Gebrauch; und die andere, nämlich das Ertränken, erhält sich nur noch an denjenigen Orten, wo dasselbe durch besondere Landes-Gesetze und die Observanz bestätigt wird. Man pflegt daher heutiges Tages gemeinlich in dem Falle, wenn Mütter ihre Kinder vorseßlich getödtet haben, nur auf das Schwert zu erkennen (**), und diese Todes-Strafe durch ein Schleifen zur Gerichts-Stätte, oder durch etliche Griffe mit glühenden Zangen, zu schärfen, wenn die Größe des Vorsatzes, besonders die Wiederholung, oder andere gravirende Umstände, die Missethat erhöhen sollten (***). Eine Mutter, welche durch eine ausnehmende Unvorsichtigkeit den Tod ihres Kindes verursacht hat, wird, nach Beschaffenheit der Umstände, zum Zuchthause auf Zeit lebens verurtheilet (****). Sonst sind überhaupt in erwähntem Falle die Grundsätze, welche von Todtschlägen, die in der Unvorsichtigkeit ihren Grund haben, gelten, anzuwenden.

Da

de l'un ou de l'autre, et ne seront creues de dire, que l'enfant est mort-né. Ce qui a depuis esté pratiqué par plusieurs arrests. *Bo d'in Démonomanie des Sorciers*, L. 4, C. 5, p. 447.

(*) Der Art. 131. P. G. O. indem derselbe ordnet, daß Kinder-Mörderinnen gewöhnlich sollen ertränket werden, ist nach Böhmers Meinung, in *Medicrat. ad C. C. Art. 131. §. 18.* keinesweges von der *poena culci Juris Romani* zu verstehen.

(**) *Leyser*, Spec. 610, n. 1.

(***) *de Böhm* ad Art. 131 C. C. §. 20. und in *Observat. ad Carp. Zov. q. 8, obf. 1.*

(****) *Meister*, in den rechtl. Erkenntnissen peinl. Fälle, Th. 2, Dec. 58.

Da es bey dem Kinder-Morde nicht darauf ankommt, ob derselbe in einem vorseßlichen Hand-Anlegen, oder in einer vorseßlichen Verweigerung der zu der Erhaltung des Lebens notwendigen Pflichten, sich gründe; (s. oben S. 757.) so findet daher in beyden Fällen, nach der Regel, die Strafe des Schwertes Statt.

In den pommerschen und mecklenburgischen Landen, verfährt man mit den Kinder-Mörderinnen auf gleiche Weise, wie solches im Allgemeinen von dem heutigen Gerichts-Gebrauche bemerkt worden ist, indem auch in Mecklenburg und Pommern die Strafe des Ertränkens außer Gebrauch ist. *Manzel in Jus Crimin. Meckl. p. 47, §. 19.* Eben Dess. *Jus Meckl. et Lub. illustr. Cent. 4. lud. 68.*

In Schweden wird, laut der Proposition des Königs, v. 31. Oct. 1778, keine Kinder-Mörderin mehr am Leben gestraft, sondern bekommt, statt dessen, den Staupbesen, wird hernach auf Lebenszeit, oder auf eine sonst bestimmte Zeit, in das Zuchthaus geschickt, dann alle Jahr an dem Tage, da sie den Mord begangen hat, 2 oder mehrere Stunden öffentlich an den Pranger gestellt, und sodann mit ein Paar Ruthen gestraft, alles nach Beschaffenheit des Verbrechens.

Kön. preuß. allgemeines Edict wegen des Kinder-Mords, worin die Strafe des Sacks verordnet wird, d. d. Berl. 30 Aug. 1720, st. in Milius Corp. Const. March. 2 Th. 3 Abth. No. 42, Col. 121.

Renovirtes und geschärftes Edict wegen des Kinder-Mords, d. d. Berl. 22 Nov. 1723, eb. das. No. 48, Col. 131.

Rescript, daß die Kinder-Mörderinnen nicht mehr gefackert, sondern mit dem Schwerdt hingerichtet werden sollen, d. d. Berl. 7 Aug. 1740, eb. das. Cont. I. No. 42, Col. 371.

Churf. bayerisches General-Mandat v. J. 1738, Feine Kinder-Mörderin zu tödten, wenn die Publication des Straf-Gesetzes unterlassen worden, st. in Schözers Staatsanzeigen, 1787, Heft 18, S. 244.

Was die Strafe der Theilnehmer und Beförderer bey einem Kinder-Morde betrifft, so scheint zwar, vermöge verschiedener Gesetze (1), daß ein bloßes Nichthindern schon als eine wirkliche Theilnehmung bey einem Kinder-Morde angesehen werden müsse,

(1) L. 6. ad L. Pompei, de parricid. §. 6. Inst. de publ. iudic.

Def. Enc. XXXVII Th.

E e e

müsse, weshalb denn auch Lense (2), im Fall der Kinder-Mord überall nicht hätte zu Stande kommen können, wenn ein Anderer, der es hätte verhindern können, nicht vorsehllich solches unterlassen hätte, auf die gesetzliche Strafe des Kinder-Mordes erkannt wissen will. Allein, die zum Beweise vorgebrachten Gründe scheinen nicht hinreichend zu seyn, eine solche Meinung ohne nähere Bestimmung und Einschränkung annehmen zu können. Es ist vielmehr die Strafe des Stupri alsdann billig zu schärfen, und es kann auf Gefängniß, Landes-Käumung, oder andere Strafen erkannt werden, wenn der Stuprator von der Schwangerschaft der von ihm geschwängerten Person Nachricht gehabt, den vorhabenden Kinder-Mord wahrscheinlich vermuthen müssen, und ihm gleichwohl nicht nach allem Vermögen vorzubeugen gesucht hat (3). Aus diesem Grunde läßt sich das Urtheil bey Eisenhart (4) rechtfertigen, nach welchem der Stuprator zu einer halbjährigen Karren-Strafe verurtheilt wurde, der durch seine Weigerung der Beyhülfe, und der Leistung der Alimenten, die von ihm geschwächte Person dahin gebracht hatte, ihr Kind zu tödten. Wenn jedoch der Stuprator von dem vorhabenden Kinder-Morde nichts gewußt haben sollte, denselben auch nach Wahrscheinlichkeit nicht befürchten können, auch durch Verweigerung der nöthigen Beyhülfe zu dem Kinder-Morde keine Veranlassung gegeben hat, so kann die Strafe des Stupri bey erfolgtem Kinder-Morde an dem Stuprator nicht geschärfet werden (5).

Ein

(2) Sp. 612, n. 8. 9.

(3) Arg. L. 2. ad L. Pompei. de parricid. Meister, a. ang. D. Dec. 69. Carpzov. q. 9, n. 31. will zwar, daß in dem angeführten Falle auf den Stuprator erkannt werden müsse; allein es hat vielmehr bey den nachmahst gemachten Strafen sein Bemühen.

(4) Erzähl. besonderer Rechtsbündel, Th. 2, n. 20.

(5) Carpzov. q. 9, n. 28. Beck, Tr. de eo quod iustum est circa stuprum, p. 253.

Ein nicht vollbrachter Kinder-Mord wird gemeinlich nur willkürlich, und nach Beschaffenheit der Umstände, am Leibe des Verbrechers bestraft (6). Die nach vollbrachter Missethat bezeugte Reue, kann in der verwirkten Strafe keine Veränderung machen (7), außer an Orten, wo des Mordes halber auf eine geschärfere Todes-Strafe erkannt wird, da denn wegen der bezeugten ernstlichen Reue nur auf die Strafe des Schwertes erkannt zu werden pflegt (8). Die Minderjährigkeit kommt bey einem Kinder-Morde sodann in viele Betrachtung, wenn andere genugsam gegründete Milderungs-Ursachen vorhanden seyn sollten. Denn, wenn die Lebensart, und die Art und Weise, wie die Missethat begangen worden ist, mehr von Unvorsichtigkeit und jugendlicher Uebereilung, als von Vorsatz und Ueberlegung zeugen, so pflegt man, anstatt der Todes-Strafe, nur auf eine außerordentliche Strafe zu erkennen (9). Wenn jedoch einer Kinder-Mörderinn außer der Minderjährigkeit keine andere Milderungs-Gründe zu Statten kommen, und vielmehr aus der ganzen That der dabey gehabte Vorsatz genugsam zu Tage liegt, so kann auch die Minderjährigkeit allein in keine Betrachtung gezogen werden, und

See 2

sie

(6) Daß jedoch alsdann, wenn bey einem begangenen Morde der Thäter ad actum proximum gekommen seyn sollte, die gesetzliche Todes-Strafe Statt finden, und überhaupt der Conatus sodann der wirklichen Vollendung der That gleich geachtet werden müsse, wenn von Seiten des Missethätters alles geschahen ist, um die That wirklich zu vollenden, behauptet de Böhm, ad Carpzov. q. 17, obl. 1, und in Mediatr. ad C. C. Art. 131, §. 28. Arg. L. 1. in fin. ad L. Pompei. de parricid.

(7) Ludovici diss. de affect. poenitent. in civil. & criminal. caus. c. 3, §. 22.

(8) Carpzov. q. 18, n. 22. Kress, ad Art. 131. C. C. §. 5. de Böhm, ad Art. 131. C. C. §. 32.

(9) Cramer de poena filii minorennis a matre ad infanticidium seducti. Meister, in den rechtl. Erkenntnissen peinl. Fälle, im 2 Th. Dec. 48.

sie kann von der verwirkten Todes: Strafe und der Strafe des Schwertes sodann nicht befreien ⁽¹⁰⁾.

Die Todes: Strafe pflegt auch der Angeschuldigten erlassen, und in eine verhältnismäßige Leibes: Strafe verwandelt zu werden, wenn dieselbe ihr neugeborenes Kind tödten sollte, welches wegen seiner frühzeitigen Geburt, oder wegen seiner Schwächlichkeit, doch nicht bey'm Leben erhalten werden konnte. *Heimbürg* progr. de poena matris, infantis sui recens nati mortem ex proposito maturantis. Siehe auch *Qui forp's* Entwurf zum Gesetzbuch, S. 142.

Obwohl eine vorsehllicher Weise unterlassene Unterbindung der Nabel: Schnur, weshalb ein neugeborenes Kind sich zu Tode blutet, oben erwähnter Maßen, die gesetzliche Todes: Strafe des Kinder: Mordes nach sich zieht, so pflegt man doch eine junge unerfahrene Person, die zum ersten Mal geboren hat, mit der Todes: Strafe zu verschonen, und dieselbe nur außerordentlich zu bestrafen, wenn alle Umstände entweder von einer bloßen Unvorsichtigkeit zeugen, und die Angabe der Inquisitinn, daß sie von der Nothwendigkeit, die Nabel: Schnur zu unterbinden, nicht unterrichtet gewesen sey, wahrscheinlich machen sollten ⁽¹¹⁾, oder auch die Kinder: Mörderinn sich vermittelst der Tortur, oder durch den geleisteten Eid von dem Verdachte des Vorsatzes gereinigt hat ⁽¹²⁾. Wenn eine Person die gewöhnlichen Umstände der Schwangerschaft nicht genugsam gekannt, und bey dem Mangel der nöthigen

(10) *de Böhmer*, ad Art. 131. C. C. §. 32. Ein Befehl von Vater oder Mutter, die Leibes: Frucht umzubringen, kann von der Kinder: Mörderinn nur alsdann und wenigstens zur Abwendung der Todes: Strafe, angezogen werden, wenn sie wirklich eine unrechtmäßige und unwiderstehliche Gewalt zu befürchten gedacht, und solcher Gestalt ohne genugsame Ueberlegung die That vollbracht haben sollte. *Schöpfer* diss. de infanticidio, praesumit. §. 19. *Grass* Vol. 5, cons. 84, n. 106. *Harprecht* dec. 125, n. 38.

(11) *Alberti* diss. de funic. umbil. neglecta alligat. in causa infanticidii limitanda. *Lifenhart* Erzähl. besonderer Rechtsbände, im 1 Th. n. 14.

(12) *Beyer*, ad Art. 131. C. C. pos. 24.

Hülfe den Tod ihres Kindes verursacht haben sollte, so kann nur nach den von der Verheimlichung der Schwangerschaft angeführten Grundsätzen eine willkürliche Strafe Statt finden, auf welche auch nur alsdann erkannt zu werden pflegt, wenn ein Kind ganz unversehens geboren worden, oder, wie man zu reden pflegt, weggeschossen ist ⁽¹³⁾; es wäre denn, daß, wegen des Vorsatzes, zur Tortur genugsame Anzeigen vorhanden seyn sollten, da denn unter solchen Umständen auf dieselbe vorher erkannt zu werden pflegt ⁽¹⁴⁾. Eben dieselben Grundsätze lassen sich auf diejenigen anwenden, die ihre Kinder im Schlafe erdrückt haben wollen, als welche, in Verhinderung der oben bereits vorgekommenen Grundsätze, nach Beschaffenheit der Umstände, entweder sofort außerordentlich zu bestrafen, oder gänzlich frey zu sprechen, oder zu Ableistung des Reinigungs: Eides anzuhalten, oder gar zur Tortur, nach Beschaffenheit der vorhandenen Anzeigen, zu verurtheilen sind ⁽¹⁵⁾.

Ein jeder gegründeter Zweifel in Ansehung der Gliedmäßigkeit und des Lebens des Kindes, befreyet eine Angeschuldigte von der sonst verwirkten Todes: Strafe. Ob nun zwar, was das Leben und die Gliedmäßigkeit des Kindes betrifft, alles auf den Ausspruch der Aerzte und Wundärzte ankommt, jener auch, nach der Regel, dem Vorgeben der Kinder: Mörderinn vorgezogen wird ⁽¹⁶⁾: so verdient doch, in Ermangelung eines hinreichenden Zeugnisses der Aerzte und Wundärzte, das Bekenntniß der Inquisitinn, unter den oben angezeigten Einschränkungen, völligen Glauben, und es ist daher eine Milde rung der Strafe an

Eee 3

sich

(13) *Clasen*, ad Art. 131. C. C.

(14) *Carpov*. q. 11, n. 34.

(15) c. 3. X. qui fil. occid. *de Böhmer*, ad Art. 131. C. C. §. 36. *Thomasius*, de iure circa somnum.

(16) *Böhmer*, ad *Carpov*. q. 16, obs. 2.

sich aus dem Grunde nicht anzunehmen, daß keine förmliche Section habe veranstaltet werden können (17). Nach den oben vorgekommenen Grundsätzen ist zu beurtheilen, in wie fern dem Thäter der Umstand zur Entschuldigung und Milderung der Strafe gereichen könne, daß er nur eine unzeitige Geburt getödtet habe, als welche Milderung der Strafe eigentlich nur alsdann Statt finden kann, wenn das Kind, ohne daß abtreibende Mittel wären gebraucht worden, vor oder um die Mitte der Schwangerschaft geboren ist (18). Nach der Meinung der Rechts-Lehrer pflegt man indessen in dem angeführten Falle wenigstens die Todes-Strafe zu erlassen.

Quistorp's Grundsätze des deutschen peinl. Rechts, C. 547, 193.

Sowohl der Haß, und die mit demselben so oft verbundenen Bewegungen der Rachbegierde, als auch der Eigennuß, können die Triebfedern des vorsätzlichen Mordes werden, der von Aeltern an ihren erwachsenen Kindern, oder von diesen an jenen begangen wird. Niemand wird das Verabscheuungswürdige dieser Triebfedern verkennen, aber niemand wird auch läugnen, daß selbst die vorsätzlichen Mörder, von welchen hier die Rede ist, zuweilen einige Entschuldigung verdienen; daß sich noch mehr zur Milderung der Strenge des Gesetzes sagen läßt, wenn der Mord nicht vorher beschlossen, sondern vielmehr in der Hitze einer Leidenschaft begangen worden ist, und daß folglich nicht in allen hierher gehörigen Fällen gleiche Strafen Statt finden können. Oft sind es die Aeltern selbst,

(17) *Wernher de cerebrina certitudine corp. delicti.* Böhmer, ad Art. 131. C. C. §. 26.

(18) *Schöpfer, de infanticidii praesumpt.* §. 6. *Schweder, conf.* 14, n. 49. *Harprecht, dec.* 124, n. 18. *Kress, ad Art.* 131. C. C. §. 2, n. 1.

die durch ihr unweises Betragen, durch ihre Verzärtelung, vielleicht auch durch das Beispiel ihrer eigenen Laster, sich den Tod vorbereitet haben, den sie von den Händen ihrer Kinder leiden mußten; und eben so oft geben sie zu der Halsstarrigkeit, zu dem Mangel der Ehrfurcht, und zu den Beleidigungen Anlaß, die ihnen ihr Kind verhaßt werden, und sie den Vorsatz des Mordes fassen ließen. Nur in dem Falle verdient der Vater-Mörder schlechterdings keine Entschuldigung, wenn die Aeltern bey seiner Erziehung keinen Fleiß gespart, wenn sie seine natürliche Kräfte mit der zärtlichsten Sorgfalt entwickelt, und ihn frühzeitig zu den sanften Empfindungen der kindlichen Liebe und Dankbarkeit gewöhnt haben. Unter eben derselben Voraussetzung wird hingegen der Vater, der sein ausgeartetes, und alle seine Mühe so schlecht belohnendes Kind vorsätzlich ermordet, desto mehr Entschuldigung und das ganze Mitleiden des Gesetzgebers verdienen.

Will man wieder diese letzte Behauptung einwenden, daß Aeltern, die sich entschließen können, ihren Kindern das Leben zu nehmen, die stärksten Regungen der Natur unterdrückt haben, und also nothwendig höchst gefährliche und strafbare Bürger seyn müssen: so kann ich auf diesen Einwurf antworten, daß eben jene Regungen, weit entfernt, unterdrückt zu seyn, allein fähig wären, den bedauernswürdigen Verbrecher zu seiner That hinzureißen. Aeltern, die der Erziehung der Kinder ihren ganzen Fleiß gewidmet, die alle von der Natur ihnen auferlegte Pflichten mit der möglichsten Genauigkeit erfüllt haben, und die sich also keines Verschens von ihrer Seite, welches die unnatürliche Denkungs-Art ihrer Kinder veranlaßt haben sollte, bewußt sind, können nie einen größern Schmerz empfinden, als wenn sie sich von denjenigen verachtet und beleidigt sehen, die von ihrer Geburt an der vornehmste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und

Liebe waren. Eben die Regungen der Natur, die sie in der Beobachtung der Pflichten der Erziehung so sorgfältig machten, die sie den Zögling mit ihrer ganzen Zärtlichkeit umfassen ließen, eben diese Regungen sind es, die jenen Schmerz erhöhen, und in ihren Herzen den Wunsch aufsteigen lassen, sich aus einer Lage heraus zu reißen, in welcher ihnen jeder Augenblick ihres Lebens verbittert und zu einer Quelle neuer Martern wird. Von diesem Gedanken ergriffen, wähnen sie den Tod des ausgearteten Kindes als das sicherste Mittel zu ihrer Befreyung von einem undankbaren Bösewichte; sie üben ein Recht aus, welches die Natur den Aeltern wieder jedes Kind gibt, dessen Verderbniß schlechterdings keine Besserung erwarten, sondern nur eine lange Reihe gesekwiedriger Handlungen voraus sehen läßt; und sie fehlten nur darin, daß sie, den Pflichten des Bürgers zuwider, die Ausübung dieses Zwangs-Rechtes nicht der Obrigkeit überließen. Nur eine thörichte Liebe gegen ein Kind, welches keine Liebe verdient, kann jenen gerechten Schmerz des unglücklichen Vaters in einen stillen Gram übergehen lassen, der sich in keiner Handlung äußert, und nur dazu dient, die Tage desjenigen, der ihn in seinem Herzen unterhält, zu verkürzen. Jeder entschlossene Vater wird unter ähnlichen Umständen die Trugschlüsse einer falschen und übel angewandten Zärtlichkeit, die den Pflichten der allgemeinen Erhaltung widersprechen, mit eben den Gründen beantworten, die Aelian (*) einem persischen Vater in den Mund legt, als

(*) Aelianus Var. Hist. Lib. 1. c. 34. Nach diesen Grundsätzen wird sich, wenigstens in dem Falle, von welchem hier die Rede ist, die Gelindigkeit der ägyptischen Gesetze entschuldigen lassen, die den Aeltern wegen des an ihren Kindern begangenen Mordes niemals eine Todes-Strafe, sondern nur die Pflicht, drey Tage und eben so viele Nächte bey dem Leichname des Ermordeten zu verweilen, auflegten. Diodorus Siculus Bibl. Hist. L. 1. c. 77.

als dieser den Tod seines ausgearteten Sohnes von der Gerechtigkeit seines Königs forderte.

L. C. Wielands Geist der peinl. Gesetze, 2 Th. Kap. 1784, gr. 8. S. 155, fgg.

Zur Zeit der freyen Republik der Römer, stand es zwar dem Vater frey, seine bereits geborne Kinder zu tödten, wenn er dazu genugsame Gründe und die Einwilligung der nächsten Verwandten hatte. (*) Sollte jedoch ein Vater, ohne letzteres beobachtet zu haben, seine Kinder getödtet haben, so wurde er als ein Todtschläger angesehen, und mit der Deportation bestraft. (**) Nachher wurde der Todtschlag der Kinder dem Vater schlechterdings verbotnen, und er behielt nur das Recht, die Strafe seiner ungehorsamen Kinder selbst zu bestimmen, und solche den Vorgesetzten der Provinz vorzuschreiben. (***)

Ich füge der vorstehenden Abhandlung vom Kinder-Morde einen Auszug aus des Hrn. Ritter Michaelis Untersuchung: Warum Moses in seinem Gesetze nichts vom Kinder-Morde hat (***), bey.

Des bey uns so häufigen Kinder-Mordes, des Mordes unehlicher Kinder, die der Mutter zur Schande gereichen, oder die sie nicht ernähren kann, hat Moses in seinen Gesetzen gar nicht gedacht; er hat gar keine Strafe darauf gesetzt; nichts verordnet, wie es bey der Untersuchung gehalten werden solle; kurz, so Gesetze gegeben, als fielen es ihm gar nicht bey, daß jemand, (den Fall menschlicher Opfer angenommen, da man nämlich seine eigene Kinder den Götzen opfert, von dem er sehr oft redet,) seine eigene Kinder ermorden würde. So gar nach dem bloßen Buchstaben seiner Gesetze, würde der Vertheidiger einer Kinder-Mörderinn auf die Chicanen kommen können, in Zweifel zu ziehen, ob Kinder-Mord ein Verbrechen sey? und nicht Moses durch das tiefe Stillschweigen von ihm

Eee 5

den

(*) Bynckershoek de iure occidendi liberos, c. 7.

(**) L. 5. ad L. Pompei. de parricidio.

(***) L. 3. C. de P.P.L. 2. C. de lib. & posth. L. 2. ad L. Cornel. de Sicar.

(****) Götting. Magaz. der Wissensch. und Literatur, 4 Jahrg. 2 St. Götting. 1785, 8. S. 84, fgg.

den Aeltern das Recht zuerkennen, den Kindern das Leben wieder zu nehmen, das sie ihnen gegeben hatten? Elicane würde das freylich seyn. Moses, von dem man gewöhnlich die Vermehrung macht, die Vermehrung des Volkes sey einer der durchleuchtenden Endzwecke seiner Gesetzgebung, und der so gar, was in mehreren Preis-Schriften subtiler Kinder-Mord genannt ist, Hinderung der Fruchtbarkeit des Menschleins, im 1 B. Cap. 38, 9, 10, als Gott mißfällig verdammet, kann unmöglich so gedacht haben; und aus Ezech. 16, 36, 38, 40, scheint sich so gar zu ergeben, daß zu dieses Propheten Zeit, der jedoch nicht in Palästina lebte, sondern im babylonischen Elend am Chaboras, Lebens-Strafe, noch wohl dazu eine außerordentlich harte, gegen Kinder-Mörderinnen hergebracht war.

Daben bleibt doch Moses tiefes Stillschweigen sehr sonderbar; desto sonderbarer, da er einem Volke Gesetze gibt, dem die Pharaonen 80 bis 100 Jahr vorher Kinder-Mord eigentlich gebothen hatten, und er selbst nach diesem tyrannischen Gebothe schon bey der Geburt zum Erkaufen im Nil bestimmt war. Es sieht aus, als wenn in der ganzen Zeit, da er die Israeliten in der Wüste führte, kein Beispiel eines Kinder-Mordes vorgefallen sey; denn sonst pflegt er bey Gelegenheit eines Verbrechens, dessen Strafe noch nicht bestimmt war, Gott zu fragen, und auf dessen Befehl zu verordnen, wie es mit der Bestrafung gehalten werden solle. Auch das sieht man aus der ganzen Geschichte, daß das vor 80 Jahren gegebene Geboth der Pharaonen, die gebornen hebräischen Knaben in den Nil zu werfen, längstens schon aufgehört haben mußte, weil die Pharaonen sich wegen der großen Abneigung des Volkes gegen diese unnatürliche Grausamkeit nicht im Stande sahen, länger darauf zu halten; denn sonst hätte Moses nicht ein Volk von mehr als 600000 Mannspersonen von 20 Jahr und darüber aus Aegypten führen können. Gewiß gehörten also die Israeliten zur Zeit Moses nicht zu den fühllosen Völkern, die das Wegwerfen der Kinder gleichgültig achten; hätten sie dies gethan, so wäre das Geboth der Pharaonen geblieben, und dann wären die Israeliten nicht 600000 Mann stark aus Aegypten gezogen. Selbst die Tyrannen müssen befürchtet haben, das Volk möchte alles wagen, wenn man auf dem Kinder-Morde bestände. Dies nun freylich ganz natürlich, aber bey einem Volke, das noch so viel

viel natürliche Liebe zu den Kindern hat, kann doch Schen vor Schande, und Armuth, Kinder-Mord im einzelnen veranlassen, so wie bey uns in Deutschland.

Man könnte vielleicht auf den Gedanken kommen, Moses sage deswegen nicht vom Kinder-Morde, weil er als unbezweifelt voraus setze, er sey aber so gut Mord, als der Mord eines Erwachsenen, und ihn auf eben dieselbe Weise bestraft wissen wolle, also seinerwegen nichts besonders zu verordnen nöthig finde. Allein, völlig wird doch hierdurch sein tiefes Stillschweigen nicht gerechtfertiget. Der Mord eines Erwachsenen muß nach mosaischem Rechte, wie jedes andere Verbrechen, durch Zeugen bewiesen werden, und das kann gemeinlich geschehen, wenn sie auch nicht gleich unmittelbar die Mord-That selbst, aber doch so etwas, welches Beweis von ihr ist, gesehen hätten; wo sich aber gar keine Spur fand, den Mörder zu entdecken, da hat er 5 B. Mos. 21, 1—9, eine eigene Verordnung, wie man es wegen des gefundenen Leichnames halten soll. Dies ist aber meistens bey dem Kinder-Morde anders, durch Zeugen kann er nicht leicht erwiesen werden, denn er geschieht zu verborgen; findet man aber den Leichnam eines neu gebornen Kindes, so gibt uns die Natur selbst ein Mittel, welches auch unsere Gesetzgeber wohl bemerkt haben, die Mörderin zu entdecken: Besichtigung derjenigen, auf die irgend ein Verdacht fällt, daß sie vor kurzer Zeit niedergekommen seyn möchten. Man sollte also doch deswegen einige Verordnungen erwarten, sonderlich da die Wüste so viel Gelegenheit anboth, dies Verbrechen zu begehen; aber nichts hiervon! Bey der ganzen Verordnung wegen eines gefundenen Leichnames, und zwar nicht in der Wüste, sondern künftig in Palästina, denkt Moses so gar nicht an Leichname von Kindern, daß er voraus setzt, er werde auf dem Felde gefunden; an statt daß man Körper der Kinder, die zu Untersuchungen Anlaß geben, gemeinlich im Wasser zu finden pflegt, und, nach seiner eigenen Erzählung, um die Zeit, als er geboren ward, der Nil, mit Kinder-Leichen geflossen haben muß. Da die Pharaonen den Kinder-Mord, das Wegwerfen der Kinder in den Nil gebothen hatten, so hätte es doch können nöthig seyn, dem Volke ausdrücklich zu sagen: Kinder-Mord ist ein Verbrechen. Insonderheit hätte man in dem Capitel, welches zur Ueberschrift hat:

Ihr

Ihr sollt nicht nach den Sitten Aegyptens, darin ihr gewohnt habt, handeln (*); allein, auch da ist nichts davon, was wir Kinder-Mord nennen, nichts vom Aussetzen oder Wegwerfen der Kinder, sondern bloß vom Opfern der Kinder (**), als wenn er außer dem abergläubischen Kinder-Morde gar keinen andern kannte, oder doch erwartete. Noch so viel andere alte Völker hatten das Recht, die Kinder auf dem Felde auszusetzen, wenn sie sie nicht erziehen wollten, und bis zur Zeit Ezechiels war dies unter benachbarten Völkern so gewöhnlich, daß Ezechiel, Cap. XV, 4. 5. 6, ein Bild davon hernimmt. Hier doch wenigstens die deutliche Erklärung: du sollst nach dieser Sitte anderer Völker nicht handeln, das hülflose Aussetzen ist Mordthat! Aber nichts hiervon.

Aus allem diesem fließt natürlich die Vermuthung, daß der Kinder-Mord zu Moses Zeit entweder äußerst selten, oder ganz unerhört gewesen sey, so daß er gar nicht nöthig fand, von ihm in seinen Gesetzen zu reden. Bloß den Kinder-Mord, den zu verbiethen unsere Gesetze unnöthig sind, da man seine Kinder, um Unglück abzuwenden, oder Segen zu erbitten, dem Hercules oder Saturn (Baal und Moloch) zum Opfer brachte, sahe er für so wahrscheinlich, das Beispiel anderer Völker, das sie gaben, für so verführerisch an, daß er gegen den nicht bloß wiederholte Gesetze gibt, sondern auch die allerstrengsten; das ganze Volk soll den, der seinen Sohn opfert, oder opfern will, sogleich ohne gerichtliche Untersuchung steinigen. Vor dem Kinder-Morde hingegen, der bey uns so häufig aus Furcht vor Schande, oder aus Krauth begangen wird, scheint er bey seinem Volke und zu seiner Zeit völlig sicher zu seyn. In der That finden sich noch jetzt Völker, nicht einmahl immer vorzüglich moralisch gute, unter denen der Kinder-Mord äußerst selten ist. Ein aus Amerika zurück kommender, der sich während des Krieges dort einige Jahre aufgehalten hatte, machte über die manheimer Preis-Aufgabe die Anmerkung: „in den englischen Colonien dieses Landes“ (den jetzigen 13 freyen Staten von Amerika,) würde es „äußerst überflüssig seyn, eine solche Frage aufzugeben, weil man dort von Kinder-Morde nicht höre, und es fer-

(*) 3 B. Mos. XVIII, 2.
(**) B. 21.

„ner Mutter einfallt, ein so unnatürliches Verbrechen zu begehen“. Diese Nachricht ist desto auffallender, weil in Amerika viele Dinge, die den Kinder-Mord verursachen könnten, zusammen kamen: ein Volk, das auf einem ziemlich hohen Grade der Cultur und des Luxus steht, — ein neues und angeheudes Volk. — Luxus und Cultur sind doch bey uns eine Haupt-Ursache des Kinder-Mordes, und ehemals übten neue Völker das Recht der Aussetzung, bis Gesetze es ihnen nahmen, allein in Amerika ist die gesetzgebende Gewalt von je her sehr schwach gewesen. Vielleicht haben Mangel der Strafen der zu Falle gekommenen, Befallen so gar der Schande (weil an einigen Orten Probest-Rächte (*) und Unkeuschheit im Jungfern-Stande erlaubt seyn sollen,) und daß bey der dort noch karglichen Bevölkerung eines unermesslich großen Landes, Menschen theuer sind, und leicht ihr Brod verdienen können, einen nicht geringen Antheil an dieser Erscheinung, wie man denn versichern will, daß Colonisten in Amerika am besten fortkommen, wenn sie viel Kinder mitbringen, die sie allenfalls zu Gelde machen können. Tugend hat wohl an diesem Mangel eines Verbrechens den wenigsten Antheil; denn diese Colonien waren ehemals der Ort, wohin England seine Diebe und Missethäter verbannete, und dem auch Deutschland einen großen Theil eben nicht seiner besten Menschen zuschickte.

Doch noch sonderbarer, als alles Stillschweigen Moses, ist der Proceß, den zwey öffentliche Huren (1 B. Kön. II, 16—28) bis vor Salomon's Thron bringen. Daß die eine aus mütterlicher Liebe ihr eigenes Kind behalten will, und darum kläglich thut, ist nicht zu verwundern, in ihr schlägt das Mutter-Herz, und man sieht solche zu Falle gekommene auch in Deutschland, die ihr Kind bey allen unangenehmen Folgen doch um Alles nicht missen würden. Aber daß die andere, an statt sich darüber zu trösten, daß sie ihr eigenes Kind im Schlafe erdrückt hatte, und es nur nicht ernähren durfte, ein fremdes stiehlt, gegen welches sie keine mütterliche Liebe haben kann, und es denn doch ernähren muß, die Sache bis vor den Thron des Königs verfolgt und ihm selbst das Urtheil äußerst schwer macht, ja mit einer solchen, sie als Nicht-Mutter verrathenden, Wuth

(*) Siehe Eh. XXIII, 6, 311.

endlich sagt, das Kind möge lieber zertheilt, als der andern gegeben werden, übersteigt alles, was in Deutschland als möglich gedacht werden kann. Wo selbst Huren so begierig auf Kinder sind, wie ist da Kinder = Mord denkbar.

Hier entsteht nun die Frage: War in der Einrichtung des Volkes, und der Gesetzgebung Moſi etwas, das den Kinder = Mord äußerst selten, und beynahe moralisch unmöglich machte? und, können wir dies in unserer Gesetzgebung nicht nachahmen, und dem Verbrechen, an statt es zu bestrafen, vorbeugen? Die erste Frage mit Ja! beantwortet, zieht nicht gleich ein Ja! auf die andere nach sich; denn ein Gesetz, welches in jener Zeit möglich war, kann in unserer Zeit vielleicht nicht möglich, oder doch bey uns nachtheiliger seyn, als daß die Verhütung des Kinder = Mordes den schädlichen Folgen desselben ein Gleichgewicht hielte. Beyde Fragen müssen daher in der Beantwortung von einander abge sondert werden.

Zur ersten! Allerdings ist es wahrscheinlich, und beynahe auf den ersten Blick in die Augen fallend, daß bey dem mosaischen Rechte der Kinder = Mord ein beynahe unmögliches Verbrechen ward, wenigstens bey solchen Müttern, die des Gebrauchs ihres Verstandes nicht beraubt waren; denn der Fall ist hier freylich auszunehmen, wenn die Mutter aus Raserey, oder aus einem äußerst seltenen unnatürlichen Hasse gegen ihre Kinder zu dieser schrecklichen That hingerissen ward, wie auch der schon oben genannte, gegen welchen Moſes mehrmahls in seinen Gesetzen redet, wenn nicht sowohl die Mütter, als vielmehr der Vater, aus schwarzem Aberglauben seinen Sohn heidnischen Göttern zum Opfer brachte.

Die gewöhnlichen Triebfedern des Kinder = Mordes, die ich (sagt Hr. Ritter Michaelis (*)) in der Hälfte der Preis = Schriften, und das in einigen sehr schön ausgeführt fand, sind: 1. Die große, bisweilen fast unauslöschliche Schande, die mit einer unehelichen Niederkunft verknüpft ist, und die die Obrigkeit durch alle Gesetze ihr nicht nehmen kann. In manchen Schriften fand ich zwar Gesetze vorgeschlagen, die wohl selbst den Aeltern aufs schärfste und unter Strafe verbotnen, der zu Falle gekommenen

(*) Es war Derselbe einer der gewählten Richter; siehe oben, S. 767.

irgend einige Vorwürfe zu machen; allein, theils waren sie zu hart, als daß sie einem nicht ganz aus Sklaven bestehenden Volke gegeben werden könnten, theils hängen Ehre und Schande (man sieht es bey unsern unwirksamen Duell = Gesetzen,) nicht von der Verordnung der Fürsten, sondern von der freyen Meinung des Publici ab; und wenn auch Gesetze hindern könnten, daß man der Unglücklichen nicht mit Worten Vorwürfe macht, so können sie doch den gleichen, den freundschaftlichen Umgang mit ihr nicht gebiethen, über den sie überhaupt nicht zu befehlen haben; schon die Entziehung von diesem ist eine Schande, welche von der, die die Ursache weiß, schärfer gefühlt wird, als Vorwürfe in Worten, auf die sich doch noch eine Antwort geben läßt.

2. Die verlorne Hoffnung einer solchen Ehe, als die zu Falle Gefommene ohne diesen Fehltritt hätte erwarten können. Dazu kommen noch 3. bürgerliche oder Kirchen = Strafen, und zwar gemeinlich von der beschimpfenden Art. Diese drey Ursachen machen, daß der Kinder = Mord da am häufigsten ist, wo das andere Geschlecht feinere Gefühle von Ehre hat, und Ehre dem Leben vorzieht. 4. Schwierigkeit, und bisweilen Unmöglichkeit, das Kind zu ernähren, welche, wie in mehr als Einer Schrift angemerkt ist, bisweilen so weit geht, daß die Mutter wirklich aus Erbarmen ihr Kind tödtet, weil sie es vor ihren Augen verschmachten sieht; wovon denn freylich ein großer Theil der Schuld auf Rechnung unserer Gesetze, oder ihrer gewöhnlichen Auslegung und Anwendung, kommt. 5. Alle diese Ursachen würden weniger Kinder = Mord zuwege bringen, wenn weniger unehelicher Verschlas wäre, aber durch die späten Ehen, und manches in unsern Ländern, das so viele Manns = Personen von dem Ehestande abhält, wird der uneheliche Verschlas, also auch seine Folgen mit ihm, weit häufiger.

Alle diese Ursachen, ohne die ein so unnatürliches, dem menschlichen Trieben widersprechendes, Verbrechen, unmöglich wird, fallen bey dem mosaischen Rechte, und den Sitten des Volkes, dem Moſes Gesetze gab, weg.

1. Die frühen Heurathen der Israeliten machten, natürlicher Weise, unehelichen Verschlas viel seltener, als er bey uns ist; und noch jetzt findet man bey der großen Veränderung der Sitten des jüdischen Volkes, doch unter Juden frühe Heurathen, und die Folge davon, weniger Unzucht. Luxus und immer steigender Aufwand, der bey dem Ehe =

Ehestande erfordert wird, ist bey uns ein großes Hinderniß der frühen Heurathen, oder macht sie vielmehr den meisten unmöglich. Die Gleichheit des Standes, die bey der Wahl einer Frau nach unsern Sitten beobachtet wird, und bey nahe zum Gesetz geworden ist, macht dieses Hinderniß noch schwerer, insonderheit da das andere Geschlecht nach und nach immer mehr fordert, und ungedenk, daß gemeinlich die Aeltern in ihren ungen Jahren, da sie heuratheten, noch nicht die Einkünfte hatten, die sie jetzt im 50 oder 60sten Jahre haben, will zwar die Tochter keinen fünfzigjährigen Bräutigam haben, erwartet aber doch von ihm mehr Aufwand, mehr Befriedigung ihrer künstlichen Triebe, als sie in ihrer Aeltern Hause gehabt hatte. Dies verbietet schon den meisten jungen Männern an eine Heurath zu denken, und gerade die immer mehr Mode werdenden Wittwen-Cassen, von denen man sich einbildet, sie beförderten die Heurathen, werden ein Hinderniß; denn da der junge Mann schon zum voraus die Forderung erwarten muß, daß er sogleich in eine Wittwen-Casse einsetzen soll, und nicht im Stande ist, diese neue Auflage auf das Heurathen aufzubringen, so ist er zu klug, als daß er um eine anhielte, von deren Aeltern er diese, sein Vermögen übersteigende Forderung erwartet. Dabey vermehren aber diese Wittwen-Cassen den vom Ehestande abschreckenden weiblichen Luxus aufs höchste; im Vertrauen auf dieselben, sind Damen, insonderheit von Adel, nicht haushälterisch; ihnen ist gleichgültig, ob der Mann übrig hat, und etwas hinterläßt; das Vertrauen geht so weit, daß sie ihn mit gutem Muthe bey ihrem Aufwande bankrott werden sehen, wenn er nur zeitlebens seine Einkünfte behält, denn nach seinem Tode sichert sie die Wittwen-Casse, wenigstens in ihrer Einbildung.

Hierzu kommt noch die unermessliche Anzahl derer, die ohne ihrer Hände Arbeit leben, und dabey vornehmer seyn wollen, als andere; vornehmer, als ihre Aeltern: der Studierenden. Mit diesen ist unser Stat überhäuft; spät können sie befördert werden, weil einer dem andern im Wege steht, also müssen sie spät heurathen, wovon denn oder die Folgen berechnen kann; Verführung der Frauen-Personen zur Unzucht, dies noch das erträglichste, oder Entkräftung durch unnatürliche Befriedigung ihrer Triebe.

In

In manchen Ländern kommen noch die großen stehenden Armeen dazu, und daß dem Soldaten, aus übel verstandener Politik, das Heurathen untersagt ist, oder er doch nicht so viel hat, Weib und Kind ernähren zu können, Ursachen genug, die Ehen seltener zu machen! Wie lange muß das Mädchen warten, ehe es seine natürliche Triebe auf eine gesetzmäßige Art befriedigen kann! wie starke Versuchung zu Fehlritten!

Dagegen stelle man sich ein Volk vor, welches den unsere Heurathen erschwerenden Luxus noch nicht kannte; unter dem gar keine Gleichheit des Standes erfordert ward, sondern der Herr seine Sclavinn nahm, oder sie seinem Sohne benlegte *); welches vom Ackerbau und von der herumziehenden Viehzucht lebte, den einzigen Stamm Levi (ungefähr den 50sten Theil des Volkes) ausgenommen, dem die Gelehrsamkeit gleichsam erblich war, der aber denn auch von den Jehenten leben konnte. Man pflegte zwar die Frau zu kaufen, aber nur für ein sehr Mäßiges, welches mit unsern, so oft das Vermögen des Freyers übersteigenden, und ihn in Schulden setzenden Geschenken in keinem Verhältnisse steht. Die fürchterliche Frage: Können Sie auch jetzt so gleich in ihrem 20 oder 25sten Jahre so viel in eine Wittwen-Casse setzen, und jährlich damit fortfahren, daß meine Tochter, wenn Sie sterben, standesmäßig zu leben hat? durfte der Freyer nicht erwarten. Hundert tausend Soldaten, die ungeheurathet bleiben mußten; zahlreiche Candidaten, die erst nach dem 30sten Jahre Hoffnung hatten, zu Brode zu kommen, kannte man noch nicht, auch noch nicht so viele Lohn-Bediente, sondern an deren Stelle Leibeigene, denen der Herr das Heurathen sehr gern verstatete, weil die Kinder ihm gehörten, und Zuwachs seines Vermögens waren.

Zwar mußte, als das Volk reicher ward, welches erst nach 600 Jahren unter Salomon geschah, der Luxus natürlicher Weise zunehmen; allein, so lange noch nicht die Gleichheit der Eheleute eingeführt war, und jeder Vornehme ein gemeines Mädchen, seine eigene Sclavinn, nehmen konnte, war kein so großes Hinderniß der Ehen; selbst die vornehmen Frauenzimmer mußten in ihren Forderungen mäßiger seyn, wenn sie nicht unverheurathet bleiben wollten.

(*) Siehe im XXXVI Th. gegenwärtigen Werkes, S. 688, fgg.
Oef. Enc. XXXVII. Th.

ten. Vielleicht werden sie sich desto eher dazu verstanden haben, wenn sie selbst das Beispiel der königlichen Prinzeßinnen vor sich sahen, die nicht Könige, sondern Unterthanen, Amtleute des Königes Salomon heuratheten, also doch um mehr als Eine Stufe herab stiegen.

Bei denjenigen Stämmen, die von der herumziehenden Schafzucht lebten, durfte der Vater seinem früh heurathenden Sohne nur einen sehr kleinen Theil der Heerbe übergeben, von dem er anfangs nothdürftig leben konnte, die sich aber bald vermehrte, und bey der man auch die Kinder früh zum Weiden brauchen kann, so daß sie selbst Reichthum und Erwerb find. Wenn bey denen, die Ackerbau treiben, der väterliche Acker, welcher zur Zeit der ersten Austheilung ziemlich groß war, endlich zum fernern Vertheilen zu klein geworden wäre, wiewohl er das später wird, wo er als völliges Eigenthum bearbeitet werden kann, und nicht, wie bey uns, unter dem hartem Zwange der Gemeinheit steht: so waren für die junge Mannschaft noch andere Mittel, Acker zu bekommen, übrig. Was anfangs bloß als Weide gebraucht war, theilte man, nach der Absicht Mosis, in Acker, da es schon mehr Menschen ernähren konnte; man machte unbebaute Plätze urbar, man eroberte mehr Land von den Cananitern, man führte kleine Colonien, auch wohl in entferntere Gegenden, z. B. 1 Chron. IV. 38 — 43. Das den Israeliten zugetheilte Land, dessen Gränzen weit ausgedehnter waren, als man sie mit einem klaren Widerspruche gegen Mose und die historischen Bücher macht, bis an den Euphrat, fast vom persischen Meer-Busen an, bis zum 35 Grad der Breite gieng, und am Libanon bis nach Baalbeck, konnte weit über die von Josua hinein geführten 600000 Mannspersonen ernähren, nicht bloß so viel, als wirklich unter David gezählt wurden, sondern noch weit mehr. Der Degen mußte freylich alsdann bisweilen Raum machen, ungefähr wie bey den alten Deutschen; nur mit dem Unterschiede, daß diese, wenn sie über den Rhein gingen, die durch Kriegesucht ihnen lange unüberwindlichen Römer vor sich fanden, die ihnen Wohnungen in der andern Welt anwiesen; die Israeliten aber mit kleinen, von den Cananitern übrigen, hilflosen und unverbundenen Völkern zu thun hatten.

In Nord-Amerika hing die erstaunlich geschwinde Bevölkerung, die, wie Hr. Mich a e l i s aus Franklins eigenem Munde

Munde vor dem Kriege gehört zu haben, versichert, in 25 Jahren sich verdoppelte, großen Theils davon ab, daß jeder früh heurathen, weiter landeinwärts ziehen, da die Wälder niederhauen, und dann das Land urbar machen konnte. Gerade dies war der Fall der Israeliten, und mußte frühe Heurathen so lange befördern, bis das ganze Land vom Euphrat zum Nil, und vom 30sten Grad der Breite zum 35sten, völlig mit Einwohnern besetzt war, welches aber bis auf Salomon nicht geschehen ist, und nachher noch weniger; denn später hin hat die Volks-Menge im israelitischen sowohl, als auch jüdischen Reiche sehr abgenommen.

2. Ein großes politisches Uebel, welches Moses in seinen Gesetzen dulden mußte, die Vielweiberey, trug doch sehr viel zu frühen Heurathen der Mädchen bey. Da Manns- und Frauens-Personen nicht bloß ungefähr in der Zahl gleich, sondern wirklich der zum Ehestande tüchtigen Personen unsers Geschlechtes ordentlich mehrere sind, als der vom andern, so lange kein ungewöhnlich verderblicher Krieg die Ordnung der Natur umkehrt, so versteht sich, daß, wo die Vielweiberey eingeführt ist, Manns-Personen sich um Mädchen bemühen müssen, und diese gewiß nicht nöthig haben, alte Jungfern zu werden. Ist ein Mädchen mannbar, so wird es ihm nicht leicht an Gelegenheit zur Heurath fehlen, insonderheit, wenn die Sitte dasselbe nicht zwingt, um der Gleichheit des Standes willen natürliche Triebe zu unterdrücken. Und bey so frühen Heurathen, mußte denn nothwendig der größte Theil der Versuchung zu Fehlritten der Jugend bey den Mädchen wegfallen, vornehmlich wenn sie früh durch ihre Mutter von dem fürchterlichen Gesetze (5 B. Mos. XXI. 13 — 21.) welches nicht auf die Niederkunft, sondern auf Mangel der Zeichen der Jungfrauschafft, Lebens-Strafen setzte, unterrichtet wurden. Wo hingegen ein Mädchen die heftigen Triebe der Natur gerade in den Jahren, da sie am regesten, und die Mädchen am unerfahrensten sind, nicht durch eine Heurath erfüllen kann, ist es da zu verwundern, wenn es von ihnen zu einer andern Befriedigung hingerissen wird?

3. Dabey war die Absonderung beyder Geschlechter unter den Israeliten viel größer, als bey uns, also auch nicht so viel Gelegenheit zur Verführung; und

4. eine geschehene Schwängerung hätte nach den mosaischen Gesetzen sich beynahe von selbst den Aeltern entdecken, und Nachfrage veranlassen müssen. Bey uns können Aeltern, die keinen Verdacht auf ihre Töchter werfen (und ordentlich hoffen sie nach älterer Liebe von ihren Kindern das Beste, vollkommene heilige Unschuld, denn ihre Kinder sind nicht wie andere,) wohl ganz unwissend seyn, ob sie ihre monatliche Reinigung haben; der Vater weiß gemeiniglich nichts davon, es würde beynahe unanständig seyn, wenn er sich darum bekümmerte, und es genau wüßte, ob seine Tochter ihre Reinigung hat, oder nicht? Die Folge davon ist, daß Aeltern die Schwangerschaft ihrer Töchter nicht merken, und wenn diese auch wünschte, daß ihre Aeltern davon wüßten, um ihr in ihrer Sorge, oder gegen ihren Verführer, oder sonst zu Veranstaltung einer geheimen verschwiegene Niederkunft zu Hülfe zu kommen, so bleibt doch wohl nach verlornen Jungfrauschaft, bey einer die wohl erzogen ist, und seine Gefühle von Ehre hat, so viel jungfräuliche Schamhaftigkeit übrig, daß sie das Wort nicht über die Junge bringen kann, dadurch sie ihr trauriges Geheimniß den Aeltern gern entdecken möchte. Selbst der Gedanke, daß sie ihre Aeltern äußerst betrüben würde, macht die beste gern reden wollende Tochter stumm; und die Aeltern haben sie zu lieb, irgend so etwas zu argwohnen. Bey dem mosaischen Gesetze entdeckte sich die Schwangerschaft der Tochter auch den Aeltern, so gar dem Vater, von selbst. Ein Mädchen ward levitisch unrein, wenn es seine monatliche Reinigung hatte, mußte sich von der übrigen Familie absondern, durfte niemanden anrühren; geschähe nun dies ein Par Monathe lang nicht, so mußten ja nicht nur die Mutter, sondern auch der Vater, merken, daß die gewöhnliche Reinigung mangelte, sie befragen, und genauer auf sie Acht geben. Künstliche Lügen, Nachahmung der Zeichen der monatlichen Reinigung, sorgfältige Verstellung der Schwangerschaft, waren wohl nicht leicht zu erwarten, da der Fehltritt kein so fürchterliches Unglück war, als in unserer Zeit, und der Schwängerer sie heurathen mußte, er mochte wollen oder nicht.

Gegen diese, vermuthlich lange vor dem mosaischen Gesetze gewesene alte Sitte der Urvwelt, die ohne weitem Zwang den Aeltern den Zustand ihrer Tochter verrieth, machen eine Menge von Vorschlägen, die Hr. M. in den zum Preis

ein-

eingelaufenen Schriften mit dem äußersten Widerwillen gelesen zu haben versichert, einen gewaltigen Contrast; 3. D. Aeltern, ja so gar Brod-Herren, sollen für die Schwangerschaft, und den daraus entstehenden Kinder-Mord ihrer Töchter und Dienst-Mägde responsabel seyn, und ihnen die Pflicht auferlegt werden, monatlich die Wäsche ihrer Kinder und Gesindes zu visitiren, um zu sehen, ob sie auch ihre monatliche Reinigung ordentlich haben. Solche harte Gesetze entwirft bloß ein Slave für Slaven, und aus dem Lande, wo sie im Gange wären, und jede Haus-Frau diese ekelhafte Arbeit selbst bey der Wäsche ihres oft schmutzigen Gesindes übernehmen müßte, bey Strafe, für den Kinder-Mord zur Verantwortung gezogen zu werden, müßte jeder fliehen.

5. Derjenige, der eine Jungfer beschlafen hatte, mußte sie schlechterdings heurathen, wofür der Vater sie ihm geben wollte. Fand aber der Vater dieses nicht für gut, so mußte er so viel geben, als sonst der Kauf-Preis einer Ehefray war. Welches von beyden er thun wollte, stand nicht in seiner Wahl, sondern bloß in der Willkür des Vaters der Geschwächten. Hiervon war nun die Folge, daß die zu Falle Gefommene gar nicht in Furcht stehen konnte, durch ihre Niederkunft die Hoffnung einer künftigen Ehe zu verlieren, und ewig unverheurathet zu bleiben. Ihre Schwangerschaft den Aeltern zu verhehlen, oder eigentlich, sie ihnen gerade zu zu entdecken, konnte nicht Furcht der Folgen, sondern bloß jungfräuliche Schamhaftigkeit, und Furcht, die Aeltern zu betrüben, sie abhalten. So gar die Folge des unehelichen Beischlafes, Schwangerschaft und Niederkunft, war eher ein Trost für sie, weil sie dadurch den Beweis gegen die Mannsperson hatte, und sie zur Heurath nöthigen konnte. Noch ferner war die Folge, daß ihre Schwangerschaft sie keiner großen Verachtung bey allen übrigen, am wenigsten aber einer unauslöschlichen Schande aussetzte. Freulich, daß sie zu Falle gekommen war, mußte ihr Vorwürfe der Ihrigen, und auf einige Zeit Verachtung der Bekannten zuziehen; aber das that der Fehltritt selbst, nicht die Schwängerung, nicht die Geburt eines Kindes, die war eher Heilungs-Mittel dagegen. Durch die Heurath kam sie denn doch wieder zu Ehren, und in ihrem künftigen Leben mußte der Fehltritt ihrer Jugend von selbst vergessen werden, so gut wie wir es vergessen, wenn eine Frau auch

Fff 3

um

um ein Par Monathe zu früh niederkommt, und der Verdacht auf keinen andern, als ihren Mann, fällt. Kurz, derjenigen fürchterlichen Verachtung war sie nicht ausgesetzt, die jetzt eine zu Falle Gefommene, und denn von ihrem Verföhrer siten gelassene, in mancher tugendhaften Stadt zeit-lebens zu erfahren hat.

6. Strafe stand auf der unehlichen Niederkunft einer Israelitin (vielleicht mit Ausnahme einer Priesters-Tochter) schlechterdings nicht, weder Geld-Strafe, noch eine beschimpfende, nichts unserer häßlichen Kirchen-Buße ähnliches. Nicht einmal ein Sünd-Opfer ist dafür verordnet, also schlechterdings kein öffentliches Bekenntniß des beschämenden Fehltrittes.

7. Hingegen hatte im väterlichen Hause begangene und verheimlichte Unzucht, die durch keine Niederkunft entdeckt war, und durch welche der künftige Bräutigam betrogen ward, alle die, und noch fürchterlichere Folgen, als bey uns unehliche Niederkunft. Hand der junge Mann seine Braut in der ersten Nacht nicht als Jungfer, so schickte er sie, wie bey manchen andern südlichen Völkern, den Aeltern wieder zurück, bey denen sie, weil sie nun durch ihre Tochter recht grob beschimpft waren, schlechte Zeit gehabt, und verachtet genug gewesen seyn wird; kam es gar zur Klage, welches wohl selten der Fall seyn mochte, und es kam heraus, daß sie die Zeichen der Jungfrauschaft durch vorher gegangene Unzucht verloren hatte, so ward sie, wegen dieses Betruges des Mannes, der Ehebrecherinn gleich gestraft, und so wie diese gesteiniget. Also, nicht Niederkunft, nicht ein Kind, sondern die böse Handlung der Unzucht selbst, und zwar eigentlich diese nur dann, wenn sie durch keine Niederkunft entdeckt war, benahm die künftige Hoffnung der Ehe, brachte Schande, und setzte so gar Lebens-Strafen aus. Schwangerschaft und Niederkunft war, gedachter Mäßen, gleichsam Heilmittel gegen alles dieses.

Wie war es bey diesen Gesetzen möglich, daß eine zu Falle Gefommene ihre Schwangerschaft künstlich verheimlichen, und das Kind tödten sollte; dadurch sie doch gewiß die Zeichen der Jungfrauschaft nicht wieder bekam? Es ist wahr, Schamhaftigkeit, auch wohl kindliche Scheu vor ihren Aeltern, und Furcht sie zu betrüben, werden es ihr schwer gemacht haben, von selbst den Aeltern die traurige Entdeckung zu machen; allein, daß diese sie selbst machen

möch-

möchten, mußte des Mädchens Wunsch seyn, und wenn die Aeltern bey ausbleibender monathl. Reinigung einen Verdacht fasseten, so mußte sie unsinnig gewesen seyn, das beständig fort zu läugnen, was geschehen war. Die Zeit rückte überdies heran, da ein Freyer um sie anhielt, und wenn der keine Zeichen der Jungfrauschaft bey ihr fand, hatte sie schimpfliche Zurücksendung, Verachtung im älterlichen Hause, oder gar den Tod, zu erwarten. Hier mußte ihr doch, auch ohne alle Schwängerung, das Herz geschlagen haben; sie mußte, mit Entdeckung des Geschehenen, ihre Aeltern gebeten haben, sie entweder dem Freyer abzuschlagen, oder ihn von demjenigen, was geschehen war, und was zu vergeben in seiner Macht stand, zu benachrichtigen.

8. Nach Mosis Gesetzen blieb die Leibeigenschaft; man konnte nicht nur sich selbst, sondern auch seine Kinder zu Leibeigenen verkaufen, nur daß die Leibeigenschaft bey einem Israeliten bloß bis in das siebente Jahr nicht lebenslang dauerte; wobey ich freylich glaube, daß bey einem verkauften Kinde diese sieben Jahr erst von der Zeit an gerechnet sind, da es erwachsen war, und völlige Dienste thun konnte. Was man auch gegen die Leibeigenschaft sagt, sie sey unter der Würde des Menschen, so gibt sie doch dem Menschen einen Geld-Werth, und macht, daß es nie an Reichen fehlen wird, die ihres eigenen Vortheiles wegen, einem Kinde Unterhalt und Erziehung geben. Nicht die allerärmsten Aeltern, auch nicht die Mutter, die mehrere uneheliche Kinder gehabt hätte, können versucht werden, an ihr Kind, für welches sie keinen Unterhalt haben, Hand zu legen, um es nicht verschmachten zu sehen; sie durften es ja nur verkaufen, so ward es nicht allein ernährt, sondern sie gewannen noch das, bey einem Kinde, freylich kleine Kauf-Geld. So hart war, wenigstens für ein israelitisches Kind, diese Leibeigenschaft nicht, daß sie lebenslang dauerte. Wäre gar eine Leibeigene aus unehlichem Verschlafe fruchtbar geworden, so hatte sie wegen des Unterhaltes für ihr Kind nicht die geringste Sorge, es gehörte ihrem Herrn, und ohne zu fragen, ob es ehelich oder unehelich war, war es ihm geboren; er fütterte es aus eben dem Triebe groß, aus welchem er ein Kalb nicht verschmachten ließ, das seine Ruh brachte. Als edel rühme ich dieses nicht, aber das Kind war doch versorgt.

Fif 4

Hier

Hier wird man sich vielleicht wieder der englischen und deutschen Colonien in Nord-Amerika erinnern; bey ihnen ist Leibeigenschaft, aber nicht auf lebenslang, sondern, recht wie bey Mose, auf sieben Jahr. Kinder sind daher Reichthum; der arme Ankömmling, der viel Kinder mitbringt, verkauft sie, gewinnt dabey die Bezahlung seiner Ueberfahrt von Europa nach Amerika, ohne selbst Leibeigener zu werden, und behält noch wohl etwas zum Anfang seiner Haushaltung übrig. Ursache genug der Seltenheit des Kinder-Mordes in Amerika, wiewohl man auch da noch mehrere angeben könnte! Im alten israelitischen State mußte sie, mit so vielen andern Ursachen zusammen treffend, benyenne Unmöglichkeit dieses unnatürlichen Verbrechens bewirken.

9. Alles bisher gesagte reicht doch noch nicht hin, den Proceß der beyden Huren (1 B. Kön. 3.), da die eine so begierig auf ein Kind ist, welches nicht das ihrige war, zu dem sie keine mütterliche Liebe haben konnte, zu erklären; sie muß doch bey diesem Kinde einen mercklichen Geld-Vortheil gehoffet haben, der sie auf ihre Gegnerinn so ergrimmt machte, und zu einer so gräulichen, gegen sie entscheidenden, Antwort hinriß. Es ist wahr, sie konnte das Kind verkaufen; aber bey einem noch an der Brust saugenden Kinde würde der Kauf-Preis sehr geringe gewesen seyn, 2 B. Mos. 27, 6. Aus mosaischen Gesetzen kann man hier nicht Rede und Antwort geben, denn nach denselben sollten öffentliche Huren gar nicht geduldet werden; daß sie aber zu Salomon's Zeiten geduldet wurden, ist aus der Geschichte offenbar, da sich zwey, noch dazu in Einem Hause wohnende, mit freyem Geständnisse ihrer Lebensart an das höchste Gericht des Königes selbst in eigener Person wenden. Aber nach andern orientalischen Rechten läßt sich doch vielleicht etwas errathen, wodurch ein Kind selbst Huren so vortheilhaft ward. Öffentliche Huren wurden, bereits erwähnter Maßen, wieder das Gesetz Moses geduldet, ihre Häuser aber scheinen unter einer gewissen Polizey gestanden zu haben, die für die Erhaltung des Kindes sorgte, und das mit einem nicht geringen Vortheil der Mutter. Weit und breit herrscht unter den Arabern, so wie ehemals unter den Israeliten, das Recht, daß die Mutter das Kind bis zu Ende des dreysigsten Mondes stillen, dem Vater stillen soll, der ihr aber auch dafür, selbst wenn er sich von ihr geschieden hätte, Unterhalt geben muß; wie wenn eben dies

dies von der Polizey auch auf die unter ihrer Aufsicht stehenden Huren ausgedehnt wäre? In solchen Falle verlor diejenige, die ihr eigenes Kind erdrückt hatte, durch dessen Tod viel, und gewann durch den Diebstahl eines fremden Kindes wieder, Wohnung, Unterhalt und Belohnung, bis in das dritte Jahr, vielleicht noch gar Erziehungs-Geld auf längere Zeit, oder das Recht, das Kind zu verkaufen. Bey Huren, die unter einer Polizey-Aufsicht ihr Gewerbe treiben, wäre denn auch ein Recht gar wohl möglich, wodurch der Vater, der das Kind zu ernähren schuldig sey, ausgemacht würde; es dürften nur Register über die Mannspersonen, denen der Zutritt gestattet ward, gehalten, und dann die Monde, bis zu den ersten Zeichen der Schwangerschaft, oder zur Niederkunft, nachgerechnet werden. Ob ein Scepticus gegen diese Berechnung medicinische Zweifel machen könnte, thut nichts zur Sache; genug, sie wurde von der Polizey angenommen, und wer diese bloß geduldeten Befriedigungs-Orter seiner Begierden besuchen wollte, mußte sich auch den Irrthum gefallen lassen. Das versteht sich freylich, daß eine solche Berechnung nicht möglich gewesen wäre, wenn die hiernit ihr Brod verdienenden Personen an Einem Tage der Lust aller, die sie haben wollten, Preis gewesen wären; das wird aber auch in keinem Hause dieser Art, welches unter Polizey-Aufsicht steht, der Fall seyn. Hieraus erhellet, daß selbst öffentliche Huren, Vortheil, großen Vortheil, bey dem Leben ihrer Kinder hatten, und daß ihnen, wenigstens zu Salomon's Zeit, ein starker Bewegungsgrund zu Erhaltung ihrer Kinder gegeben ward.

Aber nun entsteht die weit wichtigere Frage: Können nicht eben diese Mittel noch jetzt, und sollten sie nicht angewandt werden, dem Kinder-Morde vorzubeugen, und uns in die glücklichen Zeiten zurück zu bringen, in denen man nicht fragen durfte: welches ist die wirksamste und abschreckendste Strafe des Kinder-Mordes? Die Frage theilt sich wieder, und betrifft: 1. Mittel der Beförderung früher Heurathen, also der Verminderung der Unzucht unverheuratheter Töchter, davon der Kinder-Mord so häufig die Folge ist. 2. Mittel, auch solche, die wirklich zu Falle gekommen sind, vom Kinder-Morde abzuhalten.

1. Die Ursachen der frühen Ehen unter dem Volke, dem Moses Gesetze gab, waren (außer Klima und gewissen National-Begriffen von Ehre, von Unsterblichkeit des Namens, die allein durch Nachkommen und Nahmen in genealogischen Tafeln erhalten werden konnte, auch noch einigen andern im mosaischen Rechte angeführten,) folgende.

1. Alte Einfalt der Sitten, und Mangel des Luxus. Diese bey uns weiter herzustellen, ist unmöglich. Bey jedem Volke wird der Luxus von Jahren zu Jahren größer werden, so wie der Reichthum wächst, und man eine Menge von Bequemlichkeiten und Genüssen kennen lernt. Gesetzgebende Klugheit soll suchen, sein Wachsthum einzuschränken, so viel sie kann. Beyspiele der Großen können noch mehr thun, als Gesetze; aber am Ende ist er ihr doch zu mächtig, und sie soll das Unmögliche nicht versuchen. Man soll noch dazu mit großer Vorsichtigkeit thun was man kann, und das Unmögliche, vielleicht auf andere Art schädliche, nicht unternehmen. Es ist bereits oben erinnert worden, daß der Mode: Gedanke unserer Zeit, Wittwen: Cassen, (ich rede aber nicht von Gnaden: Wittwen: Cassen,) ein neues Hinderniß der Ehen machen, und in der Zukunft noch mehr machen werde.

2. Auf Gleichheit des Standes sahen die Israeliten bey der Ehe nicht, die Frau trat auch nicht immer durch die Ehe mit dem Manne in gleichen Stand, sondern blieb, was sie war, Sclavin. Können wir dies nachahmen, und dadurch die frühen Ehen erleichtern? Ich fürchte, das können wir nicht, Gesetze sind dazu zu schwach, und jeder wählt ja für sich. Zugegeben fürs erste, die bey uns fast zur Nothwendigkeit gewordene Gleichheit des Standes beruhete auf lauter Einbildungen von Ehre, auf thörichtem Ahnen: Stolz, und dem nachahmenden vornehmen und geringer bürgerlichen Standes: Stolz: so sind immer Gesetze viel zu schwach, unsere Begriffe von Ehre zu bilden; und wer dies unternimmt, kennt die Anfangsgründe der gesetzgebenden Klugheit nicht, gibt Gesetze, so unwirksam, als zur Beschämung derer, die sie gegeben haben, alle Duell: Verbothe sind. Aber mit der Gleichheit des Standes sind doch auch wirkliche Vorzüge und Unnehmlichkeiten einer solchen Ehe verbunden, auf die kein Vornehmer gern Verzicht thun wird, die Gesetze mögen es ihm erlauben, oder ihn dazu ermahnen, so viel sie wollen; befehlen können sie es doch gewiß nicht! Wir sind nun einmahl gewohnt, unsere Frau nicht bloß zu den wesentlichsten Absichten des Ehestandes,

son-

sondern auch zum Umgang, zur Erhohlung in Gesprächen von unsern Geschäften, und dem täglichen Einerley derselben, zu wählen; dazu ist eine von sehr niedrigem Stande, wegen Mangels gleicher Erziehung und gewisser Kenntnisse, nicht recht geschikt. Nicht bloß angenehm, sondern auch bisweilen wichtig ist es uns, daß unsere Frauen mit uns am Umgange mit andern unsers Standes Antheil nehmen können; und hier würden wir uns doch immer einer schämen müssen, die eine zu niedrige Erziehung gehabt hat.

Sehr zu wünschen wäre es, daß die Ehe zur linken Hand eingeführt würde, und wie dieses geschehen solle, das ist eine der wichtigsten Aufgaben der gesetzgebenden Klugheit. Bey einigen Vorschlägen, selbst den Carmerischen, finde ich etwas anfangs sehr einladendes, das aber in der Folge eben so abschreckend werden, und fast noch mehr Flucht vor der Ehe zur linken Hand, als unserer gewöhnlichen, verursachen wird. Allein, etwas kann vielleicht durch dieses Mittel der großen Kostbarkeit unserer Ehen abgeholfen werden; nur hat die Sache viel Schwierigkeit, und wird, wenn sie auch am glücklichsten ginge, nicht auf alle Stände wirken. Eigentlich erleichtert sie bloß den Vornehmen die Ehe, nicht dem niedrigeren Stande, der doch auch durch den Aufwand vom frühen Heurathen abgeschreckt wird; also sie hilft einem kleinen Theile der Mitglieder des States, insonderheit dem von Gelehrsamkeit und Verdienungen lebenden. Dabey wird selbst dieser sich nur selten, nur der Tugendhafte, der einen unwiderstehlichen Beruf zur Ehe in sich fühlt, zu einer Ehe entschließen, deren Unannehmlichkeit wegen Verschiedenheit der Erziehung die Gesetze nicht wegnehmen können; und wie mancher sucht durch Heurathen sein Glück zu machen, Beförderung oder Geld zu erlangen! Für den hätte denn doch die Ehe zur linken Hand auch keinen Reiz. Sehr zu wünschen wäre es, daß sie, aller dieser Hindernisse ungeachtet, gewöhnlich würde, wenn sie auch gleich im nächsten Zeitalter es nicht bleiben möchte, damit diejenigen, die Frauen zur rechten Hand werden wollen, ihre Forderungen von Aufwand, die jetzt den Ehestand manchem fast unmöglich machen, etwas herabstimmen, oder sich entschließen müßten, in ihrer Jungfräuschaft zu bleiben, oder unter ihrem Stande zu heurathen. Sähe man solche Beyspiele, so würden mit der Zeit die Prätensionen der Damen von besserem Stande gemäßigter, und die Sache würde wieder werden, wie sie vor ein oder zwey Menschen: Altern war. Ehen mit Leibeigenen, die unter

unter dem israelitischen Volke so sehr gewöhnlich waren, sind gleichfalls Ehen zur linken Hand, und haben für den Mann den Vortheil, daß die Frau sich nie, wie nach den Carmer'schen Vorschlägen in gewissen Fällen angeht, von ihm trennen, und ihn dadurch wirklich in sehr große Verlegenheit setzen kann; auf ihre Einführung aber wird die gesetzgebende Klugheit wohl schwerlich denken. Sie hat wegen des Unterschiedes der Cultur und Erziehung alle Unannehmlichkeiten einer andern Ehe zur linken Hand; unsere gesetzgebende Klugheit macht sich zur Absicht, die Leibeigenschaft so viel als möglich aufzuheben, diejenigen, die wegen Mangel der Einkünfte, von einer Ehe gleiches Standes, abgeschreckt werden, haben gemeinlich keine Leibeigene; und daß die Zeiten wieder kommen, in denen man Mädchen im Kriege erbeutete, und sie dann verkaufte, wird wohl niemand wünschen, sondern unsern nicht so häufigen Kinder-Mord für ein geringeres Uebel halten. Dieses Mittel ist also bey uns unanwendbar.

3. Der israelitische Stat war auf den Ackerbau gegründet, und hatte zum Grundsatz, daß Jedem ein Stück Landes angewiesen war. Bey einem schon gegründeten State, in dem alle Acker bereits ihren Herrn haben, die Hälfte der Nation aber ohne Acker ist, ist dieses nachzuahmen unmöglich; auch haben wir keine unbebaute Gegenden im Rücken unsers Vaterlandes, die wir urbar machen könnten, wie die Amerikaner, diese in solcher Menge, daß sie sich bey dem Anfange des Krieges mit England, von dem sie ein so günstiges Ende nicht erwarteten, schon entschlossen hatten, ihr jetziges Land die ganze Küste zu verlassen, und tiefer in das Innerste des Landes zu ziehen. Ob es möglich sey, in Ländern, wo noch große fruchtbare Gegenden ungebaut liegen, wie z. B. in Ost-Preussen, an statt fremde Colonisten hinein zu ziehen, sie jungen Bauer-Söhnen, die früh heurathen wollten, einzuräumen? ob bey so schweren Kriegen, mit der halben Welt, die einen so großen Theil der jungen Mannschaft wegnehmen mußten, noch ein Ueberschuß bleibt, dem man die Ehe erleichtern sollte, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. In dem fruchtbaren Ungarn geht es gewiß nicht an.

4. Für Lohn-Bediente, die nicht heurathen dürfen ohne ihren Dienst zu verlieren, wieder Leibeigene einzuführen, wird auch niemanden zu einer Zeit beyfallen, in der man damit umgeht, die Leibeigenschaft, wo sie noch ist, aufzuheben. Hingegen

s. den

5. Den Soldaten das Heurathen zu erlauben, dazu ist schon in den kriegertschesten Staten, im Preussischen, der Anfang gemacht. Dieses also nicht mehr bloßes politisches Project wohl aber das: Soldaten das Geld zu verschaffen, daß sie Weib und Kind ernähren können.

6. Die Vielwelberey, welche Moses als ein altes Herkommen's Recht wegen der Herzens-Härtigkeit seines Volkes dulden mußte, wieder einzuführen, wird auch wohl niemand, der ihre Folgen kennt, vorschlagen. Ganz von der Moral nicht zu reden, ist sie, bloß politisch betrachtet, ein großes Uebel, welches, wenn es weit geht, den Stat entvölkert, weil bey ihr so viel Männer unverheuratet bleiben müssen, und zehrt Frauen, die Einen Mann haben, gewiß nicht so viel Kinder gebären werden, als wir von zehn monogamischen Ehen im Durchschnitt erwarten können. In der That würde sie auch bey uns nicht einmahl ein Hilfsmittel zur Beförderung der Ehen seyn, so lange man den Aufwand der Ehen, und die Präensionen nicht mindern kann, die Frauenzimmer vom vornehmen und Mittel-Stande an den Freyer und Mann machen; er findet schon seine Einnahmen nicht hinlänglich, einer einzigen Genüge zu leisten, an Polygamie wird er wohl gar nicht denken können. Und umgekehrt, das alberne Mädchen, welches bey seinem jungen Freyer mehr Aufwand und Luxus erwartet und fordert, als es bey seinen Aeltern gehabt hatte, würde doch wohl so thöricht oder vernünftig seyn, den Freyer auszuschlagen, den sie mit einem halben, oder allenfalls mit zwey Duzend anderer Frauen theilen sollte.

Sollte des Hrn. D. Forster Gedanke richtig seyn, (dennt höher als Gedanke kann man ihn nicht qualificiren; nicht Berechnung aus Geburts-Registern, oder Zählungen, ist er,) daß bey der Vielweiberey die Zahl der gebornen Mädchen sich vergrößere, und die Zahl der Knaben verringere: so wird der Politiker noch mehr Ursache haben, gegen die Einführung der Polygamie zu protestiren; sie würde ja einen äußerst schwachen, wehrlosen Stat von meistens Weibern geben.

7. Die asiatische Absonderung beyder Geschlechter, sichert zwar die Tugend des einen etwas mehr, setzt es aber auch, nicht bloß in Absicht auf Cultur und Kenntnisse, sondern auch im moralischen Character, so herunter, ist für dasselbe so drückend, und beraubt beyde Geschlechter so vieler Annehmlichkeiten und Verschönerungen des Characters, daß diese hoffentlich kein Kenner und Freund zurück-wünschen, kein Europäer für

DeF. Enc. XXXVI. Th.

Ggg

fehl

sein Europa verlangen wird. Doch er wünsche was er wolle, so ist die Einführung unmöglich; ein Gesetzgeber, der sie versuchen wollte, würde nicht allein hart, sondern auch thöricht seyn. So gar, wo man auf diese Weise Gelegenheit zur Unzucht verhüten will, entsteht gemeinlich Unzucht schlimmerer Art, gegen die der natürliche Trieb erregende Umgang der beyden Geschlechter eines der besten Verwahrungs-Mittel zu seyn scheint. Die zu klostermäßig eingerichteten Schulen, wo man kein junges Mädchen zu sehen bekommen soll, folgen dieses im Beispiele. Ein noch größeres mag ich nicht einmal anführen; man kann etwas davon errathen, wenn man weiß, um welche Zeit, und wo, die natürlichen Sünden zuerst in Deutschland Mode geworden sind. In den Ländern Asiens, auch wohl andern, wo noch jetzt die Absonderung beyder Geschlechter dauert, findet man zwar weniger Verführungen der Frauenzimmer, dagegen aber gerade jene schlimmere Arten der Unzucht.

Werk der mosaischen Gesetzgebung war auch diese Absonderung nicht, sondern Sitte des Volkes, die ihre gute und schlimme Folgen hatte; nur, wie ich glaube, mit einem Uebergewichte der letztern. Muhammed hat sich von der Sitte seines Volkes beschleichen lassen, sie als Gottes Geboth in sein Gesetz-Buch einzutragen, nicht Moses.

Ich erinnere mich hierbey, (sagt Hr. Ritter Michaeis,) der sonderbaren Antwort auf die Preis-Frage, die ich in einer der eingelaufenen Schriften fand: Nachts, wie in Venedig! Die Meinung war vermuthlich, man solle öffentliche Huren-Häuser anlegen. Man könnte aber auch die Antwort so verstehen: Führt Knaken-Schänderey ein! Dieses wäre freylich ein kräftiges Mittel gegen den Kinder-Mord, nur ein zehn Mal größeres Uebel für ein geringeres; in der That aber wäre die Vorschrift: Führt asiatische Absonderung der Geschlechter wieder ein! den Folgen nach ziemlich mit jener gleich.

II. Mittel, auch solche, die zu Falle gekommen sind, vom Kinder-Morde abzuhalten.

1. Ein levitisches Gesetz, den alten Sitten Asiens so ganz gemäß, nach welchem ein Frauenzimmer zur Zeit seiner monatlichen Reinigung unrein ist, und andere nicht berühren kann ohne sie zu verunreinigen, wieder einzuführen, wird hoffentlich niemand vorschlagen; die Unmöglichkeit leuchtet in die Augen, und einmahl als Religions-Gesetz haben wir es nicht,

als

als bürgerliches würde es nichts helfen. Die Vortheile dieses levitischen Gesetzes müssen wir also nothwendig entbehren; und wir haben kein Substitut dafür, das nicht zu hart wäre.

2. Daß derjenige, der eine Jungfrau beschlafen hatte, sie nothwendig heurathen mußte, wofür der Vater ihm dieselbe geben wollte, war ein der natürlichen Billigkeit sehr gemäßes Gesetz Moses. Ohne das geringste von der Verordnung Moses zu wissen, haben sehr viele, deren Schriften eingelaufen waren, denselben Vorschlag gethan; (einige wenige mit einer Ausnahme zu Gunsten des adeligen Verführers,) er scheint auch auf den ersten Blick sehr natürlich und den Zweck erreichend zu seyn. Es wäre allerdings zu wünschen, daß er ein Stück unserer Gesetzgebung würde, aber doch nur, in so fern es nach den jetzigen Umständen möglich ist, denn es sind verschiedene Schwierigkeiten damit verknüpft.

Zu Moses Zeit hatte das Gesetz keine Härte, jeder mußte es billig finden; aber jetzt, da wir einmahl der Gleichheit des Standes in der Ehe gewohnt sind, und ihre nicht bloß eingebildete Annehmlichkeiten kennen, schon im Hause unserer Aeltern, und täglich in Gesellschaften kennen gelernt haben, wird es doch für den von besserer Erziehung auferst hart seyn, eine von weit niedrigerem Stande heurathen zu müssen, insonderheit da wir nicht, wie in dem mosaischen State, das Recht der Polygamie haben, er sich also keine Frau von besserer Erziehung zum Umgange, und Mitbringen in Gesellschaften, dazu nehmen kann. Er wird also zeitlebens nichts, als eine Beyschläferin, haben können. Sollten Europäer, so gut als Juden, bisweilen eine Herzens-Härtigkeit haben, welche die Anwendung der billigsten Gesetze mißrath, so möchte sie hier wohl eintreten; die so aufgedrungene Frau möchte sehr schlechte Zeit haben, der Mann sehr ausschweifen, und, zwar nicht bey Deutschen wie sie jetzt sind, denn deren Denkungsart ist das Mittel nicht angemessen, aber doch bey andern Völkern Gift der unangenehmen Ehe ein Ende machen.

Doch diese Aussichten von Folgen auf die Seite gesetzt, wie soll der Beweis geführt werden, daß derjenige, den das Mädchen angibt, wirklich der Schwängerer sey, wenn er es läugnet? und das wird bey uns häufig geschehen, so bald die Folge des Geständnisses ist, daß er eine Person von niedrigerem Stande heurathen müßte; so gar Aeltern und Verwandte werden ihn zum Läugnen bereden, wenn er auch für sich, ehrlich, oder billig, oder verklebt genug wäre, die Wahrheit zu sagen

Ggg 2

sagen. Es versteht sich, den Fall nehme ich an, den wirklich seltenen Fall, wenn die Sache gar nicht geläugnet werden kann. Wahrscheinlicher Beweiss aus dem häufigen Umgange, auch wohl dem Alleinbeysamenseyn, wird doch wohl nicht hinlänglich seyn sollen; sonst stände es in jedes hübschen und listigen Mädchens Vermögen, einen nicht unfühlbaren Jüngling, zu dem es Lust hätte, zu seinem Manne, und noch überdies in den Kauf zum Vater eines fremden Kindes zu machen. Den Eid der Klägerinn wird man hoffentlich nicht als Beweis annehmen wollen (so wie etwa die Engländer bey Nothzucht); und so bliebe nichts übrig, als dem Beklagten den Eid zu zuschreiben. Dieses wäre allerdings bey den Israeliten hinreichend gewesen, einem alten eidscheuen Volke, bey welchem Gott noch durch Mosen andere Vorkehrungen gemacht hatte, daß einem Meineidigen sein Meineid zeitlebens im Kopfe herum ging, bis er ihn, ohne dadurch ehrlos zu werden, bekannte und widerrief, und wo die Mißheurath keine Schande war, auch die Verwandten nichts dagegen zu erinnern hatten; aber bey ganz andern Umständen kann man nichts anders erwarten, als, daß viele mit Recht Beklagte sich los schwören, wenn es nicht auf Alimente sondern auf Heurath ankommt; alsdann ist die arme Verführte noch übler daran, und der Meineid würde endlich gar, zum unermesslichen Nachtheil des States, Sitte des Volkes werden, so wie schon, leider! Eidbruch bey Versprechungs-Eiden ein sehr alltäglicher, in den Augen der Leute verzeihlicher Fehler geworden ist. Aber das Schlimmste ist, bey dem jetzigen Seltenwerden der Ehen, und der Gleichheit des Standes, welche die Ehe gibt, würde ein solches Recht die Sitten des andern Geschlechtes sehr verschlimmern, es zum angreifen den Theil machen, und in Verführerinnen verwandeln. Das zu lange sitzen gebliebene Mädchen, was hätte das anders zu thun, als einem nicht unempfindlichen jungen Menschen Schlingen zu legen, bis es ihn endlich so weit hätte, daß er es nach Mosis Gesetz heurathen müßte? und das von niedriger Geburt, insonderheit dem die Natur Reize verliehen hat, dürfte nur den vornehmen Jüngling verführen, um in einen höhern Stand zu kommen, aus der Schneider-Tochter eine begüterte gnädige Frau zu werden. So bald ein solches Verderbniß der Sitten bey dem andern Geschlechte herrschend wird, und daselbe in Verführerinnen verwandelt, greift es, wegen des Tones, den es gibt, und der von ihm am meisten abhängenden Bildung des Characters der Kinder, weiter um sich, und wird all-

gemein.

gemein. Und hier würde nicht bloß das Mädchen niedrigeren Standes, oder das sitzen zu bleiben befürchtende, sondern auch das vornehme, gleiche Künste anzuwenden gewohnt werden, weil ihm sonst andere mit der Beute davon gingen. Selbst Aelteren würden behülflich seyn, wie sie es schon bisweilen gewesen sind, ob häufiger in Romanen, als im wirklichen menschl. Leben? will ich aus Bescheidenheit nicht zu bestimmen wagen. Ob die schöne Verführerinn oder Verführte gewesen ist, oder ob gar beide einander verführt haben, und die ganze Schuld auf die Natur fällt, kann ein Gericht ohnehin nicht entscheiden; die Liebhabenden pflegen über ihre kleine sanfte Handel, über Augenwinke und Händedruck, nicht immer Acten zu führen. Das wäre freylich sehr zu wünschen, daß, so oft ersichtlich ist, die Tochter sey verführt, der Verführer der natürlichen Dilligkeit gemäß angehalten würde, sie zu heurathen, (wofern sie ihn nehmen will, und ihre Aelteren einwilligen, ich sehe auch nicht den geringsten Grund, warum der Adel hier ein Vorrecht haben sollte, andere ungestraft und ohne Genugthuung zu verführen, wenigstens wenn er nicht zugleich der Selbst-Rache jedes und aller Beleidigten von den Gesezen Preis gegeben würde, da doch wohl das ein Volk von Sklaven seyn müßte, welches Königen ein Recht zugeschränke, seine Töchter zu verführen. Ich begreife auch nicht, was das Publicum darunter litte, wenn die aus einer solchen Ehe erzeugten adeligen Kinder in den Gütern nicht successionsfähig wären, (falls anders diese Ueberbleibsel des Lehens, Rechtes unveränderlich und weise sind,) oder wenn sie nicht in hohe Stifter kommen könnten. Was für ein Unglück wäre es denn für das Publicum, wenn die adeligen Güter an andere Lehens-Verwandte fielen? wenn der letzte Zweig durch Einmischung von Bauern-Blut verwerflich würde, und dann der Landesherr einmahl Gelegenheit hätte, einen andern verdienten Mann mit dem heimgefallenen Lehen zu begnadigen? wenn gar alle hohe Stifter eingingen, und die Güter besser angewandt, oder die Dom-Stellen bloß an verdiente Männer als Belohnungen gegeben würden? — Aber wo die Verführung nicht sehr klar ist, möchte ich nicht gern allgemeine Geseze, die zur Ehe mit der zu Falle gekommenen zwängen, (lieber solche, die eine Injurien- und Entschädigungs-Klage begünstigten, wo sie billig ist,) nicht das ganze Gesetz Mosis, wie es vor etlichen tausend Jahren sehr wohl bestehen konnte, eingeführt sehen. Ganz kann man es doch nicht einführen, wenn man nicht die Polygamie mit-

Egg 3

ein

einführen will; denn wenn nun die Mannsperson versprochen, oder gar ein Ehemann wäre, so wird man sie doch nicht nöthigen sollen, zu ihrer Braut oder Frau eine andere zu nehmen. So gar ein neues, den Kinder-Mord vervielfältigendes, Unglück würde jetzt aus einem solchen Rechte entstehen. Hat der Angeklagte sich von der Schwängerung los geschworen; (und das wird er 2 gegen 1 thun, wenn die Geschwächte viel niedriger Standes ist, und seine Verwandte stolz sind,) so kann er auch nicht nur zu keiner Genugthuung, sondern auch nicht einmal zur Alimentation und Erziehung des Kindes angehalten werden. Die Folge davon ist nicht nur öfters eigentlicher Kinder-Mord, weil die Mutter nicht selbst das Vermögen hat, das Kind zu ernähren, sondern noch häufiger, daß Kinder verhungern, oder aus Mangel der Nahrung kränkeln und sterben. Kommt es hingegen nicht auf Ehe an, die der Beklagte für Unglück auf lebenslang ansieht, sondern bloß auf Alimete, auch so gar reichliche und standesmäßige, so wird er nicht leicht einen falschen Eid schwören.

3. Abschaffung aller Strafen der unehelichen Niederkunft, weil die Furcht vor denselben, insonderheit der beschimpfenden Kirchen-Buße, durch welche die Schande der Geschwächten öffentlich bekannt gemacht wird, eine der wirksamsten Ursachen des Kinder-Mordes ist. Dies ist der Vorschlag, den so viele eingelaufene Schriften gethan, und schon, nur mit Auslassung des entscheidenden Grundes aus den göttlichen Gesetzen des alten Testaments, ausgeführt haben. Ich trete ihm (erklärt sich Hr. M.) völlig bey, und halte ihn für nothwendig; sehe aber aus den Schriften, theils, daß viele den Zweifel gegen ihn haben, ob nicht eine solche Abschaffung der Strafen gegen Religion und gute Sitten sey, und dem Laster Thür und Thor öffne? theils, daß in Ländern, wo die Kirchen-Buße durch landesherrliche Verordnungen abgeschafft ist, eifrige Prediger, in der That aus grober Unwissenheit, sie doch noch, entweder völlig, oder mit einer kleinen Veränderung, fortsetzen, der Sache wenigstens mit großer Kränkung der Unglücklichen und ihrer Familie auf der Kanzel erwähnen, und sich gar nicht enthalten können, Büttel der Kirche zu seyn.

Hier wird uns nun das mosaische Gesetz sehr wichtig. Zwar wenn wir auch nichts von ihm wüßten, wäre doch klar, daß die Religion nichts gegen die Abschaffung der öffentlichen Nüßung und Kirchen-Strafe dieses Fehltrittes, beynahе möchte ich sagen: Unglücksfalles, haben kann, da die Bibel sie nir-

gends befiehlt, und Jesus selbst darüber von den Pharisäern getadelt wird, daß er groben Sünderinnen gütig begegnet, ohne ihnen Vorwürfe zu machen; Strafen Gottes drohet die Bibel den Sündern, wenn sie sich nicht bekehren, überlaßt es aber ganz der gesetzgebenden Klugheit, auf welche Sünden von Menschen Strafen gesetzt werden sollen; so gar, auf noch weit ärgere Sünden der Unzucht, Selbstbesleckung des einen oder andern Geschlechtes, hat man doch unter Vorwand der Religion auch keine Kirchen-Buße gesetzt. Auch ist nicht zu besorgen, daß bey Aufhebung der Strafen unehelicher Niederkunft, die guten Sitten untergehen werden; ein anderes wäre es, wenn von Strafen der Mannspersonen die Frage wäre, (die verdienen sie allerdings!) aber die Geschwängerte hat ohnehin abschreckende Strafen genug zu erwarten, die sie ohne Gesetz ganz öffentlich treffen; sie hat doch gewiß Heruntersetzung, Verachtung, Entziehung ihrer Gesellschaft, oder Vorwürfe zu gewarten, sieht ihre Hoffnung einer gewünschten Ehe verschwinden, und muß sich entschließen, entweder zett lebenslang unverheuratet zu bleiben, oder mit einer Ehe sehr zufrieden zu seyn, die sie sonst gewiß ausgeschlagen, wohl recht verächtlich abgewiesen haben würde. Allein, wie gesagt, das mosaische Recht gibt hier die völlige Entscheidung. Fand Gott, da er selbst durch einen Propheten einem Volke bürgerliche und Kirchen-Gesetze gab, nicht nöthig, eine Strafe auf den Fehltritt einer Unverheuratheten zu setzen, so ist Obrigkeit und Kirche, die dies gleichfalls nicht thut, oder die an schrecklichen Folgen so reichen unvernünftigen Strafen abschaffet, durch seinen Vorgang gewiß und sicher, daß sie nicht sündigt. Gott selbst wird doch in seinen Gesetzen keine Unterlassungs-Sünde begangen haben.

Da ich (fährt Hr. M. fort,) in so manchen eingelaufenen Schriften gesehen habe, was für einen, alle meine Erwartung übersteigenden, Unfug Prediger in solchen Ländern, in denen die Kirchen-Buße abgeschafft ist, selbst im Preussischen, treiben sollen, und dadurch von ihrer Seite alles thun, den Kinder-Mord zu befördern: so wünschte ich freylich vor allen Dingen, daß sie nicht bloß durch Befehle, sondern auch durch Belehrungen, die ihrer Fassung gemäß wären, zurecht gewiesen würden. Aber dabey sollte doch auch billig schärfer über die Gesetze gehalten, und gestrafet werden, und das nicht so gelinde, als Consistorien mit Geistlichen zu verfahren pflegen.

Wem muß nicht beyfallen, daß hier eine ästimatorische Jurien: Klage gegen den Injurianten Statt finden sollte? und diese nicht vor dem parteyischen geistlichen, sondern vor einem weltlichen Gerichte geführt? Und, ich dünkte, überdies sollte noch die grobe Uebertretung des obrigkeitlichen Gesetzes, das angemessene Recht über die Gemeinde zu herrschen, gestraft werden. Sollte denn nicht der Narr, welcher Andere, wieder des Landes: Herren Befehl, in der That Kirchen: Buße thun läßt, selbst Kirchen: Buße thun, auftreten und öffentlich bekennen, er sey ein Ungehorsamer, ein Injuriant, ein Narr? Würde das Verbrechen gegen die Landes-Gesetze wiederholt, so müßte ein solcher Tyrann der Kirche abgesetzt werden. Seine Unwissenheit kann ihm nicht zur Entschuldigung dienen, nicht sein irrendes Gewissen, welches doch ordentlich nur Herrschaft und Bösartigkeit ist. Der Laye kann allerdings unwissend, und doch Glied der Kirche seyn, der Lehrer aber soll nicht unwissend seyn, soll die ganze Bibel, auch das alte Testament, kennen, im Stande seyn, daraus Andere zu belehren, und ihnen Rede und Antwort zu geben; ist er das nicht, und zwar so gröblich, daß er sich ein Gewissen macht, so vernünftigen landesherrlichen Befehlen zu gehorchen, nun so ist er auch nicht tüchtig Lehrer zu seyn. Ueberhaupt, findet er die landesherrlichen den Predigern gegebenen Befehle, und die Kirchen: Gesetze, wieder sein Gewissen, so soll er nicht Prediger seyn. Erzeigte sich aber gar aus den Inquisition: Acten einer Kinder-Mörderin, daß der Prediger durch seine gesetzwidrige Kirchen: Buße oder Straf: Predigt die Veranlassung dazu gegeben habe, so wäre wohl die Frage: sollte er nicht die Kinder-Mörderin zum Schafaut begleiten? dies nicht als Geistlicher, nicht als Tröstender, (wer wird von einem solchen Trost haben wollen?) sondern als Mit-Schuldiger, der zusieht, was seine Kanzel: Sünden für Folgen haben?

4. Das Gesetz von den vermisseten Zeichen der Jungfrauschafft, ist zwar in seiner ganzen Härte auf unsere Staaten nicht anwendbar, da überhaupt schon die auf Ehebruch gesetzten Lebens: Strafen unter unserm Himmelsstriche und bey unserer Verfassung eine äußerst niedrige Wirkung haben würden. Auch ist es wohl von Mose so strenge nicht gemeint, kam nicht in Übung, wo kein Kläger war, und der war nicht, wenn die den Aeltern zurück geschickte junge Frau keine Klage erhob; auch hatte, wo nicht, außer dem zur Zurücksendung hinlänglichen Mangel, auch das wirkliche Factum einer vorhergegangenen Hurerey

erwiesen oder eingestanden wurde, die Todes: Strafe nicht Statt. Allein, wenn es so weit wieder eingeführt würde, als es der natürlichen Billigkeit gemäß, und bei so vielen asiatischen und afrikanischen Völkern üblich ist, daß der junge Ehemann seine Braut zurückschicken kann und darf, wenn sie bey dem ersten wirklich vollzogenen Verschläfe kein Zeichen der Jungfrauschafft gibt; so würde dieses nicht nur ein starkes Gegenmittel gegen den Kinder-Mord, sondern auch sonst auf manche Weise nützlich seyn.

Es ist klar, die jetzt so häufig zum Kinder-Mord verleitende Schande, und Verlust aller guten Aussichten einer künftigen Ehe, steht, wo sie nicht stehen sollte, bloß auf dem guten Theile des Vergehens, der Fruchtbarkeit des Verschlafes, und Vermehrung des menschlichen Geschlechtes, nicht auf dem Vergehen selbst; und das ist natürlicher Weise die Ursache des so häufigen Kinder-Mordes, und der noch häufigern Abtreibung der Frucht. Nach jenem natürlicheren Rechte, (welches wir freylich von Römern nicht lernen konnten, weil bey ihnen die Jungfern einige Jahrhunderte hindurch selten Zeichen der Jungfrauschafft hatten, so wie jetzt in Frankreich,) steht sie auf der Unzucht selbst, und kann durch nichts abgewendet werden, als durch ein Geständniß desselben an den Freyer vor Ertheilung des Ja: Wortes, und seine vielleicht erhaltene Erlassung, in was für Ausdrücken diese denn auch geschehe, oder unter was für Bedingungen sie gegeben werde. Welche zu Falle gekommene das weiß, wird gewiß ihr Kind nicht ermorden; und welche Jungfer es früh genug von ihrer Mutter gehört hat, wird nicht nur weit stärkere Bewegungsgründe haben, sich vor Hurerey, sondern auch vor Selbstbesteckung zu hüten, durch welche dieses Zeichen, worauf ihr so viel ankommt, eben so gut verloren gehen kann. Zucht und Ehrbarkeit würde dieses natürlichste Gesetz auf das schärfste erhalten, und dabey vermuthlich auch diejenigen stumme Sünden viel seltener werden, über welche jetzt die Aerzte in Deutschland so sehr klagen, und von den fürchterlichen Verwüstungen der Gesundheit reden, die sie anrichten, dagegen dem Arzte das Gegenmittel schwer wird. Auch die natürliche Billigkeit tritt hier ein. Wie sehr unbillig ist es, daß der Mann, bey einem so wahrscheinlichen und unwiederleglichen Verdachte eines Betruges, diejenige zur Frau behalten soll, bey der er die wesentliche Bedingung, daß sie Jungfer wäre, voraussetzte, und wegen deren Treue er aufs künftige noch weit weniger gesichert ist, als bey einer,

die wirklich ein Kind gehabt hat, weil er denjenigen nicht weiß, der sein Vorgänger in der Liebe gewesen ist, also ihm auch das Haus nicht verbieten, ihm die Beine nicht nach gutem Natur-Rechte entzwey schlagen kann, wenn er wieder herein-kommt? Es ist wahr, das unglückliche Mädchen kann diese Zeichen auch auf andere Weise verloren haben (*), ordentlich aber doch nur durch ein Laster, welches moralisch ärger, und medicinisch schädlicher ist, als unehelicher Beyschlaf, durch Manustupration, oder gar noch schrecklichere exquisitere Gattungen weiblicher Unzucht; aber so leidet es doch gewiß nicht unverschuldet; und den jungen Mann zu überzeugen, daß sie so, und nicht durch einen ihm künftig fürchterlichen unbekannten Rival verloren seyn, ist schlechterdings unmöglich. Er muß sich immer vorkommen, als wolle auf dem Kopfe etwas wachsen.

In der That sehr zu wünschen wäre es, daß man hier von dem römischen und canonischen, zu dem Rechte der gesunden Vernunft, welches so viele Völker in Asien und Afrika haben, zurück kehrte. Wichtigere Ursachen, als bloß die Verhütung des Kinder-Mordes, rathen es an. Die Einwendung, der Mann könne doch betrogen, und die Zeichen der Jungfräuschaft können erkünstelt werden, (eine Sache, die niemand läugnen wird,) kommt mir ungefähr so vor, als wenn man die Klage des Diebstahles abschaffen wollte, weil ja doch jemand bestohlen werden kann, ohne es zu merken, und den Thäter zu wissen, oder es beweisen zu können, und dann das Recht der Klage keinen Nutzen schafft. Eben so wenig ist es ein Einwurf, daß viele Männer von ihrem Rechte gar keinen Gebrauch machen, und ihm gern entsagen würden: das geschieht auch in Asien und Afrika, aber darum sey demjenigen sein Recht nicht genommen, der davon Gebrauch machen will.

5. Ist es rathsam, die Leibeigenschaft, in so fern sie dem Menschen einen Geld-Werth gibt, und es dem Reichen vortheilhaft macht, Kinder zu kaufen und zu erziehen, wieder einzuführen? Aus der Frage selbst sieht man schon, daß sie nicht von derjenigen Leibeigenschaft auf lebenslang redet, die man bisher in so manchen Provinzen Deutschlands abgeschafft hat, oder abzuschaffen wünscht, weil sie nicht bloß hart ist, sondern auch so oft den Bauer unthätig macht, ihm Hindernisse der Heurath in den Weg legt, und, nach augenscheinlicher

Erfahr-

(*) Siehe Th. XXXI, S. 750, f.

Erfahrung einiger Länder, die Bevölkerung hindert und nicht befördert; sondern ungefähr von einer solchen, als die Leibeigenschaft des auf sechs Jahr verkauften Israeliten nach dem mosaischen Rechte war, ein neueres Beyspiel zu nennen, als sie jetzt in Nord-Amerika bey Leibeigenen von englischer und deutscher Ankunft ist. Ueber das Verkaufen derer, die ihre Ueberfahrt nach Amerika nicht bezahlen können, oder doch ihrer Kinder, sind die Meinungen sehr getheilt. Einigen kommt sie fürchterlich hart vor; andere, die aus jenem Lande vor Kurzem nach Deutschland zurück gekommen sind, beschreiben sie als gütig und politisch vortheilhaft; sie behaupten, viele, die zuerst ihre Ueberfahrt mit siebenjähriger Dienstbarkeit bezahlen mußten, hätten sie in einem blühenden Zustande gefunden. Allerdings wäre dies eine wichtige politische Aufgabe, und man könnte hinzu setzen: wo gemäßigte Leibeigenschaft sey, können auch Ehen zur linken Hand mit Leibeigenen geschlossen werden, die eine bessere Erziehung gehabt hätten, und wohl gar als Kinder vom Käufer für seinen Sohn groß-gezogen wären. Mein wichtigster Zweifel ist nur, ob die Sache in Deutschland thunlich sey? Zweyerley scheint ihr im Wege zu stehen. In Nord-Amerika, wo hinter den Colonien noch eine unermessliche Strecke wüste liegt, die angebauet werden kann, sind Menschen-Hände selten und theuer, und dem frey werdenden Leibeigenen ist immer Gelegenheit genug offen, sein Brod zu erwerben. Dies ist in unserm bereits stark bevölkerten Vaterlande anders; würde in demselben ein Kind so viel gelten? zu kaufen so vortheilhaft seyn, als in Amerika? da wir Hände im Ueberflusse haben, aber dann, nichts für sie zu thun, keine öde Länder die wir urbar machen können, oder (wegen der schädlichen Gemeinheiten) dürfen? Hände das Kind keine Käufer, so fiel der ganze Vorschlag von selbst weg. Auch ist Deutschland, durch seine Eintheilung in so viele kleinere Staaten, die sich nicht immer mit einem freundschaftlichen Auge ansehen, fast überall Gränze. Das gekaufte, und dann noch mit Mühe und Unkosten erzogene Kind würde, so bald sein Stand ihm mißfiel, leicht über die Gränze entlaufen, und wenn in dem andern Fürstenthume nicht gleiches Recht der Leibeigenschaft eingeführt wäre, nicht wieder zu erhalten seyn. Ließe sich der Flüchtling männliches Geschlechtes gar unter die Soldaten annehmen, so versteht es sich von selbst, daß der erste Käufer und Eigenthümer nichts gegen ihn ausrichten könnte. Also dieser, sonst viel für sich habende, und zur Erhaltung des Lebens

Lebens armer, nicht bloß unehelicher, sondern auch ehelicher Kinder wirksame Vorschlag, gehört, wenigstens in Deutschland, zu dem Unmöglichen.

6. Der vor Salomon geführte Proceß bringt endlich noch die Frage in das Andenken, wer das uneheliche Kind einer Hure, die mit mehreren zu thun gehabt hat, ernähren solle? Sie ist, wie Hr. W. sagt, desto wichtiger, da aus den eingelaufenen Schriften practischer, Acten anführender Männer sich zeigt, daß unter den Kinder-Mörderinnen, in einigen Gegenden vorzüglich Huren dieser Art sind, und noch eine viel größere Anzahl seiner Kinder aus eigentlichem Mangel der Nahrung umkommen mag. Die Juristen theilen sich hier. Einige legen Jedem, der ungefähr um die Zeit mit der Hure zu thun gehabt, und Vater seyn könnte, die Pflicht der Alimentation auf, unter andern aus folgendem Grunde, weil er durch seinen Bey Schlaf es dem Gerichte unmöglich macht, falls er auch nicht Vater sey, den wahren Vater ausfindig zu machen, und das Kind doch ernährt seyn müßte; Andere sprechen ihn von der Verpflichtung los. Wir kommt dies unläugbar vor: will man Kinder Mord, und, was noch schlimmer ist, daß 40 bis 50 Tausend so viel Kinder Hungers sterben, verhalten, will man der Menschen Leben erhalten, so muß man deutliche Gesetze geben, nach welchen jeder, der sich ungefähr um die Zeit mit der feilen Person vermischt hat, und den Verdacht nicht durch einen Reinigungs-Eid ablehnen kann, verbunden sey, den Unterhalt des Kindes, wenn andere nicht auszufinden oder zu erreichen sind, ganz und reichlich zu geben. Dies Reichlich habe ich hinzu gesetzt, weil die Mutter gar nicht im Stande ist, wie sonst eine Geschwächte, etwas beizutragen, auch das Gericht wohl Bedenken finden möchte, das Kind ihr zum Säugen und Erziehen zu überlassen. Unbequem wird das Recht demjenigen freylich seyn, der sich mit allgemeinen Huren vermischt; aber unbillig ist es nicht. Er kann ja ausweichen, wenn er fein züchtig lebt; will er das nicht thun, so lasse er sich auch die Folgen gefallen; und kommen sie ihm hart vor, so sehe er sie als Strafe an!

Von demjenigen also, was etwa zu Mo'ss Zeit den Kind-Mord so selten machte, daß der Gesetzgeber nicht einmal nöthig fand, ihn zu erwähnen, ist wenig auf unser Vaterland anzuwenden; wir müssen auf andere Mittel denken, ihn so selten zu machen, als wir können, nicht als er zu Mo'ss Zeit war, denn das gehört zum Unmöglichen. So wie jedes Alter

des Menschen andere Sattungen voll moralischem Uebel hat, so sterben auch bey Völkern in ihrem erwachsenen Alter, und bey mehrerer Cultur, einige Verbrechen gleichsam ab, oder werden seltener, andere aber treten an ihre Stelle.

Ein gefährliches Weglegen oder Aussetzen der Kinder (*), (*Crimen expositiois infantum*), wofern dadurch derselben gewaltsamer Tod verursacht wird, ist als eine Art eines qualificirten Todtschlages anzusehen (†). In so fern *animus occidendi directus* des Aussetzenden erwiesen ist, ist auch sodann, wenn der Tod eines lebendigen und gliedmäßigen Kindes durch das geschehene Aussetzen bewirkt wird, ein eigentlicher Todtschlag vorhanden. Wenn jedoch derjenige, der ein gliedmäßiges Kind aussetzt, geradezu den Tod desselben eben nicht gewollt hat, so muß man besonders dahin sehen, ob das Aussetzen auf eine gefährvolle Art und Weise (‡) geschehen, und solcher Gestalt wenigstens *animus occidendi indirectus* bey dem Exponenten wirklich vorhanden gewesen sey, oder nicht. In dem ersten Falle ist ein vorsätzlicher, und in dem andern ein aus Unvorsichtigkeit begangener Todtschlag vorhanden, wenn nämlich in beyden Fällen der Tod des ausgesetzten Kindes wirklich erfolgen sollte (‡).

Zu

(1) Bey todtegeborenen Kindern und bey Erwachsenen kann die geschehene Aussetzung nicht leicht nach den Grundsätzen, die von dem Todtschlage gelten, beurtheilt werden; es wäre denn, daß man einen hüllosen und unbedeckten Menschen in einer ihm unbekannten, oder von Menschen entfernten Gegend aussetzte, und dadurch seinen Tod bewirkte. *Berger Eleck. Crim. P. 2. obs. 124.*

(2) L. fin. C. de exposit. infant. *Heine de expositione infantum ex idea iuris nat. rom. & germ. (Erf. 1756.) §. 36.*

(3) Bey dem Aussetzen kommt alles darauf an, ob das ausgesetzte Kind, in Rücksicht der Zeit, des Ortes, und der Art und Weise, Todes-Gefahren bloß gesteller worden sey.

(4) Art. 132. P. G. O. *Puffendorf Proc. Crim. c. 25. §. 40. Strubben, im 5 Th. der rechtl. Bedenken, n. 30. Müller de expositione infantum.*

Zu den Zeiten des *Nomulus* war zwar das Aussetzen der Kinder männliches Geschlechtes in Rom verbotnen, allein dagegen das Aussetzen der Kinder weibliches Geschlechtes unter gewissen Einschränkungen erlaubt⁽⁵⁾. Nach den Gesetzen der zwölf Tafeln war das Aussetzen neugeborner Kinder (*liberorum sanguinolentorum*) schlechterdings erlaubt⁽⁶⁾. Dieser Gebrauch hat sich in Rom sehr lange erhalten, bis er endlich unter den Kaisern *Trajan*, *Hadrian*, und *Antonin dem Frommen*, aufhörte⁽⁷⁾, und bey der Strafe des *Legis Corneliae* verbotnen wurde⁽⁸⁾.

Bei den ältesten deutschen Völkern war das Aussetzen und so gar das Töden neugeborner Kinder kein Verbrechen⁽⁹⁾. Nach der peinlichen Gerichts-Ordnung⁽¹⁰⁾, muß man bei einer geschehenen Aussetzung neugeborner Kinder, einen Unterschied machen, ob das ausgesetzte Kind gestorben ist, oder nicht. In diesem Falle muß man auf die Bewegungs-Gründe sehen, die einer Person zu dem vorgenommenen Aussetzen ihres Kindes die Veranlassung gegeben, und auch ferner darauf Acht haben, ob bei der geschehenen Aussetzung zugleich die gehörige Sorgfalt zur Erhaltung des Kindes bewiesen worden ist, oder nicht. Denn, wenn alle Umstände eine gefährvolle Aussetzung zu erkennen geben, und solcher Gestalt, wo nicht gar *animus occidendi directus*,

(5) *Dionys. Halicarnass. L. 2. p. 88. Ramos de poena parricidii, L. 2. p. 257. Gebauer, exercit. acad. V. 1. p. 141.*

(6) *L. 1. §. 2. de iur. et fact. ignorant. L. 9. §. 1. ad L. falcid. L. 29. de manumiss. test.*

(7) *L. 4. de agnoscend. vel alend. lib.* Einige meinen, daß das Aussetzen der Kinder schon zu denen Zeiten, da die Könige aus Rom vertriehen waren, verbotnen gewesen sey. Andere setzen die Zeit dieses Verbotnes in die Zeiten des Kaisers *Diocletian*, *L. ult. C. de patr. qui fil. distrax.*; und noch Andere in die Zeiten des *K. Constantins des Großen*, *L. vi. C. de his qui parent. vel lib. occid. Henne, l. c. Sect. 2. §. 23—27.*

(8) *L. 2. 4. C. de exposit. infant. L. 3. C. ad L. Cornel. de Sicar. Nouell, 153.*

(9) *de Böhmmer, ad Art. 131. C. 6. §. 17.*

(10) *Art. 132, p. E. D.*

rectus, doch wenigstens *animus occidendi indirectus*, nach allen seinen Eigenschaften bei dem Aussetzen vorhanden gewesen ist, so findet auch unter solchen Umständen eine Leibes-Strafe Statt⁽¹¹⁾. Ist aber ein ausgesetztes Kind lebendig erhalten worden, und geben die Umstände zu erkennen, daß der Aussetzende keine böse Absicht mit dem Kinde gehäget, sondern sich vielmehr die Erhaltung desselben auf alle Weise habe anlegen seyn lassen, indem er alle Gefahr abzuwenden gesucht hat, so findet alsdann nur eine willkürliche Strafe Statt, die, nach Beschaffenheit der Umstände, in Gefängniß oder Landes-Verweisung bestehen kann⁽¹²⁾. Ein ausgesetztes und lebendig erhaltenes Kind sieht man in zweifelhaften Fällen für ehelich und rechtmäßig an⁽¹³⁾; indessen pflegt man dasselbe sofort zu taufen, wosern nicht rechtlich bewiesen werden könnte, daß solches die Taufe bereits erhalten habe⁽¹⁴⁾. Daß auch diejenige Person, die ihr Kind ausgesetzt hat, zu den Verpflegungs-Kosten gehalten werde, wosern dieselben aus deren Gütern bestritten werden können, leidet keinen Zweifel.

(11) *de Böhmmer, ad Art. 132. C. C. §. 4.*

(12) *Carpzov. q. 10, n. 17. 18. Henne, l. c. §. 34.*

(13) *Leyser, Spec. 613, n. 9. Menoch. L. 6. Praef. 54. n. 20. Kress und Clafen, ad Art. 132. C. C.* Es wollen zwar angesehen Rechts-Lehrer, daß wenigstens in Deutschland eine gegenseitige Vermuthung aelten müsse, und ein Findling daher die Zulassung zu Rufen und Handwerken nicht begehren könne; s. *de Böhmmer ad Carpzov. q. 10. obs. 4. Heinze, de eo, quod iustum est circa expositos infantes (Lpf. 1731) n. 1. §. 7.* Allein nichts desto weniger verdient die angeführte Meinung, wenigstens in so fern de lege condenda die Rede ist, nicht allein den Vorzug, sondern es erfordert auch die Menschen-Liebe, daß für arme Findlinge besser, als bisher geschehen ist, gesorgt werde. *Quistorp's Entwurf zum Gesetzbuch, §. 148.*

(14) *Can. 10. de consecr. Dist. 4.* Ein angehängter Zettel von einer unbekannten Person, worin gesagt wird, daß das Kind bereits die Taufe erhalten habe, macht keine *fides iuridicam*, sondern das Kind ist dem ungeachtet zu taufen. *Stryck, ad Brunnem. Jus Eccl. L. 2, c. 1, membr. 2.*

Zweifel (15). Wofern jedoch der Erponent entweder unbekannt seyn sollte, oder die Verpflegungs-Kosten nicht leisten könnte, so liegt, nach der Regel, dem Gerichts-Herrn die Verbindlichkeit ob, die Findlinge zu ernähren (16); es wäre denn, daß die unter dem Gerichts-Zwange befindlichen Einwohner dazu, oder wenigstens zum Beitrag, vermöge der Observanz, gehalten wären (17).

Wenn ein lebendiges gliedmäßiges Kind von dem geschehenen gefahrvollen Aussetzen verstorben seyn sollte, so ist entweder zugleich der Vorsatz des Erponenten, vermöge der vorhandenen Umstände (18), genugsam bewiesen, oder nicht. In dem ersten Falle finden diejenigen Grundsätze, die von vorsätzlichem Todtschlage überhaupt gelten, Statt. Obgleich Einige sodann nach dem Unterschiede, ob zugleich animus occidendi directus, oder indirectus, bewiesen sey, auf die Strafe des Ertränkens, oder des Schwertes, erkannt wissen wollen

(15) Heinze, l. c.

(16) Leyser, Spec. 613, n. 5. 6. 7. 8. Carpzov. qu. 9. 10. n. 28. Schilter, exerc. 50, §. 3. Heinze, l. c. p. 40. 41. Struben, im 1 Th. der rechtl. Bedenken, n. 171. Die Gründe, welche man anführt, die Verbindlichkeit des peinlichen Gerichts-Herrn zur Ernährung der Findlinge zu beweisen, sind zwar an und für sich unerheblich, s. Meißner, im peinl. Proceß, S. 552; und einige Rechts-Lehrer wollen daher auch dieselbe der Gemeinde eines jeden Ortes aufgelegt wissen, de Böhmer ad Carpzov. qu. 10, obs. 4. Allein, nichts desto weniger wird die angeführte Meinung, vermöge welcher die Verbindlichkeit zur Ernährung der Findlinge als eine Last der Gerichts-Herrschaft angesehen wird, durch den Gerichts-Gebrauch bestätigt. Struben, a. a. O. Einert diss. de onere alendi infantes expositos, Lpf. 1777. Hommel, obs. 245.

(17) Ludovici ad Art. 132. C. C. Titius, iur. privat. Lib. 6, c. 9, §. 15.

(18) Solche Umstände sind besonders, wenn man einen abgelegenen Ort zum Aussetzen des neugeborenen Kindes gewählt hätte; wenn man bei einer rauhen und kalten Witterung die Aussetzung vornähme, oder, wenn man ein neugeborenes Kind leicht bloß und unbedeckt, augenscheinlichen Todes-Gefahren aussetzen sollte.

wollen (19), so pflegt man doch einen Erponenten, der wissenschaftlicher gefährlicher Weise ein lebendiges gliedmäßiges Kind ausgesetzt hatte, wovon dasselbe gestorben ist, ohne Unterschied des Geschlechtes, mit dem Schwerte zu bestrafen (20), und zwar ohne weiter darauf zu sehen, ob die Mutter selbst, oder ein Dritter, die Aussetzung vorgenommen habe, ob nur animus occidendi indirectus, oder wohl gar directus, an dem Unfuge Theil habe (21). Sollte jedoch in dem angeführten Falle auch animus occidendi indirectus nach seinen beschriebenen Eigenschaften nicht vorhanden, oder doch wenigstens nicht völlig bewiesen seyn, und hätte eine Mutter vielmehr nach vernünftigen Gründen glauben müssen, daß eher jemand ihr Kind, welches nachher todt gefunden wird, finden und aufnehmen, als daß solches todt allererst bemerkt werden würde, so pflegt man, nach dem Zeugnisse der Rechts-Lehrer, nur auf eine zehnjährige Zuchthaus-Strafe (22), oder, wenn etwa noch mehrere mildernde Umstände zusammen kommen sollten, auf Leistung zwey- bis vierjähriger öffentlicher Arbeiten (23), zu erkennen.

Nach demjenigen, was oben überhaupt von dem gefährlichen Aussetzen eines neugeborenen Kindes gesagt worden ist, lassen sich diejenigen Gründe, welche als Milderungs-Ursachen bey dem geschehenen Aussetzen anzusehen sind, leicht bestimmen. Die Milderungs-Gründe

(19) de Böhmer ad Carpzov. q. 10. obs. 1. Hellfeld ad Engavii Elementa Juris Crim. §. 391.

(20) de Böhmer, ad Art. 132. C. C. §. 5 und 6. Koch, l. c. §. 477. Daß, bey besonders brüchwerenden Umständen, die Strafe des Schwertes überdies äußerlich zu schärfen sey, ist keinem Zweifel unterworfen.

(21) Andere wollen gleichwohl auf diese Unterschiede gesehen, und darnach auf die Strafe des Schwertes, oder des Ertränkens, erkannt wissen. Böhmer, ad Carpzov. l. c. Meißner, princip. iur. crim. §. 112.

(22) Struben, im 5 Th. der rechtl. Bedenken, n. 50.

Gründe, welche oben von dem Kinder = Morde angeführt worden sind, sind auch auf jenes Verbrechen anzuwenden. Die Todes = Strafe kann daher wegen des geschehenen Aussehens eines neugebornen Kindes nur alsdann Statt finden, wenn bey dem wirklich erfolgten Tode eines lebendig und vollständig gewesenem Kindes, die Aussetzung desselben auf eine gefährliche Art und Weise vorgenommen seyn sollte⁽²³⁾. Denn fände sich hiervon das Gegentheil, und wäre der Tod des ausgelegt gewesenem Kindes wieder alles Vermuthen erfolgt, und dabey durch solche Zufälle veranlaßt worden, die mit dem geschehenen Aussehen in keiner nothwendigen Verbindung gestanden haben: so ist, nach den oben vorgekommenen Grundsätzen, nur auf eine außerordentliche Strafe zu erkennen. Der Stand und die Würde der Exponentinn, und die Absicht derselben, sich durch das Aussehen des Kindes von der Schande, die aus einer freywillig erlittenen Schwängerung erwächst, zu befreien, kann bey der Bestimmung der Strafe in keine Betrachtung kommen⁽²⁴⁾. Doch mag die Exponentinn ihren bisherigen guten Lebens = Wandel wenigstens alsdann als einen Verteidigungs = Grund für sich anführen, wenn mit dem Aussehen der Kindes keine schädliche Folgen verbunden gewesen sind, und jenes bloß in der Absicht von der Exponentinn vorgenommen worden ist, um sich dadurch, bey einer drückenden Armut, von der Last der Verpflegung und Unterhaltung zu befreien⁽²⁵⁾.

Kin-

(23) Quistorp's Entwurf zum Gesetzbuch, §. 148.

(24) Wofern nicht alle Umstände das Gegentheil zu erkennen geben sollten, so ist bloß daraus animus occidendi directus oder indirectus, keinesweges zu vermuthen, daß nämlich eine Stuprante ihr neugebornes Kind vor der Thüre ihres Schwängers hingelegt hatte. Henne, l. c. §. 38.

(25) Arg. L. §. C. ad SCrum Orphit. Grauz, defens. inquisit. c. 6, membr. 2, sect. 2, n. 242.

(26) de Bühmer ad Art. 132. C. C. §. 8.

Kinder = Mörder, Kinder = Mörderinn; siehe oben, S. 718.

Kinder = Mühme, siehe Kinder = M. gd.

Kinder = Mutter. 1. Eine weibliche Person, so fern sie eine Mutter mehrerer Kinder ist. Der die Unfruchtbare im Hause wohnen macht, daß sie eine fröhliche Kindermutter sey, Ps. 113, 9.

2. Eine Hebamme ist an vielen Orten gleichfalls unter diesem Nahmen bekannt.

Kinder = Pocken, siehe K. der Blattern.

Kinder = Probe der alten Deutschen, siehe oben, S. 662.

Kinder = Raub, siehe Menschen Raub.

Kinder = Schuhe, ist nur in der N. A. die Kinder Schuhe abgelegt haben, das Kinder = Alter zurück gelegt haben, nicht mehr ein Kind seyn, üblich. Die Kinder = Schuhe ausziehen, L. N. u. es relinquere.

Daß die im gem. Leben übliche N. A. die Kinder Schuhe noch nicht ausgetreten haben, d. i. noch in der Kindheit leben, dem heutigen Gebrauche des Wortes ausgetreten nach, einem falschen Begriff gewähre, hat schon Frisch angemerkt. Es müßte heißen: noch nicht aus den Kinder Schuhen getreten seyn.

Kinder = Spiel, ein Spiel, womit sich Kinder zu belustigen pflegen. Imgl. figürlich, eine sehr leichte, leicht begreifliche Sache.

Agathaus, ein berühmter König und General, ritt mit seinen Kindern auf dem recken = Pferde. Ob ich gleich nicht verlange, daß alle Väter eben dasselbe thun sollen, so finde ich es doch unumgänglich nöthig, daß Aeltern die Spiele ihrer Kinder als ein wichtiges Stück der Erziehung betrachten, und darauf eine besondere Aufmerksamkeit wenden. Meine gegenwärtige Absicht geht nicht dahin, zu beweisen, daß die Spiele jungen Kindern zur Erhaltung ihrer Gesundheit nothwendig seyn; daß sie uns das beste Mittel

verschaffen, den Gemüths-Character der Kinder zu erforschen, und daß sie so eingerichtet werden müssen, damit ihre Seele auf eine nützliche und angenehme Art dabey beschäftigt werde. Dieses haben die weisesten Männer schon längst aus den richtigsten Grundsätzen der Vernunft und der Erfahrung unläugbar dargethan. Aber verschiedene Aeltern und Lehrmeister, denen die gute Erziehung ihrer Kinder und Untergebenen ein wahrer Ernst ist, werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen zeigen werde, wie die Ergehung der Kinder einzurichten seyn, damit man besonders den lezt gedachten Endzweck dadurch erreiche.

Es gibt Kinder mit greisen Köpfen; und Tristram Shandy hat sehr gründlich bewiesen, daß viele Greise bis an ihr Ende auf dem Stecken-Pferde reiten, und viele Damen von 60 Jahren noch mit der Puppe spielen. Für diese schreibe ich nicht, Ich habe bloß mit unmündigen Kindern zu thun, welche alles, was ihrem Körper Bewegung und ihrer Seele neue Begriffe verschaffet, mit Vergnügen annehmen. Die Pflicht der Aeltern und Lehrer hierbey ist, die Spiele der Kinder so einzurichten, daß ihre Gesundheit dadurch nicht verlehret, sondern befördert, die Seele mit nützlichen Begriffen bereichert, und sowohl diese als jene Absicht, so viel immer möglich ist, zugleich erreicht werde. Aus diesem Gesichtspuncte werde ich die mir bekannten Kinder-Spiele betrachten. Ich werde einige davon für gut erklären, andere aber verwerfen; um aber meine kleine Lieblingewegen der lezttern schadlos zu halten, an deren Stelle andere und neue Ergötzlichkeiten bekannt machen.

I. Bilder. Schilderungen und Kupferstiche sind ein vorzügliches Mittel, die Seele der Kinder auf eine angenehme und zugleich nützliche Art zu beschäftigen. So bald nur ein Kind fähig ist, die Dinge, die es umgeben, deutlich von einander zu unterscheiden, kann

man

man von diesem Mittel Gebrauch machen. Hierin wird ein Jeder mir beypflichten. Aber man geräth gemeinlich dabey auf zweyerley Abwege. Man bringt dem Kinde entweder zu viel Bilder auf ein Mal, oder man bringt ihnen solche ohne allen Unterschied vor die Augen. Im ersten Falle wird man sie unmachtsam machen, und im lezttern ihre Seele mit vielen falschen, abenteuerlichen, und zuweilen schädlichen Vorstellungen erfüllen. Ich kann es daher unmöglich billigen, wenn man den Kindern zu gleicher Zeit die Kupferstiche von Ovid's Verwandlungen, ein mit groben Holz-Schnitten verunstaltetes Evangelien-Buch, einen Wapen-Kalender, eine mit Kupferstichen versehene Bibel, die Kupferstiche zu den Fabeln des de la Fontaine, oder wohl gar einen Reineke Fuchs, und einen Eulenspiegel, in die Hände gibt. Ein jedes Bild, welches die Sachen anders vorstellt, als sie in der Natur wirklich sind, das zum Verderben der guten Sitten Veranlassung geben könnte, und überhaupt das nicht Dinge enthält, deren Kenntniß mit der Zeit nützlich seyn kann, muß man von den Augen der Kinder entfernen. In dem ersten liegt der Grund, warum ich es so gar für unvorsichtig halte, wenn man ein Kind eine Bibel mit Kupferstichen durchblättern, und es eben sowohl die Vorstellung von den Offenbarungen der Propheten und des Apostels Johannes, als auch der Abbildungen der biblischen Geschichte, betrachten läßt. Alle Erklärungen wegen der erstern, und alle Erinnerungen, daß diese Dinge nicht in der Natur zu finden seyn, werden nicht hindern, daß nicht der Seele irrige und abenteuerliche Begriffe eingepräget werden (*).

H h h 3

Man

(*) Ein gewisses Kind von sehr gutem Verstande, welches im 6ten Jahre seines Alters war, hielt alle Leute, welche es Toback rauchen sahe, für besessen mit dem bösen Geiste; weil in seinem Evangelien-Buche den abgeildeten Besessenen ein solcher Dampf aus dem Halse stieg, den es weder bey seinen Aeltern, noch Lehrern, noch bey denen, für welche es einige Achtung hatte,

Man darf sich nicht über den Mangel guter und zu vorgedachter Absicht brauchbarer Kupferstiche beklagen. Die neuere Ausgabe von dem ehemals unbillig verachteten O bis pius, eines Rabel's vortreffliche Insecten-Belustigungen, alle richtig gezeichnete Vorstellungen aus dem Thier-Reiche; alle wohl gerathene Abbildungen von dem Feldbaue, von Künsten und Handwerken, und den dabey nothigen Werkzeugen, alle von geschickten Meistern gemachte Prospective von Landschaften, Gebäuden, Gärten; eine der Natur gemäße Vorstellung der in den heil. Evangelisten enthaltenen Geschichte, auch von merkwürdigen Begebenheiten in den neuern Zeiten (*), gehören hierher. Zwey bis drey Blätter sind nach Beschaffenheit der Anzahl der darauf befindlichen Gegenstände, jeden Tag für ein Kind, insonderheit in dessen ersten drey Jahren, genug; wenn man sich nur die Mühe gibt, jedes Stück des Bildes kurz und deutlich zu erklären, und die häufigen Fragen des Kindes mit beständiger Freundlichkeit zu beantworten, auch das Versprechen hinzu füget, ihm den folgenden Tag eben so viel von diesen schönen Sachen zu geben, wofern es die ihm jetzt gezeigten und erklärten Dinge sodann zu nennen wüßte. Man muß nicht wissen, wie groß die Neugier der Kinder, und wie angenehm ihrer Seele eine jede neue

hatte, sondern ungefähr von vorübergehenden wenigen schlecht gekleideten Leuten gesehen hatte. Was ist daran ansehnlich? wird man sagen. Ich verstehe es; nicht viel; denn das Kind wird bald diesen Irrthum einsehen und abgelegt haben. Aber gibt es nicht noch immer Leute, welche den Unglück und der Geistesverwirrung am Tage auf das gründlichste beweisen können, und des Nachts bey dem Geräusch eines Leich-Huhnes und dem Gerölle einer Kasse erschrecken, und sich gleich darauf selbst schämen und ärgern, daß sie mit aller gefunden Vernunft die abentheuerlichen Vorstellungen ihrer Kindheit auszuwurzeln nicht vermögend sind?

(*) Das Basjedowsche Elementarwerk ist eines der vorzüglichsten Hülfsmittel zu dieser Absicht.

neue Vorstellung ist, um an der guten Wirkung dieses Verfahrens zu zweifeln.

2. Sammlungen aus dem Thier- Pflanzen- und Mineral-Reiche. Ich hoffe, daß man keinen Beweis von dem Nutzen dieser ergehenden und unterrichtenden Beschäftigung für Kinder von mir fordern wird. Alles, was sie mit der Allmacht und Weisheit ihres Schöpfers, und mit der Schönheit und Nutzbarkeit seiner Geschöpfe, und zwar auf solche Art bekannt macht, daß sie ein Vergnügen an dieser Kenntniß finden, ist ein vortreffliches Mittel, ihr Herz und ihren Verstand gut zu bilden. Nach meinem Plane habe ich hier bloß von dem rechten Gebrauche dieses Mittels das Nothige anzuzeigen. Es ist gut, wenn Aeltern bereits eine Sammlung entweder aus Einem, oder allen drey Reichen der Natur besitzen, und die darin befindlichen Stücke ihren Kindern zeigen und erklären; aber ich finde es noch weit besser, wenn man das Kind selbst sammeln läßt, und ihm dazu auf alle mögliche Weise behülflich ist. Ich habe hierzu einen doppelten Grund. Erstlich: weil in Sammlungen der Erwachsenen fast allemahl mehr ausländische und in der Natur sehr selten vorkommende Sachen vorhanden sind, als solche, welche des Kindes Vaterland hervor gebracht hat, und deren Kenntniß demselben demnächst bey der Fortdauer seines Lebens nöthiger und nützlicher ist, als die weitläufigste Wissenschaft von jenen. Ich werde mich allemahl über die Krapp-Pflanze in dem Naturalien-Cabinete eines Kindes mehr, als über die Wurzel Betel und Nissi, freuen. Zweitens erhält ein Kind, welches selbst sammelt, dadurch eine beständige und angenehme Beschäftigung, und wird, bey der Aufbewahrung der gesammelten Sachen, an Beobachtung einer guten Ordnung gewöhnet. Dieses letztere bitte ich nicht so zu verstehen, als ob man das Kind mit einer gelehrten systematischen Ordnung eines Lina-

näus, Wallerius u. martern solle. Es wird für ein Kind bis in das zehnte Jahr genug seyn, wenn es z. B. bey den Pflanzen, die medicinischen Kräuter, die Farbe-Kräuter, die Futter-Kräuter, die Getreide-Arten, u. s. w. und bey jeder ihre Gestalt bey dem Aufkeimen, in dem völligen Wuchse, in der Blüthe, und in der Reife des Samens oder des Krautes selbst, vorerst zu unterscheiden, jedes in sein Fach zu legen, und von jedem den Nutzen anzugeben weiß. Ein jeder Spaziergang wird dem Kinde Gelegenheit geben, seine Sammlung mit einem Insecte, einer Pflanze, oder einem Steine, welches entweder wegen seiner besondern Bildung, oder wegen seines Nutzens im menschlichen Leben, merkwürdig ist, zu bereichern. Man muß nur dem Kinde zeigen, daß man selbst ein Vergnügen an dieser Art von Beschäftigung findet, und gern alles dazu beiträgt: so wird man nicht allein sein Zutrauen gewinnen, sondern auch mit freudigem Erstaunen wahrnehmen, wie bald, und wie viele Kenntnisse ein Kind von nützlichen Sachen erhält, die viele erst als Erwachsene, und die mehresten gar nicht, wissen.

Unter den Sammlungen aus dem Thier-Reiche, sind insonderheit die Insecten eine angenehme und nützliche Beschäftigung für Kinder. Man wird bey wenigen Kindern nöthig haben, auf Mittel zu denken, wie man ihnen eine Neigung zu dieser Art von Beschäftigung bringe. Sollte man aber bey Kindern dergleichen Mittel anzuwenden, nöthig haben, so könnte man ihnen etwa z. B. ein Stückchen Scheibenzucker zu essen, oder einige Stückchen Seidenzeug von den lebhaftesten Farben in die Hände geben, und sie befragen, ob sie wohl glaubten, daß man von ganz kleinen Thierchen eine so süße Speise und einen so glänzenden Zeug erhalte? und ob sie nicht wünschten, diese Thierchen kennen zu lernen? Da diese letzte Frage ge-

wiß

wiß mit Ja beantwortet werden würde, so könnte man bey dieser Gelegenheit den Kindern viel nützliches und angenehmes von den Bienen und dem Seidenwurme sagen, und man würde sich auf ihre künftige Aufmerksamkeit auf die Insecten sicher Rechnung machen können. Die unbeschreibliche Mannichfaltigkeit und Schönheit der Structur und der Farben bey den Insecten, reizen die Neugierde und Aufmerksamkeit fast eines jeden Kindes. Es kommt nur noch darauf an, wie man das Kind zu einem solchen Verfahren bey seiner Sammlung der Insecten gewöhne, daß es eben so viel Nutzen als Vergnügen davon erhalte. Erfahrung und Ueberlegung haben hiervon folgendes gelehrt. Unter dem unzählbaren Heere der Insecten sind einige entweder wegen des Nutzens, den sie verschaffen, oder wegen des Schadens, den sie verursachen, besonders bekannt. So gehören z. B. die Biene, der Seidenwurm, die Cochenille, die spanische Fliege, u. s. f. zur ersten, fast alle übrige Raupen-Arten, die Heuschrecken, der Kornwurm, der Holzwurm, u. a. m. zur zweyten Classe. Beyde verdienen, daß das Kind dieselben vor allen andern Insecten genau kennen lerne. Es ist deshalb nicht genug, daß das Kind von jenen der nützlichen Insecten ein Stück in seiner Sammlung habe; es muß auch von allen Stufen der Verwandlung, die mit demselben vorgehen, von allem, was es hervor bringt, und von dem, was die Menschen daraus verfertigen, ein Stück besitzen, jedes zu nennen, und jedem den Platz, wie es nach der Natur auf einander folgt, in seiner Sammlung zu geben wissen. Auf gleiche Art muß es mit den verschiedenen Gestalten, in welchen das schädliche Insect erscheint, mit der Sache, woran es seine natürliche Wirkung äußert, mit der Art, wie solches geschieht, und zugleich, so viel möglich, mit den Mitteln, dem Schaden zu verhüten, bekannt seyn.

Hh 5

Es

Es ist hinlänglich, wenn das Kind anfangs nur die Haupt-Gattungen der Insecten, und also z. B. die Raupen von den Maden, die Käfer von den Libellen, und die Fliegen von den Schmetterlingen zu unterscheiden, und hiernach seine Sammlung einzurichten weiß. Die Arten von jeder Gattung, und deren Unterscheidungs-Zeichen können ihm leicht nach und nach bekannt gemacht werden. Die Werke eines Muschensbrock und eines Kösel, auch ein gutes Vergrößerungsglas, sind zu dieser Absicht ungemein nützlich; aber wenige, denen die Erziehung der Kinder obliegt, haben Gelegenheit, sich diese Hülfsmittel zu verschaffen, und vielleicht wissen noch wenigere davon einen solchen Gebrauch zu machen, daß weder des Kindes Aufmerksamkeit ermüdet, noch zu sehr auf Insecten-Sammeln geheftet werde. Es gehört in der That mehr Klugheit dazu, einem Kinde von einer Sache nicht zu viel, als ihm nicht zu wenig, zu sagen.

3. Modelle. Die Modelle von Gebäuden und nützlichen Maschinen pflegt man, meines Wissens, nicht unter das Spielzeug der Kinder zu rechnen; vielleicht bin ich aber so glücklich, das Verzeichniß ihrer Ergötzlichkeiten mit diesem neuen Artikel zu vermehren. Da es eben so wenig gleichgültig ist, wie die Modelle, die man dem Kinde in die Hände gibt, beschaffen seyn, als auch, was für einen Gebrauch man davon mache, so werde ich von jedem besonders sprechen müssen.

Alle verjüngte Nachahmungen oder Modelle von Wohn- und Haushaltungs-Gebäuden, von Gärten, von Schiffen und andern auf dem Wasser gebräuchlichen Fahrzeugen, von Wasser-Wind- und Roß-Mühlen, und den verschiedenen Arten derselben, in Absicht der Sachen, welche durch dieselben zubereitet werden, von Weber-Stühlen, von den zum Feld- und Garten-Bau nöthigen Geräthschaften, vom Berg- und Hütten-Baue, von den Werkzeugen der Künstler

ler und Handwerker, von Winden und andern zur Hebung großer Lasten nützlichen Maschinen, kurz, von allen Sachen, deren Kenntniß, wie sie eingerichtet sind, und was dadurch hervor gebracht werden kann, sind zu der Absicht bequem, Kinder auf eine angenehme und unterrichtende Art zu beschäftigen. Daher scheint es mir mit dieser vernünftigen Grund-Regel wenig überein zu stimmen, wenn man ein Kind mit Modellen von dem Laufe der Gestirne, oder bloß mit Puppen-Figuren von Balanceurs, Seil-Tänzern, prächtig angekleideten Manns- und Weibs-Personen und Soldaten, mit Taschenspieler-Künsten, kleinen prächtigen Carossen, und andern läppischen Spielzeuge, zu unterhalten sucht. In Absicht der erstern, werden alle Erklärungen von dem Sinnreichen, Wunderbaren und Vortreflichen, welches man den Kindern zeigt, keine andere Wirkung haben, als daß man dieselben, insonderheit in den erstern Jahren, ermüdet, ohne sie vergnügt und unterrichtet zu haben; und von dem letztern kann man sicher gewärtig seyn, daß sie die lebhaftesten Eindrücke von Eitelkeit, Thorheit und Muthwillen, in den Seelen der Kinder zurück lassen werden.

Die den Kindern zu überliefernden Modelle müssen so eingerichtet seyn, daß sie anfangs nicht mehr, als die Haupt- und wesentlichen Stücke, enthalten, und daß sie süglich aus einander genommen, und wieder zusammen gesetzt werden können. So muß, in Ansehung der erstern, z. B. das erste Modell eines Gebäudes, welches man dem Kinde zeigt, bloß die unumgänglich nöthigen Theile, und nichts von demjenigen, was man zu mehrerer Bequemlichkeit oder Verschönerung dieses oder jenes Theiles oder des Ganzen dabey anzubringen pflegt, haben. Dieses kann man nach und nach hinzu fügen. Zu der letztern Absicht aber scheinen mir die hölzernen Modelle, deren Theile ver-

vermitteltst kleiner Pföckchen mit einander verbunden sind, am bequemsten zu seyn.

Da ich nicht von ganz vollkommenen und aufs feinste ausgearbeiteten Modellen rede, so wird ein Einwurf, den man hier machen möchte, wegfallen; wie nämlich dergleichen Modelle anzuschaffen, oder als Spielzeug für Kinder einzuführen, wegen der künstlichen Arbeit eine zu kostbare Sache seyn würde. Ich bin vielmehr der Meinung, daß es denen Handwerkern, die den Kindern das gewöhnliche Spielzeug liefern, oder andern guten Hand- Arbeitern, nach ein und andern Versuche, mit der Zeit leichter fallen würde, manches Modell von Maschinen und andern nützlichen Dingen zu verfertigen, als die Gestalten, oder vielmehr Miß- Gestalten, von Menschen, Thieren, und andern dergleichen Sachen, zu bilden, womit man Kindern einen Zeitvertreib zu machen sucht.

Was ich nunmehr von dem rechten Gebrauche dieser Art von Kinder: Spiele zu sagen habe, besteht darin, daß man zuvörderst von dem Kinde, welchem man ein Modell zeigt, den ihm vorgedachten Nahmen der dadurch abgebildeten Sache rein und deutlich aussprechen lässet, sodann erst in die Hände liefert, und ihm dabei erklärt, daß diese ihm gezeigte Sachen wirklich, aber größer, vorhanden, und zu diesem oder jenem Gebrauche nützlich sind. Nachdem man dem Kinde Zeit gelassen hat, die äußere Gestalt zu betrachten, fängt man an, das ganze Modell langsam zu zergliedern, ihm jeden einzelnen Theil desselben zu geben, dessen Nahmen und Gebrauch dabei bekannt zu machen, und ihm anzuzeigen, daß es alle Stücke, von denen man ihm sagt, daß sie gleiche Benennung haben, auf einen besondern Platz lege. Sodann lässet man sich von dem Kinde jedes Stück nach der Ordnung, und mit Aussprechung der Benennung desselben, wieder bringen, setzt das Modell vor seinen Augen wieder zu-

samt-

sammen, und wiederholt solches so oft, bis ihm der Nahme eines jeden Stückes und dessen Nutzen bekannt ist.

4. Karten. Karten sind ein sehr gewöhnliches Spielzeug der Kinder; aber ich zweifle, daß viele Lehrer den Gebrauch davon machen, den man mit gutem Erfolge davon machen kann. Die Art dieses Gebrauches beschreibt ein Ungenannter, im 61 St. der gel. Bentr. zu den braunschw. Anzeig. v. J. 1766, folgender Maßen.

Meine Untergebene fanden auf ihren Karten nicht ungeheure Menschen- Gestalten und Figuren, von denen ihre Seele entweder gar keine, oder sehr verworrene und abentheuerliche Vorstellungen haben konnte. Den ersten Versuch machte ich mit einem Kinde von 3 Jahren, dem ich täglich zwey Karten gab, deren rechte Seite mit weißem Papiere überzogen, und darauf ein großer, reinlich, und ohne alle Verzierung abgedruckter Buchstabe des Alphabetes befindlich war. So bald es diese beyde Buchstaben völlig kannte und auszusprechen wußte, erhielt es zwey andere; und das Verlangen, mehr Karten zu haben, und so genannte Häuserchen davon bauen zu können, verursachte bald, daß es oft vier und mehr Karten an Einem Tage erhielt. Binnen einer Zeit von wenigen Tagen waren dem Kinde alle Buchstaben in und außer der gewöhnlichen Ordnung bekannt. Nunmehr fing ich an, mich länger als sonst in sein Karten- Spiel zu mischen, legte zwey, sodann drey, und hierauf vier Buchstaben, welche ein einsylbiges Wort ausmachen, zusammen, und lehrte das Kind solches aussprechen, worauf ich bis zu zwey- drey-, vier- und mehrsyllbigen Wörtern, doch ohne das Kind bey einem Gegenstande aufzuhalten, fort ging, zu des Kindes Vergnügen, die fehlenden Buchstaben zu jedem Worte hinzu fügte, und dabei den Karten alle mögliche Arten von Stellungen gab. Endlich stellte ich mich, als ob ich auf einen sehr artigen Einfall gerathen sey, nämlich von diesem oder jenem Worte Häuserchen zu bauen, und nun war meine kleine Untergebene gleich hurtig, die nöthigen Buchstaben zu den Wörtern, die ich ihr vorsagte, aus ihrem Karten- Magazine aufzusuchen, und davon Häuserchen zu bauen. Dieses wurde so lange fort

fortgesetzt, bis das Kind alle Wörter, die ich ihm aus seinen Karten zusammen legte, oder zusammen legen ließ, fertig lesen konnte. Nunmehr wurde ihm ein mit großer, aber reinlicher Schrift gedrucktes Buch in die Hände gegeben, und wie groß war nicht des Kindes Freude und Staunen, als es sah, daß es alles das, was ihm sonst so seltsam und unbegreiflich vorgekommen war, lesen konnte! Nach kaum geendigten zwey Monathen, in welchen mein und des Kindes Vergnügen ununterbrochen fort dauerte, sah ich meine Bemühung mit dem besten Erfolge belohnt; eine Zeit, welche sonst gemeinlich mit a b, ab, b a, und dabey mit vielem Widerwillen und Verdrusse, sowohl auf Seiten der Lehrenden, als auch der Lernenden, zugebracht wird! (*)

So weitläufig ich auch in der Erzählung dieses spielenden Unterrichtes gewesen bin, so glaube ich doch, daß es nicht überflüssig seyn wird, wenn ich ein zweytes Beispiel anführe, wie ich mir die Neigung der Kinder, mit Karten zu spielen, noch auf eine andere Art mit eben so glücklichem Erfolge zu Nuzge gemacht habe.

Der Unterricht in der Erdbeschreibung hat an sich selbst viel angenehmes für die Kinder; aber die vielen fremden und seltsamen Rahmen, welche man dem Gedächtnisse derselben einzuprägen sucht, verursachen demselben bald einen Ekel dagegen. Diesem Uebel suchte ich gleichfalls durch die Karten zuvor zu kommen und abzuwehren. Sobald das Kind die bekannten vier Welt-Theile auf der Land-Karte kennen gelernt hatte, bekam es auch vier Stück Karten, welche mit den Wörtern Europa, Asia, Afrika, und Amerika, bezeichnet waren. Auf gleiche Art wurden ihm hernach eben so viel Karten, als große Reiche und Länder in Europa sind, mit deren darauf gezeichneten Benennung, gegeben; bey der Karte von Deutschland, eben so viel Karten, als man Kreise in demselben zählt; bey derjenigen, welche den Rahmen des niedersächsischen Kreises führte, so

(*) Diese Methode, Kinder vermittlest Karten lesen zu lehren, hat auch Hr. Rath Campe besonders empfohlen. Siehe Neue Methode, Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren, nebst einem dazu gehörigen Buchstaben- und Reimen-Spiele in 26 Karten, von J. S. Campe. Altona, 1778, gr. 8. 11 B. Ich werde davon im Art. Lesen nähere Nachricht ertheilen.

viel Karten, als Länder in demselben sind; und bey der Karte von dem Herzogthume Braunschweig, so viel, als man merkwürdige Städte darin antrifft, hinzu gefüget. Hierbei sowohl als bey der fernern Ausführung meines Plans, durch alle übrige Welt-Theile und Staaten, gebrauchte ich die Vorsicht, das Kind nie länger, als dessen Lust und Vergnügen dauerte, damit zu beschäftigen; und um diese zu unterhalten, wurde der Unterricht gemeinlich mit Erzählung einer kleinen angenehmen Geschichte, welche mehrentheils eine in den gelehrten Ländern und Städten geschehene Begebenheit enthielt, oder damit beschloffen, daß ich dem Kinde half, die Karten in eben die Ordnung und Lage zu bringen, wie solche auf der Land-Karte bezeichnet sind. Zuweilen ließ ich das Kind alle Karten eines Welt-Theiles durch einander werfen und mischen, und hernach, um von diesem oder jenem Reiche Häuserchen zu bauen, oder auf andere Art damit zu tändeln, alle dazu gehörige Karten, wieder zusammen suchen. Kurz, mein kleiner Liebling machte mir sehr bald die Freude, daß man nur nach irgend einer etwas merkwürdigen Stadt fragen durfte, um von ihm zu hören, in welchem Welt-Theile, Reiche, Provinz, und an welchem Flusse solche liege. (*)

Diese beyde Beispiele werden zur Genüge zeigen, daß man die Karten auch bey der Unterweisung in der Natur-Lehre, in der Geschichte, im Schönschreiben, und

(*) Zu diesem Behuf dient auch: Geographisches Spiel für Kinder von 6 bis 9 Jahren, enthaltend eine Kenntniß der Karte von Europa. Brem. 1778, 8. 11 u. e. b. S. sammt den Charten. Besteht in 25 Blättern, auf deren jedem 6 geographische Fragen, und eben so viele Nummern, auf welchen die Antworten jener Fragen stehen.

Verbess. und vermehrte Auflage, 1779, 8. 5 B. nebst 70 dazu gehörigen Karten.

Etwas zur mathematischen und natürlichen Geographie, in Form eines Spiels für Kinder. Brem. 1780, 8. 15 B. Ist eine Fortsetzung des geographischen Spiels 25. und besteht aus 66, der Breite nach gedruckten Octav-Blättern, die zu Karten dienen sollen, auf deren jeder 6 zur mathemat. und physikal. Geographie gehörende Fragen befindlich sind.

J. S. Campe geographisches Kartenspiel, ein Weihnachtsgeschenk für Kinder und junge Leute, nebst 300 geographischen Spielkarten, und einem geographischen Atlas von Deutschland. Hamb. 1784, 8.

und in andern nützlichen Kenntnissen, den Kindern zu einer angenehmen und lehrreichen Beschäftigung machen könne, und wie man dabei verfahren müsse.

5. Messen. Es gibt Leute, welche durch den öftern Gebrauch des Zoll: Stockes und der Meß: Stange eine solche Schärfe der Augen unvermerkt erhalten haben, daß sie sogleich bey dem ersten Anblicke einer Sache, wofern solche nicht sehr groß ist, die Höhe, Breite und Länge derselben anzugeben wissen, ohne dabei im mindesten, oder doch nur zuweilen höchstens um einen halben Zoll, zu fehlen. Man wird ohne alle weitere Erläuterung begreifen, wie groß der Nutzen hiervon sey; und ich bin versichert, daß es gut sey, Kinder frühzeitig zu dieser Scharfsichtigkeit zu gewöhnen, auch daß solches füglich geschehen könne, und auf folgende Art gewiß geschehen werde. Man darf nur ein Par Maßl in des Kindes Gegenwart mit einem Maß: Stabe von etwa 2 Schuh, auf welchem die Zolle deutlich und richtig bezeichnet sind, zu Hause oder im Garten etwas messen, so wird das Kind gewiß fragen, was man da mache, und was das für ein Stock sey, den man in der Hand habe. Man beantworte diese Frage so, wie jede unschuldige Frage eines Kindes beantwortet werden muß, nämlich mit Freundlichkeit, und eröffne ihm, daß dasjenige, was es gesehen habe, Messen genannt werde; daß man gern wissen wolle, wie groß dieses oder jenes sey, und daß man solches durch den Stock, den man einen Maß: Stab nennet, gewiß erfahren könne. Es ist nöthig, hierauf dem Kinde ein Par Dinge sogleich zu zeigen, die mehrentheils von gleicher Höhe sind, und es dabei zu fragen, ob es wohl errathen könne, welches von beyden höher sey. Es mag nun in seiner Antwort den Unterschied der Höhe treffen, oder nicht, so mißt man beyde Sachen vor des Kindes Augen, nachdem man ihm zuvor auf dem Maß: Stabe gezeigt und erklärt hat, was ein Zoll, und was

was ein Fuß sey. Zur Vergeltung seiner Aufmerksamkeit, und zu fernerer Erregung seiner Neugier, wird ihm nunmehr der Maß: Stab geschenkt. Mit diesem neuen Spielzeuge wird es sogleich umher laufen, und alles, was ihm unter die Hände geräth, ins Kreuz und in die Quere messen. In diesem Vergnügen muß es anfangs durch Tadeln und Verbessern gar nicht gestört, wohl aber zuweilen durch die Aeußerung des Verlangens, daß man gern wissen möchte, wie hoch oder breit diese oder jene Sache sey, ermuntert werden, gedachte Sachen zu messen. Zeigt es das verlangte Maß, obgleich nicht mit völliger, doch mit einiger Richtigkeit an, so muß es gelobet; hat es aber gefehlt, ihm der Irrthum, und wie es solchen leicht verbessern könne, mit Freundlichkeit gezeigt werden. Vielleicht wird das Kind diese Beschäftigung nicht lange fortsetzen, vielleicht auch in einigen Tagen nicht wieder vornehmen; aber man hüte sich in diesem Falle sehr, das Kind wieder seinen Willen dazu anzuhalten. Eine einzige Frage, wie hoch, breit, oder lang, dieses oder jenes doch seyn möge, welche man zu der Zeit thut, wenn das Kind aufgeräumt und nicht zu eifrig mit andern Sachen beschäftigt ist, wird es wieder in die vorige Bewegung bringen. Ist es endlich zu einer ziemlichen Fertigkeit im Gebrauche des Maß: Stabes gelanget, so läßt man das Kind nach dem bloßen Augenscheine von der Höhe oder Breite einer Sache rathe, und, wenn dieses geschehen ist, sodann messen. Hat man selbst die oben gedachte glückliche Stärke der Augen, so ist es desto besser; besitzt man dieselbe aber nicht, so muß man die Sache, über deren Flächen: Maß man das Kind rathe läßt, vorher selbst ins geheim gemessen haben, damit es nicht merke, daß man selbst dergleichen mit bloßen Augen zu beurtheilen nicht vermagend ist. Man wird leicht einsehen, daß das Kind, wenn es oft mit diesem Meß: Spiele beschäftigt wird,

binnen wenigen Jahren eine bewundernswürdige Schärfe der Augen erhalten, und daß es seiner kleinen Ehrbegierde ungemein schmeichelhaft seyn werde, etwas zu wissen, was fast allen Kindern und den meisten Erwachsenen unbekannt ist.

Daß man den Kindern auch ein sehr feines Gefühl, in Absicht der Schwere der Körper, die es mit den Händen zu heben vermögend ist, durch ein ähnliches Verfahren, und zugleich eine angenehme Beschäftigung verschaffen könne, daran zweifle ich gar nicht, wenn man nur Geduld und Zeit anwendet, Versuche dieser Art anzustellen, und gehörig fortzusetzen.

6. Münzen. Ob es gut oder übel gehandelt sey, wenn man dem Kinde Medaillen und Münzen gibt, und solche von ihm aufbewahren läßt? ist eine Frage, die ich mir kaum zu entscheiden getraue. Auf der einen Seite ist es wahr, daß man dem Kinde dadurch eine sehr angenehme Beschäftigung verschaffen, ihm dabei viel nützlichcs sagen, und es, durch die Aufbewahrung der gesammelten Stücke, zur Ordnung und Sorgfalt für die ihm zugehörigen Sachen gewöhnen kann. Auf der andern Seite aber ist es eben so unlängbar, daß viele Dinge in dem Gepräge einer Münze vorkommen werden, welche zu sehr über den Horizont eines Kindes sind, als daß man sie ihm durch die beste Erklärung nur einiger Maßen verständlich machen könnte, und daß, wofern ein Kind irgend einen natürlichen Hang zum Geitze hat, bey diesem Spiele in seiner Seele die schädlichsten Vorurtheile von der Glückseligkeit, Geld zu sammeln und zu besitzen, tief eingewurzelt werden. Im letztern Falle wird man das Uebel auch nicht dadurch verhüten, wenn dem Kinde bloß kupferne Münzen und Abdrücke von Zinn gegeben werden. Es wird bald wahrnehmen, daß man den silbernen und goldenen Münzen einen vorzüglichen Werth beylegt, und sodann alles anwenden, auch diese zu erhalten. Auch einet
klei

kleinen Wildfang wird man schwerlich dadurch bessern, und ihm den wahren Werth und Gebrauch des Geldes begreiflich machen.

Man muß die Kinder frühzeitig mit dem wahren Werthe und Gebrauche des Geldes bekannt machen. Diese Regel ist so vernünftig, daß es fast nicht zu begreifen ist, warum dieselbe mehrentheils entweder gar nicht, oder sehr schlecht, befolget wird. Einige Leute geben ihren Kindern überall eher kein Geld in die Hände, als bis solches die äußerste Nothwendigkeit erfordert. Diese haben sich hernach alle Schuld selbst beizumessen, wenn sie sehen müssen, daß ihre Kinder das Geld übel anwenden. Aber eben so unverantwortlich handeln auch diejenigen Aeltern, welche den Kindern zu viel, so genanntes Taschen-Geld geben, und, was das schlimmste ist, sich gar nicht darum bekümmern, was diese für einen Gebrauch davon machen. Sie haben mit vorhin gedachten Aeltern fast allemahl einerley Schicksal. Um also das Uebel, welches aus der unterlassenen oder fehlerhaften Beobachtung der erst gedachten Regel entsteht, zu verhüten, und sich den gewünschten Erfolg zu verschaffen, muß man dem Kinde oft vorsagen, und auf alle Art begreiflich zu machen suchen, daß das Geld an sich keinen andern Werth und Vorzug vor andern Sachen habe, als in so fern es ein Mittel sey, sich die Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, und in so fern man das Geld gut anwende. Da man aber nie voraus wissen könne, was man nöthig haben, und was für Gelegenheiten man erhalten werde, von dem Gelde einen guten Gebrauch zu machen, so sey es gut, allemahl davon etwas vorrätzig zu haben, und solches wohl zu verwahren. Man überlasse zugleich dem Kinde die Bestreitung gewisser kleiner Ausgaben, die etwa zu dessen Verpflegung oder Vergnügen nöthig sind, und gebe ihm, nach Verhältniß derselben, ein gewisses wöchentliches Taschen-Geld, wovon es aber,
Zii 2 wo:

wosern es noch nicht schreiben kann, alle Woche, zwey Mahl mündlich, und, so bald es die Feder zu gebrauchen weiß, schriftlich am Schlusse jeder Woche, seinen Aeltern oder seinem Lehrer Rechnung ablegen muß. Ist das Kind in seiner kleinen Oekonomie unordentlich und verschwenderisch gewesen, so wird ihm solches mit Eaufmuth verwiesen, aber nicht die mindeste Zulage zu dem ein Mahl festgesetzten Taschen-Gelde gegeben. Denn eben durch den Mangel, insonderheit an demjenigen, was zu seinen Ergötzlichkeiten nöthig ist, muß es das Geld behutsamer gebrauchen lernen. Hat es sich aber die nöthige Verpflegung, oder den mäßigen Genuß erlaubter Ergänzungen nur darum entzogen, um das Vergnügen zu haben, Geld zu sammeln, so muß man ihm den Ueberschuß wegnehmen. Ich finde es ferner gut, daß man dem Kinde, nach dem zehnten oder zwölften Jahre, eine kleine Summe, ausser dem wöchentlichen Taschen-Gelde, in Verwahrung gebe, daselbe davon einige, seine eigene Kleidung, oder andere von seinen Bedürfnissen betreffende Rechnungen, nach dem solche vorher von seinen Aeltern in seiner Gegenwart geprüft und behandelt worden sind, bezahlen, die quittirten Rechnungen von jedem Jahre zusammen binden und aufbewahren, auch sich von Zeit zu Zeit von der Anwendung des anvertrauten kleinen Capitales Rechnung ablegen lasse. Ich darf hierbey nicht vergessen, daß ein gewisser festgesetzter Artikel unter den Ausgaben eines Kindes seyn müsse, an einen oder zwey Arme wöchentlich ein gewisses Almosen zu geben, welche dieses jedes Mahl aus des Kindes Casse und Händen empfangen müssen.

So groß und gewiß der Nutzen von diesem Verfahren ist, so gewiß ist es auch, daß man denselben niemals dadurch erreichen wird, wenn man das Kind bloß Münzen sammeln und aufbewahren läßt. Kurz, diejenige Regel, deren Beobachtung in unzähligen andern Fällen von so großem Nutzen ist: quod dubitas, ne feceris,

ris, bleibt auch hier die beste; und so lange man nicht gewiß versichert ist, daß eine Sammlung von Münzen dem Kinde nützlich seyn werde, muß ihm solche auch nicht zugestanden werden.

7. Schießen nach einem Ziele. Diese Art von Spiele, womit Kinder sich zu beschäftigen pflegen, ist ihnen in verschiedener Rücksicht nützlich. Die damit beständig verknüpfte Bewegung der Füße und Arme, und die oft veränderte Stellung des ganzen Körpers, befördern das Wachsthum, und die Dauer der Gesundheit. Die aufmerksame Beobachtung des vorgesteckten Zieles, verschaffet den Augen eine besondere Stärke; und ausser der Munterkeit und Freude, welche dabey zu herrschen pflegt, bleibt auch der Verstand des Kindes nicht unbeschäftigt. Nur einige Werkzeuge, die man den Kindern zu diesem Spiele verstatte, kann ich nicht völlig billigen. Ich verstehe hierunter keine Art von Gewehre, welches mit Pulver geladen wird; denn ich kann mir unmöglich einbilden, daß jemahls Aeltern so unvorsichtig seyn werden, solche gefährliche Dinge den Händen ihrer Söhne, vor den Jünglings-Jahren anzuvertrauen. Das Blase-Rohr ist bey vorgedachtem Spiele sehr gewöhnlich, aber auch vor allen zu verwerfen. Dasjenige Kind muß gewiß eine ungewöhnlich starke Lunge haben, (und welche Aeltern können davon ungezweifelt versichert seyn?) welches nicht von dieser Uebung früh oder spät die schädlichsten Wirkungen empfinden soll. Erwachsene, welche nicht besonders starker Natur sind, dürfen es nur versuchen, ein Blase-Rohr oftmahls hinter einander abzuschießen, so werden sie bald wahrnehmen, wie heftig ihre Lunge dadurch erschüttert, und wie sehr das freye Athembolen geheimmet sey; und es ist doch nichts gewisser, als daß ihre Lunge verhältnißmäßig noch lange nicht so zart und empfindlich, als die Lunge eines Kindes, ist. Auch die Armbrust, oder der Balester, von der Einrichtung,

wie solche mehrentheils zu seyn pflegen, ist ein nachtheiliges Werkzeug in den Händen der Kinder. Da der abzuschießende Pfeil oder Bolzen gemeiniglich ganz bloß liegt, und die Rinne oder Aushöhlung, durch welche er fortlaufen muß, mehrentheils sehr flach ist, so ist auch nichts leichter, und, nach den öftern Beyspielen, gewöhnlicher, als daß, wenn der Pfeil nicht gehörig gelegt, oder die Sehne nicht recht gespannt, oder nicht vorsichtig genug abgedrückt wird, der Pfeil oder Bolzen zurück, oder zur Seite fliegt, und entweder die Nebensiehenden, oder das Kind selbst, welches schießt, beschädigt. Durch einen bedeckten Lauf wird dieser Gefahr vorgebeugt, und die Armbrust oder der Baster zum Gebrauche des Kindes bequem gemacht. Mit dieser einzigen Art von Gewehre mögen Kinder zuerst zufrieden seyn. Kleine Kanonen und Mörser gehören zu demjenigen Gewehre, welches mit Pulver geladen wird, und dieses bleibt ihnen ein für alle Mal untersagt. Bogen und Pfeile werde ich ihnen aber deshalb nicht gern zugestehen, weil es bey dem Schießen im Bogen sehr leicht geschehen kann, daß sie bey veränderter Stellung nach dem Abschießen gerade unter den Punct gerathen, wo der Pfeil aus der Höhe herab fährt; oder den Pfeil gar zu gerade über sich in die Höhe schießen, da sie sodann seine Zurückkunft schmerzhaft genug an ihrem Körper empfinden werden.

Es ist wahr, daß der Verstand des Kindes bey diesem Spiele eben sowohl durch das Nachdenken, als das Auge desselben durch die sorgfältige Wahrnehmung des Zieles, gestärket werde; ich glaube aber, daß dieser Nutzen dadurch noch mehr vergrößert werden kann, wenn man nach Verhältniß, wie die Geschicklichkeit des Kindes in dieser Uebung zunimmt, die Entfernung des Zieles mit der Zeit vergrößert, oder den Punct, nach welchem gezelet wird, nach und nach verkleinert, oder beydes thut, auch zuweilen für den besten Schuß eine

eine Belohnung, wozu ich ein Buch, einen Kupferstich, oder andere Sachen, welche nicht kostbar, aber dem Kinde nützlich sind, am besten finde, aussehe.

8. Regel- und Ball-Spiel. Alles, was ich von diesen beyden Spielen zu sagen habe, besteht darin, daß sie, doch einige Arten derselben vorzüglich, den Kindern ohne Bedenken gestattet werden können. Sie sind von der Beschaffenheit, daß sie den Kindern eine mannichfaltige Bewegung verschaffen, und dadurch das Wachsthum, die Stärke und die Gesundheit ihrer Glieder befördern. Bloß durch den Mißbrauch können sie schädlich werden; und diesen muß die Vorsicht und öftere persönliche Gegenwart der Aeltern oder Lehrer, so wie bey allen andern Kinder-Spielen, zu verhüten wissen. Sie haben aber in diesem Stücke weniger, als sonst, zu befürchten, wenn das Kind mit derjenigen Art von Regel-Spielen, da man mit einer Masse, oder einem Kräusel auf einer Tafel die Regel umwirft, und mit derjenigen Art von Ball-Spielen, wobey man das Racket und den Feder-Ball gebraucht, sich vorzüglich beschäftigt.

Kinder-Stuhl, siehe oben, S. 610, f.

Kinder-Tag, Kindel-Tag, oder Kindleins-Tag, eine im g. L. übliche Benennung desjenigen Tages, welcher in der Kirche dem Andenken der auf Herodes Befehl ermordeten unschuldigen Kinder (*) gewidmet ist, nämlich der 28ste December; der Tag der unschuldigen Kinder, der unschuldige Kindleins-Tag, das Fest der unschuldigen Kindlein, &c.

Jii 4

la

(*) Die unschuldigen Kinder werden diejenigen Kinder genennet, welche der König Herodes in der Stadt Bethlehem und derselben Bezirke umbringen ließ, damit der neue König der Juden, dessen Geburt er durch die Weisen aus Morgenlande vernommen hatte, in diesem Blutbade zugleich mit unkommen möchte. Die Griechen in ihrem Menologium, und die äthiopischen Christen in ihrer Liturgie, geben die Anzahl der ermordeten bethlehemitischen Kinder auf 14000 an.

la Fête des Innocens, welcher von alten Zeiten her als ein Fest-Tag angesehen wurde, welcher vorzüglich den Kindern feyerlich war, und von ihnen an manchen Orten noch mit allerley Gebräuchen begangen wird, wie man denn noch heut zu Tage an einigen Orten die Chor-Knaben an diesem Tage bey der Messe und Vesper in beynahe priesterlicher Kleidung erscheinen lässt, und ihnen in der Kirche ihren Stand in den vornehmsten Klapp-Stühlen des Chores anweist.

Der unschuldige Kindleins-Tag, wird an manchen Orten auch der Fisel- oder Pfefferleins-Tag genannt. In Franken ist der Gebrauch, daß die Aelteren von den Kindern (*) mit den so genannten Kindel-Ruthen begrüßet (gekindelt), oder gefiselt werden. Dieses Fiseln ist bey den Protestanten eben so üblich, wie bey den Katholiken. Die Ruthen werden von solchen Gewächsen gebunden, welche um diese Jahreszeit noch grün sind, oder es werden auch nur einzelne Zweige von Buchsbaum, Rosmarin, Lorbeer, Pomeranzen u. genommen, und damit gefiselt. Indem man fiselt, welches gemeinlich auf die Hände geschieht, spricht man dazu: Schmeckt der Pfeffer gut? Schmeckt der Pfeffer gut? oder auch: Ist das Pfefferleinsbrod gut? ists gesalzen? ists geschmalzen? Das Bauernvolk hat an manchen Orten ein besonderes Reim-Sprüchlein bey'm Fiseln, welches also lautet:

Frische frische grüne
sollt mir jeso lohnen
Pfefferuß und Brandaweiy
und an ganzen Dohler dreiy
germer olfig mit.

d. i. Frische, frische, grüne, sollt mir jeso lohnen, Pfeffer-Ruß und Brandtwein, und einen guten Thaler darein, gebt mir ihn gleich mit.

Man gibt hierauf den Kindern einen so genannten Fisel-Lohn an Geld oder Ef-Waaren. Es fiseln auch erwachsene Personen einander, besonders Eheleute, Anverwandte und Bekannte, vornehmen und niedern Standes. Zuweilen wird auch das persönliche Fiseln, vornehmlich von Perso-

(*) Nicht, wie im Salsaußschen Calendarium, S. 146, steht, die Kinder von den Aelteren.

Personen höhern Standes, unterlassen, und nur eine schöne Fisel-Ruthe überschickt, zum Zeichen, daß man an einander denke. An manchen Orten wird umgewechselt, und am Kinder-Tag das weibliche Geschlecht von dem männlichen, an dem Neujahrs-Tag aber das männliche von dem weiblichen gefiselt, woben die Mägdelein vom Pöbel ein besonderes Reim-Sprüchlein haben, nämlich:

Wachsa, wachsa, grün,
der lieben Fra ir Sun,
schmeckts Neujahr gut?
schmeckts Neujahr gut?

(d. i. Wachse, wachse, grüne, der lieben Frau ihr Sohn u. c.)

Im J. 1731 ist das Fiseln durch ein hochfürstl. Ausschreiben v. 24 Dec. im Fürstenthume Bayreuth verbotnen worden; es geschieht aber doch alle Jahr.

Corpus Constitut. Culmbacens. Th. 1, S. 539, 599.

An einigen Orten erwählen die Kinder, am Tage der unschuldigen Kinder, einen so genannten Bischof aus ihrer Mitte, welcher der Kinder-Bischof oder Schul-Bischof genannt wird.

In Dürrii commentatio historica de episcopo puerorum, vulgo Schul-Bischof, Mogunt. 1755, 4. werden verschiedene Beispiele dieses Knaben-Festes, welches am unschuldigen Kindleins-Tag begangen worden ist, angeführt. Einen Auszug aus dieser Abh. findet man im nürnbergischen Almanach für Freunde der theolog. Lektüre, 1781, S. 45, f. woraus zugleich zu ersehen ist, daß dieses Knaben-Fest zu Mainz am Tage des heil. Nicolaus gehalten, im J. 1779 aber ganz abgeschaffet worden ist. Siehe auch Waser's Jahrbuch, im Art. Kinder-Tag. Essais historiques et topographiques sur l'église cathédrale de Strasbourg, par Mr. l'Abbé Granddidier, à Strassb. 1782, 8. L. 1. p. 72, f. wo eine Beschreibung dieses Festes, wie es in Strassburg ehemals gefeyert wurde, zu finden ist. Ferner: No. 79 der gel. Beytr. zu den braunschw. Anz. von J. 1774, wo es auch das Narren-Fest genannt wird, mit dem Beyfügen, daß es von Weihnachten bis an den letzten Sonntag nach Epiphaniäs gedauert habe.

Im Nieders. ist der Tag nach einem jeden der drey Haupt-Feste unter dem Nahmen Kinder-Tag bekannt,

kennt, weil die Kinder an demselben gemeiniglich noch Schul-Ferien haben.

Kinder-Taufe. Gr. und Lat. Paedobaptismus, die Taufe, so fern sie Kindern gereicht wird, zum Unterschiede derjenigen Taufe, welche erwachsenen Personen wiederfährt; der kirchliche Gebrauch, unmündige Kinder zu taufen. Ein Wort, welches mit **Kinder-Taufe** (s. oben, S. 716) nicht verwechselt werden darf.

Kinder-Wärterinn. In das Meer des Erziehungs-Wesens fließen so ungemein viele Canäle, daß die aufmerksamsten Practici in Gefahr kommen können, sich am Ende in ihren Rechnungen betrogen zu sehen. Man stellt sich gemeiniglich noch immer zu wenig vor, was für Unrath durch den Canal unserer gewöhnlichen Kinder-Wärterinnen in das Erziehungswesen unserer Kinder fließt. Um dieses aber zu erkennen, lasse man sich nur Eine Wahrheit und Eine Frage vorlegen. Die Wahrheit ist: Unsere Wärterinnen genießen die Ehre, unsere Kinder eben in denen Jahren in vorzüglicher Aufsicht zu haben, wo alle, ihnen vorkommende, Eindrücke am besten anschlagen, volle Wirkung in die Seele thun, und also auch die moralischen Anlagen modificiren. Die Frage ist: Ob Wärterinnen diejenigen Personen sind, die unsern Kindern die rechten Eindrücke beybringen, ob sie für glückliche Modificationen der moralischen Anlage sorgen können?

Das erste ist vielleicht noch manchem unglaublich; ich muß es also zu beweisen suchen. Man hat schon von alten Zeiten her das neugeborne Kind mit einem weißen Papiere verglichen, welches alles annimmt, was man darauf schreibt. Dieses ist nun freylich nur Bild, das zwar erläutern, aber nicht eigentlich beweisen kann. Indessen hat es durch seine alte Autorität etwas merkwürdiges, wo nicht einige Beweis-Kraft selbst, und wird wenigstens für diejenigen, die an den Weg der metaphysischen Beweis-Art nicht sehr gewöhnt sind,

sind, ein guter Lehn-Stab seyn. Das Bild sagt zwey-
erley; nämlich erstlich: daß die ersten Eindrücke, welche auf die Seele des Kindes gemacht werden, einen völlig freyen Eingang in dieselbe haben. (Nichts steht der Schrift, die ich auf ein Papier setze, im Wege, so lange es noch ganz weiß ist.) Wir wollen sehen, ob es sich mit der menschlichen Seele also verhält. Es ist gewiß, daß ein Eindruck desto freyer in die Seele geht, je weniger ihm entgegen stehende Vorstellungen bereits in der Seele vorhanden sind. Man denke sich einen Menschen, der von Geburt an blind gewesen ist, und auf ein Mal sehend wird. Natürlicher Weise hat derselbe noch gar keine solche Vorstellung von Farben, als wir mit Hülfe der Augen davon haben können; er kann nichts darüber raisonniren. Nun halte man ihm, sobald er sehend wird, eine Farbe vor, es sey welche es wolle, und sage ihm, diese Farbe sey schwarz. Wird diese Vorstellung nicht sogleich Eingang in seine Seele finden? ich denke, allerdings; denn was sollte ihr den Eingang verhindern, da in der Seele noch gar kein Gedanke, kein Begriff ist, welcher dieser Vorstellung im geringsten widersprechen könnte? Bey einer zweyten Farbe könnte es schon einige Schwierigkeit mehr geben. Wenn z. B. die erste grün gewesen ist, und die andere blau wäre, so würde die Vorstellung von der ersten die Seele vielleicht schon zu einer Ueberlegung nöthigen, ob auch die zweyte wohl die erste seyn könnte. Und diese Ueberlegung wäre, wo nicht schon eine Art von Widerspruch, doch wenigstens ein kleines Hinderniß, ein Aufenthalt der zweyten Vorstellung. Wir finden, daß Seelen, die sehr arm an Kenntnissen sind, sehr leicht glauben; das heißt eben so viel, als Vorstellungen, die ihnen von aussen angeboten werden, ohne Widerstreben annehmen. Woher kommt dieses anders, als weil in solchen Seelen am leichtesten die Vorstellungen fehlen können, die den ihnen eben angebotenen

hohen einen Widerspruch entgegen zu setzen, sie für unmöglich oder ungereimt zu erklären vermöchten. Das neugeborne Kind können wir, in Absicht auf jede Art von Vorstellungen, nicht anders ansehen, als einen so eben sehend gewordenen Blinden, in Absicht auf die Vorstellungen von Farben. Denn es ist ausgemacht, daß ein Kind anfangs gar keine Vorstellung mit auf die Welt bringt. Dem zu Folge können die ersten Eindrücke nichts ihnen Widersprechendes, nichts von Widerstande, in der Seele finden. Und wenn es denn auch eben so gewiß ist, daß die Vorstellungen eines Kindes sich von Tage zu Tage vermehren, so wird doch der Vorrath davon in den ersten zwei oder drei Jahren sehr geringe gegen den Vorrath bei Erwachsenen seyn. Das Kind wird immer am ärmsten bleiben, folglich auch am wenigsten in der Seele haben, welches neuen Eindrücken widersprechen könnte. Und das heißt nichts anders, als am meisten gezwungen seyn, solchen Eindrücken freyen Eingang in die Seele zu lassen.

Die zweite Idee, welche das Bild gibt, ist: daß die ersten Eindrücke in der Seele des Kindes mit besonderer Festigkeit haften, und dauerhafter sind, als diejenigen, die ihr in spätem Alter beigebracht werden. Die Schrift, womit ein Papier zum ersten Mal angefüllt wird, steht auf demselben am besten; schwerlich radirt eine geschickte Hand sie so glücklich wieder aus, daß gar keine Spuren davon zurück bleiben; und noch schwerer würde es seyn, auf den Platz der weggebrachten Schrift eine neue in eben der guten Gestalt wieder aufzutragen. Gewiß verhält es sich so mit den zuerst gefaßten Eindrücken einer Kinder-Seele. Die Festigkeit und Dauer eines Eindruckes oder einer Vorstellung, hängt größten Theils von der Stärke ab, womit sie in der Seele arbeitet; und diese Stärke beruht wieder auf der Menge oder Wenigkeit der Vorstellungen, die mit jener zugleich in der Seele vorhan-

den

den sind. Je einzelner, je mehr für sich allein eine Vorstellung ist, desto stärker wirkt sie in der Seele, sie hat gleichsam ein größeres Feld für ihre Wirkung, sie erfährt weniger Beeinträchtigung, weil in Ermangelung mehrerer Neben-Ideen auch die Widersprüche mangeln, die Neben-Ideen gegen eine Vorstellung machen könnten. Sie muß sich nothwendig oft wiederholen, und gern auf äussere Fälle angewandt seyn wollen, ohne daß es jedes Mal darauf ankommt, daß die Anwendung sich schicke. So erfahren wir, daß ein Kind, welches ein Mal (es ist völlig gleich viel, auf was für Weise,) von Schlägen die Vorstellung bekommen hat, daß sie schmerzen, auch die Thür, an welche der Schloßer ein Schloß schlägt, wegen der Schmerzen beklagt, die sie dabey aushalten muß. Ein alter Mensch kann die Idee von Schmerzen, die aus Schlägen erfolgen, eben so gut haben, aber sie wird sich nicht beim Schlagen einer Thür in ihm wiederholen; sie wird ganz stille ruhen, weil in des Erwachsenen Seele neben dieser Idee wenigstens eine andere vorhanden ist, die sich ihr für dies Mal entgegen setzt, nämlich die Idee von der Unfähigkeit lebloser Körper, Schmerzen zu empfinden. Daß also die Idee von Schmerzhaftigkeit der Schläge sich jetzt in der Seele des Kindes regte, arbeitete und Anwendung suchte, kam bloß von ihrer Einsamkeit, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, von ihrer Alleinheit, her. Da nun diese sich in den Seelen der Kinder am meisten, am nothwendigsten findet, so muß auch in solchen Seelen die Festigkeit und Dauer der ein Mal eingedrückten Vorstellungen vorzüglich groß seyn.

Noch eines Neben-Umstandes muß ich gedenken, wodurch die Wiederholung, welche Folge von der Einsamkeit der Vorstellungen ist, ein vorzüglicher Grund von ihrer Festigkeit und Dauer wird. Die Existenz einer jeden Vorstellung hat, außer der geistigen Conception der Seele, auch immer einen körperlichen Grund. Das Gehirn sey bloß Ue-

ber

berbringungs- Werkzeug, oder Sitz der Ideen, so bleibt gewiß, daß keine ohne Bewegung desselben möglich ist. Es muß folglich auch sich mit jeder Erneuerung einer und eben derselben Idee bewegen, und zwar nach eben der Richtung, nach welcher es sich bey ihrem ersten Entstehen bewegt hat. Solche Materien aber, bey welchen die Schwingkraft etwas wesentliches ist, wie bey der Materie des Gehirnes, erhalten durch öftere Bewegungen nach einer und eben derselben Richtung, eine Reizung, sich immer nach dieser Richtung zu bewegen. Wenn nun eine Idee ein Mahl das Gehirn durch öfteres Wiederkommen zu vielen gleichförmigen Bewegungen oder Schwingungen gendehigt hat, so kann es nicht fehlen, daß diese der Materie endlich so eigen werden, wie die Schwingkraft selbst, und dann rückwärts wirkend die ein Mahl gefaßten Vorstellungen, die sich anfangs bloß wegen ihrer Einzelheit oder Alleinheit wiederholten, auf physische Art zu immer wieder kommenden und ewig dauernden machen.

Ich hoffe, daß meinen Lesern die Behauptung, daß die Eindrücke der ersten Kinder-Jahre, unter der Aufsicht der Wärterinnen, am leichtesten in den Seelen der Kinder anschlagen, sich festsetzen, und folglich auch aufs künftige wirken, jetzt nicht mehr unglaublich sey; und zugleich haben sie hiermit einen Theil des Beweises, daß einzelne, die Bildung betreffende, Umstände für den praktischen Erzieher eben so viel, und eben so wichtig, als einzelne Zahlen eines Rechen-Exempels für die Rechen-Meister, sind.

Ich komme nun zu der Frage: Ob Wärterinnen diejenigen Personen sind, welche unsern Kindern die besten Eindrücke beybringen können? Meines Erachtens fehlt hieran sehr viel, und dieses finde ich bey dem ersten, allgemeinsten Blicke auf diese Personen so fühlbar, daß ich mich fast des weitem Beweises davon schäme. Lieben Väter! ihr leset die Schriften der Erzieher, besuchet Erziehungs-Häuser, besprechet euch mit erziehungsverständigen Männern, um recht klug zu werden, und bey der Bildung eurer Kinder nichts

nichts zu versehen. Und — übergebet sie in denen Jahren, da ihre Seele allen Eindrücken am offensten ist, da fast jeder vollständige Wirkung in der Seele thut, und, wie Schrift in Erz gegraben, darin haftet: da übergebet ihr sie zu vorzüglicher Aufsicht, Geschöpfen, die, wenn sie auch die besten in ihrer Art sind, doch nichts weiter, wenigstens nicht besser sind, als unerzogene Bauer-Mädchen. Von diesen laßt ihr den ersten Samen zu künftigen Früchten in die Seelen eurer Kinder streuen, unbekümmert, ob er von gesundem oder ungesundem Kraute sey, und behaltet euch selbst nur vor, hernach, wenn dieses Zeug schon in vollem Wuchse ist, eure eigene Pflanzen dazwischen zu setzen. Kommt ihr euch wundern, wenn ihr da mehr gäten müßet, als ihr pflanzen könnt? und wenn ihr an euern Pflänzchen in der Gesellschaft dieses Unkrautes kein Gedeihen sehet? Nicht wahr? es ist auffallend genug, daß die Schule der Wärterinnen unserm Endzwecke leicht, ja nothwendig, hinderlich seyn müsse!

Indessen sehe ich im Geiste auf dem Gesichte mancher guten Mutter ein verneinendes Lächeln. Ihre „Katharine“, meinen sie: „sey doch ein so ehrliches, gutmüthiges Mädchen, wisse sich in das Kind so gut zu schicken, sey so nachgebend, so unverdrossen, kurz, in Wort und That viel zu gut, um ein Kind verderben zu können“. — Nun gut, meine Damen! Ihnen zu gefallen, will ich denn noch etwas länger bey einem Beweise verweilen, den ich sonst für eben so überflüssig halte, als den, daß der Esel, seiner Gutmüthigkeit und Nachgiebigkeit ungeachtet, unmöglich etwas gutes auf der Laute heraus bringen könne. Werden Sie aber nicht unwillig, wenn ich Ihnen da Dinge als böse vorstelle, die Sie vielleicht selbst bisher so wenig, wie Ihre Wärterinnen, für böse gehalten haben. Ein Beweis wird dann schon den andern mit sich brin-

bringen. — Zuörderst bleibt es dabei, daß Ihre Wärterinn eine Person von dem niedrigsten Stande und der gemeinsten Erziehung ist, und überdies Sie und Ihr Kind nichts weiter angeht, als es der mit ihr gemachte Accord mit sich bringt. Das heißt aber schon so viel, als: daß sie von unzähligen Dingen, wovon sie zu Ihrem Kinde redet, und womit sie ihm selbst die Sprache beibringt, die albernsten und verkehrtesten Begriffe hat; daß ein großer Theil ihrer Lieblings-Vorstellungen, und mithin auch ihrer Lieblings-Gespräche, dumme, schädliche Vorurtheile sind; ferner, daß sie zu den feinen Blicken, womit die Triebfedern von dem Beginnen eines Kindes ausgeforscht seyn wollen, gar kein geübtes Auge hat, und also in hundert Fällen zwischen willkürlichen Forderungen und wahren Bedürfnissen eines Kindes keinen Unterschied zu machen, viel weniger jenen auf die rechte Art zu begegnen und diese ordentlich zu befriedigen weiß; endlich und dieses bedenken Sie vorzüglich!) daß sie die Person nicht ist, welche der künftige moralische Zustand des Kindes etwas angeht.

Hieraus, denke ich, lassen sich schon Verkehrtheiten genug herleiten. Ich will nicht einmahl weiter von den thörichten und ewig schädlichen Begriffen, die sich aus dem Reichthume einer Wärterinnen-Seele täglich in die Seele eines ihr anvertrauten Kindes als moralische Wahrheiten ergießen müssen, reden; denn damit hat es seine Richtigkeit, sobald wir sie der Wärterinn selbst zugestehen. Ich will nur um Erwekung desjenigen, was sie durch That in dem Kinde wirkt, bitten. Ihr vornehmster Endzweck bey der Wartung des Kindes ist der, daß dasselbe beständig bey der möglichsten Ruhe erhalten werde; denn hierauf beruhet ihre eigene Bequemlichkeit. Die Wahl der Mittel, die zu Erreichung dieses Zweckes dienen können, fallen einer Wärterinn nicht schwer, denn sie nimmt ohne Bedenken dies

diejenigen, die zunächst dahin führen, sie mögen übrigens auf die moralische Verfassung des Kindes wirken, was sie wollen. Wollen meine Damen dieses Katharinens Klugheit zuschreiben, so mögen Sie es thun; aber hören Sie mich auch weiter! Ueber alles geht der vortreffliche Canon: Wenn man den Willen der Kinder thut, so weinen sie nicht. Unsre Katharine ist so „gutwillig, so nachgebend“, sagten Sie. Ja freylich, das ist sie. Ihr Carlchen darf fordern, was er will; sie sorgt dafür, daß er es erhält. Und oft sorgt sie dafür mit einer solchen Geschicklichkeit, daß sie wohl verdient, von Ihnen bewundert und für eben so klug, als gutwillig, gehalten zu werden. Es fährt eine Kutsche vorbei, die durch ihren Glanz und ihr Geräusch die Sinne des Kindes ergreift. Es will sie gern gegenwärtig behalten; aber sie verschwindet bald, und Carlchen weint. Ist es hier nicht unvermeidlich, daß das Kind um seinen Willen betrogen werde? O nein, dafür ist die Wärterinn gut und klug. Schweig, lieber Carlchen! der Wagen soll sogleich wieder kommen. Kann er dies nicht, o das hindert nichts; eine geschickte Wärterinn weiß das gut zu machen; sogleich eine Täuschung herbei, die dem Kinde völlig so viel werth ist, als das Wiederkommen des Wagens, und Carlchen schweigt. — Ein ander Mahl ergreift das Kind etwas, womit es sich leicht Schaden zufügen könnte; aus Noth entreißt ihm die Wärterinn dasselbe; aber kaum darf das Kind den Mund zum Weinen verziehen, so hat sie schon für ein Aequivalent gesorgt, das seine Begierde völlig schadlos hält. Wer auf Wärterinnen Acht gegeben hat, wird nicht läugnen können, daß die Geschicklichkeit, womit sie dergleichen Dinge treffen, Bewunderung verdient. Müßte es nicht Schade seyn, daß das Kind bey irgend jemand lieber seyn sollte, als bey der Wärterinn? Der Fall ist allerdings auch selten. Kurz, Befriedigung aller Begierden des Kindes.

Def. Enc. XXXVII Th. Kff des,

des, sie mögen beschaffen seyn und heißen wie sie wollen, ist der große, der vorzügliche Kunstgriff der Wärterinnen, um bey ihrem Berufe auf das kürzeste zu ihrem Interesse zu kommen. — Sie werden nicht läugnen, meine Damen! und vermuthlich schon aus eigener Erfahrung wissen, daß Begierden desto mehr Stärke gewinnen, je mehr sie befriediget werden. Halten Sie nun diese Gewöhnung Ihres Kindes gegen die Verfassung, worin seine Begierden einst nothwendig stehen müssen, wenn es sich selbst und Andern zur Glückseligkeit in der Welt leben soll. Kein Mensch kann bezweifeln, daß der gute, der glückselige Mensch in der Welt nur derjenige ist, der Fähigkeit besitzt, über seine Begierden zu herrschen; die süßesten Reize, welche die Vernunft einmahl für gefährlich erklärt, zu verschmähen; viele unangenehme Dinge, die einmahl aus dem allgemeinen Zusammenhange nicht heraus zu schaffen sind, mit männlicher Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen; selbst die Thräne, die sie der Menschheit auspressen, gelassen zur Erde fallen zu sehen. — Erwarten Sie dieses von dem Kinde, dessen Begierden in den Jahren, da sie jede ihnen gebene Richtung annehmen, nie eine Einschränkung erfahren haben? Erwarten Sie willige Bequemung in die Nothwendigkeit, auf Reize Verzicht zu thun, die Ihre Vernunft dem Jünglinge als schädlich vorstellt, und von ihm vermieden haben will? Erwarten Sie dieses von dem Kinde, welches unter der nachgebenden Wärterinn mit einem Schreie alles, was es wollte, zu erlangen, und, was es nicht wollte, abzuwenden gewohnt war? Gewiß, es wäre gegen alle Gesetze der Natur, ein entschiedenes Wunder, wenn bey einer so ununterbrochenen, und mit so weniger Cultur der Vernunft verbundenen Verstärkung der sinnlichen Begierden, nicht eine außerordentliche Uebermacht der Begierden über die Vernunft entstände; wenn ein so gelei-

geleitetes Kind, dem Willen seiner Aeltern zu gefallen, eine sinnlich angenehme Handlung gern unterliesse; ungezwungen sich einen schädlichen Genuß, den die Begierden als süß empfinden, versage; nicht widerseßlich, nicht störrisch, nicht eigensinnig wäre. Ich habe bisher nur solcher gutmüthiger Mißhandlungen der Wärterinnen gedacht, wodurch die Begierden der Kinder übermäßig verstärkt werden. Freylich heißt das schon nicht weniger, als verdorben werden, wenn richtige Verfassung der Begierden davon abhängt, daß sie sich bey allen vorkommenden Reizen von der Vernunft regieren lassen. Aber es kommen Behandlungsarten in der Schule der Wärterinnen vor, die noch mehr geradezu auf Verderben gehen, ja oft erst eigentlich unlautere Triebe erwecken. Unter andern Kunstgriffen, welche Wärterinnen zur Beruhigung der Kinder brauchen, ist ein vorzüglicher derjenige, daß sie bey allen, dem Kinde vorkommenden, unangenehmen Vorfällen einen Sünden - Boß bey der Hand haben, dem alles Böse aufgeladen wird. Der Grund davon ist wieder der alte Canon: Die Begierde des Kindes muß nicht Noth leiden, wenn es nicht weinen soll. Das ist zuweilen nicht geradezu möglich, zuweilen kann einer Begierde keine Genüge geschehen; aber dann muß ja auch die Schadloshaltung durch Begierden geschehen, sollte auch eigentlich eine neue darum erwecket werden. Carlchen weint, daß eine Speise, wovon das geringste Uebermaß schadet, ihm nach einem mäßigen Genuße genommen wird. Was sollte hier geschehen? (ich will diese Frage einmahl voran gehen lassen, um durch ihre Beantwortung dasjenige, was von Wärterinnen wirklich geschieht, in desto helleres Licht zu setzen.) Vernünftige Leser, die nun schon wissen, was eine beständige Nachsicht gegen die Begierden zu bedeuten hat, werden rathe, daß man Carlchen thun lasse, was er tausend Mal in seinem Leben

Leben wird thun müssen; daß man ihn im voraus empfinden lasse, wie albern, wie unschicklich in der Welt die Forderung ist, alles zu haben, was die Sinne reizt; daß man ihm folglich sein Weinen so lange gönne, bis er es für vergeblich erkennt und von selbst einstellt. Thut dies auch die Wärterinn? Nein, dann müßte sie ihren Canon schlecht verstehen. Geben Sie Acht auf ihr kluges Verfahren. Der Schüssel-Raub ist für die Empfindung des Kindes etwas Böses; das weiß die Wärterinn. Sie selbst ist gewohnt, sich von jedem als böse empfundenen Vorfall sogleich eine böse Ursache zu denken. Diese Vorstellung muß dem Kinde vorerst sogleich untergeschoben werden. Aber hier ist nun wirklich keine böse Ursache? Gut, es wird eine gemacht. Carlchen muß sich sogleich einen fremden Gegenstand als Ursache von dem böse empfundenen Schüssel-Raube in die Einbildung reißen: „Der böse „Karo hat sie genommen, der aische Hund“ Weiter: Die Wärterinn sieht aus eigener Gewohnheit die Wiederbeleidigung desjenigen, der beleidigt hat, in Ermangelung eines bessern Vortheiles immer für den besten Trost an. Auch diese Vorstellung muß in des Kindes Kopf; der aische Hund bekommt einen Tritt in die Rippen, wird tüchtig ausgescholten und weggejaget. — Ich denke, dieses muß in der Seele des Kindes wirken. Lassen Sie uns sehen, was? Erstlich: des Kindes Seele nimmt von denen Dingen, die es mit seinen Sinnen als böse empfindet, einmahl die Vorstellung an, daß sie wirkliche Uebel seyn. Die Wärterinn gestand es ja dem Kinde zu, daß es jetzt ein wahres Uebel leide, ob es gleich Wohlthat war, und nöthigte daselbe damit, diese Idee zu unterhalten. Wie unrichtig, wie schädlich dieselbe sey, wie gewaltig sie die Zufriedenheit des Menschen mit Gott, mit sich selbst, und mit den Dingen der Welt schwäche, dieses bedarf in unsern Tagen keines Beweises mehr. Und wenn unter

unter meinen Lesern auch einige seyn sollten, denen weder eine glücklichere Erziehung, noch die Erläuterungen der neueren Philosophen, über diesen Punkt zu Statten gekommen sind, so weiß ich doch, daß die Erfahrung selbst ihnen manche Aufklärung darüber wird gegeben haben; und wenn denn diesen sich noch angewöhnte Empfindungen widersetzen, so können sie solche eben als den besten Beweis ansehen, wie wohl der Mensch, ohne jene frühe Verwöhnung in Betrachtung der Uebel dieser Welt, daran seyn könnte. Zweitens entsteht daraus die Gewohnheit, sich von jedem, die sinnliche Empfindung kränkenden Vorfall die Ursache als böse und hassenswürdig zu denken. (Der schuldig erklärte Karo heißt ja auch gleich der böse Hund.) Geben Sie nun Ihrem Sohne einmahl den gegründeten Verweis für ein Vergehen; geben Sie ihm einen Schlag für eine von ihm selbst anerkannte, wahre Bosheit, und sehen Sie zu, ob er Sie in einem einzigen solchen Falle für gerecht und wohlwollend erkennen wird. Lassen Sie ihm diese Züchtigung gar von dem Lehrer, dem gütigsten und billigsten, den Sie ihm geben könnten, ertheilen; und sehen Sie zu, ob solcher nicht bey diesem, vielleicht unter tausend sichtbaren Wohlthaten als einzig hervor stechenden Angriff auf die Sinnlichkeit des Knaben, sogleich in seinen Augen der böse, der hassenswürdige Tyrann wird. Drittens, es entsteht ein Hang, jedes erlittene Weh mit einem Gegen Uebel zu vergelten. Und dies ist eben der unlautere Hang, den die Wärterinn neu in dem Kinde erweckt. Eine gewisse Scheu vor demjenigen, was das Kind als schädlich oder gefährlich erkennt, und ein Wunsch, es von sich fern zu sehen, ist ihm natürlich, und, um der Selbst-Erhaltung willen, weislich von dem Schöpfer eingepägt. Dieser Trieb würde das einzige seyn, was das Kind gegen den Hund empfindet, sobald es ihn für den Räuber seiner Leckerbissen halten muß; Züchtigung will

will es nicht eigentlich. Aber da sie geschieht, ist sie ihm auch nicht zuwider; ja, sie muß ihm willkommen seyn, weil es den niedrigen Gegenstand dadurch desto weiter von sich entfernt sieht. Es entsteht hier also eine Art von Entdeckung in der Seele des Kindes, daß man einem Gegenstande, wovon man Uebles erlitten hat, nur sogleich heftig zusehen, empfindliches Weh zufügen, kurz, ihn wieder beleidigen müsse, um ihn recht weit von sich entfernt zu haben. Nun denke man sich oft wiederholte Erweckungen dieser Idee; man denke sich, was nach obigem Beweise, Wiederholungen zur Folge haben, und setze an den Platz der wieder beleidigten Gegenstände Menschen: so hat man die Existenz des ganzen schrecklichen Triebes der Nachsicht.

Ich halte es nicht für nöthig, eine Menge ähnlicher Fälle, wodurch die Schule der Wärterinnen der moralischen Verfassung der Kinder gefährlich wird, zu häufen. Meine Leser, die nun schon wissen, wonach sie solche zu beurtheilen haben, werden selbst sehr leicht mehrere entdecken. Ich will dagegen noch einen allgemeinen Umstand von großer moralischer Wirkung in Betrachtung bringen.

Kinder haben einen starken Hang zur Nachahmung, und dieses ist natürlich. Wir wissen, daß dieser Hang sich immer nach der Fähigkeit richtet, klare und deutliche Vorstellungen zu haben, und nach dem Maße der Freiheit, diesen Vorstellungen gemäß zu handeln. Daher finden wir, daß Leute, deren Kopf am wenigsten zu hellen Vorstellungen aufgelegt ist, am meisten nachahmen, ja, daß oft ihr ganzes Leben nichts, als Nachahmung anderer, ist. Das Kind ist nicht besser daran, als diese Gattung von Menschen. Von Geburt ist es mit keinen deutlichen Vorstellungen versehen, und durch Unterricht kann es nicht schnell damit versehen werden, weil jede deutliche Vorstellung nicht allein eine geübte Vernunft, sondern auch viel Mähe wieder-

holt

hohles Zusammenstellen mehrerer ähnlicher Dinge, und Absonderung der sie von einander unterscheidenden Charactere, erfordert. Dieses beydes ist nicht Sache des Kindes. Es muß folglich lange dauern, ehe es so viel Vorstellungen erhält, um dadurch selbst sein Verhalten zu bestimmen. Es muß sich desto mehr nach demjenigen richten, was es von Andern sieht und hört; das heißt, es muß nachahmen. Und nun wird jede Handlung, welche die Wärterinn vor den Augen des Kindes verrichtet, pädagogischer Eindruck; wird so gut, als ausdrücklich erteilte Lehre, daß so gehandelt werden müsse; ja mehr, fruchtbarer als Lehre; denn sie dringt gemeiniglich durch mehrere Sinne in die Seele des Kindes, und ist selten ohne Begleitung sinnlich angenehmer Umstände. Hier bitte ich nun wohlmeinende Aeltern, sich einmahl auf das Exemplarische ihrer Wärterinnen zu besinnen, und sich selbst zu fragen, ob sie nach der Art, wie diese Personen tausend Mähe vor ihnen handeln, auch ihr Kind handeln zu sehen wünschen. Die Wärterinn (ich muß es noch ein Mähe sagen,) ist ja selbst umerzogen; folglich gerade das Gegentheil von dem Bilde, dessen Hervorbringung Zweck der Erziehung des Kindes, Zweck von dem mühsamsten Studium der Aeltern ist. Also auch durch allgemeinen Eindruck, durch Muster-Kraft, können Wärterinnen nicht wohl einen glücklichen Einfluß auf die Bildung der Kinder haben.

Alles bisher Gesagte betraf nur moralisch schädlichen Einfluß, der fast ohne Ausnahme von allen Wärterinnen zu befürchten ist. Sollte es nicht physischen, oder körperlichen, von gleicher Erheblichkeit, geben? Ich könnte diese Frage mit dem wenigsten Bedenken bejahen, und meine Antwort mit unzähligen schrecklichen Begebenheiten belegen, wenn meine besondere Absicht wäre, von solchen Wärterinnen, die zugleich Aemmen sind, zu reden. Aber hiervon ist seit Quincti-

Kff 4

lian

lian schon so viel gründliches geredet, daß ich füglich davon schweigen kann, ohne damit den Halb-Müttern, die sich, wieder die stärksten Erinnerungen der Natur, noch immer solcher Geschöpfe bedienen, zu dem Troste, daß sie Unwissenheits-Sünde begehen, behülflich zu seyn. Vielleicht läßt sich auch von den übrigen fehlerhaften Behandlungs-Arten, welche Kinder in Ansehung des Körpers von jeder Art von Wärterinnen erleiden, gleiche Bekanntschaft voraus setzen; denn wenigstens haben die Aerzte, die sonst noch oft den Ammen das Wort sprechen, genug von diesen Fehlern der Wärterinnen geredet, ohne sie diesen eben besonders benützen zu lassen. In solchem Falle nun wäre gänzlich Stillschweigen davon wohl am besten. Indessen muß ich doch noch eines Umstandes gedenken, von welchem noch nicht zu viel gesagt worden ist. Er gehört zwar unter die *Naturalia secretiora*; und ich bekenne gern, daß die Delicatesse, welche ich bey meinen Lesern, und dem schönen Geschlechte, voraus setzen muß, mich fühlen läßt, daß der gewöhnliche Schild der Physiker: *Natürliche Dinge seyn nicht schändlich*, hier nicht wohl anzubringen sey. Ich erinnere mich aber auch, daß der Respect, den wir von dem Begriffe von Glückseligkeit haben müssen, mit jenem feinen Gefühle vom Sittsamen und Wohlstandigen leicht in gleichem Paaresgehe, vielleicht auch sich damit über die Darstellung einer sonst gern im Dunkeln gehaltenen, aber die wahre Glückseligkeit zu sehr interessirenden Sache leicht vereinigen möchte. Ich habe mehrmahl gesehen, daß Wärterinnen, (freilich einige darunter, die vorher Ammen gewesen waren (*)) mit denjenigen Gliedern der Knaben spielten, welche die Natur eben darum, weil sie diesel-

(*) An einigen Orten steigt man keine andere Personen zu Kinder-Wärterinnen zu nehmen, als die selbst schon Kinder gehabt haben; und freilich haben diese mehr Erfahrung, als Mädchen.

ben wenig berührt haben will, vorzüglich mit dem unschätzbaren Geschenke der Schamhaftigkeit versehen hat. Ich habe gesehen, daß Kindern von drey Jahren, welche schon gewohnt waren, zum öftern die Hände nach diesen Gliedern zu strecken, von der Wärterinn nicht nur auf eine allerliebste spaßhaft seyn sollende Art, insbesondre durch scherzhafte Fragen, Aufmunterung gegeben, sondern auch selbst thätige Hülfe geleistet wurde. Meint man, daß das bey einem so kleinen Kinde unmöglich etwas zu bedeuten haben könne, nun so klage man auch nicht über Unbegreiflichkeit, wie ein Laster, welches jetzt so viele, verführte und nicht verführte Jünglinge vor der Blüthe ihres Lebens zu Leichen macht, so allgemein seyn könne. Denn eigentlich unbegreiflich kann das Entstehen einer Sache nicht heißen, so lange einige damit zusammen hängende Ursachen sich angeben lassen, sie mögen übrigens von der Wirkung so weit entfernt seyn, als sie wollen. Meines Erachtens aber ist hier die Entfernung der Wirkung von der Ursache so groß nicht. Elffer erzählt ein Beispiel eines achtjährigen Knaben, dessen Natur durch süße Mißhandlungen schon in die Disposition gerathen war, alle die Zuckungen der Fibern und Bewegungen des Blutes hervor zu bringen, deren Möglichkeit bey einem in Ruhe gelassenen Körper erst Folge weit späterer Entwicklungen ist. Ist denn das achtjährige Kind dem zwey- oder dreyjährigen nicht nahe genug? und sollte es weniger begreiflich seyn, daß das dreyjährige der Disposition des achtjährigen fähig sey, als daß dieses die Disposition eines zwey Mahl achtjährigen habe?

Meine Leser werden es jetzt zugeben, daß der Einfluß der Wärterinnen auf den physischen und moralischen Zustand der Kinder von gleicher Erheblichkeit, und zwar für beyde sehr gefährlich sey. Will jemand noch sagen, daß alle die gedachten verderblichen Behandlungs-Arten den Wärterinnen nicht allein zur Last

zu legen seyn, daß Aeltern selbst es oft nicht besser machen und ihre Kinder genug verderben: so erinnere man sich, daß ich hauptsächlich den würdigen Aeltern, die, so viel an ihnen ist, ihre Kinder nach richtigen Regeln erziehen, zur Auflösung des Knotens behülflich seyn wollte, wie sie, dieser Bemühung ungeachtet, ihren Zweck so häufig verfehlen; und ich erkläre zugleich, daß ich zwischen Wärterinnen und solchen Aeltern, die es nicht besser, als wie Wärterinnen machen, in Rücksicht auf pädagogischen Werth, gar keinen Unterschied anerkenne.

Aber wie ist nun diesem Uebel abzuhelpen? Eine schwer zu beantwortende Frage! So viel läßt sich leicht finden, daß alles auf bessere Bildung der Wärterinnen, oder auf Verminderung ihres Gebrauchs, ankommt. Und hierüber ließe sich bey individuellen Lagen wohl etwas bestimmen; aber nicht überhaupt. Rathschläge für das Allgemeine setzen Veränderungen in öffentlichen Dingen voraus, die nicht bloß den Kopf eines Schriftstellers, sondern auch Hände der Obrigkeit zu Hülfe fordern.

45 und 46 St. des Samov. Magaz. v. J. 1785.

Die Kinder-Wärterinnen zu Sparta waren Muster. Plutarch (im Lykurg) macht folgende Beschreibung von ihnen: „Sie wußten mit vieler Sorgfalt und Geschicklichkeit die Kinder groß zu ziehen, ohne sie zu wickeln, und so, daß ihr Körper und ganze Gestalt ein freyes ungezwungenes Wesen bekamen. Sie gewöhnten sie zu schlechter Kost, zur Unerfrorenheit im Finstern, zur Furchtlosigkeit, wenn sie allein gelassen wurden; allen unanständigen Eigensinn, und Scheul gewöhnten sie ihnen ab. Daher kam es, daß auch Auswärtige für ihre Kinder spartanische Wärterinnen anschafften.“ — Wollte der Himmel, unsere Wärterinnen wären den spartanischen ähnlich! Aber werden sie das ohne Anweisung je werden? Die Stiftung einer Art von Seminarium für Kinder-Wärterinnen würde ein wahres Verdienst um die Menschheit seyn. Man hat hier und da Hebammen-Schulen angelegt, und die Erfahrung spricht für die Wohlthätigkeit eines solchen Instituts. Aber nicht

min-

minder wohlthätig würde ein Institut seyn, das die Auszubildung der Personen zur Absicht hätte, die auf die erste Entwicklung des Verstandes, und vornehmlich des Characters, einen so großen und dauernden Einfluß haben. Ich verlange nicht, daß die Wärterinnen Philosophen seyn sollen; aber es ist doch in der That nicht genug, daß sie die nöthigen physischen Geschicklichkeiten, und ein heiteres fröhliches Temperament besitzen. Und wie selten wird selbst hierauf gesehen, da man gemeiniglich alte Weiber dazu nimmt, denen schon durch ihr Alter eine gewisse mürrische Gemüthsart natürlich ist, die sich überhaupt bey alten Leuten des weiblichen Geschlechts eher und öfter, als bey denen vom männlichen, einfindet. Eine gute Kinder-Wärterinn muß außerdem so manche psychologische Geschicklichkeit besitzen, um der sich allmählich entwickelnden Seele keine schiefe Lage zu geben, sondern sie in der geraden Richtung der Natur fortwirken zu lassen, und ihr bloß dabey nachzuhelfen. Hätte man erst Wärterinnen von der Art, so würde der Kopf des Kindes nicht mehr mit abgeschmackten Märchen von Gespenstern und Hexen, und mit grausen den Mord-Geschichten angefüllt werden. Wie tief dergleichen frühe Eindrücke der Furcht und des Schrecks sich in die Seele eingraben, und nachher auch im männlichen Alter durch alle noch so berichtigte Einsichten und Ueberzeugungen nicht weg getilget werden können — wer weiß es nicht, wenn ist es nicht selbst, mehr oder weniger, aus eigener Erfahrung bekannt?

Hrn. D. E. K. Gedike Aristoteles und Basedow, oder Fragmente über Erziehung und Schulwesen 2c. Berl. und L. 1779, gr. 8. S. 54, f. Anm.

Kinder-Zucht, die Art und Weise, Kinder zu ziehen oder zu erziehen.

Von der physischen oder diätetischen Erziehung der Säuglinge und der entwöhnten Kinder, siehe oben, S. 546, fgg.

Von der moralischen Kinder-Zucht, werde ich im Art. Schul- und Erziehungswesen handeln.

Kindererz, ein kindisches Betragen, kindische Reden, Das sind Kindererzen. Nieders. Kinderije.

Kin-

Kinderhaft, Kindern ähnlich, im nachtheiligen Verstande, in Ansehung des Mangels der Vernunft und des geklärten Wesens, für das härtere Kindisch.

Kindes-Beine, ein Wort, welches nur in der im gem. Leben üblichen *N. A.* von Kindesbeinen an gebraucht wird, d. i. von der Kindheit an, von Kind auf.

Kindes-Kind, das Kind seines Kindes, ein Enkel; ein Wort, welches am häufigsten im Plural und ohne Artikel gebraucht wird. Kindes-Kinder erleben, Enkel. Auch in weiterer Bedeutung, für Nachkommen überhaupt, in welchem Verstande es mehrmahl in der deutschen Bibel vorkommt.

Siehe auch oben, S. 680, und 684, f; und Enkel, im XI Th. S. 31.

Es ist nicht liebers, als Kindes-Kind. Dieses Sprichwort gründet sich auf eine Erfahrung, von der man eben nicht behaupten kann, daß sie allgemein sey. Man findet gemeinlich, daß die Enkel von ihren Großältern mehr, als von ihren leiblichen Aeltern, geliebet, aber auch, wenn die Großältern die Erziehung derselben übernehmen, in vielen Stücken verzärtelt werden, und daß manche Aeltern, so scharf sie auch ihren Kindern gewesen waren, doch desto mehr Nachsicht mit ihren Enkeln haben. Dieses großälterliche Bezeigen hat seinen Grund in der natürlichen Liebe. Ist es ihnen eine wahre Freude, wenn sie an wohlgezogenen Kindern die Früchte ihrer weisen Erziehung sehen, und gleichsam ihr Bildniß in denselben wieder lebendig betrachten; wie viel größer muß die Freude seyn, wenn sie ihren Stamm in viele Nester sich ausbreiten, und das frohe Gewähl der Enkel um sich her sehen, die durch ihr unschuldiges und zärtliches Bezeigen sie ein Glück erleben lassen, welches unter hundert Ehegatten die wenigsten erleben, und welche ihnen das angenehmste Vergnügen verschaffen; ein Vergnügen, welches sich nicht genug beschreiben läßt, sondern selbst empfunden werden muß.

Man hat also durch dieses Sprichwort nicht nur die natürliche Liebe der Großältern gegen die Enkel anzeigen, sondern auch damit lehren wollen, daß in dem Falle, wenn die Kinder nicht mehr leben, die Enkel alsdann die nächsten Erben seyn, indem ihr Erb-Recht sich auf die natürliche Liebe

liebe eben so gut, als wie das Erb-Recht der Kinder, gründet. Es war bey den Hebräern schon ein bekanntes Sprichwort, daß Kindes-Kinder der Kinder ersten Grades Stelle vertreten; (*) und von dem Kaiser Marcus Aurelius sagte der römische Rechtsgelehrte Callistratus (**), daß er in einer seiner Verordnungen sich erklärt habe, wie man nicht sagen könne, daß derjenige, welcher einen Enkel hinterlassen hat, ohne Kinder zu hinterlassen, mit Tode abgegangen sey; und dieser schöne Ausdruck, den auch andere Völker gegründet befunden haben, ist die Ursache, weswegen in Erbschafts-Fällen die Enkel ihrer verstorbenen Aeltern Stelle vertreten, und denjenigen Theil bekommen, welchen ihr verstorbener Vater erhalten haben würde, wenn er am Leben geblieben wäre. (***)

Kindes-Noth, ein Wort, welches nur mit dem Vorworte in ohne Artikel gebraucht wird, den Zustand der Entbindung, der Geburt einer Mutter, als eine Noth zu bezeichnen. In Kindes-Nöthen liegen, eine schwere Geburt haben, mit Schmerzen gebären. Einer Person in Kindes-Nöthen beyspringen. In weiterer Bedeutung auch wohl die Entbindung überhaupt, weil sie allemahl mit Schmerzen verbunden ist. Es wird dich Angst ankommen, wie ein Weib in Kindesnöthen, Jer. 13, 21. Sie war in Kindes-Nöthen und hatte große Qual zur Geburt, Offenb. 12, 2. Eine die in den ersten Kindesnöthen ist, Jer. 4, 31.

Der Singular, ehe denn ihr Kindesnoth kommt, Es. 66, 7. ist im Hochdeutschen ungewöhnlich.

Kindes-Pech, siehe oben, S. 553.

Kindes-Theil, der Theil, der Antheil eines Kindes aus einer Erbschaft. Kindes-Theil bekommen, so viel

(*) Grotius de iure belli & pacis, L. 2, c. 7, §. 6. Seldenus de success. in bonis defuncti, c. 1.

(**) L. 220. §. 2. de V. S. Diutius quoque MARCVS rescripsit, non videri sine liboris defunctum qui nepotem suum heredem reliquit.

(***) Gebauer de iure succession. apud veteres Germanos, ad Tacit. cap. XX.

viel als jedem Kinde von der Verlassenschaft seines Vaters oder seiner Mutter gebührt.

Kindheit, in der dritten Bedeutung des Wortes Kind, der Zustand, da man noch ein Kind ist, das kindliche Alter, von der Geburt an, bis zum zehnten Jahre, wo man mehr nach Empfindungen, als nach Erkenntniß, handelt. Im Augels. Cildhad. In einigen Gegenden ist dafür Kindtschaft üblich.

Dieses Wort wird auch von den sehr alten Leuten gebraucht, bey welchen die Kräfte des Leibes und der Seele dergestalt abgenommen haben, daß sie sich wie Kinder betragen, und wie Kinder gepflegt werden müssen; von welchen man sagt: sie gerathen wieder in die Kindheit. Er ist völlig in der Kindheit.

Ein jedes Menschen-Alter hat seine eigene Vortheile. Ich betrachte jetzt die Glückseligkeit eines Menschen in seiner Kindheit. Dem flüchtigen Ansehen zu Folge scheint unsere Kindheit mehr würdig zu seyn, dieselbe für unglücklich zu erklären, als daß wir Ursache hätten, sie glücklich zu preisen. Kein einziges Thier auf dem Erdboden kommt so schmerzhaft, mühselig und elend auf die Welt, als der Mensch. Die Geburt der Thiere geht nicht nur leicht und ohne fremde Hülfe von Statten; es sind auch die neugeborenen Thiere selbst, meistens, bald nach ihrer Geburt im Stande, fort zu laufen, Speise zu suchen, sich selbst zu helfen, und aller fremden Beyhülfe entübrigt zu seyn. Dieses alles aber vermag ein neugeborenes Kind gar nicht. Es braucht vielen Beystand von innen und von aussen, ehe es zur Welt kommt. Seine erste Stimme ist ein Noth-Geschrey, und ein Beweis, daß es vielen Beystandes bedürfe. Sollte es, nach seiner Geburt, nicht mehr gehoben, getragen, gepflegt und gewartet werden, als ein Thier, welches in die Welt tritt, so müßte es gar nach seiner Geburt wieder ster-

sterben. Wie viel Mühe kostet es nicht, ehe das Kind von seiner Mutter entbunden, gelöst, und dahin gebracht wird, daß es die Mutter-Milch genießen lernt! Es muß angeleget und weggenommen, ein- und ausgewickelt, gewaschen, gereinigt, und durch unbeschreibliche Mühwaltungen in Acht genommen werden, wenn es am Leben bleiben soll. Jahr und Tag geht dahin, ehe es laufen, und seine Gliedmaßen, zu seiner Erhaltung, dergestalt brauchen lernt, als wie es ein Thier, alsbald nach seiner Geburt, vermögend wird. Wenn auch ein Jahr vorbei, und das Kind im Stande ist, laufen zu lernen, so bleibt es immer noch unzähligen Gefährlichkeiten ausgesetzt, in welchen es Schaden nehmen würde, wenn nicht Aeltern, Wärterinnen und Aufseher unter den Erwachsenen solches abwendeten, vornehmlich aber eine höhere Vorsorge über die Kleinen waltete. Alles dieses zusammen betrachtet, könnte fast auf die Gedanken bringen, daß ich eben nicht viele Ursache hätte, von einer Glückseligkeit des Menschen in seiner Kindheit etwas zu schreiben. Das Gegentheil scheint sowohl aus den bereits angeführten, als auch aus noch vielen andern Umständen am Tage zu liegen. Wie manches Kind wird erzeugt und geboren, dessen Aeltern und Anverwandte es sich zur größten Last oder Schande machen, daß es da ist! Armuth, Wollust, und Faulheit, sind bey manchen Aeltern die Ursache, um deren willen sie ihre Kinder verwünschen, hassen, vernachlässigen, und in die unglücklichsten Umstände bringen. Unter dem gemeinen Volke wird auf die Verpflegung des Viehes mehr Fleiß, Sorge und Arbeit verwendet, als auf die Erziehung der Kinder. Bey solcher Bewandniß der Kindheit hat es das Ansehen, als fände sich mehr Stoff, von ihrer Unglückseligkeit zu schreiben, als daß sie für glücklich geachtet werden könnte. Allein, ich werde dadurch von meinem Vorhaben nicht abgeschrecket. Die glückselige Kindheit ei-

nes Menschen ist, eben so wie jedes Menschen-Alter, ihrer Ausnahme, Gefahr und Beschwierlichkeit unterworfen. Es bleiben aber Fälle und Bedingungen genug übrig, die uns Beweise davon abgeben, daß die Kindheit des Menschen für glücklich zu achten ist. In ihrer Art führt sie beträchtliche Vorzüge der Glückseligkeit vor andern Menschen-Alter mit sich. Ich werde mich näher darüber erklären.

Ich mache den Anfang mit der Seele, dem edelsten Theile des Menschen. Ihr Zustand in der Kindheit eines Menschen kann von mehr als Einer Seite betrachtet werden. Das Unvermögen eines Kindes zu denken und urtheilen zu können, was links und rechts, wahr und falsch, gut und böse ist, will ich nicht unter seine glückselige Zufälle zählen, doch auch nicht für einen Uebelstand erklären. Denn es sind doch Fähigkeiten des Verstandes in der Seele eines Kindes vorhanden, ob schon dieselben erst nach und nach sich entwickeln und wirklich brauchbar werden. Die Unwissenheit eines Kindes schadet ihm weniger, als eine große Weisheit den Erwachsenen. Diesen wiederfährt sehr oft das Unglück, daß ihre Kunst und Wissenschaft manche Unruhe zu machen pflegt. Wo viel Weisheit ist, da ist viel Gramen, sagt Salomon in seinem Prediger. Der König betrachtet die Menschen nach dem gewöhnlichsten Erfahrungs-Laufe. Je höher ihre Einsichten in das Wesen dieser Welt steigen, desto mehr Sehnsucht entsteht in ihrer Wißbegierde, und ein schmachtendes Verlangen nach einer Weisheit, worin sie andere Menschen übertreffen wollen. Sehr selten erreicht ihre Weisheit und Kunst diejenige Stufe, auf welcher die Zufriedenheit, Gemüthsruhe, und Ordnung in den Leidenschaften, angetroffen wird. Dem Willen wiederfährt nicht weniger, bey zunehmenden Jahren, der niedrige Zufall, als dem Verstande, daß er die wahre Glückseligkeit eines Menschen mehr störet, als befördert. Welch
ein

ein Streit zwischen der Vernunft, und zwischen ausschweifenden Begierden quält nicht täglich den größten Haufen erwachsener Menschen! Wie vieler Thorheiten haben sie sich vor andern Menschen, vor ihrem eigenen Gewissen, und am meisten vor dem allwissenden Herzens-Kündiger, täglich zu schämen! Wie mancher Anschlag ist vergeblich, und wie viele Absichten werden niemahls erreicht, die man mit unbeschreiblicher Arbeit und Mühe zu erreichen sucht! Hieraus entstehen Gram, Verdruß und Unruhe, welche der Seele und der Gesundheit des Leibes auf vielerley Art schädlich werden. Von dem allen weiß und fühlt ein Kind sehr wenig, oder nichts. Sein Verstand entwickelt sich nach und nach. Die Erkenntniß in demselben ist so beschaffen, daß sie weder aufblähet, noch niederschlägt. Geht auch sein Wille mehr auf schädliche, als nützliche Dinge, so läßt er sich doch mit leichterer Mühe lenken, als bey Erwachsenen. Der Streit in den Begierden eines Kindes ist bey weitem nicht so heftig und schädlich, als in den mittlern und höhern Jahren eines Menschen, dessen Leidenschaften in einer brausenden Gährung sich befinden und auf allen Seiten ausschweifen. Ein Kind freuet sich ganz anders, als ein Jüngling oder eine Dirne, die oft in ihrem Vergnügen weder Maß noch Ziel halten. Die Freude eines Kindes ist auch keine verstellte und erzwungene Lust, wie sich, in vielen hohen und niedrigen Gesellschaften manche von aussen frohlich anlassen, weil es der Wohlstand und der Wille anderer Menschen so mit sich bringt, innerlich aber von einem nagenden Verdrusse gequälet werden. Ein Kind holt auf, lustig zu seyn, ohne sich Gewalt anzuthun, wenn es keinen Geschmack mehr daran empfindet. Ihm ist es gleich viel, ob andere seines Gleichen in der Lustbarkeit aufhören, oder fortfahren. Es folgt darin dem allgemeinen Natur-Triebe aller lebendigen Thiere, daß diese nicht mehr essen und trinken, als sie zur Sättigung
Def. Enc. XXXVII Th. LII bedür-

bedürfen, in ermüdenden oder entkräftenden Handlungen nicht weiter gehen, als ihre Gesundheit und Kräfte es verstaten, und diejenige Lust verabscheuen und fliehen, welche dem Leben zum Schaden gereicht. Die Erwachsenen hingegen übernehmen sich in ihren Lustbarkeiten, in Speise und Trank, oft dermaßen, daß sie etliche Tage lang hinter her krank und und untüchtig zu ihren Berufs-Geschäften werden. An der Traurigkeit eines Kindes bemerken wir eine gleiche Beschaffenheit. So geschwinde es weint, wenn ein wiederiger Zufall dasselbe ergreift, eben so bald vergift es wieder seinen Schmerz und Unwillen, wenn die äußerliche Empfindung davon aufhört. Einer Traurigkeit, welche viele Leute tödtet, nach Sirach's Anmerkung, ist ein Kind nicht fähig. Sein flüchtiges Wesen läßt der Schwermuth keinen Raum. Was alten Leuten schlaflose Nächte verursacht und bittere Wehklagen auspresset, dabey schlafen Kinder ganz ruhig und bleiben gutes Muthes. Armuth und Verachtung thut ihnen so wenig wehe, als Ehre und Reichthum keine sonderliche Einbildung in ihren Gemüthern erregt. Man lege ihnen einen Beutel mit Gelde, und eine schöne Puppe, oder einen Apfel, hin, und lasse ihnen die Wahl; sie werden das erste weniger achten und ergreifen, als die beyden letztern Stücke. Eben so verhält sich ihre Gesinnung gegen den Schatten zeitlicher Ehre. In ihrem Umgange ist es ihnen einerley, ob ihre Spiel-Cameraden aus vornehmen oder geringen Stande entsprossen sind. Keines erhebt sich über das andere. Keines begehrt witziger und klüger zu seyn, als die andern. Sie rücken sich keine Gebrechen vor. Sie spotten nicht über der andern ihre Natur-Mängel. Die Kinder der Vornehmen gehen mit den Kindern der Tagelöhner um, und beegnen sich einander, als wenn sie in allen Stücken einander gleich wären. Entstehen kleine Handel und Zwistigkeiten in ihren Gesellschaften, so sind sie

von

von keiner Dauer, und verschwinden eben so bald wieder, als sie entstehen. Haß, Zorn und Rache, die herrschenden Feinde menschlicher Glückseligkeit, unter welchen Erwachsene sich unsäglich viel vergebliche Unruhe und Noth machen, bemächtigen sich der zarten Gemüther kleiner Kinder keinesweges, also, daß sich dieselben in ihrem Vergnügen sollten stören lassen. Sie tragen zwar den Samen zu allen schädlichen Leidenschaften bey sich; es brechen auch diese zeitig genug bey ihnen aus. Alle Arten der Bosheit stecken den Knaben und Mädchen im Herzen. Allein, in ihrem zarten Alter brennt das Feuer der Leidenschaften bey weitem nicht so stark, als wenn sie erwachsen sind. Ihr Zorn ist im Augenblick, wie ein leichtes Stroh-Feuer, vorbey. Die erlittenen Beleidigungen tragen sie sich auf die Art gar nicht nach, wie rachgierige Männer zu thun pflegen, welche sich selbst darüber aufreiben, indem sie auf Mittel denken und arbeiten, ihren Beleidigern Gruben zu graben. Kurz, sie begehen ihre Thorheiten lange nicht so strafbar und schändlich, als Erwachsene, und genießen daher eine gewisse Unschuld, Zufriedenheit und Seelen-Ruhe, nach welcher man sich in dem übrigen Menschen-Alter vergebens sehnet. Es ist wahr, daß ihre Unwissenheit Schuld daran ist, viele Dinge nicht zu begehren und zu genießen, woran die große Welt sich vergnügt. Aber sind sie nicht besser daran, als Leute von großem Verstande, die sich mit einer Menge falscher Meinungen und leerer Einbildungen bethören? Diese sammeln Schätze, bauen Palläste, tragen kostbare Kleider, richten verschwenderische Gastmahl aus, und entkräften Seele und Leib mit gewalthätigen Lustbarkeiten, indem sie glauben, alles dieses gehöre zu ihrer Glückseligkeit. Sie stehen in dem Wahne, als ob diese Schein-Güter ihr Ansehen vor der Welt erhöhen, ihre Würden vergrößern, und ihrer Ehre einen ewigen Ruhm zuwege bringen müßten. Ihr vermeintliches

Eil 2

Wohl

Wohl aber befördern sie durch Mittel und Wege, die ihr Gewissen unheilbar verwunden, und statt der gesuchten Ehre und Freude ihnen Schande und Leid zu ziehen. Von allen diesen Dingen sind Kinder in den Jahren ihrer Unschuld gar weit entfernt. Ihre Begierden erstrecken sich nur über das, was sie bedürfen. Die Ehre ist ihnen ein ganz unbekanntes Gut, welches sie entbehren, ohne darüber traurig zu werden. Ihre Ergehungen brauchen keinen Reichthum, keinen großen Aufwand, keine Kunst, keine Behülfe sensuender Creaturen. Die geringste Sache dient ihnen zur Freude. Ein Stecken-Pferd vergnügt sie eben so sehr, und mit weit geringerem Aufwande, auch viel weniger Gefahr, als den größten Herrn sein Parade-Pferd. Ihren Hunger stillen sie durch gemeine Speisen ohne Kostbarkeit und Ueberfluß. Sie sehnen sich nach keinem großen Vorrath an Lebens-Mitteln, und wenn sie mehr haben als ihre Sättigung bedarf, so sind sie bereit, an Andere das auszutheilen, was sie nicht nöthig haben. Um den Werth und Glanz ihrer Kleider bekümmern sie sich nicht, und sind zufrieden, wenn nur ihr Leib wieder die Kälte bedeckt wird. Am wenigsten ist ihnen an einem prächtigen Pallaste gelegen, oder an zeitlichen Schätzen, oder sonst an Schein-Gütern, welche die Welt mit erstaunlicher Seelen- und Lebens-Gefahr zusammen raffet. Nährt nicht die Genügsamkeit der Kinder zugleich auch daher, daß ihr Verstand noch nicht mit leeren Einbildungen und unordentlichen Begierden unnebelt und vergiftet ist? folglich können wir ihren glückseligen Zustand nicht bloß aus dem Mangel des Verstandes, oder dem Nichtgebrauche ihrer Vernunft, herleiten. Sie fangen an zu denken und ihre Vernunft zu gebrauchen, ehe noch die Glückseligkeit ihres kindischen Alters zu Ende geht. Diese nimmt aber zu-
hens ab, je mehr ein Mensch seiner Vernunft mächtig wird. Wir sehen dieses deutlich an den Sorgen,
welch

welche die Menschen für ihre Glückseligkeit tragen. Im reifen Alter martern wir uns mit einer ungeheuern Menge Sorgen für unsern Ehren-Stand und Unterhalt. Ein Kind ist nicht so schwach. Mangel und Ueberfluß, Ehre und Würde, ist ihm einerley. Es thut, was ihm befohlen wird, und überläßt die Sorge für Nahrung und Kleider, seinen Aeltern und Pflegern. Es befindet sich dabey überaus wohl. Seine Gemüths-Ruhe hat einen großen Einfluß in die Lebhaftigkeit und Munterkeit seines Leibes und dessen Gliedmaßen. Diese gebraucht ein Kind mit einer Behendigkeit, welche bey zunehmenden Jahren sich vermindert. Die Entwicklung seiner Seelen-Kräfte, und das Wachsthum seines Leibes und seiner Glieder, geschieht auf eine Art, die sich mit einem lebhaftern Vergnügen wahrnehmen, als durch Worte beschreiben läßt. Wie sanft, erquickend und stärkend ist nicht der Schlaf eines gesunden Kindes! wie anmuthig und natürlich schön sein Selbst-Lallen, wenn es erwacht! wie reizend seine freundliche Miene, die es seiner Mutter, Amme und Wärterinn, entgegen lächelt! wie gleichförmig seine Nachahmung! wie annehmlich und belustigend eine jede Handlung zarter Kinder! Ihre zarte Bildung, Haut und Farbe am Leibe, und die ersten Proben ihrer aufgeschlossenen Seelen-Kräfte, gleichen dem schönsten Frühlinge. O glückseliges Leben in der Kindheit! warum verschwindest du so bald? Im reifen Alter verlieren viele gleich stark ihre Annehmlichkeiten des Leibes mit der Unschuld in ihrer Seele. Hefige Begierden, schäumende Wollüste und Ausschweifungen aller Arten, lassen merkliche Spuren im Gesichte und am ganzen Leibe davon sehen, wenn die Glückseligkeit der ersten zehn bis zwölf Jahre dieses Lebens verloren gegangen ist. In der Seele finden sich Gedanken, die einander anklagen, verdammten, und Zeugen eines tief verwundeten Gewissens abgeben. Hierzu gesellt sich
ein

ein nagender Kummer über den Verlust eines unverletzten Gewissens, eines guten Rufes, verschwundener Güter, und einer dauerhaften Gesundheit. Selten, überaus selten findet man Leute, die es mit zuverlässigen Kennzeichen darthun, daß sie von der Glückseligkeit ihrer ersten Jahre in das jugendliche und männliche Alter ohne Schaden ihrer wahren Wohlfahrt übergegangen seyn. Und die wenigen, denen solches glückt, können mit einer rührenden Freude an ihre Kindheit zurück denken.

Kindisch, Fr. pueril, in der Kindheit, d. i. dem Alter eines Kindes, in der dritten Bedeutung dieses Wortes, und dessen Betragen, gegründet.

1. Ueberhaupt, auch im guten, wenigstens gleichgültigen Verstande. Jünglinge heißen bey dem Kero Chindiske, und Ottfried braucht kindig im guten Verstande für jugendlich. Einige Schriftsteller brauchen es noch zuweilen in diesem gleichgültigen Verstande; eine kindische Freude, eine innige Freude, wie sich Kinder zu freuen pflegen; ein kindisches, jugendliches, Gesicht. Allein im Ganzen ist es doch in derselben veraltet, indem diesem Worte,

2. allemahl ein verächtlicher Neben-Begriff anhebt, weil es sich jetzt nur auf den Mangel des Verstandes und der Vernunft bezieht, welcher mit der Kindheit verbunden ist. Ein kindischer Verstand. Ein kindisches Betragen. Sehr kindisch reden. Kindisch thun. Wieder kindisch werden im hohen Alter; bey der Winsbeckinn erkinden, im Nieders. verkinden, wo auch Kindtheit diesen Zustand der zweiten Kindheit bedeutet.

Kindleins-Bier, siehe **Kindel-Bier**.

Kindleins-Tag, siehe **Kinder-Tag**.

Kindlich, Fr. filial, einem Kinde gleich oder ähnlich, in dem Zustande eines Kindes gegründet.

1. In der ersten Bedeutung des Wortes **Kind**, dem Verhältnisse eines Kindes gegen die Urheber seines Lebens und Daseyns gemäß, und darin gegründet. Die kindliche Liebe, die Liebe eines Kindes gegen seine Aeltern, und gegen diejenigen, welche deren Stelle vertreten. Kindliche Zärtlichkeit. Kindliche Gesinnung. Der kindliche Gehorsam. Die kindliche Furcht, wenn man den Verlust der Liebe und Wohlthaten im Falle der Beleidigungen von Aeltern und deren Stellvertretern besorget; im Gegensatz der knechtischen Furcht. Als ein Nebenwort kommt es seltener vor.

2. In der dritten Bedeutung des Hauptwortes **Kind**, in der Kindheit, in dem Alter eines Kindes gegründet, in gutem, wenigstens gleichgültigem Verstande. Das kindliche Alter, das Alter eines Kindes, einer Person, so lange sie noch ein Kind ist. Eine kindliche Freude, mit der Empfindung, mit welcher sich Kinder zu freuen pflegen. Indessen wird es doch in dieser Bedeutung nur selten gebraucht, zumahl da die Zweideutigkeit mit der vorigen Bedeutung leicht einen Mißverstand machen kann. Als ein Nebenwort ist es hier gar nicht üblich.

Kindisch bezieht sich allein auf das Alter, und den mit demselben verbundenen Mangel des Ernstes und des Verstandes; **Kindlich**, auf das Verhältniß.

Kindschaft, das Verhältniß eines Kindes gegen seine Aeltern, und der Inbegriff der darin gegründeten Vorrechte; ein nur noch in den Rechten und in der biblischen Schreibart übliches Wort. In den Rechten, besonders Ober-Deutschlandes, kommen **Kindschaft** und **Einkindschaft** noch häufig für die Annehmung an Kindesstatt, für die Adoption, vor. In der Gottes-Gelehrsamkeit hingegen ist es das genaueste Verhältniß des Menschen gegen Gott, die Theilnehmung desselben an den Vollkommenheiten Gottes, und das

Recht zu dieser Theilnehmung. Gott hat uns zur Kindschaft verordnet, Ephes. 1, 5. Die Kindschaft empfangen, Gal. 4, 5. Sich nach der Kindschaft sehnen, Röm. 8, 23.

Ringan, eine Gattung Zeug, welche in Japan gemacht wird. Er hat einen blauen Grund, ist gebümt, und stellt mehrentheils das Gewächs, welches See-Blume heißt, und im Wasser wächst, vor. Dieser Zeug ist einer von den vornehmsten Waaren, welche die Japaner den Einwohnern des Landes Jesso zuführen.

Ringhorn, ein Flecken im nördlichen Theile von Scotland, in der Landschaft Fifehire, welcher wegen einer Zwirn-Manufactur berühmt ist. Die Weiber verfertigen ihn; denn die Männer sind auf der ganzen Küste bis an Queensferry meistens Seelente. Es gibt in dem Meerbusen (Firth) eine Menge Meer-Schweine, die man schießt, und aus deren Fette man an der Küste Thran siedet, wie mit den Wallfischen und andern großen Fischen geschieht, die sich hier zuweilen sehen lassen; doch gibt es in diesem Firth weiter herwärts eine weit regelmäßigere Fischeren. Einen nicht geringen Vortheil ziehen die Einwohner dieses Ortes auch von der Fähr, oder dem Bothe, welches täglich zwischen Leith und hier, hin und wieder fährt. Die Ueberfahrt beträgt 7 Meilen.

Kingston, Kingstown, die größte Stadt auf der Insel Jamaika; s. im XXVII Th. S. 771.

Ring-Horn, 1. Im g. L. einiger Gegenden, ein Horn, d. i. musikalisches Blase-Instrument, welches einen sehr hellen Ton gibt, und unter dem Nahmen des Zinfes am bekanntesten ist. Siehe dieses Wort.

2. Figürlich wird, wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt, eine gewundene einfächerige Schnecke mit langen Spizen, deren erste Windung sehr weit ist, und einen Bauch macht, und ihr die Gestalt einer Posaune oder Trompete gibt, bey den Holländern **Ring-Horn**, sonst

sonst aber Meer-Horn, Meer-Trompete, Posaunen-Schnecke, See-Trompete, oder Trompeten-Schnecke, L. Buccinum, Fr. Buccin, genannt.

Die Holländer bedienen sich gemeinlich des Wortes Horn, wenn wir Deutsche Schnecke gebrauchen; und Ring-Horn dürfte vielleicht, wie Müller bey dem Gitter-Horne (*Buccinum reticulatum* L.) angemerkt hat, so viel als Ring-Horn bedeuten sollen; indem diese Schnecken-Gehäuse einen gewissen Klang, oder ein Sausen von sich geben; daher werden auch viele dergleichen von den Indianern im Kriege, statt der Trompeten gebraucht, um ein Feld-Geschrey damit zu machen. Doch gilt dieses nicht von allen; vielmehr sind die meisten Conchylien, welche jetzt die Holländer Ring-Hörner nennen, und Linné in dem Geschlechte *Buccinum* vorgetragen hat, von diesen Trompeten-Schnecken unterschieden, und ehemals zu den Schellen-Schnecken, Sturmhauben, Harfen, u. s. f. gerechnet, da hingegen die *Buccina* der ältern Schriftsteller unter andere Geschlechter vertheilt worden. Aus der Bemerkung der allgemeinen Geschlechts-Kennzeichen wird man leicht abnehmen, welche Conchylien Linné zu den *Buccinis* gerechnet hat, und demnach Ring-Hörner zu nennen sind. Das Thier ist der gemeinen Schnecke ohne Haus ähnlich. Es paren sich dieselben, und legen Eyer. Die einfache, gewundene Schale ist an dem ersten Gewinde sehr bäuchig, die Mündung enfförmig, und läuft in eine kleine, kurze, rinnenartige Spalte an der rechten Seite aus; diese rinnenartige Spitze ist stumpf oder abgestutzt, und die Spindel zeigt keine Falten. Linné führt 51 Arten an, macht aber, um dieselben desto leichter von einander zu unterscheiden, acht Abtheilungen.

Die erste begreift diejenigen, welche flaschenartig aufgeblasen sind, und eine runde, dünne, halb durchsichtige, zerbrechliche Schale haben. Diese werden gemein-

gemeiniglich Schellen = Schnecken genannt. Die zweite enthält die so genannten Sturmhauben; bey diesen ist die Mündung gezähnt, und endigt sich mit einem kurzen umgebogenen Schwanze. Diejenigen, welche in der dritten Ordnung stehen, nennt Müller Bezoar = Schnecken. Diese zeigen zwar auch einen kurzen, umgebogenen Schwanz, die Lippe aber ist inwendig umgezähnt, hinterwärts hingegen stachelig. Die vierte Abtheilung enthält diejenigen, welche an der Spindel eine dicke, schwielartige, umgeschlagene Lippe haben. Müller nennt sie Schwielen = Spindeln. In der fünften stehen meistens Harfen. Bey diesen ist die Spindel platt und gleichsam abgeschabet. Die sechste enthält glatte, die siebente eckige Kink-Hörner; und in der achten stehen diejenigen, deren Schale pyramidenförmig, glatt und spitzig ist; diese heißen Nadeln.

Von den Bezoar = Schnecken sind 5 Arten bekannt, als:

1. Der graue Bezoar. Weil die glatte, runde, ungefähr 5 Zoll lange Schale grau gefärbt ist, hat man solche mit den Bezoar = Kugeln verglichen, wozu noch kommt, daß der Bewohner stark nach Schnittlauch riecht, und daß bey denjenigen, welche diese Schnecken essen, ein ähnlich stark riechender Schweiß erregt wird. Diese ist *Buccinum glaucum* L. und wird auch das gemeine Bezoar = Horn, oder die graue Sturmhaube, Fr. Casque Bezoard, Holl. Gemeene Bezoarhoorn of graetwe Kasker, genannt. Der Umfang der Schale ist auf dem Rande der Gewinde mit Warzen, und die Lippe hinten mit Dornen, mehr oder weniger, besetzt, und die Mündung inwendig pomeranzenfarbig. Um diese von den Sturmhauben zu unterscheiden, ist noch anzumerken, daß sie an dem Umlaufe der Gewinde 3 Säumchen, als Ueberbleibsel der alten Mündung, haben, bey der Bezoar = Schnecke aber nur ein einziges Säum-

Säumchen oben, und selten eines auf dem Rücken zu bemerken sey. Die Eyer, welche diese Schnecken ungefähr 2 Klafter tief auf einen Stein legen, sind kurz und zackicht.

2. Der glatte Bezoar. Es finden sich bey dieser Art zwar einige Verschiedenheiten, und zuweilen ist die Schale auf dem aschgrauen Grunde mit braunen Striemen bezeichnet, daher auch Linné diese Art *Buccinum Vibex* genannt hat. Diese striemige Sorte heißt auch das glatte Säumchen, Fr. Casque en bandrier, Holl. Gevlamde Bezoar Gladde Zoomrje; alle aber sind glänzend glatt, als ob sie poliert wären, ohne Falten, Runzeln und Knoten, meistens lang und schmahl. Einige sehen dem grauen Bezoar ähnlich, sind aber allemahl kleiner.

3. Das knotige oder gestreifte Säumchen, Holl. gestreepte of gevoorende Zomrje, *Buccinum Eminaceus* Linn. Säumchen nennt man selbige, weil gemeiniglich zur Seite des Rückens noch der Saum von der alten Mündung gesehen wird; knotig aber, weil die Schale am obern Gewinde etwas gefalten ist, und an dessen Rande einige Erhöhungen zeigt. Die Lippe ist bey einigen hinten mit Dornen besetzt, daher sie auch von den Holländern gedorntes Säumchen genannt wird. Einige sind, der Länge nach, auf einem schmutzig weißen Grunde schön gelblich gestreift; bey einigen fehlen die Dornen. Ost- und West-Indien liefern dergleichen.

4. Das Reißbrey = Kink-Horn, das warzenförmige Kink-Horn, die kleine körnige Trompete, *Buccinum papillosum* L. Fr. Buccin tout chargé de tuberosités, Holl. Rystenbry-hooren. Diese Art kommt mehr mit den eigentlichen Kink-Hörnern, als den Bezoar = Schnecken, überein; da jedoch die meisten hinten an der Lippe einige Zähne oder Dornen zeigen, hat Linné solche zu dieser Classe gerechnet. Die

Die Schale ist $\frac{1}{2}$ 3. lang, $\frac{1}{4}$ 3. breite, gelblich weiß, und an der Spitze etwas rosenfarbig, über und über mit erhabenen Warzen, gleichsam wie mit Reiß, bestreuet. Es kommt aus Ost-Indien.

5. Das linirte Kink-Horn, die Eichel, die Draht-Schnecke, der Gold-Draht, Buccinum Glans L. Fr. Buccin à filet du raye. Die Schale ist glatt, dünn, etwas größer als die vorige, und hat das Ansehen, als ob sie auf einem weißlichen Grunde mit einem feinen rothen Zwirn-Faden umwunden wäre. Die Holländer nennen sie, weil große feuerfarbige Flecken darauf vorkommen, das Mutter-Mahl, oder Modervlêkjes. Weil hinten an der Lippe zwei Zähnen hervor ragen, hat Linné solche unter den Bezoar-Schnecken angeführt. Das Thier hat, wie bey den Papst-Kronen, eine giftige Angel, womit es verletzen und Entzündungen verursachen kann. Ihr Vaterland ist Ost-Indien.

Außer diesen Bezoar-Schnecken, bemerke ich hier ferner,

6. das Pomeranzen-Kink-Horn, Achat-Kink-Horn, Buccinum glabrarum L. Fr. l'ivoire ou Mitre jaune. Wenn die Schale gut behalten ist, hat sie eine glatte, glänzende Pomeranzen-Farbe; doch findet man auch schneeweiße. Die Holländer nennen sie geele Kuipers Boor, den gelben Böttcher-Bohrer. Sie haben vollkommen die Gestalt eines ordentlichen Kink-Hornes, sind oft über 2 3. lang, und 1 3. breit. Die Spindel ist abgebrochen und eingebohrt. Sie werden bey den Antillischen Inseln, in West-Indien, in den afrikanischen Meeren und auf Senegal gefunden.

7. Die schwarze Bohne, Buccinum praerosum L. Holl. Porpuntje. Die Schale ist so groß, wie eine Bohne, oval und schwarz, an der Spitze abgenaget, an der Spindel aber ganz glatt. Sie gehört unter die Fluß-

Fluß-Konchylien, welche Alström in den Wasser-Setzungen Sevilien's entdeckt hat.

Diese beyde Arten gehören zu den glatten Kink-Hörnern; die dritte Art wird unter dem Rahmen-Treppe vorkommen.

Von den eckigen Kink-Hörnern, bemerke ich hier

8. die wellenförmige Fisch-Keuse, das Eck-Horn, Buccinum undosum L. Fr. Buccin ondé. Verschiedene kurze, dicke, gedrungene, kleine Kink-Hörner nennen die Holländer Boerajongen, Bauer-Jungen. Bey unserer Art ist die Schale oval, zugespitzt, mit glatten erhabenen Strichen umgeben, durch weiße Falten stumpf fünfeckig, und inwendig an der Lippe gestreift. Man findet dick- und dünnshälige. Die letztern sind sehr selten. Es gibt braune, blasse, auch sind sie zuweilen mit einem wollichten Wesen überzogen. Alle kommen aus Ost-Indien.

9. Das spitzbergische Kink-Horn, Buccinum glaciale L. Die glatte Schale ist nur einiger Maßen gestreift, länglich eyrund, und an dem untersten Gewinde einiger Maßen keilsförmig erhöht, dick, etwa so groß als das äußerste Glied eines Fingers, blassefarbig, kegelförmig zugespitzt, untenher bauchig, ausgerundet, und mit einer ovalen Mündung, dicken Lippe und weit klaffenden Strichen versehen. Der gleichen Schnecken halten sich im Eis-Meere auf.

10. Das nordische Kink-Horn, das Bart-Männchen, das Wellen-Horn, Fr. Buccin du Nord. Weil diese Schnecken-Art von der Nord-See an den Strand geworfen wird, heißt solche die niederländische. Die Holländer nennen sie gewoone Wulk, haaerige Diklipjes; und weil sie oft wellenförmig, der Länge

Länge nach gerünzelt, und einiger Maßen eckig sind, hat sie Linne *Buccinum undatum* genannt. Die Schale ist verschieden, 3 bis 5 Z. lang, weiß, gelb, aschgrau und blau. Einige sind glatt; die mehresten haben über den Runzeln noch Quer-Striche. Die Eyer-Nester sind blasenartige Trauben-Büschel von gelber Farbe, welche öfters aus 4000 Bläschen oder Eiern bestehen, jedes von der Größe einer Erbse.

11. Das gegitterte Kink-Horn, das Gitters-Horn, die gegitterte Fisch-Reuse, *Buccinum reticulatum* L. Holl. overlans geknobbelt Topje, ist der vorigen Art fast ähnlich, an der Mündung aber gezähnt, und der Länge und Quere nach mit erhabenen Rippen versehen, welche einander durchschneiden, und dadurch ein Gitterwerk vorstellen. Die Farbe ist aschgrau, oder blaß purpurfarbig, und die Länge beträgt ein Par Zoll. Das mittelländische und englische Meer, die französischen Küsten, Senegal, u. d. gl. versorgen uns reichlich mit dieser *Ronchylie*.

12. Das geglättete Kink-Horn, Glanz-Horn, *Buccinum nitidulum* L. Die Schale ist bauchig, pyramidalisch, glänzend braun, die Länge herab mit rauhen Strichen besetzt, und an der Mündung einiger Maßen gezähnt. Die Farbe sowohl, als die Bänder, womit sie umgeben ist, zeigen einige Verschiedenheiten. Man erhält dergleichen aus dem mittelländischen Meere.

13. Das Glatt-Horn, *Buccinum laevigatum* L. Das mittelländische Meer liefert auch diese länglich enrunde, glatte, mit einer Lippe versehene, aber ungezähnte Schnecke. Sie ist der vorher beschriebenen ziemlich ähnlich, aber blasser, und an den Gewinden nicht gefaltet.

Zu den eckigen Kink-Hörnern, gehört auch 14. die Muskatens-Nuß, von welcher ich unter diesem Namen sprechen werde.

Zu den Schellen-Schnecken gehören:

15. Das Gürtel-Kink-Horn, *Buccinum angulatum*. Diese Schale kommt mit einer Stachel-Schnecke, die Stiege genannt, gar viel überein, ist oval und aschgrau, und von der Größe einer Pflaume. Um das erste Gewinde laufen dreyn erhabene, glatte, und an den Seiten gleichsam ausgehöhlte Gürtel herum. Die Mündung ist oval, die Spindel platt, und die Lippe unter den Gürteln gefaltet. Der Aufenthalt ist im isländischen Meere.

16. Das Runzel-Kink-Horn, *Buccinum rugosum* L. Die weiße Schale ist so groß wie ein Ei, und der Quere nach mit sehr vielen, dicht an einander gestellten, erhabenen Strichen bezeichnet, davon der sechste dicker und zugleich knotig ist, mithin einen besondern Gürtel ausmacht. Die Gewinde laufen in eine Spitze aus, und der Schwanz sticht etwas in die Höhe gebogen hervor. Die Lippe ist gerändelt, und inwendig mit gleichen Höckerchen besetzt, untenher aber weit gedehnt, und inwendig ungleich. Zwischen der Schale und der Lippe geht eine starke Vertiefung hinein.

Zu den Nadeln gehören:

17. Die Knoten-Kette, *Buccinum Monile*. Die Schale ist gethürmt, und hat um die Gewinde zwey Gänge; der untere ist breit, und schwach ausgekehrt, der obere aber schmahl, und besteht aus einer Kette von Knoten. Sie ist weißlich oder gelblich.

18. Das zweyfädige Kink-Horn. Die Schale ist gethürmt, und hat zwey Gänge, wovon der untere breit, und schwach in die Quere gestreift, der

der obere aber dicker, mehr erhöht und gleichsam zweyfädig, oder aus zwey Fäden zusammen geschlungen ist.

19. Das einfädige Kink-Horn, Buccinum proximum. Die Structur ist der vorigen gleich. Das untere Band ist breit, und schwach in die Quere gestreift, das obere aber fadenförmig und mehr erhöht. Beide bestehen aus zwey Fäden, die aber so an einander liegen, daß man sie nur für Einen Faden ansehen sollte.

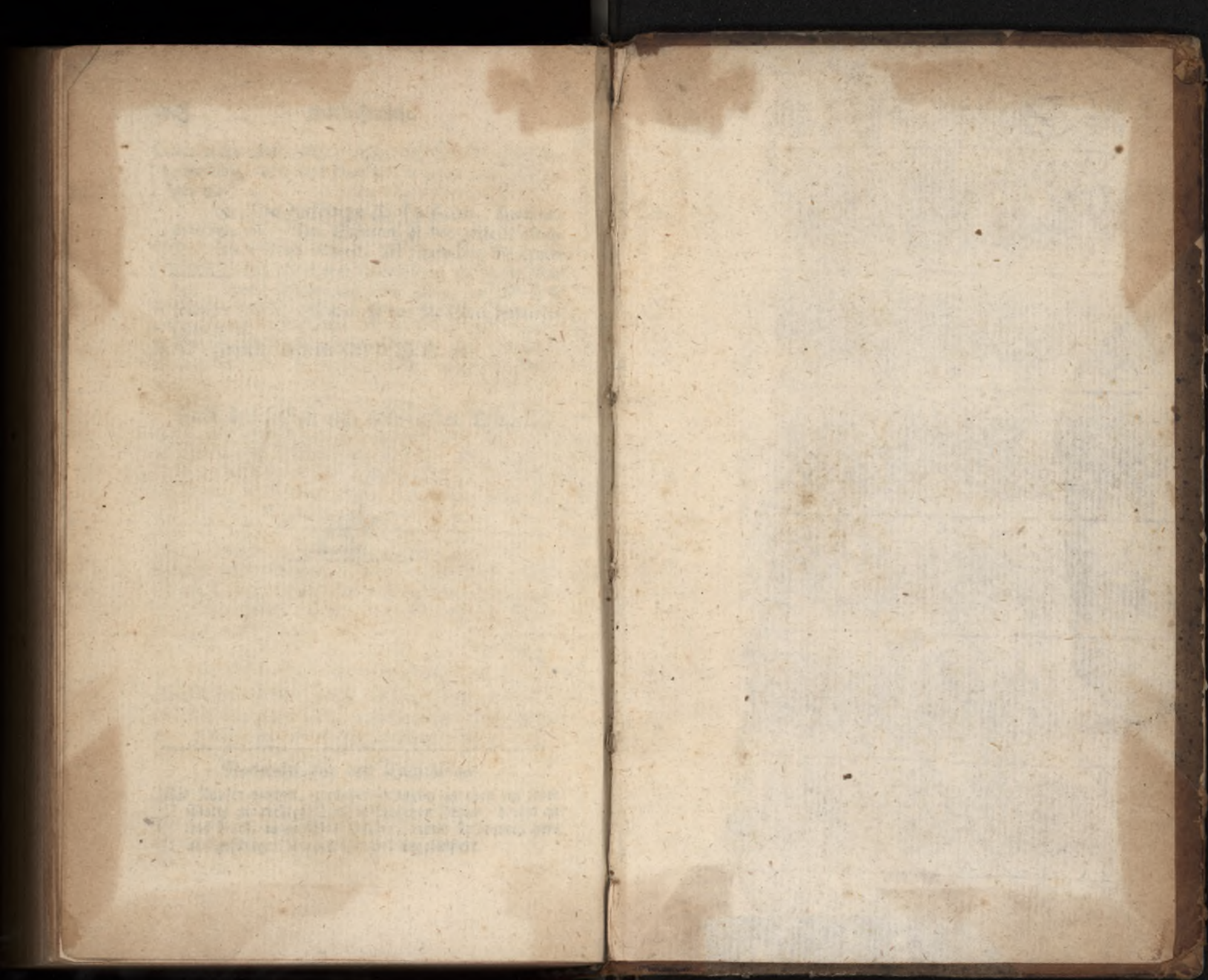
Kink-Husten, siehe im XXVII Th. S. 20.

Ende des sieben und dreyßigsten Theiles.



Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit sie bequem heraus geschlagen werden können, angekleistert.



D. Schmid,
Stromsche
Cachet-Druck.

37. Teil.
von Rev bis Sine.

